

Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

ELFTES JAHR

JANUAR BIS DEZEMBER

1934

*

Kronstadt

Inhaltsverzeichnis

Gedichte, Sprüche, Aphorismen

Seite

Cisek Oskar Walter, Gedichte 209
Hajek Egon, Leuchter von oben 47
Huchel Peter, Gedichte 169
Marie 314
Oktoberlicht 398
Ließ Otto, Mioritza, eine rumänische Volksballade 1
Maurer Georg, Neue Liebe 249
Mutius Gerhard von, Gedanken 457
Neustädter Erwin, Am schwarzen Meer 94
Gewitter 191
Roth Arnold, Worte an Asnath 252
Gedichte 409
Sân-Giorgiu Jon, der Leierkasten 160
Herbstbeginn 340
Scherg Kurt, Mutter im Herbst 154
Schewtschukewitsch Opanas, Mein Lebensstern 32
Weinheber Josef, Gedichte 16
Gedichte 369
Wolf-Windau Michael, Der dichtende Bauer 98
Gebet an die Mutter 225
Der Jungbauer 329
Neue Gedichte 453
Zillich Heinrich, Inschrift nach zehn Jahren 85
Kühle Verheißung 129
Pflügender Bauer 289
Im Spätherbst auf der Gartenbank 397

Skizzen, Erzählungen, Novellen, Schilderungen

Alscher Otto, Das Erdbeben 133
Der Zigeunerhund 292
Der Jäger 454
Catiz Oinz, Der Bauer sucht einen Rechtsanwalt 3
Cisek Oskar Walter, Das entfallene Gesicht 378, 410
Eidlitz Walter, Die Gätensteppe 439
Folberth Otto, Der Meierhof von Urlow 94
Klöß Hermann, Eine Offizierswitwe 191
Kramer Oskar, Gerechtigkeit 216
Lienert Hans, Die linke Wange 144
Maurer Georg, Aus Briefen und Tagebuchseiten 49
Mühlberger Josef, Der duftende Weinberg 41
Orend Misch, Die alte Schusterin auf dem Graben 254
Ponten Josef, Im deutschen Wolgadorf 171
Roth Arnold, Die andere Liebe 250

Seite
Wiechert Ernst, . . . aus den Seiten eines Buches 396
Witting Emil, Pfingstwallfahrt 330
Wittstock Erwin, Bedrängnis 86
Wühr Hans, Die kleine Stadt 99
Zillich Heinrich, Mein erstes Buch im Ledereinband 211
Der Sommer 289
An der Schwelle des Herbstes 376
Vor Weihnachten 449

Aufsätze und Sonstiges

Bielz Julius, Die Waffensammlung des Baron Brukenthalischen Museums . 258
Capesius Bernhard, Sächsische „Isolierung"? 59
Sprache und Volkstum 195
Von der Wertung deutschen Wesens durch die Welt 430, 437
Gerhard von Mutius und wir 459
Deubel Werner, Melchior Palágyi 274
Fittbogen Dr. Gottfried, Warum wurde St. Ludwig Roth erschossen? . . . 186
Hajek Egon, Weisheit und Würde 106
Hannerth M., Der neue Erzieher 391
Härlen Hasso, Was ist eine Nation? 278
Das Rätsel Japan 357
Jekelius Ernst, Hermann Stehr 102
Emil Sigerus 182
Kaufmes Hans, Das Generationsproblem in unserer sächs. Bauernschaft . . 150
Klein Karl Kurt, Drei siebenbürgische Erzähler 18
Maurer Georg, Sieg und Gefahr des Geistes 388
Möckel Konrad, Was ist die Kirche? 225
Die zeitgemäße Frage 269
Mutius Gerhard von, Die Entführung des Ganymed 91
Wallenstein 344
Neugeboren Emil, Was ist Kirche? 264
Oberth Prof. H., Intellektualismus und Frömmigkeit 63
Ongyerth Gust, Unser deutsches Landestheater 32
Orend Misch, Das neue deutsche Lebensgefühl 117
Die Tracht 341
Pilder-Klein Hermine, Sinn und Berechtigung des Frauenstudiums im dritten Reich 154
Pomarius Alfred, Der Charakter 219
Reisner Erwin, Geschichtslose Kunst 107
Das Wort ohne Du 295
Roth Arnold, Theaterkrise und Laienspiel 472
Sân-Giorgiu Ion, Mihail Eminescu und der deutsche Einfluß 12
Staedel Wilhelm, Um unsere Jugend 136
Sindel Emil, Fehler im Hochdeutsch der Siebenbürger Sachsen 317
Scheiner Andreas, Was geschieht mit unserer Kirche? 462
Scherg Georg, Rundfunk 235
Schlandt Walter, Was bedeutet uns Hans Pfitzner? 272

Seite
Schleuning Johannes, Das Rußlanddeutschtum vor der Vernichtung 177
Teutsch Julius, Wetterzauberei 303, 348
Watzinger Karl, Das balladeske Drama 29
Christian Dietrich Grabbe 314
Adel und Untergang 371
Weinheber Josef, Hans Leifhelm 231
Witting Emil, Aufgaben des siebenbürg.-sächs. Schrifttums 119
Der Maler Nagy Imre 129
Der Verlust der Siebenrichterwaldungen 419
Zillich Heinrich, Gemeinschaftskrise 52
Idealismus und Wirklichkeit 147
Josef Pontens großer Roman 174
Ein Jahr deutsches Landestheater in Rumänien 237
Nachwort 434

Rundschau

Csallner Carl H., Sprachbesinnung 243
Jekelius Ernst, Zum 80. Geburtstag von Emil Sigerus 127
Ein geistliches Arbeitslager in Siebenbürgen 163
Abschiedsausstellung Grete Csaki-Copony 164
Der dichtende Bauer am Vortragstisch 242
Schillerfeier in Hermannstadt 484
Klemm Werner, Wissenschaftliche Schulungswoche 402
Neugeboren Emil, Eine Richtigstellung 324
Orend Misch, Zweite Gründerversammlung der Deutschen Buchgilde in Rumänien 74
Ongyerth Gust, Das Deutsche Landestheater an der Arbeit 401
Hermann Czell † 445
Pomarius Alfred, Zeitgemäße Betrachtung 399
Zur innervölkischen Lage 443
Auf dem Wege zur Volksgemeinschaft aller Deutschen Rumäniens . . . 480
„Volk im Osten", eine neue Zeitschrift 483
Prox Alfred, Der Ungarische Museumsverein in Kronstadt 400
Roth Arnold, Die Stephan-Ludwig-Roth-Schar 281
Schnell Fritz, Sprachbesinnung 36, 204
Schuster Gustav, Die vierte Schülerolympiade 283
Übereifer 78
Zillich Heinrich, Chronik 34, 122, 161, 198, 242, 321, 361
Stefan George 34
Kronstädter Ausstellungen 34
400 Jahre Honterusgpresse 35
Veit Stoß Siebenbürger Sachse? 38
Ein Lehrauftrag für sieb.-sächs. Sprache, Literatur und Geschichte an der Universität in Bukarest 73
Bischof Teutsch-Denkrede 76
Ungarn und Deutsche 76
Zur Abstammung des Veit Stoß 78

Seite

Erstes geistliches Arbeitslager in Siebenbürgen 127
Das Fest des 10jährigen Bestehen der Zeitschrift Klingsor 201
Das Deutsche Landestheater Rumäniens 203
Arbeitslager 204
75 Jahre Kronstädter Männergesangverein 244
„Belange" 325
Aus dem heimischen Schrifttum 326
Friedrich Mieß 80 Jahre alt 360
Stuttgarter auslanddeutsche Festwoche 403
Gerhard von Mutius † 444

Buchbesprechungen

Beginnen auf den Seiten: 38, 79, 127, 165, 205, 244, 284, 326, 365, 405, 446, 485

Mitteilungen der Schriftleitung

Auf den Seiten: 40, 84, 128, 168, 208, 248, 288, 368, 408, 448, 492

Bildbeilagen

Csaki-Copony Grete, Stilleben 100
Depner Margarete, Frauenbüste 41
Eder Hans, Christuskopf 85
Konnerth Hermann, Dorftanz 209
Kimm Fritz, Zeichnung 129
Zeichnung 289
Mieß Friedrich, Gemälde 329
Nagy Imre, Am Bache 144
Netoliczka O. G., Knabenbildnis 169
Schachel Waldemar, Herrenbildnis 369
Schunn Heinrich, Malajeschter Kamine auf dem Butschetsch 1
Akt 409
Teutsch Walther, Gemälde 449
Waffenkammer des Baron Brukenthalischen Museums zu Hermannstadt . . 249

Markusdruckerei Schäßburg



Phot. Oskar G. Netoliczka
Heinrich Schunn, Malajeschter Kamine auf dem Butschetsch

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
11. JAHR JANUAR 1934 HEFT 1

Mioritza

Eine rumänische Volksballade. Übersetzt von Otto Lieb

Von einem Bergeshang,
Den goldnen Rain entlang,
Treten dir entgegen
Talwärts auf den Wegen,
Der Schafherden drei
Und der Hirten drei.
Einer Moldowar,
Einer ein Madjar
Und einer Wrantschear.
Doch jener Madjar
Und der Wrantschear
Heimlich sich hatten
Arg beraten;
Zu schlagen tot
Ums Abendrot
Den Moldowar,
Weil ihm Schätze bar
Gehör'n und eine Schar
Von großen Herden,
Von sichern Pferden
Und Hunden, gelehrten! . . .
Doch sein Lämmelein
Mit Wolle, silberfein,
Seit drei langen Tagen
Hört man es nur klagen,
Will's kein Gras mehr nagen.
— „Mioritza, kleines,
Seidenhaar, du feines!
Seit es dreimal taget,
Hast du nichts genaget,
Hast mir nur geklaget!
Oder bist du kränklich,
Klein Mioara, sprich?"
— „O Hirte, du lieber!
In's Dickicht hinüber
Führ uns, auf Matten,
Wo Gras wir schon hatten,
Da Bäume auch schatten.
O Herre, mein Herre,
Den Hund ruf zur Wehre,
Den tapfer ihr wißt,
Der Bruder dir ist;
Denn um's Abendrot
Schlagen dich tot
Der Hirte, der Madjar
Und der Wrantschear"
— „Weißwolliges Schäflein,
Nicht ahndungsschwer sein;
Und wenn ich sterben müßt,
Wo Blumenpracht mich grüßt,
Sag dem Wrantschear
Und auch dem Madjar,
Daß sie in's Grab mich legen
In der Näh allwegen,
In der Hürde Bereich,
Da bin ich mit euch;
In der Schafhütte Grunde,
Da hör ich die Hunde.

Künd es, sag ich dir!
Zu Häupten lege mir
Das Buchenpfeifelein,
Klingt viel Liebe drein;
Das beinerne mit,
Es sagt, was man litt;
Die Hollunderflöte
Singt Feur wie Abendröte.
Wenn der Wind beginnt,
Durch sie rinnt,
Werden die Schaf mich wähnen
Und weinen blut'ge Tränen!
Weil ich es gebot,
Sage nichts vom Tod.
Sag ihnen gescheit,
Daß ich mir gefreit
Die schöne Königsmaid,
Die Weltenbraut zur Zeit;
Daß beim Hochzeitspiel
Ein Stern herunterfiel;
Vom Mond und der Sonnen
Den Brautkranz ich gwonnen,
Die Espe und der Tann
Den Hochzeitszug begann;
Prediger Berge waren,
Als Spiellent Vögel harren,
Tausend Vögelein;
Die Fackeln, Sternelein!..
Doch wenn du sie erblickst,
Wenn du ihr zunickst
Der Mutter, der alten,
Vom Gürtel gehalten;
Die alle fragt
Und jedem sagt:
Wer hat ihn gesehen
Da vorübergehen,
Den hochgemuten Hirtenjüngling,
Des Hüft ein Goldring leicht umfing'?
O, sein lieb Gesicht,
Schnee getaucht in Licht!
Und seiner Lippe Flaum so zart
Wie die Ähre, die Reifens harrt;
Und sein dunkles Haar
Wie der Raben Schar;
Sein Auge, liebereich,
Des Felds Schwarzbeere gleich!..
Du, Mioara klein,
Sollst barmherzig sein
Und sagen ihr gescheit,
Daß ich mir gefreit
Die schönste Königsmaid,
Auf Triften, wunderweit.
Doch dem Mütterlein
Solls verschwiegen sein,
Daß beim Hochzeitsspiel
Ein Stern herunterfiel.
Den Hochzeitszug begann
Die Espe und der Tann;
Prediger Berge waren,
Als Spiellent Vögel harren;
Tausend Vögelein,
Die Fackeln, Sternelein!...“

Der Bauer sucht einen Rechtsanwalt

Von Oinz Catiz

Sonnabend.

Im Kaufladen des Dorfes versammeln sich abends die Bauern. Der Kaufmann erhält täglich eine Zeitung und allmonatlich fährt wohl auch ein Reisender vor: hier hat das Himmelsgewölbe des Bauern einen Sprung, durch den das Ticktack der Weltuhr zu ihm dringt, auf deren Zifferblatt du ablesen kannst, was Gott mit dieser Erdkugel vor hat; hier kannst du erfahren, ob die sieben mageren Jahre bald um sind, diese Jahre mit einer Sonne, die Gewitter kocht und auf Kornfelder mit tauben Ähren sengt, diese unbegreiflichen Jahre vergeblicher Arbeit in unfruchtbarer Erde, diese Jahre mit vielen Kindern, deren Mutter die Demut aus den Augen fleht. Ist diese Demut falsch? Denn sieh: zuweilen schwellen die Flüsse an, diese Zornadern Gottes, und zertreten die Saat. Die Kinder hungern; sie sind wie vom Reif überfallene Pflänzchen. Manche sterben. Doch sind diese Jahre um, wird es noch mehr Arbeit geben, ja, aber die Kinder, denen der Reif das Herzblatt nicht welkte, werden erwachsen sein. Das ist gut so.

Nein, die Jahre dauern noch, sagt der Kaufmann. Der Kaufmann muß das schon wissen.

Wie angewachsen stehen die Bauern im schmalen Raum, Baumstämme mit den blonden Flechten ihrer Bärte. Ihre Hände hängen gleich erdentblößten Wurzeln herab und halten einen weißen Wurm, dessen glühendes Maul giftig raucht und grauen Schaum speit: die Zigarette.

Gehen wir? fragt der dünne Baumstamm neben mir.

Für Geld kauft man nützliche und unnütze Dinge. In den sieben magern Jahren will die Nützlichkeit eines Dinges lange bedacht sein. Das mußt du einen Bauer nicht erst lehren. Aber er spart auch die Worte, er geizt auch mit dieser Münze, dafür man einen guten Rat kauft, einen Tag Seelensonnenwetter, eine Freundschaft. Redet der Bauer aber, so will er etwas für seine Rede kaufen.

Gehen wir, sage ich.

Die Nacht ist warm und sternbesät. In den Giebelhäusern verblinken die Lichter. Die Turmuhr schlägt mit langen Zwischenzeiten die zehnte Stunde: tingtang . . . tingtang . . .: der klingende Pulsschlag der Ewigkeit. Irgendwoher klingt Mädchensingen, das der laute

Pfiff eines Knechtes, der die Häuserzeile entlang torkelt, jäh zerbricht. Hühuhü! pfeift er. Nocheinmal: Hühuhü! Dann zerschmilzt alles in der Wärme der Nacht; auch die Mädchen singen nicht mehr.

Im Gleichschritt gehen wir die Straße hinauf. Der Bauer schweigt. Ich denke nach, was ich ihm zu sagen hätte, doch fällt mir nichts ein. Da sind wir schon vor unserem Haus angelangt. Der Bauer redet nicht. Ich irrte mich also, als ich annahm, er habe mir etwas zu sagen. Er hat mich aber nur als Begleiter auf dem Heimweg haben wollen, und mein Rätselraten war wieder solch eine Eitelkeit von mir. Das Seelenuhrwerk des Nächsten meinen wir zu kennen, aber unser eigenes ist uns fremd. Dort oben irgendwo in den Sternen zuckt die Unruhe, du bist nur der Widerhall davon auf dieser kleinen Erde. Vielleicht ...

Gute Nacht, Nachbar, sage ich und drücke die Hand auf die Klinke des Hausstores.

Ich fahre morgen in die Stadt, erwacht plötzlich der Bauer, kommst du mit?

Kann sein.

Ihr habt doch den guten Ledersitz?

Ja.

Gute Nacht.

Ich hatte mich also doch nicht geirrt!

Um sechs Uhr früh weckt mich der Bauer Michael: Fahren wir! Gemach, gemach, ich müßte mich doch ankleiden. Solange könnten seine Pferde schon warten, und er trage unterdessen den Ledersitz auf den Wagen.

Auch frühstückem muß ich! begehre ich auf.

Essen? Dem Bauern Michael bleibt der Mund offen. Dann fragt er nochmals, und das klingt jetzt wie eine höhnende Fanfare: Essen! Ich habe ebenfalls noch nicht gegessen. Bis zur Essenszeit sind wir zurück.

Das ist ja Schwatz, was der Bauer da behauptet, überlege ich, indem ich in den Leiterwagen klettere, bis zur Essenszeit können wir nicht zurück sein, fährt man doch bis in die Stadt zwei Stunden, heimwärts abermals zwei. Zwei und zwei ist vier. Bauer, deine Rechnung stimmt nicht.

Wir fahren durch mehrere Dörfer mit sonntagsreinen Straßen und klingenden Kirchtürmen. Auf dem Brachfeld der Gemeinden weiden die Herden. Zuweilen blickt eine Kuh lang herüber auf die Straße.

Dann wendet sie plötzlich den Kopf ab, als ließe sie einen unnützen Gedanken fallen, läßt das Maul auf die Grasnarbe nieder und frißt weiter.

Was treibt dich heute am Sonntag in die Stadt? frage ich den Bauer.

Wochentags muß ich die Schollen treten. Übrigens ist in einer Viertelstunde alles erledigt, fügt er noch hinzu und kaut weiter an seinem Schnurrbart.

Unmut klopft mir zornig an die Schläfen. Herrgott, muß ich denken, warum schleppst du mich in die Stadt, wenn du deine Angelegenheiten auch ohne mich erledigen kannst, wenn du mich gar nicht erst bescheiden magst, was es zu erledigen gibt! Du kannst es gerne wissen: Mein Herz verlangt nicht nach der Stadt. Nein. Der Ledersitz ist gut. Hast du ihn von deinem Vater geerbt? versucht er mich zu versöhnen. Gewiß hat er meinen Unmut gefühlt. Des Menschen Herz hat trotz allem eine zarte Haut. Diese Unterhaltung reicht uns für beinah zwei Wegstunden. Und wir dehnen nicht etwa die Worte, damit sie so lange klängen, das Schweigen nur dehnen wir mehr als der Schuhmacher das Leder. Wir sehen schon das Mauthaus der Stadt, da stöhnt der Bauer Michael: Es ist eine Schande! Und langt einen Briefumschlag aus seiner Rocktasche. Nimm und lies! sagt er wie der Engel zu Augustin.

Zwei Schriftstücke enthält der Briefumschlag, eine Gerichtsvorladung und eine Anklageschrift. Der Bauer Michael ist Anklagter. Ich lese. Nachher fragt der Bauer: Hast du es auch verstanden?

Ja, Michael, dein Vater will dich vom Hofe jagen.

Wenn er das kann! Und was steht weiter noch drin geschrieben? Daß du auf einen fremden Hof geheiratet und fünf Jahre lang im Hauszins gewohnt habest, wie man sagt. Vor drei Jahren nun habe er dich auf den Hof genommen, weil du ihm täglich mit deinem Bitten und Betteln in den Ohren gelegen habest. Wenn du ihm bei aller Arbeit helfen wolltest, was ein Vater von seinem Sohn doch erwarten dürfe, so wolle er dich gerne auf den Hof nehmen, solange dein junger Bruder Paul unverheiratet sei. Ja, habest du gesagt und ihm heilig in die Hand versprochen, alles nach deines Vaters Wunsch zu halten. Nun aber heirate dein Bruder und überdies hättest du keines deiner Versprechen gehalten. Von ihm ließest du dich nicht vom Hof weisen,

darum sehe er sich gezwungen, das Gericht in Anspruch zu nehmen. — Michael, ist das auch alles wahr?

Der Bauer schweigt.

Die Gerichtsvorladung lautet auf den 25. Juli, sage ich.

Der Bauer nimmt mir die Schriftstücke aus der Hand, faltet sie sorgfältig und schiebt sie in die Rocktasche. Dann verirrt er sich in das Gestrüpp seiner Gedanken und läßt die Peitsche sinnlos über den Pferden tanzen.

In der Kreishauptstadt ist sonntägliches Leben. Flaneure stelzen im Schatten der Häuser. Radfahrer jagen aus der Stadt. Frauen und Dienstmägde schleppen schwerbeladene Marktkörbe heim. Beim Anblick von Broten, Fleisch, Tomaten und Aprikosen fällt mir ein, in einer Konditorei meinen ungeduldigen Magen mit einem warmen Milchkaffee zu befriedigen.

Der Bauer lenkt den Wagen in den Hof einer Gastwirtschaft, spannt die Pferde aus dem Gestränge und wirft ihnen einen Arm voll halbwelken Grases vor die Deichsel. Er schält sich aus dem Arbeitsschurz: Jetzt suchen wir einen Rechtsanwalt!

Ob er das nicht allein besorgen wolle, frage ich ihn, mein Magen brumme schon wie ein ganzer Schwarm hungriger Bremsen vor dem Regen. Doch da blickt er mich an, als wie ein geängstetes Kind den Vater anfleht, als wie ein Hund seinen Herrn, — und ich gehe mit.

Wir gehen. Der schwere Schritt des Bauern reimt sich nicht mit dem hilfeflehenden Blick vorher. In der rechten Hand schwingt er den Peitschenstiel. Gleich einer Natter schlängelt sich die Peitsche um die Birkengerte: der Zauberstab eines Waldgottes. Sein Blick geht an den flinken Stadtmenschen vorbei, vor seinen Augen hängt das klebrig verworrene Gespinst seiner Gedanken. Michael — ! Ich bleibe stehen. Michael, geht es nicht anders? Versöhnen — meine ich. Du bist noch jung, beug den Nacken.

Er sieht mich lange an, doch sein Blick bleibt starr, ungelöst. Mein Evangelium scheint ihm nicht sonderlich neu zu sein. Nein, sagt er kurz, nein, das nicht mehr. Zehnmal tat ich es umsonst. Weißt du, das ist so: ein Stein fällt in den Altfluß, wellende Kreise, schön, rund gezogen, zuerst klein, dann immer größer. Nicht lang, dann ist wieder alles lehmiger Fluß. Man hat größere Steine. Auch die läßt man in den Fluß fallen. Gut, die Wellen kringeln bis ans Ufer, beinah bis ans Ufer. Drei Wimperzucken lang, und der Fluß hat auch sie

gefressen. Man hat noch größere Steine, ja, die größten. Aber sieh, mit diesen Steinen kannst du ein Haus bauen, diese darfst du nicht dem Fluß vergeuden, nein, diese nicht. Begreifst du?

Ja, mir schien, als hätte ich begriffen.

Und wir gingen, einen Rechtsanwalt zu finden.

In der Nähe des Gerichtsgebäudes blinken uns denn auch einige Namensschilder von den Hauseingängen entgegen. Advokaten umlauern das Tribunal wie vorzeiten die Geldwechsler den Tempel zu Jerusalem. Hier wohnt einer, Michael, sage ich und deute auf das Namensschild: Stepanski, Advokat.

Wir treten in den Hof. In der Tür, darüber das gleiche Namensschild steht, lehnt ein Mann. Kaum daß er uns erblickt, stürzt er uns entgegen. Mit wieselflinken Augen hat er erlugt, daß ich nur Begleiter bin.

Guten Tag, Herr Teutsch, guten Tag! Seine beiden schmalen Hände halten Michaels Bauerntatze wie eine schwere Last.

Ich heiße nicht Teutsch, Acker, Michael Acker.

Also Herr Acker, hat Sie ein Kettenhund gebissen?

Michael lacht nicht, nein, er langt den Briefumschlag mit den beiden Schriftstücken aus der Rocktasche und reicht ihn dem schmalen Männchen. Das habe ich bekommen, sagt er, und das sollen Sie auch gleich wissen: daß ich nicht auf meines Vaters Hof geheiratet, ist eine Lüge.

Der Advokat liest, halblaut liest er, wiederholt manchen Satz, und redet dann auf Michael ein. Dabei zählt er ihm die Hornknöpfe an Rock und Weste, zupft an jedem, wohl um zu sehen, ob er auch fest angenäht sei an dem schweren Tuch. Die Belastungsprobe, so sagt man doch. Ja, das Gesetz habe der Bauer durchaus auf seiner Seite und das sei eine ganz einfache Angelegenheit, sagt er immer wieder. So und so laute dann das Gesetz. Man lese nach, bitte. Eine halbe Stunde dauert die Rede. Zuletzt entdeckt er Michael, daß er, der Advokat, bei der ersten Gerichtssitzung gar nicht zugegen sein müsse, da werde Michael bloß seine Zeugen anzugeben haben. Auf Wiedersehen, Herr Acker!

Auf der Straße sagt Michael: Mhm, der Herrgott aber schaut nicht in Knauers Hundertjährigen Kalender, wann er mit dem Blitz eine Eiche spalten darf.

Ungefähr so sagte er das. Ich hörte nicht genau hin, ich dachte nur immerzu an meinen Magen. Meine Uhr zeigte die zehnte Stunde. Michael zog mich in einen Hauseingang, Michael stieß mich in eine Advokaturskanzlei. Ein noch junger Mann mit ebensolch weichen

Händen wie Herr Stepanski und zwei sehr, sehr übernächtigen Augen saß in einem tiefen Ledersessel. Auch er las Michaels Schriften, er las sie zweimal, gähnte, las sie zum dritten Male. Auch er tat einige Fragen, doch so, als ginge ihm dabei kein Gedanke durch sein Hirn. Gähnte wieder. Da tritt eine Frau, ein Mädchen herein. Sie bringt eine Wolke Wohlgeruches in die Stube. Michael zieht die Nase kraus. Der Advokat, der übernächtige junge Mann erwacht. Er küßt dem Mädchen die Hand, läßt sie auf sein Knie sitzen und zugleich mit dem weichen Griff um die Hüften des Mädchens hat er uns vergessen. Das Mädchen dreht sich wohl nach uns um, würdigt uns eines Blickes, der allerdings nicht mehr sagt als: nur ein Bauer. Und küßt den jungen Mann. Gut. Aber Michael rümpft nochmals die Nase.

Es vergehen Minuten, eine Viertelstunde vergeht. Michael hat dreimal schon die Nase gerümpft. Jetzt tritt er an den Schreibtisch. Herr Doktor, zur ersten Gerichtssitzung müssen sie nicht erscheinen, da habe ich wohl nur meine Zeugen zu nennen, zur zweiten... Guten Tag, Herr Doktor! Er rafft seine Papiere vom Schreibtisch. Dem Doktor geht wieder einmal kein Gedanke durch sein kleines Hirn. Das Mädchen hat einen langen Blick. Und wir sind auf der Straße. Der Teufel roch Weihrauch, oder umgekehrt, wie sagt man das? Als wir dem dritten Rechtsanwalt Auf Wiedersehen! sagten, zeigte meine Uhr die vergangene zwölfte Stunde. Noch drei Rechtsanwälte beehrten wir mit unserem Besuch, allen sagten wir: Auf Wiedersehen! Michael, der angestrengt ihren Reden folgte, lernte viele Paragraphen auswendig. Nächstens konnte er jedem im Dorf einen guten Rat erteilen, du kannst ja selber nachlesen in den Rechtsbüchern, bitte. Zuletzt bekamen wir es mit einem widerborstigen Klotz zu tun. Zwei Uhr war die Zeit. Den Mann quälte eine schlechte Verdauung. Auch ein Fünfjährling greinte wohl etwas zu viel. Der Vater nun war gewiß nicht der rechte Mann, die zerbrochene Feder am Spielauto des Kleinen zu reparieren. Da perlte umsonst der Schweiß an seiner Stirn. Zudem war er zu kurz angebunden. Endlich gewahrte er uns. Jetzt laßt mich in Ruhe! knurrte er. Ihr, sagte er zu uns, du!

Ist ja nicht viel, bettelte Michael. Ich wäre am liebsten gleich fortgelaufen.

Unseres Herrgotts mißratendste Ebenbilder! Arbeiten sollt ihr, nicht prozessieren! Er nahm die Papiere aber doch. Was, brüllte er dann plötzlich los, mit deinem eigenen Vater!

Ich trete einen Schritt zurück, indem ich denke, daß dieser Mann, der Virgil, einfach Doktor Virgil heißt, aus Michael nun Kleinholz schlägt. Ich bewundere Michael, der keinen Schritt weicht. Das Unwetter verrauscht endlich, und während des Lesens der beiden Schriftstücke verliert sich das Grollen des Donners, verzuckt das Wetterleuchten der Augenblitze. Und seht, Michael, der selber widerhaarig den Mund verschloß bisher, fängt an zu reden, redet, während draußen vor der Tür des Fünfjährlings Gegrein in helles Jauchzen sich verwandelt. Herr Doktor, redet Michael, gleichfalls eine Lüge ist es, daß mein Bruder Paul auf meines Vaters Hof heiraten soll. Nein, seit drei Jahren lebt er auf dem Hof einer Tante, die der Herrgott mit Unfruchtbarkeit schlug. Dafür prügelt sie ihren Mann. Den aber kann man nicht leicht einer Schuld zeihen, eine Magd, die allmonatlich jetzt von ihm Geld erhält, kann davon erzählen. Wenn ich um die Erlösung vom Übel bete, Herr Doktor, muß ich immerzu an diese Tante denken. Kinder, unschuldige Kinder dürfen ihr nicht vor die Füße laufen. Meinen Ältesten stieß sie einmal mit dem Fuß neun Treppen hinunter. Dann lachte sie wie der Satan lachen mag, wenn er einem im Vorübergehen das Genick brach. Sie ist das Übel! Meinen Vater, meine Mutter hat sie mit ihrem Gekeif vergiftet, mein Bruder auch schaut mit rotem Kopf zur Erde, geht er an mir vorüber. Der hat noch ein Gewissen. Michael redet, kann nicht aufhören.

Ich trete vor die Tür. Der Fünfjährling jauchzt, er schwingt Michaels Peitsche. Mit beiden Händen ringt er um den Schwung der Birkengerte. Schlägt er sich einmal selber um Nase, Mund und Ohren, weiß er einen Augenblick lang nicht, ob er zum Weinen oder zum Lachen sich entschließen soll, immer aber siegt das Lachen.

Michael redet, kann nicht aufhören.

Wieviel Kinder haben Sie, Herr Acker? fragt der Klotz. Herr Acker, sagt er, Herr!

Vier, Herr Doktor, drei Jungen und ein Mädchen, bislang vier.

Am 25. Juli holen Sie mich ab, nicht wahr?

Ja, Herr Doktor.

In der Tür will Michael nach seiner Peitsche langen, da erblickt er den jauchzenden Fünfjährling, dem zwei größere Mädchen Beifall und Aufmunterung rufen. Michael durchzuckt ein Gedanke, ein ganz schneller, ein ganz einfacher, ein ganz glücklicher Gedanke: er setzt den Hut auf und sagt: Guten Tag.

Und geht.

Das war bei Virgil, Doktor Virgil.

Michael geht, Michael schweigt, Michael spinnt. Nein, er schweigt nicht, ganz deutlich höre ich einige Worte, die er sich selber ins Herz tropft: Auf dem Heimweg laufen die Pferde auch ohne sie. So tropfen die kleinen Worte, und der Schnurrbart Michaels ist gerade lang genug, etwas zu verbergen. Es dauert eine ganze Weile, bis er erwacht.

Was ich schon immer dich fragen wollte, bleibt Michael stehen, wo wohnt denn jener Rechtsanwalt, der euch bei der Teilung der Erbschaft vor zwei Jahren beistand?

Im Hof, daher wir kommen.

Nimm du meine Papiere, geh mal bis hin, hör zu, was er von dieser Sache hält. Bis du von ihm zurück bist, habe ich die Pferde vor den Wagen gespannt und wir können auch gleich heim fahren. Er läßt mich stehen, trollt sich schweren Schrittes die Straße hinab.

Michael, diesem Gewaltmenschen, ist jedweder gerade gut genug, auf seinem Acker eine Furche zu ziehen. Eine Furche zu der anderen gibt einen saatbereiten Acker.

Vorerst schimpfe ich auf alle Weiber mit vertrocknetem Schoß, die mir diesen Fastentag bereitet, dann eile ich, aber nicht zu unserem Rechtsanwalt, sondern so schnell ich nur kann in eine Wirtschaft, etwas zu essen. Michael mag warten. Übrigens nehme ich an: so war es von ihm auch gemeint.

Hernach gehe ich in unseren Einkehrhof. Michael ist nicht da. Die Pferde knabbern an den grobstengeligen Grashunzeln. Am Wagen und Pferdegeschirr ist kein Händerühren zu erkennen. Im Wagen entdecke ich eine Sense. Zu welchem Ende schleppte Michael die Sense in die Stadt?

Michael klopft mir auf die Schulter.

Wolltest du nicht den Wagen zur Heimkehr fertigstellen, Michael? Er weicht aus: Die Papiere hast du wohl nicht verloren?

Die Kanzlei war geschlossen, lüge ich.

Jetzt trinken wir einen Krug Bier, komm. — Hat Michael auch gegessen, daß er an Bier denkt?

Zwanzig kostet es, sagt der Wirt. Michael klimpert mit seiner Börse, öffnet sie erst wie ein weichgekochtes Ei und sucht darin, und hält sie nahe an die Augen, blinzelt, läßt die Münzen, die er schon mit den Fingern hervorgeholt, wieder verschwinden, blinzelt, tritt

hinüber zum Fenster, wo ihm der Tag heller scheint. Ist Michael kurzsichtig geworden? Seht, wie er sich anstrengt, verzweifelt bemüht, keine falsche Münze zu erhaschen.

Da lege ich von mir zwanzig Nickelstücke auf den Tisch. Danke, sagt der Wirt und beißt die Zähne tief in seine Lippen.

Heimwärts laufen die Pferde auch ohne Peitsche, Michael behielt recht. Er zuckt sogar am Leitseil, hält sie an. Seht, sie dürfen seinethalben gerne im Schritt gehen. Sein Schnurrbart ist lang genug, ja, aber wenn ich mich vorbeuge, an meinem Schnürsenkel etwas in Ordnung zu bringen, kann ich erlugen, daß der Schnurrbart ein stillvergnügtes Lächeln verbirgt. Michael, hast du den Göttern geopfert und es roch ihnen angenehm? — Wenn wir so langsam fahren, sind wir nicht vor Sonnenuntergang daheim.

Weißt du, wo ich heute drin war? Im Gefängnis.

Im Gefängnis?

Du kennst doch Akim? Akim, der vor fünf Jahren den rumänischen Popen ins Grab brachte, als er ihm erzählte, im Wald habe er einen bekannten Raubmörder angetroffen, der sich angelegentlich nach dem Vermögensstand des Herrn Vaters erkundigt habe. Tags darauf fand die Schaffnerin den Popen im Keller unter einem umgestülpten Faß. Er war tot. An Herzschlag gestorben. Oder erstickt. Oder vom Teufel geholt. Dieser Akim sitzt seit einem Jahr, einer falschen Unterschrift wegen auf einem Wechsel. Er war ein guter Mähder, mit leichtem Schwung. Es war immer eine Jagd mit heraushängender Zunge, wenn du sein Vordermann warst. Nur die schnapsdurstige Kehle, ja nur die.

Die Pferde gehen langsam, Michael hat sie ganz vergessen.

Ich brachte ihm ein Päckchen Tabak. Er fiel mir um den Hals. Wächst noch Gras in der Langenau? fragte er.

Die Pferde nicken mit ihren schweren Köpfen. Es sind starkknochige Arbeitspferde.

Dafür hilft er mir eine Woche lang bei der Heumahd, wenn er wieder frei ist.

Der Schnurrbart Michaels ist gerade lang genug. Michael hat den Göttern geopfert, oder so ähnlich.

Die Sonne tut einen letzten tiefen Atemzug über dem Lindenberg, als wir an die Brücke gelangen, wo der Feldweg von der Straße abzweigt. Die Straße schlägt einen Bogen, als wollte sie das Dorf

umfangen. Die ersten Obstgärten können dieser liebenden Gebärde nicht widerstehen, sie legen ihr Geäst in den gebotenen Arm. Michael hält an: Ich fahre noch da hinüber, für die Pferde etwas Gras zu mähen. Wenn ich jetzt getrocknetes Heu füttere, muß ich im Februar schon welches kaufen. Und am Ackerrain wird das Gras beim Kartoffelhäufeln nur zertreten. Kommst du mit oder magst du lieber gehen bis ins Dorf?

Ich steige aus dem Wagen.

Dann schwatzen auch die Leute nicht, wenn sie sehen, daß ich im Wagen Gras heim bringe, ruft er mir noch zu.

Alles hat er bedacht, der Bauer, die Sense, das kommende Jahr und die Nachrede der Menschen. Diese scheint er zu fürchten. Nein, Michael, dein Vater wird dich nicht vom Hof jagen dürfen, dein Rechtsanwalt ist gut, besser dein Recht. Geschieht es aber trotz allem, und der Herrgott hat wieder einmal auf Knauers Hundertjährigen Kalender vergessen, geschieht es, so daß alle meinen, das letzte Körnlein Sandes sei abgesickert, hoppla, da hast du die Sanduhr umgestülpt, da hast du den Nacken gebeugt und ziehst wiederum die erste Furche. Ja, vier Kinder — bislang vier — sind eine gewaltige Kraft am Pfluge deiner Hoffnungen.

Seht, dort oben auf dem Bühel mäht er in die untergehende Sonne. Den Hut hat er abgenommen. Die Sonne steht wie eine Glorie um sein Haupt. Hat einer eine höhere Forderung an diese Erde, als im Tagwerk zu wachsen vom Morgen über Mittag und Abend mittenhinein in das große Himmelslicht?

Bauer, deine Rechnung stimmt.

Mihail Eminescu und der deutsche Einfluß

Von Ion Sân-Giorgiu

Der große rumänische Dichter Mihai Eminescu war nicht nur einer der besten Kenner der deutschen Literatur und Philosophie, sondern auch ein schaffender Geist, der den deutschen Einfluß selbständig und originell in sein Werk aufnahm.

Die mittelmäßigen Dichter sind immer Sklaven der literarischen Einflüsse. Dagegen beherrschen große Dichterpersönlichkeiten die fremden Quellen, die ihr schaffender Geist nur als Mittel zum Zweck gebraucht.

Mihail Eminescu gehört zu dieser seltenen Dichterkategorie, in deren Schaffen sich die verschiedensten Einflüsse treffen. Bei Eminescu war der wichtigste und kräftigste der Einfluß der deutschen Kultur.

Was von Anfang an bei dieser Frage beachtet werden muß, ist die Tatsache, daß der rumänische Dichter seine volle geistige Unabhängigkeit bewahrt hat und daß sein Verhalten gegenüber Deutschland und dessen Kultur immer ein objektives gewesen ist. Während des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870 wußte Eminescu die Ausgeburten literarischer Chauvinismen strengstens zurückzuweisen und sich nach dem goldenen Zeitalter der deutschen Kultur zu sehnen.

Eminescus Berührung mit der deutschen Kultur war frühzeitig. Er hatte mit der deutschen Volksschule und dem deutschen Gymnasium in Czernowitz begonnen, um als Student der Philosophie in Wien und Berlin seine Studien zu beenden.

Die deutsche Sprache war ihm nicht nur geläufig, sondern sie wurde allmählich seine zweite Muttersprache. Er schrieb deutsch ebenso gut wie rumänisch, ja er benützte sogar oft die deutsche Sprache, weil ihm für sein philosophisches Denken die Fülle der deutschen Ausdrücke nötig war.

Selbstverständlich kam er zu dieser ausführlichen Beherrschung der deutschen Sprache nur durch seine weitgehenden und vertieften Kenntnisse der deutschen Literatur. Schon als Knabe las er die deutschen Klassiker und Romantiker, und in Wien und Berlin drang er mutig in die Philosophie Kants und Schopenhauers ein. Wenn auch der Dichter auf den Universitäten Wien und Berlin keine Literaturkollegien belegt hatte, so war er nicht destoweniger ein fleißiger und leidenschaftlicher Leser deutscher Dichter.

Die deutsche Sprache war übrigens für Eminescu auch ein Mittel, um in andere fremde Kulturen eindringen zu können. Die orientalischen Literaturen und Philosophien lernt er ebenfalls durch die Vermittlung der deutschen Sprache kennen. Viele Anregungen für seine großen Dichtungen bekam Eminescu durch dieselbe Vermittlung der deutschen Sprache. So hat zum Beispiel der Dichter die „Geschichte des osmanischen Reiches" von Hammer benutzt, und Spuren daraus finden wir in Eminescu's Dritter Satire.* Ebenso entnahm Eminescu die Fabel seiner großen Dichtung „Luceafărul" einem rumänischen Märchen, das ein deutscher, Kunisch, in Rumänien auffand. Deutsche

* Siehe: Ion Gramadă — Mihail Eminescu — in Mitteilungen des rumänischen Instituts, Wien 1914.

Sprache und Kultur haben also Eminescu auch dazu gedient, mit den meisten fremden Kulturen in Berührung zu kommen.

Der deutsche Einfluß ist bei Eminescu, wie gesagt, nicht oberflächlich. Denn nicht allein deutsche Dichter haben auf ihn gewirkt, sondern auch deutsche Denker und philosophische Strömungen. Eminescu selbst war ein Denker und die deutsche Philosophie weckte bei diesem jungen ausländischen Dichter das tiefste Interesse. Unter den deutschen Philosophen war Schopenhauer sein Lieblingsdenker. Seine philosophischen Gedichte und Prosaschriften enthalten zahlreiche Schopenhauerische Ideen, die dem rumänischen Dichter kongenial und ebenbürtig waren.

Ebenso kräftig ist bei Eminescu der Einfluß Imanuel Kants. Eminescu hat sich jahrelang mit Kants philosophischem System befaßt und auch die „Kritik der reinen Vernunft" ins Rumänische zu übersetzen versucht. Diese Übersetzung blieb nur ein Bruchstück und eine mißlungene sprachliche Erfahrung. Auch in seinen Dichtungen und sogar in seinen Bruchstücken und Notizen taucht der Geist des Königsberger Philosophen auf. Dieselbe Skepsis und dieselbe Relativität des Erkennens bei Eminescu wie bei Kant. Ion Rădulescu Pogoneanu und Ion Petrovici haben sich ausführlich mit diesem philosophischen Einfluß beschäftigt. Ein jüngerer Forscher, Tudor Vianu, hat sich ebenfalls mit Eminescus Gedankenwelt befaßt, und hat ausschlaggebende Berührungspunkte zwischen der Weltanschauung des rumänischen Dichters und Schopenhauers Ethik gefunden. Vianu bemerkt noch außerdem, daß Eminescu durch Schopenhauers Vermittlung in die indische und buddhistische Philosophie eingeweiht wurde. Dank Schopenhauer machte dann Eminescu die interessante, geistige Entwicklung mit, indem er seine pessimistische Anschauung durch eine stoische ersetzte.

Der Einfluß der deutschen Romantik bei Eminescu ist besonders oberflächlich studiert worden, obwohl gewisse literarische Motive, die Stimmung, die Farbe und der Tonfall seiner Gedichte, an die deutschen romantischen Dichter erinnern. Nicht nur die deutsche Romantik allein hat ihn beeinflußt, sondern auch die mittelalterlichen und orientalischen Literaturen, die dem rumänischen Dichter durch die Vermittlung der deutschen Romantik bekannt wurden. Schon frühzeitig beschäftigte sich Eminescu mit der Dichtung des Orients und mit der indischen Literatur, die ihm einen großen Reichtum an Ideen und poetischen Motiven schenkten.

Als Romantiker hat Eminescu alle romantischen Dichter Deutschlands fleißig studiert und fand bei ihnen kongeniale Eigenschaften und poetische Wahlverwandschaft. Besonders mit den Spätromantikern fühlt sich Eminescu stark verbrüdert und ein Dichter wie Lenau scheint Eminescus Lieblingsdichter gewesen zu sein. Die Ähnlichkeit der beiden Dichternaturen und Schicksale hat vor fünfzig Jahren Mite Kremnitz, die Freundin Carmen Sylvas, zuerst hervorgehoben. Sie hat sogar Eminescu einen „rumänischen Lenau" genannt, eine Behauptung, die mir übertrieben scheint. Denn man kann nicht behaupten, daß Eminescu ein Nachahmer Lenaus gewesen ist, wie man ebensowenig sagen darf, daß Eminescu überhaupt jemand nachgeahmt hätte. Im Gegenteil, Eminescus Geistigkeit und Kunst überragen Lenaus einfachere Kunst und Gedankenwelt. Was Eminescu mit Lenau besonders gemein hat, ist vor allem die melancholische Stimmung seiner Gedichte und die Musikalität seines Verses. Dieselbe Trauer umhüllt die Lieder beider Dichter und derselbe bleiche Mond leuchtet aus beider Dichtungen hervor. Auch Rhythmus, Strophenbau und die Ähnlichkeit bestimmter Metaphern zeugen für die Verwandschaft der beiden Dichter.

Eminescu verdankt den deutschen Romantikern gewisse Ideen, Motive und Bilder. So ist zum Beispiel Eminescus „Blaue Blume" nichts anderes als ein Wiederhall aus Novalis. Auch seine Leidenschaft für das sogenannte rumänische Mittelalter wurde durch das Interesse der deutschen Romantiker für das Mittelalter im allgemeinen gefördert. Und die Sehnsucht, welche alle seine Gedichte durchströmt, ist dieselbe schwärmerische „Sehnsucht", die jedem Romantiker eigen ist.

Um seine Leidenschaft für die romantische Literatur besser kennen zu lernen, müssen wir Eminescus Verhältnis zu Goethe ins Auge fassen. In einer meiner älteren Arbeiten habe ich mich mit dieser Frage beschäftigt und ich bin zur Schlußfolgerung gekommen, daß Eminescu den romantischen, nicht den klassischen Goethe geliebt hat.* Tatsächlich ist der Einfluß des klassischen Goethe auf Eminescu beinah unbedeutend. Dagegen ist der Einfluß des jungen und auch des alten Goethe, das heißt des Stürmers und Drängers und des Romantikers ausschlaggebend. Denn kein anderes Goethisches Werk hat auf Eminescu mehr gewirkt, als Goethes „West-östlicher Divan". Die Form der „Glosse" hat Eminescu vielleicht zuerst bei Goethe entdeckt und sein lyrisches Hauptwerk „Luceafărul" (Der Abendstern) enthält manches

* Ion Sân-Giorgiu — Mihail Eminescu şi Goethe — Ed. Ramuri, Craiova 1929.

Motiv, dem wir leicht im „Divan" begegnen. Auch Goethes große Dichtung „Faust", die der rumänische Dichter fast auswendig kannte, hat in Eminescus Werk bedeutende Spuren hinterlassen.

Viel wichtiger ist der Einfluß der deutschen Romantik in Eminescus Prosawerke. Das ist dadurch zu erklären, daß seine Erzählungen Jugendwerke sind und zwar einer Epoche angehören, in welcher Eminescu gänzlich unter deutschem Einfluß stand. „Das wüste Genie", „Der arme Dyonis" und „Cesara" sind Erzählungen, die in Gehalt und Form den Einfluß Hoffmanns, Tiecks und Novalis offenbaren. Außer diesen ausschlaggebenden Einflüssen treffen wir in Eminescus Werken auch Reminiscenzen aus anderen deutschen Dichtern, ja sogar direkte Entlehnungen, die der Dichter erst in der letzten Fassung vollständig umgearbeitet hat. Es genügt, wenn ich hier das Sonett „Venedig" und das kleine Gedicht „Der Stern" nenne, um auf die ursprünglichen Verfasser in deutscher Sprache dieser Gedichte hinzuweisen. Der eine ist Gaetano Ceri, der zweite Gottfried Keller. Eminescu hat aber seine direkten Quellen, ähnlich wie Goethe in derartigen Fällen, gänzlich umgearbeitet und durch seine Kunst übertroffen.

Was ich noch am Schluß dieser kurzen und unvollständigen Darlegung hervorheben will, ist es Eminescus starke Persönlichkeit und künstlerische Originalität, die dem Dichter halfen, den starken Einfluß der deutschen Kultur zu überwinden und ihn künstlerisch selbständig zu verwerten. Der große rumänische Dichter hat den deutschen Geist in sich aufgenommen, ohne sein Sklave zu werden und ohne seinem eigenen Werke einen fremden Einschlag zu geben.

Gedichte

Von Josef Weinheber

Der verlorene Sohn

Tief und groß überfiel, herzene Stimme, dein
Ruf den Sohn: Wo er stand, fällte das Heimweh ihn.
An den Stufen des Hauses
brach er hin in den heilgen Staub.

Jäh vergessene Nacht, die auf den bleichen Strand
hehrer Schatten ihn warf; irr ihn erschauern ließ,
eine Heimat zu haben
an dem Frost von den Gräbern auf —

Jäh vergessene Not bitteren Bettlertums,
da geschändet, beraubt, nimmer ein Dach sich bot
und der Herd seiner Väter
feindumstellt war und schmachbedeckt —

Jäh vergessene Angst, Schrecken der Pilgerschaft
durch die Winter der Welt durstig die Wüsten hin,
wo das Wort des Verlornen
ohne Hall in der Stille starb.

Heb ihn auf aus dem Staub! leg das zertretne Herz
nah ans deinige! Hör: Mutter! Nur einmal kehrt
wer dir heimkommt wie dieser,
an den Trost einer Brust zurück.

Michelagniolo

Ich diente vielen Herrn und diente nie.
Kein Ruhm der Erde macht die Unbill quitt.
Ich schuf des Moses erdgewaltiges Knie
für mich allein. Genug. Ich schuf und litt.
Ich lebte von der Glut, die mich umglitt.
Jedoch in meinem Feuer starben sie.

Ich ging in Trotz bis an den Rand der Nacht.
Sie wollten, Lumpe, Neider, Molch und Wurm,
den Sturm aufhalten und bestehn im Sturm.
Sie hoben ihre Kerzen, flink entfacht,
indes von Blitzen bebten Dom und Turm,
und schrien: Das Licht, es ist von uns gemacht.

Drei Leben lang war ich mit mir allein.
Der Sturm zerstob, so blieben Qual und Pein.
Nichts sehn, nichts hören: Letztes Glück.
Genug.
Solange Schmach und Schande hier gedeihn,
lieb ich zu schlafen, völlig Stein zu sein
gleich all dem Stein, aus dem ich Träume schlug.

Auf seinem Schild sterben

Ihr stillen Kämpfer edleren Vaterlands!
Bekränzt ihr euch? Die heilige Irrfahrt ward
noch nicht beendet. Unser Teil heißt
nimmer: Zu leben und heimzukehren.

Ein armes Dasein rettet sich ewig in
des feilen Tages feileres Erbe: Groß
ist nur das Opfer unser. Selbst die
Erde verweht und die Götter sterben;

doch Dauer hat der Tod. Die Vergeblichkeit
hat Dauer. Dauer hat, die uns hüllt, die Nacht.
Zu fragen ziemt uns nicht. Uns ziemt zu
fallen; jedwedem auf seinem Schilde.

Drei siebenbürgische Erzähler

Adolf Meschendörfer, Heinrich Zillich, Erwin Wittstock auf dem Büchermarkt 1933/34*

Von Karl Kurt Klein

Es war ein früher Wunschtraum der sächsischen Dichter, im großen Schrifttum aller Deutschen Fuß zu fassen. Eine betont deutsch-sächsische Heimatkunst, die sie pflegten, bevor noch Begriff und Bezeichnung dafür erfunden waren, schien ihren Anspruch zu unterstützen. Wobei bloß übersehen wurde, daß im Kunstschaffen künstlerische Wertgeltung der Gesinnung übergeordnet wird. In einer Zeit, die allein diesen Gesichtspunkt beachtete, erschienen die siebenbürgisch-sächsischen Dichter innerhalb der allgemeindeutschen Dichtung in jenen bescheidenen Zusammenhängen, die ihren künstlerischen Leistungen entsprachen. Ihre Geltungslinie lag unter der ihrer Gesinnungstüchtigkeit. Daher Ent-

* Adolf Meschendörfer: Leonore. Roman eines nach Siebenbürgen Verschlagenen. Zweites Tausend. Verlag Johann Götts Sohn. Kronstadt 1933. — Heinrich Zillich: Sturz aus der Kindheit. Novellen. L. Staackmanns Verlag. Leipzig 1933. Heinrich Zillich: Der Urlaub. Albert Langen/Georg Müller-Verlag. München 1933. — Erwin Wittstock: Bruder, nimm die Brüder mit. Roman. Jahresband 1933 der Deutschen Buchgilde in Rumänien. Albert Langen/Georg Müller-Verlag. München.

täuschungen, Bitterkeit. Verzagend warf Traugott Teutsch an einem trüben Winterabend seine „Aluta" ins gefräßige Feuer eines Leipziger Kamins.

Die Notwendigkeit der künstlerischen Umstellung unserer schreibenden Gilde erkannt und durchgesetzt zu haben, ist das Verdienst Adolf Meschendörfers. In den „Karpathen" schlug und gewann er die Schlacht der Kritik. Der kritischen Großtat hat er nach zwei Jahrzehnten eine dichterische hinzugefügt. Durch die „Stadt im Osten" (1931) hat er den Einbruch der Siebenbürger in das zeitgenössische deutsche Schrifttum entschieden. Heinrich Zillich und Erwin Wittstock stoßen durch die Bresche zum Durchbruchsieg vor.

Es ist kein Zweifel, die siebenbürgischen Dichter der Gegenwart sind größere Könner als ihre älteren Vorgänger. Aber in eigentümlicher Weise ist auch die Zeit ihnen entgegengereift. Der Deutsche der nationalen Erhebung ist hellhörig geworden für Klänge und Empfindungen, die er früher gerne mißte. Die virtuos gekonnte artfremde Schriftstellerei, die ihm jahre- und jahrzehntelang seine artgemäßen Dichter entfremdete, ist in Mißachtung geraten. Die „Heimatdichtung" früherer Tage ist mit einer zeitbedingten Akzentverlagerung als volkhafte Dichtung, die aus der Tiefe deutscher Verbundenheit quillt, neu erstanden.

In ihr finden auch unsere sächsischen Dichter Platz.

*

Meschendörfer und Wittstock behandeln in den Dichtungen, von denen hier gesprochen werden soll, deutschsiebenbürgische Stoffe, Zillich zum Teil gleichfalls.

Das scheint selbstverständlich, ist es aber nicht. Wir erinnern uns der Jüngstvergangenheit, da suchten die Siebenbürger ihren Dichtungen Gültigkeit zu geben, indem sie ihnen das siebenbürgische Gewand abstreiften. Frühgeschichten Zillichs („Der Vater". Veröffentlicht zuerst im „Ostland" 1921) reichen noch in diese Schicht zurück.

Die Hinwendung zum Siebenbürgischen als Stoff erfolgt also nicht naiv wie bei Michael Albert oder Traugott Teutsch. Sie ist künstlerisches Bekenntnis. Auch hier ging Meschendörfer voran. Die „Leonore" wurde als „Roman eines nach Siebenbürgen Verschlagenen" 1907 in den Karpathen gedruckt. Es ist nun sehr bezeichnend, wie das stoffliche Erleben Siebenbürgens im Dichter damals Gestalt gewinnt. Meschendörfer läßt „unsere hiesigen Verhältnisse" sich in der Seele

eines kulturmüde gewordenen „typischen jungen Modernen der Großstadt“* widerspiegeln: „nämlich nur vom künstlerisch-psychologisch-ethnographischen Standpunkt aus. Dr. Svend sind die Eskimos genau so interessant wie die Siebenbürger Sachsen.. Doch das läuft nur nebenbei. Das eigentliche Problem des Romans ist die Großstadt- und Kleinstadtliebe“. (Die Karpathen. Januarheft 1908.)

Die Absicht des Dichters geht also dahin, ein allgemeines Problem, die „Großstadt- und Kleinstadtliebe“, vor einem siebenbürgischen Hintergrund zu entwickeln. Das Siebenbürgische des Stoffes ist nicht selbst Erlebensgrund-Material. Es ist als Staffage gedacht. Die Absicht hat den verewigten Bischof Teutsch zu der unwilligen Äußerung veranlaßt, er verstehe nicht, wie man die „Leonore“ als siebenbürgischen Roman ansehen könne. Die Heldin sei alles andere als eine siebenbürgisch-sächsische Frau.

Das Urteil ist richtig... und wieder auch nicht. Meschendörfer hat sein Vorhaben folgerichtig durchgeführt. Aber in dieser Leonore, die weder einen Frauenverein gründet, noch in der Stille eines ländlichen Pfarrhauses für die Ertüchtigung des sächsischen Volkes wirkt, muß doch ein sächsischer Kern stecken. Wie man's auch dreht und wendet: Die innere Haltung, aus der das Unum amat, altum tenet des alten Ennius hier durchgeführt wird, ist unverfälscht sächsisch, ja sie ist kronstädtisch sächsisch. Unter veränderten Umständen, dichterischer und durchbluteter, unseren Vorstellungen von „typischer Moderne“ um einige Grade näher als in der „Leonore“ ist es von Zillich in der Novelle „Wälder und Laternenschein“ nochmals gestaltet worden. Bei völliger dichterischer Unabhängigkeit des späteren Gestalters ist die Wesensverwandschaft der beiden Heldinnen nicht wegzuleugnen. Das ist der sächsische Einschlag, den Meschendörfer entgegen seiner Absicht nicht ganz beseitigen konnte.

Nach 25 Jahren ist es kein Kunststück, die Gefahr zu sehen, die der Schöpfung des Dichters aus der gewollten Distanzierung vom Stoff, der Verwendung der siebenbürgischen Landschaft als Kulisse erwächst. Noch in unseren Tagen ist Erwin Wittstock ihr in seinem Roman, der als großer Wurf und Spitzenerscheinung nicht nur unserer sieb.-sächs. Epik gelten darf, nicht ganz entgangen. Mit Behagen tauchen wir in die kraftvoll eingefangene siebenbürgische Stimmung seiner Menschen

* Typisch für die Seelenstimmung um 1900. Fin de siècle.

und Landschaften ein. Wir kennen das Dorf am Alt, seine Sagen und Gebirge, die alte Haupt-Hermannstadt, Sachsen, Rumänen, Ungarn, die städtischen und bäuerlichen Menschen, die Bahnlinie entlang den Fogaraścher Alpen und Petrescus Gefängnis. Mit Behagen spüren wir, wie Wittstock von dem Vorrecht des echten Dichters Gebrauch macht, Wirklichkeit zur dichterischen Wahrheit umzuprägen; und welcher Sachse könnte es verdenken, daß Wittstock Siebenbürgen sächsisch erlebt? Gewiß hat selten ein sächsischer Dichter „objektivere" Gerechtigkeit walten lassen als Wittstock. Allen siebenbürgischen Völkern, allen Ständen und Landschaften gibt er am Geschehen teil. Wenn er Partei nimmt für seine bei der Bodenenteignung überverteilten Volksgenossen, so stellt er das Gleichgewicht in der Politik durch Betonung des Herzensadels eines moldauischen Richters wieder her. In der privaten Sphäre aber erlebt der Dichter Siebenbürgen als ein wesentlich deutsches Land. Da ist ein kleines Bächlein, das trennt den rumänischen Ortsteil Neulanden von dem sächsischen Dorf, in dem die Handlung beginnt und großenteils spielt. Wittstock spricht nicht vom Bächlein, sondern von der Brücke, die darüber führt. Der Leser aber erlebt das Trennende des Bächleins. Es fließt sinnbildlich durch den ganzen Roman. Sicherlich setzt sich für Wittstock Siebenbürgen nicht nur aus Sachsen zusammen; man erhält einen starken Eindruck wie sehr sie in der Minderheit sind; er schildert lebendig und lebensnahe die heimfahrenden Szekler Bauernburschen, stellt hochanständige Menschen rumänischer Volkszugehörigkeit dar; selbst Nikulitza und der Professor Petrescu erfreuen sich liebevollen Wohlwollens ihres Erdichters und Gestalters. Er distanziert sich trotzdem innerlich von ihnen. Er geht „ohne Not" nicht über die Brücke. Er wünschte und läßt es den kernigen sächsischen Pfarrer am Schluß des Buches ohne Umschweife aussprechen, daß Siebenbürgen deutschsächsisch sei. In diesem (psychologisch sehr erklärlichen) Bestreben wird der Stoff nicht immer und im letzten von innen her geformt. Vor Jahren hat Georg Strelisker einen rumänischen Roman geschrieben (Die Fürstin und ihr Bandit. 1928), mit der Gerissenheit und dem Wissen des langjährigen Zeitungsmannes um die Hintergründe des öffentlichen und privaten Lebens haut er eine Handlung hin, in der Räuberromantik, Politica und Exotica des Altreiches und der Bukarester Gesellschaft zu einem übeln Gebräu gemixt sind. Der Roman ist das Musterbeispiel eines von außen her geformten Stoffes; er kommt einem

durch Gedankenverbindung mit dem Begriffskomplex „Nikulitza" in den Sinn (bei Strelisker heißt der Räuber Balaban). Strelisker ist mit Wittstock hinsichtlich der dichterischen Leistung nicht zu vergleichen. Aber wie jener begnügt sich Wittstock einige Male mit Wirkungen, die in dem dankbaren Stoff liegen, nicht aus der Notwendigkeit innerer Schau quellen. Das gilt vor allen von den Szenen mit und um „Professor" Petrescu. Und das nähert Wittstocks Romantechnik stellenweise jener Meschendörfers, der in der „Leonore" den Versuch einer Schilderung von außen machte.

Am Gegenpol dichterischen Gestaltens steht Zillich. Auch er schreibt Transsylvanica. Die Buntheit siebenbürgischen Volkslebens, in deren Schilderung Wittstock Meister ist, ziselierte Landschaftsbeschreibung, die sich bei Meschendörfer bis zum Dithyrambus steigern kann, finden wir in Zillichs Novellen selten. Gewiß ist er für die Schönheit der Landschaft, die Eigenart der Menschen in diesem Lande empfänglich, mit einigen Strichen stellt er sie greifbar vor uns hin. Aber die Bezeichnungen Ungar, Siebenbürgen, Kronstadt setzt Zillich sparsam — wo vorhanden, bedeuten sie mehr oder anderes als ihr erd- oder völkerkundlicher Begriff —; allgemeine Sachwörter sind ihm geläufiger. Er sagt: das Kind, die Ente, der Bauer, der Schmerz. Der Technik Meschendörfers, Menschen auf die Bühne, in die Beleuchtung, vor Hintergründe zu rücken, steht bei Zillich von innen her wachsende Zustandsschilderung gegenüber. Hinter den Dingen sieht Zillich das Wesentliche. Er will Entscheidendes mit dem geringsten Aufwand an äußerem Geschehen gestalten. Er sucht die Schicksalskräfte zu fassen, die aus nebelhafter Dunkelheit heraus die Menschen lenken, quälen, beseligen. In einem Gedicht schreibt Zillich die Rilke'isch empfundenen und für sein Wesen doch so bezeichnenden Zeilen: Wir hängen ausgedehnt im Netz der Dinge /Das Gott wie eine Spinne überwacht... Und an einer anderen Stelle heißt es bei ihm: .. es bleibt nichts wie Vergessenheit,/ Der Durst und die Besessenheit/ zu ahnen, was dies alles heiße...

Diese „Besessenheit" brennt als Nährflamme seines dichterischen Erlebnisses. Sie läßt seine Werke von innen wachsen. Nehmen wir z. B. die Titelerzählung seiner Novellensammlung „Sturz aus der Kindheit". Was darin geschieht, ist wenig und nicht sonderlich von Belang. Hinter dem Geschehnisbericht steht aber als Wesentliches, daß — notwendig wie Hunger, Liebe, Wärme, Blut — die Erbärmlichkeit und Schwäche

zum Leben der Menschen gehören. Wie Sturzflut bricht diese Erkenntnis in die kindliche Welt des kleinen Peter, Ihr lügt!, Ihr lügt! möchte er schreien und muß doch aus dem Kindsein erwachen. Die sich verachten, hassen müßten, die Mutter, Marie, der Fleischer, sitzen einträchtig beim Kaffee; Hannes halb entschlossen einzutreten geht noch vor der Türe auf und ab; Vater spaltet im Hof Holz, er kommt sicher nach. Schicksale kleiner Leute, die sind schwach und erbärmlich. Wir erkennen, daß sie so sein müssen. Wir hängen an den gleichen Schicksalsfäden. Durch die Hülle der äußeren Handlung dringt der Dichter in den Kern der Dinge. Er deutet Verflochtenheiten und Unbegreifliches, das hinter den Dingen das menschliche Dasein bestimmt. Der „Zigeuner", der kindlich hemmungslos seinen Trieben gehorcht, der Herrenmensch als „Vater" noch aus dem Grab heraus dem Sohne seinen Willen aufzwingend, im „Brand" aus schmerzlicher Willensniederlage ohne eigenes Zutun in seine geistige und wirkliche Besitzbürgerlichkeit zurückgestellt; die jungen Helden der Novelle „Wälder und Laternenschein", die zuletzt schuldlos-schuldig auf den Ruinen ihres Glückes stehen: sie alle verkörpern in ihrem privaten Erleben etwas von jenem überpersönlichen Geschick, dem Zillich die Schillersche Deutung gibt, daß wir, im Versuch seine Macht zu wenden, es selbst vollenden müssen.

*

Die Werke, die Meschendörfer, Zillich und Wittstock Weihnachten 1933 auf den Büchermarkt gebracht haben, dürfen unter dem Gesichtspunkt der Form nicht unmittelbar in Beziehung gesetzt werden.

Zillich gibt Novellen, handlungsgemäß in sich abgeschlossene Erzählungen, die aber doch nur Ausschnitte einer Gesamtdeutung sind, glühende Meteore, die ein viel größerer, heißer glühender, mit einer vervielfachten Zahl von Umdrehungen rasender Himmelskörper von sich schleuderte.

Auch Meschendörfer in der „Leonore" umspannt nicht das ganze, selbst nicht das ganze siebenbürgische Leben. Er gibt den „Roman eines nach Siebenbürgen Verschlagenen", nicht den Roman Siebenbürgens. Gerechterweise muß man Meschendörfer, wenn er verglichen werden soll, nach der „Stadt im Osten" beurteilen.

Erwin Wittstock allein gibt in seinem Roman einen Durchschnitt durch die ganze Breite des siebenbürgischen Lebens. Das heißt auch noch nicht, daß er die siebenbürgische Gesamtwirklichkeit umfaßt; man braucht nur an Stoffe und Motive der Ungarisch-Siebenbürgischen

Buchgilde, an die Welt von Wittings „Hirtenfeuer" zu denken oder an Erzeugnisse des neueren rumänischen Schrifttums, um Fehlendes zu bemerken. Wohl aber darf man Wittstocks Welt als die siebenbürgische Gesamtwirklichkeit nehmen, die sich dem gebildeten Sachsen darstellt (Der Zusammenhang mit der „Verdeutschung" des Stoffes, von der wir eingangs sprachen, ist unverkennbar).

Mit guter synthetischer Begabung führt Wittstock seine Handlung durch diese Wirklichkeit hindurch. Sie beginnt auf dem Lande. In dämmernder Frühe wird ein unehelich geborenes Kind einem sächsischen Bauernpaar zum Aufziehen übergeben. Den dünnen Faden dieser einleitenden Erzählung, die durch Kraft der Gestaltung vom ersten Satz an gefangennimmt, spaltet der Dichter in drei Handlungsreihen auf. Die mittlere ist am breitesten ausgeführt. Sie wird beherrscht von Dr. Reußner, dem Rechtsanwalt und sächsischen Volksführer. Der alte Patrizier führt vom Boden einer in unerschütterten Vorkriegsbegriffen wurzelnden liberalistischen Rechtsauffassung aus den Kampf gegen die Enteignung des sächsischen Bodens durch den rumänischen Staat. Er unterliegt. Die Niederlage — die tatsächliche so sehr wie die seiner Weltanschauung — bringt ihm den Tod. Seine Tochter, die Mutter jenes unehelichen Kindes, nimmt ihr Leben selbst in die Hand. Unter der Verantwortung einer anderen Zeit, einer anderen sittlichen Auffassung stehend als ihr Vater geht sie als Lehrerin auf's Land. Hier läuft der erste Handlungsfaden weiter: Der Pflegevater des Kindes, Kinne Kristan, ringt bäuerlich um ein Stück Land (nicht um die Schätze, die er drin liegen glaubt). Er verliert beides, dazu die Frau und das Pflegekind. In der lebenskräftigen Ann gewinnt er ein neues Weib. Mit ihr und ihrem Kindchen verläßt er die Heimat, um sie sich außerhalb Siebenbürgens, vielleicht in der Dobrudscha neu zu begründen. Die dritte Handlungsreihe führt aus dem sächsischen Lebenskreis hinaus. Dr. Lörincz, der Vater des Reußnerischen Tochterkindes, gerät unter dem Verdacht, Kommunist zu sein, ins Gefängnis. Nach wechselvollem Leiden entkommt er, selbst Madjare, über die Grenze nach Ungarn. Obwohl halb versachst, wäre Lörincz nie ein Sachse, nie der artgemäße Mann des Mädchens geworden, das ihm vorzeitig zu Willen war. Wohl aber werden die Kinder, seines und das der Ann, das gleichfalls fremdem Blut entstammt, in die Gemeinschaft, der die Mütter zugehören, mit Leib und Seele hineinwachsen.

Die drei Handlungszweige werden von Wittstock jeweils in gleicher Höhe hochgetrieben. Das bedingt eine Technik sprunghafter Übergänge, Wechseln von einem zum anderen Schauplatz. Wittstock kann das meisterhaft. Dem verdankt er Möglichkeiten: stofflich zu unerhörtem Schwelgen in einer Fülle von Landschaften, Menschen, Sitten, Taten; kompositorisch zur abschließenden Schürzung der drei Handlungsreihen in einen Knoten, in dem zwei Reihen abgebunden werden. Die Handlung Kristan — Ann geht allein weiter und beendet die Erzählung. Es scheint, als ob durch diese einfache Tatsache, daß die Erzählung der Geschehnisse um Kristan und Ann zum Ende des Romans führt und über dieses Ende noch hinausweist, angedeutet werden sollte, daß der Dichter „Helden" im Sinne der klassischen Ästhetik kennt. Held ist ihm das sächsische Volk, verkörpert einerseits durch Reußner, dessen städtische Lebensschicht der Härte der Zeit indessen nicht mehr standzuhalten vermag — das ungebrochene Reußnerkind geht bezeichnenderweise aufs Land zurück —, andererseits durch das Kolonistenpaar, das die Heimat verläßt, ohne noch einmal auf das Dorf zurückzusehen. . .

Diese Dinge erzählt Wittstock mit müheloser Sachlichkeit, einer Unbekümmertheit, unter der die geleistete handwerkliche Arbeit völlig verdeckt ist. Er tut, als ließe er nur seiner Fabulierlust freien Lauf, schreitet über Gerades und Höckeriges sicheren Fußes hinweg. Wenn Herder sagt, die Kühnheit im Gebrauch von Idiotismen gebe Gelegenheit, auf das Genie eines Dichters acht zu haben, und an anderer Stelle: Idiotismen seien Schönheiten, in das Genie der Sprache eingewebt, die man zerstöre, wenn man sie austrenne, so ist Wittstocks Sprachkunst in dieser Beziehung höchst lehrreich. Er schreibt ganz grobe Saxonismen nieder. Indem er — meisterlich! — rumänische Volksballaden und Sagen der Erzählung einfügt, behält er undeutsche, selbst unsächsische Wörter, Wortfolgen, Satzfügungen bei. Die sächsischen Dorfnamen, Nutzo, Ann, Ohm Fruenz u. a., an deren Literaturfähigkeit man wohl zweifeln mochte, nimmt er in die Darstellung ruhig hinein. Er führt das Klibedunzi und Nackipansi der sächsischen Kindersprache an. Man muß sich klar sein, daß ein Schreiber zweiter Hand, wollte er sich nicht lächerlich machen, das nicht wagen durfte. Selbst ein Gustav Frenssen und Jeremias Gotthelf haben ihrem Erfolg (mindestens zeitweilig) dadurch geschadet, daß sie dem platten Deutsch des Heimatgaues Raum gaben. Keinen Augenblick wird aber im Leser

Wittstocks das Gefühl hochkommen, mundartliche Sprachbildung ziehe den Schreiber herab. Man spürt im Gegenteil das Mitgestalten deutscher Hochsprache durch einen schöpferischen Dichter aus dem Sprachempfinden der sächsischen Mundart — eine in den Jahrbüchern unserer Literatur ganz seltene Erscheinung. Die klare, saubere, gute Sprache Meschendörfers, die man mit Recht so sehr lobt, klingt neben der unbekümmerten Wittstockischen Diktion geradezu unerlebt. Man empfindet Meschendörfer als den sentimentalischen Dichter, Wittstock als den naiven.

Zillich gehört auch in dieser Beziehung in eine dritte Gruppe. Er ist die stärkste sprachschöpferische Begabung unserer sächsischen Gegenwart. Seine Sprache ist ursprünglich beschwingt, spannungsreich. Vergleichen wir die Wittstocks einem ruhigen, breiten Fluß, so hat Zillichs Sprachkunst etwas von dem hochgespannten elektrischen Strom an sich, der blitzartig ins Lebendige trifft.

*

Für seine Novelle Der Urlaub hat Zillich von einem Ausschuß, dem namhafte deutsche Kunstrichter angehörten, einen Preis zugesprochen erhalten. Ein angesehener Verlag hat die Novelle in einer Schriftenreihe der bekanntesten deutschen Dichter herausgebracht. Gleich nach Erscheinen lagen lobende Besprechungen vor. So hat man sich gewöhnt, den Urlaub als die stärkste Leistung Zillichs anzusehen. Nun ist es aber doch so, daß in dem Bändchen „Sturz aus der Kindheit" mindestens zwei andere Erzählungen dieser künstlerisch die Wage halten. Wobei zugegeben sein mag, daß der Urlaub es an Gemeinverständlichkeit seiner Symbolik den anderen zuvortut. Es liegt auf der Hand, daß der Frontfähnrich Klinghart — der sich um einer unscheinbaren Schuld willen, statt den bereits bewilligten Heimaturlaub anzutreten, in den sicheren Tod stürzt und erst, als er wider Erwarten heil davonkommt, in die Heimat und Sicherheit abgeht — nach menschlichem Gesetz nichts zu sühnen hat. Er hätte einem gefallenen Kameraden, dem er es versprochen hatte, Tagebuchaufzeichnungen abnehmen und dessen Mädchen schicken sollen. Er tat es nicht rechtzeitig, die Blätter gingen verloren. Wenn's eine Schuld war, steht sie in keinem Verhältnis zu der selbstauferlegten Strafe, sich nochmals durch den Totentanz ineinander verbissener Kampffronten hetzen zu lassen. Was den Fähnrich in die Hölle zurückzwingt, ist objektiv nicht das „verurteilte

Gewissen". Es ist jene Dämonsmacht des Schicksals, die Zillich in allen seinen Erzählungen hinter den Dingen spürt und in's Leben bannt. Das künstlerisch Zwingende der Novelle liegt darin, wie Zillich den Entschluß des Jünglings aus der Atmosphäre des Krieges herauswachsen läßt. Erleben und Wandlung, an Millionen Kämpfern geschehen, von denen keinem der Gott gab, zu sagen, was er leide, hat der Dichter in dem Erlebnis eines Jünglings, der zum Mann wird, zusammengeballt. Schicksalsmächte, die in der Natur walten, im Menschen und in dem Werkzeug seiner Hände, der zur Vernichtung angesetzten Technik, hat er beschworen, dem furchtbar Bedrückenden und im gewaltigen Erleben doch gnadenvoll Befreienden des Krieges Gestalt gegeben, chaotische Unordnung als letztlich gesetzte, notwendige Ordnung begreiflich gemacht. Im Urlaub gab Zillich die Kriegsnovelle unserer, der Frontgeneration.

Die Gegenwartsnähe solcher Zielsetzung und ihrer dichterischen Verwirklichung dürfen wir in Meschendörfers Leonore nicht suchen. Sie wurde, wie eine Schlußnotiz im Roman besagt, 1905 geschrieben. Das ist für einen Roman ein sehr ansehnliches Alter, zumal wenn er seine beste Kraft aus der zergliedernden Darstellung und dem Raisonnement schöpft. Die Menschen jener Zeit lebten gleich dem Helden des Romans, in der Sphäre des Individuellen. Dr. Svend doziert Psychologie, Philosophie, Ästhetik, Kunst- und Literaturgeschichte. Die Heldin möchte wissen, was die Impressionisten wollen. Das ist unverkennbar die siebenbürgische Kulturkampfstimmung des Kunstwartkreises im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Wenn sich der Roman trotz der versunkenen Problematik seiner Menschen bis heute lebensfähig erhalten hat, so ist das ein Erfolg, auf den Meschendörfer stolz sein kann. Zum Vergleich mit den beiden jüngern Dichtern muß aber seine „Stadt im Osten" herangezogen werden. Hier hat M. seine große Deutung des siebenbürgischen Schicksals gegeben. In der Fragestellung ist Wittstock ihm nicht unähnlich. Hier und dort bildet das Minderheitenschicksal der 200000 Sachsen nach dem Kriege den Hintergrund für Einzelleben, in denen sich sinnbildlich das Schicksal ihres Stammes, der Auslanddeutschen, ja des gesamten Deutschtums vollzieht. Wittstock spricht das im Titel seines Romans (Mahomeds Gesang von Goethe entlehnt) ausdrücklich aus. Er wiederholt und deutet das Sinnbild gegen Ende des Romans, wo er den Strom aus Goethes Gedicht gleichnishaft auf das deutsche Schicksal bezieht:

„Ich kann mir kein treffenderes Bild des deutschen Volkes denken, als das gewaltige Bild des jungen Goethe vom Strom. Und es bricht eine Zeit an, da der Strom seine Kinder sammeln will, die ihm Farbe und Wucht verleihen und das Zeitmaß seiner Wellenschläge bestimmen, und da sie von überallher kommen werden, vom Ufer des Inn und der Düna, Württemberger, Bayern, Österreicher und von Übersee, und ihm neues Leben geben werden."

„Daß sie ‚kommen' werden?"

„Daß sie strömen werden. Die Quelle mündet, Bach und Fluß münden, aber sie verlassen den Ort nicht, an den das große Geschehen sie setzte."

Und Olerth begann wie in einem berauschten Zustande das Gedicht zu sprechen.

Im Nachhang zu Meschendörfers Stadt im Osten ist das Wort von der „Tragödie des Auslanddeutschtums" aufgekommen. Warum Tragödie? Ist es die Wirkung der verzweifelten Rufe um Hilfe in Meschendörfers Roman für ein Volk, das „bis an die Brust" „im reißenden Strome" steht, „der uns fortspülen will von unserer Insel"? Man sollte meinen, gerade die „Stadt im Osten" ginge hoffnungsfreudig aus mit dem Blick auf spielende Kinder, die am Kinderland, Hoffnungsland, Zukunftsland bauen. Und doch „Tragödie", nicht nur im Wort, auch in der Tat. Die Menschen in Meschendörfers Roman brauchen starker Worte, berauschen sich am Deutschtum und halten es wert: Aber ihre Taten sind klein. Innerlich faul bis in's Mark, können sie bestenfalls Geschichte schreiben. Bestehen werden sie vor der Geschichte nicht.

Die Frage, ob Wittstocks Roman diese von Meschendörfer gesehene Problematik widerlegt, kann mit keinem unbedingten Ja beantwortet werden. Wittstocks Menschen erscheinen, weil es Bauern sind, erdgebundener, naturnäher. Aber auch ihnen bröckelt die Scholle unter den Füßen weg. Die mit herber Sachlichkeit geschilderten „Helden", Kristan und Aenn, verlassen die Heimat. Sie tun's als Kolonisten. Aber man fragt sich: Nehmen sie den sächsischen Kirchenpelz in der Wagenlade nicht vergeblich mit? Zu Hause steht das Volk von Neulanden auf dem Sprung, in erkämpfte und freiwillig aufgegebene Stellungen einzurücken. Müdigkeit liegt über den sächsischen Partien des Romans, so schön und lebenswahr sie sind. Der Dichter, sagten wir, erlebt Siebenbürgen deutsch, er möchte es immer so sehen. Wie lange, fragt man sich aber, wenn man den Roman beiseite legt, wird hier Hans Schilt-

bergers Wort ex 1420 noch zutreffen: Sybenbürgen ist ein dütsch land und die hoptstat des lands heist hermenstatt. . .

Aber da ist der dritte Dichter, Zillich. Der kündet dichterisch auch Tragödien, und letztlich doch: Leben. Strömendes, sich wandelndes, unschönes und hartes Leben, Sturz aus der Kindheit, Brand, Zigeuner, Wälder und Laternenschein: aber Leben. Der Vater stirbt. Sein Irdisch-Vergängliches wird verwesen. Aber sein Unvergängliches, Wille und Wesen, bleiben bestehen im Sohn. Der Gymnasiast Fritz wird ein verbummelter Steuerregistrator. Doch Gretes Sohn, der ihm die Ohren volltrompetet, wird seine guten Zähne haben. Der kleine Peter wird den Sturz aus der Kindheit verwinden. Und wird, will's Gott, im Lebenskampf robuster stehen als sein Vater. Zillichs Lösungen sind vom sittlichen Standpunkt aus oft nicht zu billigen. Sie sind künstlerisch gerechtfertigt. Und aus der Kraft der dichterischen Gestaltung bestimmt sich die Wahrheitsgeltung der vom Dichter erlebten Welt. Der Lebenskraft der Rumänen, Ungarn und Zigeunern stellt Zillich die Lebenskraft seiner Deutschen entgegen. Menschen alle, aus Erde gemacht, dem Wandel unterworfen, . . . aber Menschen die leben und leben werden.

*

Seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist das sächsische Schrifttum nicht wieder so reich gewesen wie heute, wo es aus einer begrenzten Heimatskunst heraus gleich drei dichterische Menschen hervorgebracht hat, die mit ihren Werken als Bereicherer des gesamtdeutschen Schrifttums empfunden werden.

Wittstock und Meschendörfer haben ihre siebenbürgischen Romane, die — in's künstlerisch Gültige vorstoßend — unser sächsisch-siebenbürgisches Sein dem deutschen Muttervolk auf der Ebene der Dichtung vermitteln, beide gegeben. Sie haben Anerkennung gefunden und verdient. Von Zillich haben wir erst kleinere Erzählungen. In ihnen schlummern keimhaft die letzten dichterischen Möglichkeiten.

Das balladeske Drama. (Richard Billinger.)

Von Karl Watzinger

Aus dem Chaos der Welt in den Logos des Geistes die Geschehnisse zu übertrgen, ist auf der Bühne der „Neuen Sachlichkeit", jener nur auf Aktion eingestellten Literaturrichtung, bis zu einem Fingerspitzengefühl gediehen, das die Beziehung zum Urmythos überhaupt nicht kennt

und jede Bindung, was die im Menschen ewig wohnenden Mächte anlangt, einfach leugnet. Deshalb war es auch den Bühnenwerken der „Neuen Sachlichkeit" vorbehalten, Leben wie es ist darzustellen, was verursachte, daß der Gehalt der Werke an der Oberfläche blieb.

Nun aber macht sich eine Umkehr auf diesem Weg, auf dem die Dichtkunst zwangsläufig in eine Sackgasse rennen mußte, bemerkbar. Insbesonders führt die Dichtung Billingers zu dieser Annahme und bestätigt sie.

Billinger kommt von der Lyrik her. Er ist, was jeder echte Dichter zu Beginn sein muß, ein Ekstatiker, der sich an Klängen, die aber bei ihm alle aus dem unergründlichen Urmythos aufsteigen, berauscht, ein Mensch zunächst, der einer Welt huldigt, die eine Zivilisation, wie sie unsere Zeit künstlich aufgezogen hat, einfach links liegen läßt. Und das gibt dem Dichter recht, wenn er, zu welch einer Form der Dichtung er sich auch berufen fühlt, das Lyrische, besonders aber das Balladeske sprechen läßt.

Aus Billingers Dramen ruft eben jenes Empfinden für eine feste Verbindung des Menschen mit der Erde, als der Mutter allen Seins, jedoch nicht in gewöhnlicher, sondern in verdichteter Sprache, was nur dem Lyriker so ganz und erschöpfend gelingen mag.

Schon „Das Perchtenspiel" weist darauf hin. Dieses Spiel, das den Dichter im großen Kreise bekannt gemacht hat, ist ein einziger lyrischer Rhythmus, der kraft seiner tiefen Beziehung zu allen Urerlebnissen der Menschheit auch jene dramatische Gewalt erreicht, die notwendig ist für den sinngemäßen Ablauf eines Bühnenwerkes. Dieser Rhythmus entspringt einer Sprache, die balladesk das Geschehen entwickelt bis zu einem Ende, das auch wiederum ganz an die Ballade anklingt, nicht weil die vierzehn Nothelfer das wunderschöne Gedicht singen:

„Wir bringen euch die Gabe.
Wir füllen eure Habe.
Die Heiligen, sie halten treu
zum Menschen ohne Wank und Scheu.
Sie helfen ihm im Leben.
Den Toten Gott sie geben. Amen."

sondern weil Billinger weiß, daß zwischen Drama und Ballade ein Gleichklang besteht: beide verlangen vom Dichter, daß er einen Gedanken zu Ende denkt.

Auch die „Rosse", deren kurze Fassung mir als die bedeutendere erscheint, sind, obgleich sich hier mehr als in den anderen Dramen Billingers das Epische auswirkt, im Grunde doch nur die lebendige Verknüpfung von Ballade und Drama. Wenn der Maschinenhändler im 2. Aufzug den

Bauern die landwirtschaftlichen Maschinen erklärt, was wohl den Höhepunkt des Dramas darstellt, so ist dies Dichtung, geschaut durch einen Brennpunkt. Und der Brennpunkt einer Dichtung kann immer nur alle lyrischen Elemente einfangen, denn nur das lyrische vermag jene zarte und starke Stimmung zugleich zu geben, die den Leser oder Zuschauer überzeugt, daß es sich hier um eine wirkliche Dichtung handelt.

Höhepunkt nicht nur im bisherigen Schaffen des Dichters sondern im balladesken Drama überhaupt ist aber die „Rauhnacht". Hier wird uns die Annahme, daß Lyrik und Drama bei einem wahren Dichter wechselbezüglich sind, besonders klar.

Es ist ein Rausch, der die Gestalten in der „Rauhnacht" treibt, oft sogar ein sinnloser Rausch. Aber gerade in diesem oft sinnlosen Rausch, in dem dennoch die Welt geordnet daliegt, liegt die Erkenntnis, daß Billinger nicht das Dramatische schlechtwegs, sondern das Drama aus dem Klang der Ballade, als einer besonders großen Form der Lyrik, erstehen lassen will. Und damit dürfte er nicht nur auf dem rechten Weg, sondern auch auf dem Weg zu einem neuen deutschen Drama sein, das wir so dringend nötig haben.

Das neue nationale Drama muß jene Verbindung von Drama und Ballade erkennen. Uns heutigen Menschen kann ein Hochdrama im Sinne Schillers nicht mehr jene große Gnade bedeuten, wie sie es in den Zeiten der Klassik war. Denn Schillers Dramen kommen nicht aus dem großen Urgefühl, das Menschen als Typen, die eine urewige Macht treibt, hinstellt, sie kommen nicht aus dem Urborn der Dichtung, der Lyrik, sondern aus der Philosophie.

Billingers Wucht, seine Hinneigung zum Symbolhaften in der Sprache sind uns hingegen schon deshalb Gewähr für eine neue deutsche Bühnendichtung, weil sie aus dem Sinne des Christentums heraus das Verständnis für den Urmythos, der jenseits aller konfessionellen Bindungen liegt, erstreben, also schon wegen des Gehalts, wenn auch bei Billinger Form und Gehalt enge verknüpft sind. Diese Vereinigung zweier Mächte, die dem Deutschen seit jeher zu schaffen gemacht haben, wirklich und tatsächlich zu vertreten, zu vertreten durch eine Dichtung, die erstrebt, wahre Werte, ewige Werte aus der dichterisch reinsten Form erstehen zu lassen, um damit auch wahre Kunst für alle — und Kunst ist nur dann echt, wenn sie alle Schichten des Volkes ergreift — zu geben, muß uns den Dichter Richard Billinger wohl als einen unserer stärksten Begabungen erscheinen lassen. Jenseits aller papierenen Literatur!

Mein Lebensstern

Übersetzung aus dem Ukrainischen von Opanas Schewtschukewitsch*

Meine Mutter — sie hat mir so oft gesagt:
Du darfst nicht so blicken auf die hellen Sterne,
wenn du droben den Stern deines Lebens erblickst,
für ewig verschließen sich deine Äuglein, die schönen . . .

Und den Worten der Mutter bin ich garnicht gefolgt,
denn nur auf dem Himmel standen stets meine Augen,
von den Sternen so trunken war ich Tags und Nachts
und nur meinen Stern meine Augen suchten . . .

Und je mehr mein Gedächtnis ich im Himmel verlor
und mein Stern inmitten der Sonnen auftauchte,
um so mehr sang die Sternenhelligkeit mir
das Lied der Ewigkeit in meiner Seele.

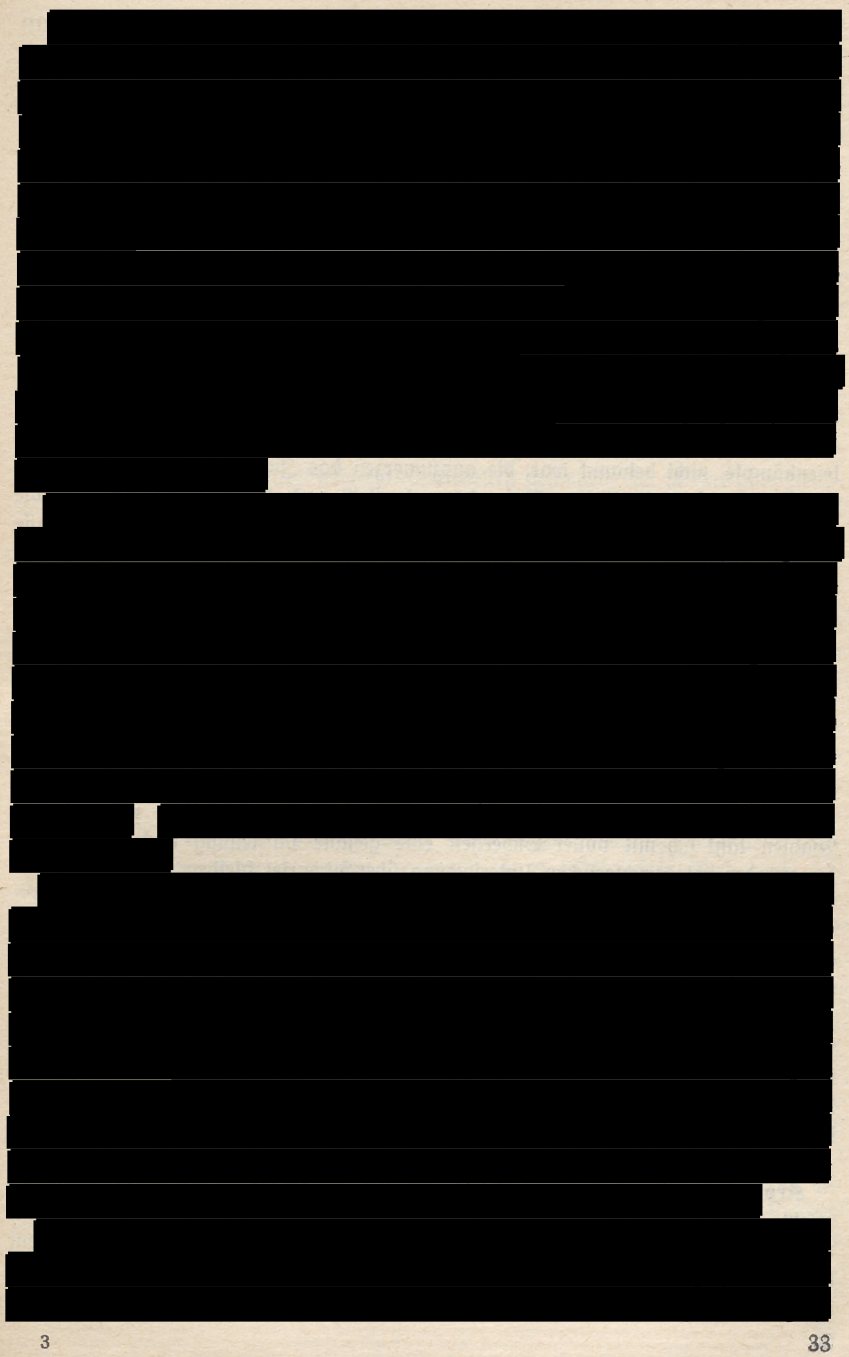
Und ich hab' meinen herrlichen Stern erblickt
und die Worte der Mutter gingen bald in Erfüllung:
Meine Augen verschloßen sich für die Alltagswelt,
neues Lebensglück offenbart sich mir.

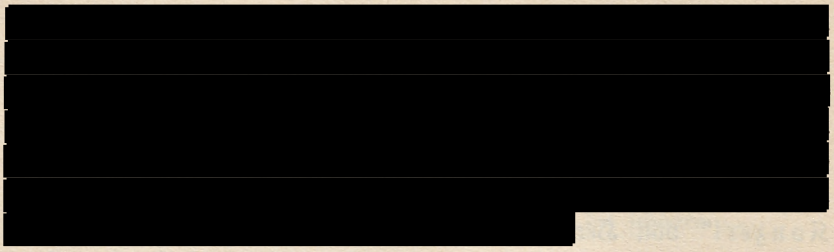
Unser Deutsches Landestheater

Von Gust Ongyerth, Direktor des Landestheaters

[redacted]

* Es gibt im ukrainischen Volk einen festen Glauben, daß ein jeder Mensch auf dem Himmel seinen Stern hat, welcher leuchtet, solange der Mensch lebt. Stirbt der Mensch, so fällt sein Stern herab und erlischt. Man darf aber nicht allzulange auf den Sternenhimmel schauen, um seinen Lebensstern nicht zu erblicken, denn wer ihn entdeckt, muß sofort sterben und sein Stern herabstürzend erlischt.





Rundschau

Chronik. Das ganze Leben Rumäniens ist überschattet von dem Morde am Ministerpräsidenten Duca. In den Schüssen in Sinaia haben sich die innerpolitischen Spannungen in einer Weise ausgewirkt, die bisher als Mittel der rumänischen Parteienkämpfe nicht bekannt war, die auszumerzen das Ziel der von der Regierung ergriffenen außerordentlichen Maßnahmen darstellt und deren Beseitigung für die Zukunft unser aller Interesse ist. Gerade wir Minderheiten können in jedem Falle nur eines wünschen: die Austragung innerpolitischer Kämpfe in den Bahnen der Gesetzlichkeit. Daraus ergibt sich auch unsere Stellungnahme dem Morde und den darauf folgenden Maßregeln gegenüber.

Wir wollen uns hier, so unmittelbar nach dieser Tat und in einem Augenblick, wo sich die weitere Entwicklung in keiner Weise überblicken läßt, einer Untersuchung der Ereignisse entschlagen, die manche wesentlichen Dinge darum nicht richtig schildern könnte, weil man die Hintergründe der Geschehnisse in aller Deutlichkeit noch nicht zu sehen vermag.

Innerhalb der sächsischen Lebenssphäre hat sich seit Dezember nichts Grundlegendes ereignet. In der Streitfrage um Dr. Hans Otto Roths Verhalten während der Wahlen läßt sich mit voller Sicherheit eine genaue Darstellung noch nicht geben, die erst der schiedsrichterlichen Untersuchung überantwortet bleiben muß.

Heinrich Zillich

Stefan George. Als wir vor einigen Monaten den 65. Geburtstag des großen Dichters feierten, hätte niemand dieses jähe Ende, das ihn im Dezember in Lugano traf, ahnen können. Nun ist die reine Flamme erloschen. Erloschen der Seherblick, der seines Volkes Geschick, Niedergang und Aufstieg kündete, ehe das Leben der Verkündigung zu folgen vermochte. Erloschen dieser Mund, der seit Goethe den tiefsten und schöpferischesten Einfluß auf die deutsche Sprache genommen hat. Was Trost gewährt nach diesem Verlust, ist das Bewußtsein, daß Georges Werk schon heute so stark Leben geworden ist, daß der Tod seines Geistes nicht zu befürchten ist.

Heinrich Zillich

Kronstädter Ausstellungen. Im Frühwinter hat Kronstadt einige Ausstellungen erlebt, die von Bedeutung für unser Kunstleben waren. Es zeigte zuerst der wichtigste ungarische Maler Siebenbürgens Imre Nagy seine letzten Werke, aus denen wir demnächst ein Bild zur Veröffentlichung bringen. Heinrich Schunn veranstaltete dann eine große Schau seiner Ölgemälde. Man wird sich erinnern, daß er bisher

mit Vorliebe Aquarelle malte. Das schien seine Domäne zu sein, für die er eine eigene Sprache gefunden hat. Nun übernahm er diesen Stil ins Ölgemälde, was zu eigenartigen, nicht uninteressanten, oft auch noch recht problematischen Lösungen führte; seine ganze Kunst aber vor neue und schwerere Aufgaben stellte. In einer gemeinsamen Ausstellung zeigten ihr Werk Margarete Depner und Hans Guggenberger (zugleich mit Rieke Morres, die weitaus zu unseren besten Kunstgewerblerinnen gehört). Hans Guggenberger kam in dieser Zeitschrift schon durch die Wiedergabe verschiedener Plastiken zu Wort. Die Ausstellung gab nun Gelegenheit, sein bisheriges Werk zu überblicken: der junge Bildhauer ist eine Begabung, die an die Hintergründe des Lebens wirklich herantritt, die die Formensprache ihrer Kunst aus einem gottgegebenen Können und Wissen zur Membran des Wesens und Sinnes ihrer Gestalten zu machen bestrebt ist, was natürlich nicht immer befriedigend gelang; aber man findet außergewöhnliche Stücke in der Ausstellung, aus denen mit Händen zu greifen ist, daß Guggenbergers Weg an die großen Aufgaben der Bildhauerei heranführen wird. Erstaunlich war die Bekanntschaft mit Margarete Depner, die ein breites künstlerisches Gebiet bestellt. Sie ist Malerin, wobei ihr am besten die skizzenhaften oder skizzenhaft gebliebenen Arbeiten gelangen; sie ist eine gute Zeichnerin und zugleich Bildhauerin. Hier fanden wir einige schöne, beseelte Plastiken neben konventionellen, allerdings mit bewundernswerter Ausdauer und Werkliebe ausgeführten Arbeiten (wie z. B. das Grabmal für Lotte Binder). Margarete Depner ist gehemmt und unsicher, was aber durch den ungeheueren Ernst, mit dem sie hinter ihrer Kunst steht, vielleicht einmal wettgemacht wird. Auch Arbeiten von ihr hoffen wir in dieser Zeitschrift wiederzugeben. Sie und Guggenberger müssen viel mehr als bisher in das Bewußtsein unseres Volkes hineinwachsen. Sie verdienen es.

Heinrich Zillich

400 Jahre Honteruspresse. Im Dezember feierte in Kronstadt ein Unternehmen sein 400jähriges Bestehen, ein Unternehmen, dessen Bedeutung für die geistige Entwicklung der Siebenbürger Sachsen, aber auch der Ungarn und Rumänen unseres Raumes von schlechthin entscheidender Schwere ist: die alte Honteruspresse. Hundert Jahre nach der Errichtung der Druckerei Gutenbergs in Mainz, im Jahre 1533 gründete Johannes Honterus die Druckerei, die er selbst leitete. Noch heute besitzen wir von seiner Hand geschnitzte Holzstöcke, die ihn als sehr begabten Künstler erweisen. Die Druckerei fertigte erst die Grammatiken und die humanistischen Werke Honters an, darunter auch Übertragungen aus griechischen Autoren, bald aber, als sich der große Mann an die Spitze der protestantischen Bewegung in Siebenbürgen stellte, theologische Schriften, vor allem sein Reformationsbüchlein und die neue Kirchenordnung. Sie wurde damit die notwendige Verbreitungsstätte der neuen Ideen und in Kürze auch die Quelle der breiten siebenbürgischen Kalender- und Rechtsliteratur. Darüber hinaus aber druckte sie auch schon in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens die allerersten rumänischen Bücher, von denen wir wissen, und etliche Zeit später bis zur Gegenwart auch zahllose ungarische.

Die Druckerei wechselte oft den Eigentümer. Seit genau hundert Jahren ist sie im Besitze der Familie Gött, die sie zu einer der modernsten Druckereien des Landes entwickelte. Alle geistigen Strömungen des Deutschtums, aber auch des Rumänentums in Siebenbürgen sind mit ihr verbunden. Die älteste Zeitung Rumäniens, die deutsche „Kronstädter Zeitung“ (97 Jahre alt) wird hier gedruckt. Die älteste

rumänische Zeitung des ganzen rumänischen Sprachgebietes kam zuerst hier heraus und wurde viele Jahrzehnte hindurch in dieser Presse hergestellt.

Mehrere ihrer Besitzer, wie Honterus, dann dessen Nachfolger im Kronstädter Stadtpfarramt Valentin Wagner, später der große Kronstädter Stadtrichter und Siebenbürgische Landesverweser Michael Herrmann (1602—1660), Lukas Seuler von Seulen (zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts), Bürgermeister Johann Gött (19. Jahrhundert) waren selbst Führer des kulturellen Aufschwungs ihrer Zeit und sind aus der geschichtlichen Entwicklung unseres Volkes nicht wegzudenken.

Diese Druckerei, die heute die Firma Johann Götts Sohn führt, wurde, was auch in Deutschland, aber noch viel mehr in auslandsdeutschen Gebieten geradezu einzigartig ist, 400 Jahre alt durch die echt handwerkliche Einstellung ihrer Leiter, durch den ehrlichen Meistergeist, der sie bestimmte und bestimmt. Man wird auch sonst in der Welt wenig Unternehmen finden, die auf ein so langes Bestehen zurückblicken können — inmitten der blutigen Geschichte Siebenbürgens, in einer Stadt, die immer in den schwersten geschichtlichen Auseinandersetzungen lag, verbrannt wurde, bekämpft und umstritten wurde, ist eine so lange Lebensdauer zugleich auch ein Beweis für die Zähigkeit und kulturelle Verantwortungskraft unseres ganzen Deutschtums. Ohne die Honteruspresse wäre die Erfüllung unserer Sendung nicht möglich gewesen. Man kann die Bedeutung der Druckerei besonders in den früheren Jahrhunderten nicht hoch genug werten. Die Honteruspresse hat z. B. im sechzehnten Jahrhundert allein mindestens 12% der Gesamtbuchleistung des damaligen ungarischen Reiches gestellt. Welcher Art diese Leistung auch buchkünstlerisch war, lehrt ein Blick auf die sehr schönen Drucke, die aus all diesen Jahrzehnten noch vorhanden sind. Das letzte Werk der Druckerei ist eben erschienen. Es ist ihre Geschichte, die als Festschrift in schöner Ausstattung mit zahlreichen Bildern veröffentlicht wurde (Prof. Hermann Tontsch. Die Honteruspresse in 400 Jahren, Kronstadt, Druckerei Johann Götts Sohn). Heinrich Zillich

Sprachbesinnung. 1. Eine „erdrückende" Minderheit kann sich wohl auch der betreffende Berichterstatter nur schwer vorstellen; warum also schreibt er solche Ungereimtheit?

2. Die Lagermannschaft, die aus 48 Burschen und 16 Mädchen bestand usw.; ein Eisenreif aus Stahl und Holz wäre ebenso möglich.

3. Die Jugend hält nicht Einzug in den Reihen der Führung, sondern bestenfalls in die Reihen der Führung.

4. In betrunkenem Zustand ist noch niemand gesehen, geschweige denn gehängt worden; möglicherweise aber in trunkenem Zustand, am ehesten im Zustand der Trunkenheit.

5. Dr. Müllers Belehrungen und Anregungen werden in der Satmarer Bewegung gewiß deutliche Spuren „hinter sich lassen". Teufel noch mal, solche plastische Darstellung! Man ist förmlich gespannt auf die Richtung, in der die alsbaldige Verflüchtigung der Belehrungen und Anregungen vor sich gehen wird, worüber ja die jedem sichtbaren Spuren genauen Aufschluß geben werden. Es genügt doch, wenn jene Belehrungen und Anregungen in der Satmarer Bewegung deutliche Spuren hinterlassen.

6. Aus der Gruppe der Kalbinnen haben Prämien erhalten Michael Groß und Martin Hennrich; scheinbar sehr tüchtige Landwirte, und doch — Kalbinnen?!

7. Wegen vorgerückten Alters ist das Heilbad Reps zu verkaufen; ja ist diese Badeanlage überhaupt noch reparierbar, und nicht etwa wegen drohender Einsturzgefahr schon behördlich gesperrt? die durch die Anzeige aufmerksam gemachten „Reflektanten" interessiert das doch. Carl H. Csallner

Sprachbesinnung. 1. Der Führer des Stahlhelm —, die Reise des „Graf Zeppelin" —, die Aufführung des „Abt von Kerz" —. Dies Gestammel gibt vor, richtiges Deutsch zu sein. Jeder Primaner, der sich einen Wesfall so zu bilden getraute, hätte ein verdientes „Ungenügend" zu gewärtigen, könnte sich aber mit Recht damit verteidigen, daß er es doch gestern so in der Zeitung gelesen habe.

2. In einigen Orten Deutschlands sind „Polizeimaßnahmen gegen das Rauchen von Frauen" ergriffen worden. Daß Menschenfleisch gegessen wird, kam und kommt vor; daß das Rauchen von Katzenschwänzen empfohlen wird, wissen wir alle; daß nun aber auch Frauen geraucht worden sein sollen, darf man wohl bezweifeln.

3. Wie gerne nähmen wir doch alle an dem „Unterricht in handgenähten Damen- und Herrenhandschuhen" teil. Jeder Schüler freut sich, wenn er mit Handschuhen angefaßt wird, ob sie dann handgenäht sind oder nicht.

4. „Zwischen dem Begrüßungsabend und Hauptversammlung —". Wenn dies das Deutsch eines Gymnasialprofessors ist, kann man sich denken, wie seine Schüler schreiben werden.

5. „Ein Zigeuner will 100 Lei-Münzen fälschen —", wird gefaßt und grimmig bestraft. Es ist halt wie immer: Die Kleinen fängt man, die Großen läßt man laufen; wo der Arme doch nur 100 einzelne Leimünzen gefälscht hatte. Oder sollte nur des Reporters mangelhaftes Deutsch uns veranlaßt haben, des Zigeuners Tat so milde zu beurteilen? Am Ende wollte er 100-Lei-Münzen fälchen, vielleicht viele tausend Stück? Dafür aber haben wir den Reporter gefaßt, der unser liebes Deutsch verfälscht hat!

6. Heute haben wir unser Landestheater und sind davon mit Recht begeistert. Fast hätte man uns darum betrogen, las ich doch einmal mit Schrecken in unserem größten Blatt: „Rumänien erhält ein deutsches Landtheater".

7. „Ein Darlehen von Lei 50,000" —, „die hochherzige Spende von Lei 2,000" —; kaum liest man es heute noch anders, ja ich habe es sogar schon sprechen hören. Daß ein Kaufmann glaubt, seine Geschäftstüchtigkeit werde danach beurteilt, ob er Lei 10,000 sagt (und ja nicht etwa: 10,000 Lei), kann man ihm zur Not noch nachsehen; daß ihm aber nichts an der Beurteilung seiner Sprachtüchtigkeit liegt, verzeihe ich ihm trotzdem nicht; umsoweniger allen anderen: und es sind heute schon beinahe alle.

8. Wer selbst heute, wo unser Mutterland und unser deutsches Volk in der ganzen Welt einen verzweifelten Lebenskampf kämpft, nicht von der läppischen Fremdwörterei lassen kann, der wird es nie begreifen, daß jeder bei sich beginnen muß, wahrhaft und von innen heraus deutsch zu sein. Solange unsere Zeitungen (und auch die Reichsdeutschlands) nicht auf die „Österreichdemarche", die „Königsentrevue", die „Amateurphotographie", den „Atlantik", den „Pazifik" usw., usw. verzichten können, haben sie uns nichts zu sagen.

9. Zum Schluß ein unfreiwilliger Spaß, den zu erfinden viel Witz gekostet hätte: „— denn vorläufig gilt das Nietz'sche Wort: — — — "; welches Nietzsche-Wort es gewesen ist, ist ja nicht wichtig. Fritz Schnell

Veit Stoß Siebenbürger Sachse? Im Juniheft 1933 brachten wir eine Würdigung des großen Nürnberger Bildhauers Veit Stoß von Otto Brattskoven, in der darauf hingewiesen wurde, daß für die von mancher Seite vermutete siebenbürgische Abstammung von Stoß klare urkundliche Unterlagen fehlen. Nun finde ich in der ausgezeichneten Münchner „Deutschen Zeitschrift" (Juli 1933) einen Aufsatz von Alexander von Reitzenstein, worin ausgeführt wird, daß 1482 ein „Mathias stoß von harow eyn goldsmid" in Krakau zuwanderte, wo sich damals auch Veit aufhielt. Harro ist ein siebenbürgischer Ort. Dieser Mathias war nach polnischen Quellen Veits Bruder, für den er auch gerichtliche Geschäfte durchführte. Mathias war weiter an dem großen Altarwerke Veits in der Krakauer Marienkirche mitbeteiligt und führte in Krakau den Namen „Schwob", d. h. also „ungarländischer Deutscher". Reitzenstein schreibt weiter: „Das verwandschaftliche Verhältnis (Veits) zu Mathias Stoß — an dem doch wohl nicht zu zweifeln ist — bedingt, wenn wir nicht sehr irren, Zugehörigkeit zu den ostländischen Kolonialdeutschen: der Zips oder Oberungarns (alten Begriffs) oder Siebenbürgens. Es muß auffallen, daß sich von den elf Söhnen des Meisters fast alle, wenn auch mehrere nur zeitweilig, im ostdeutschen Gürtel niederließen (und zwar von Nürnberg, nicht etwa von Krakau aus): Stanislaus, wie der Vater, in Krakau; Florian in Görlitz; Mathias („Mathias Swob" mag ihm den Namen vererbt haben) in Pilsen; Johann in Bergasaß (Oberungarn); Johann (der andere) in Schäßburg (Siebenbürgen); Martin in Mediasch (Siebenbürgen); Veit in Kronstadt (Siebenbürgen) — also drei in Siebenbürgen (die siebenbürgische Plastik des angehenden 16. Jahrhunderts trägt denn auch deutlich genug die Signatur „Stoß"). Und ist es Zufall, daß der älteste, Andreas, ein Karmeliter — der sich zeitweise in Budapest aufhält — Provinzial seines Ordens für Oberdeutschland und Ungarn wurde? Vielleicht also gingen die Söhne — wenn sie so entlegene Wege gingen — vorgezeichnete Wege: vorgezeichnet durch Ursprung und Geschichte ihres Blutes."

Vielleicht läßt sich zu diesen Quellen noch manches in Siebenbürgen beitragen.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Georg Grabenhorst: Merve, Der Roman eines jungen Mädchens. Wilh. Gottl. Korn Verlag. Breslau 1933. (Ganzl. RM. 5·50, kart. RM. 4·00). Ein seelenvolles Buch und eine der schönsten Frauengestalten der neuen deutschen Dichtung. In ihrer lichten Vornehmheit hebt sie sich ab von dem düsteren Hintergrund der Kriegs-, November- und Nachkriegszeit und geht ihren Weg in tief verantwortlicher Selbstbesinnung durch Schönheit, Schuld und Sühne zur Erkenntnis der großen Liebe. Die breit fließende Erzählungskunst Grabenhorst's, dem wir eines der besten Kriegsbücher verdanken, ergeht sich hier in wundervollen lyrischen Harmonien, singt die Weichheit silbriger Geigentöne und breitet das „zarte, unter dem leisesten Anhauch bebende Gespinnst" seelischer Rätsel über die weibliche Psyche, wie sie so schön nur ein Mann zu schildern vermag. Im ganzen: Ein Buch für den deutschen Menschen, zart, besinnlich, — schön. Prof. L. Priebisch

Wilhelm Speyer: Kreuzfahrer. Verlag Orell Füßli, Zürich und Leipzig. 164 Seiten, Geheftet RM. 2.—, in Leinen RM. 3·20.—

Wilhelm Speyer ist bekannt geworden als Verfasser der Bücher „Kampf der Tertia“ und „Die goldene Horde“, denen nachgerühmt wird, daß sie in frischer, lebendiger Art hineinführen in das Wesen moderner, liebenswerter Jugend. Da wird man neugierig, wenn einem ein neues Werk des gleichen Verfassers in die Hand gerät. Man beginnt den „Kreuzfahrer“ zu lesen und kann nicht aufhören, bis man das Büchlein zu Ende gelesen hat. Auch dies ist ein Buch der Jugend. Junge Deutsche, die eben ihre Reifeprüfung abgelegt haben, wandern nach Italien. Einer der Jungen geht eigene Wege und folgt den Spuren des Kinderkreuzzuges. Dabei kommt er nach Assisi, der Heimat einer seiner Altermütter. Er erlebt dort wachend und träumend nach, was sein Ahnherr einst erlebte, der als rheinischer Graf mit dem Kinderkreuzzug mitgewandert war und nach langem Verweilen in Italien mit einer umbrischen Bauerntochter als seiner Gattin an den Rhein zurückkehrte. Die Geschichte ist in vornehm-einfacher Sprache geschrieben, voll zartester, berückender Stimmung, Menschen und Landschaft sind eindringlich gekennzeichnet. Es wird jedem Leser in langanhaltender Erinnerung bleiben. Hans Lienert

Einige Bemerkungen zum 16. Band des „Großen Brockhaus“, (792 Seiten; in Ganzleinen RM. 23.40; in Halbleder RM. 28.80. Bei Rückgabe eines alten Lexikons nach den festgesetzten Bedingungen: in Ganzleinen RM. 21.15; in Halbleder RM. 26.10). Wenn die deutsche Industrie ihre Erfolge hauptsächlich dadurch erreicht, daß sie sich sorgsam immer aufs neue dem Bedarf und den Wünschen der Kundschaft anzupassen versteht, so arbeitet der Brockhaus nach demselben Grundsatz. Das sozusagen feierliche und stets unentbehrlich bleibende Wissen des Konversationslexikons ist auf allen Gebieten durchsetzt und bereichert durch lebendige und höchst willkommene Beiträge, die auf zahllose Fragen, wie sie jeder Tag bringt, eine Antwort geben. So bringt der Brockhaus alles Wissenswerte über große Unternehmen der Industrie, des Handels und des Verkehrs, wobei er auch charakteristische Einzelheiten über ihre Entwicklung und Eigenart mitteilt. Auch das, was man zur unmittelbaren Tagesgeschichte braucht, wie den Werdegang der nationalsozialistischen Führer, findet man mit den Lebensläufen Alfred Rosenbergs, Röhms und Saukels in diesem Bande. Zwei Tafeln bringen die Uniformen und alle Abzeichen der SA.- und SS.-Formationen sowie des Stahlhelms. Sehr eingehend wird mit einer ganzen Anzahl Karten und vielen bunten und schwarzen Bildtafeln Rom und der römische Kulturkreis, und zwar der des antiken wie des päpstlichen und des heutigen Roms und die römische Kunst behandelt. Rußlands geschichtlicher Entwicklung bis zur Sowjetrepublik, die mit Recht als solche im nächsten Bande gesondert dargestellt werden wird, ist eine Reihe von Abschnitten gewidmet. Geologische und wirtschaftliche Karten geben einen Begriff von den ungeheuer reichen Bodenschätzen Rußlands und Sibiriens. Bei den Abschnitten über Rumänien läßt eine Karte die Verteilung des Deutschtums in Südosteuropa erkennen. In der umfangreichen Darstellung des Rundfunks, der wirklich gemeinverständlich gehalten ist, da er nichts voraussetzt, weiß der Brockhaus sogar Rat, wenn einmal der häusliche Radioapparat versagt. Ein Verzeichnis der Großsender gibt einen Begriff von der heutigen Möglichkeit, wirklich zur ganzen Welt reden zu können, wie wir das bei der Reichstagswahl vom 12. November miterlebt haben. Sehr beliebt sind die mit Noten gegebenen Anfänge von Volksliedern und volkstümlichen Melodien, die eine originelle Er-

gänzung dadurch erfahren, daß auch die Vogelstimmen (Rotkehlchen, Rohrsänger) in Noten gefaßt sind. So weiß der Brockhaus auf alle Fragen Bescheid, und es ist deshalb begreiflich, wenn jeder, der den 16. Band ins Regal stellt, die Frage auf den Lippen hat: Wann kommt der Siebzehnte? Dr. F. Grautoff

Conrad Wandrey: Kolbenheyer. Der Dichter und der Philosoph. Albert Langen/Georg Müller. München 1934. 370 S. — Ich habe mich vor Jahren mit Kolbenheyers „Bauhütte" erfolglos herumgeschlagen. Es war nach der Lektüre des Paracelsus, ich spürte um wieviel tiefer ich nach Durcharbeitung der „Bauhütte" in das Verständnis des Romans eindringen würde. Ich gab's aber auf, es war mir zu schwer. Wenn schon die dichterischen Werke Kolbenheyers langsame, liebevolle Vertiefung erfordern, so stellt seine Metaphysik an die Aufnahmebereitschaft des Lesers höchste Anforderungen. Und doch ist auch sein dichterisches Werk an ihr ausgerichtet und bleibt nur halb verstanden, dringt man in jene nicht ein. Durch Zufall kommt mir Wandreys Buch über Kolbenheyer in die Hände, darin frühere und spätere Dichtung Kolbenheyers aus der biologischen Metaphysik der Bauhütte heraus gedeutet sind. Nie habe ich eine faßlichere Einführung in das Wesen eines Dichters vor Augen gehabt. Wenn es Aufgabe des Kunstrichters ist, dem Leser den Zugang zum Verständnis des Dichter zu erschließen, dann ist Wandrey dieser Aufgabe vorbildlich gerecht geworden. An Hand seines Buches werde ich die Bauhütte und auch den Paracelsus, den Spinozaroman, selbst die frühe Lyrik des Brennenden Dornbuschs wieder vornehmen und möchte, daß noch viele gleich mir täten. Denn Kolbenheyer ist einer jener Männer, die unserer Zeit Entscheidendes zu sagen haben. Karl Kurt Klein

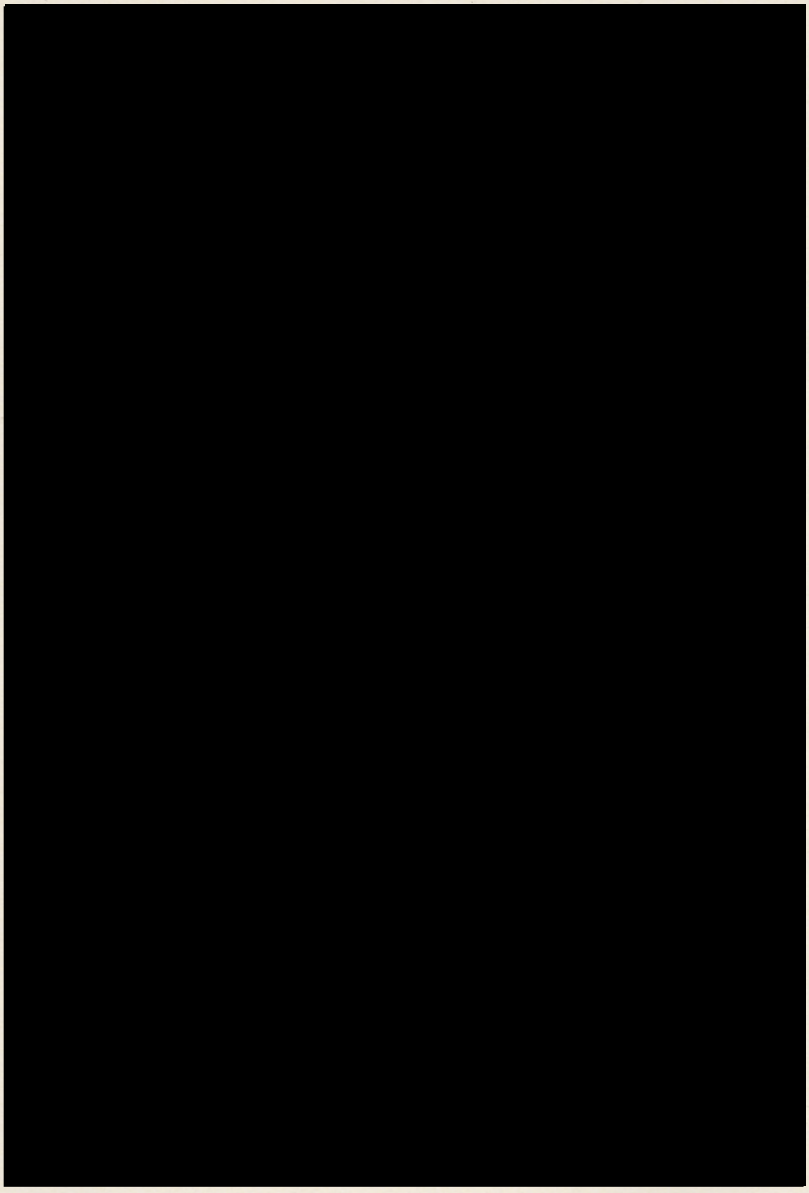
Mitteilungen der Schriftleitung

10 Jahre Klingsor. Mit diesem Hefte tritt der Klingsor in seinen 11. Jahrgang. Es kamen dem Herausgeber anläßlich dieses Ereignisses manche Glückwünsche zu, hauptsächlich aus dem Reich, wofür auch hier gedankt sei. In Siebenbürgen befaßte sich der „Unterwalder Beobachter", Mühlbach, Nummer vom 24. Dezember, in einem sehr verständnisvollen Aufsatz mit dem ersten Jahrzehnt der Zeitschrift.

Zum Inhalt. Infolge verschiedener Ereignisse erscheint dieses Heft verspätet. Wir hoffen, daß der Inhalt unsere Leser für diesen Mangel entschädigen kann. Wir verweisen besonders auf die rumänische Volksballade, die durch Otto Ließ, der durch einige Gedichte hier schon bekannt ist, übertragen wurde, dann auf einen neuen Mitarbeiter, Oinz Catiz, einen jungen Sachsen, und schließlich geben wir unserer Freude Ausdruck, den bedeutenden Wiener Lyriker Josef Weinheber wieder mit einigen Gedichten zu Worte kommen lassen zu können.

Druckfehlerberichtigung. Im Dezemberheft soll es auf Seite 479, 6. Zeile von unten statt „Modil oder Modal" heißen „uodil oder uodal".

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Getragen von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Phot. O. Netoliczka, Kronstadt

Margarete Depner, Frauenbüste (Marmor)

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
11. JAHR FEBRUAR 1934 HEFT 2

Der duftende Weinberg

Von Josef Mühlberger

Die Geschichte, die ich als fünfter in dieser Runde zu berichten habe, ist kein amuroses Abenteuer, auch keine heroische Tat, sie ist nur die Schilderung eines Versehganges; sie handelt nicht in Hispanien und nicht in Britanien, sie handelt in einem bescheidenen Örtchen unseres geliebten Vaterlandes, in Salzano.

Euch wird die Kehle feucht, Tommaso Cavalieri, da ich das Örtchen nenne! Wer von uns hätte nicht je die Wallfahrt nach Salzano unternommen, doch nicht um der Verehrung eines Heiligen willen, vielmehr den besten Wein unseres Vaterlandes an Ort und Stelle, des Duftes seiner Blüte noch nicht beraubt, zu verkosten. Preis diesem Wein, der so ölig und schwer ist, daß er nur langsam im Becher abfließt, langsamer als eine Sanduhr! Wißt Ihr aber auch, wer das Hauptverdienst an der Güte des Salzaner Weines hat? Der Faßbinder Bernardo Beccadelli, der ein geheimes Mittel besaß, die Gebinde auszuschwefeln und herzurichten. Doch nicht von ihm will ich berichten. Ich will von dem Pfarrer des Örtchens von Dom Giuseppe di Sarto berichten. Ich sage es gleich: dieser einfache Landpfarrer erfuhr noch lange vor seinem leiblichen Ende des Lebens und aller geistlichen Würden Krönung: er wurde Papst. Doch seinen päpstlichen Namen verrate ich nicht. Wer ihn weiß, der weiß ihn, ich aber will nicht in den Ruf eines lasterhaften Ketzers kommen, denn ich möchte nicht auf dem Ast hängen wie draußen die roten und gelben Äpfel in den grünen Kronen der Bäume, möchte nicht, daß ein anderes Feuer um meine Füße spiele als dieses, das der fürsorgliche Hausherr in der Halle anzünden ließ, die lästigen Mücken zu verscheuchen. Denn auch Mantua ist ein heißer Boden geworden und die Ketzersucher haben längst hier ihr Quartier aufgeschlagen.

Dom Giuseppe di Sarto entstammt einer unserer vornehmsten Familien und war zudem einer der gelehrtesten Männer unseres Vaterlandes. Trotzdem fühlte er sich als einfacher Landpfarrer wohl, wie ja der

Weise überall und in jeder Lebenslage das Große und Ganze findet, das den Grundstein allen Glückes ausmacht. Die Salzaner liebten ihren Pfarrer trotz der vielen Bücher und Schwarten, die die Wände seiner Stube bedeckten, denn er war ein vortrefflicher Prediger und ein freundlicher Mensch, der — dies aber nicht nur aus reiner Menschenfreundlichkeit — seinen Pfarrkindern gern beim Anbau und bei der Arbeit im Weinberg zusah, in ihren Kellern herumkroch, die Fäßer beklopfte und die Kräuter prüfte. Er liebte einen guten Tropfen überaus, so sehr ihm der Tod und alles Tote zuwider war. Auch zu letzterem gab es in Salzano gute Gelegenheit. Es starb selten jemand und wenn es doch geschah, war es meist ein Alter, dessen Leben wie ein schwaches Lichtlein verlöschte, sodaß das Sterben nichts Schreckhaftes an sich hatte. Kam es einmal in der Schenke zwischen den Männern zum Streit, dann wurde die Sache stets gründlich ausgetragen und der Geistliche kam meist erst zur Bestattung.

Wer den Traktat di Sartos, De amore mundi, kennt, hat erfahren, daß unser guter Pfarrer ein Weiser von der Art jener war, die sich nicht über das Leben hinaus, sondern ins Leben hinein denken. Er fand alles gut eingeteilt und geordnet und kein Fehl war in dieser Welt, die wie ein wohlgefügter Bau aus schweren Quadern, mit ebenmäßigen Bogen und schönen Hallen und Gängen, schlicht und fest und mit mäßigem Zierart von der Hand des kunstreichsten Baumeisters aufgerichtet worden war.

Bis eines Tages, allerdings für ein Weilchen nur, der Bau einen Riß bekam und zu wanken begann.

Salzano liegt zwischen den sanften Hügeln wie in liebenden Armen geborgen. Gelb leuchtet der gute, sandige Boden der Hänge in der Frühjahrssonne, sie bedecken sich mit zartem Grün und zur Zeit der Ernte erscheinen sie golden vor dem dunklen Blau des Himmels. Gerade zu Beginn der Ernte streifte der Schatten der dunklen Schwinge des Todes über den munteren Ort; in Salzano war die Pest ausgebrochen. So schwer es ihm auch ankam, Dom Giuseppe di Sarto entzog sich seiner Pflicht nicht. Aber nicht nur, daß ihm der Anblick der Entstellten und qualvoll Sterbenden eine Qual und ein Greuel war, schwebte er doch selber in steter Todesgefahr. Er machte sich den Rat der Pestknechte, soviel Wein als möglich zu trinken, um die Krankheit zu verscheuchen und zu unterdrücken, zu gute, und trank vor jedem Versehgang einen guten Becher leer. Da es sich aber oft

ereignete, daß er von einem Sterbenden gleich zum andern gerufen wurde, trug er von da ab stets ein oder auch zwei Flaschen bei sich. Das muß nun tatsächlich ein köstlicher Anblick gewesen sein, dessen sich die Salzaner noch heute mit Lachen erinnern: der kleine Dom Giuseppe di Sarto auf seinem Esel, an der Seite die Tasche aus Ziegenleder und darin neben dem allerheiligsten Viaticum ein und die andere Flasche vom Kräftigsten.

Als er eines Abends von vielen Versehgängen müde und vom reichlichen, vorbeugenden Weingenuß leicht betrunken, in seiner Stube saß, wurde er zu dem Faßbinder Bernardo Beccadelli gerufen. Er machte sich verdrießlich auf den Weg und traf den guten Mann schon recht elend an. Er goß sich zunächst aus der Flasche, die auf dem Tische stand, ein und trank. Das war ein Tropfen! Gleich mußte ihn der Geistliche noch einmal verkosten. Dieser Bernardo Beccadelli ist zeitlebens ein Schlaumeier gewesen! dachte der geistliche Herr. Ich muß bedacht sein, daß sein Rezeptchen nicht mit zu Grabe getragen werde. Der Geistliche nahm noch einen Schluck und forderte den Kranken auf, zu beichten. Das aber hatte seine Schwierigkeiten und Dom Giuseppe di Sarto mußte mit dem Fragen beginnen. Er tat es gelangweilt und verdrießlich, hatte er doch den Tag über nichts getan, als den Sterbenden ihre Sünden entlockt. Er begann denn: „Hast Du immer an den alleinseligmachenden Gott in dreieiniger Person geglaubt?“

Der Faßbinder antwortete: „O ja, ich habe immer an ihn geglaubt, wenn ich auch zuweilen vergessen habe, daran zu denken.“

„O Du Schelm! Glaubst Du, das wäre keine Sünde?“, begann der Geistliche zu schelten und fuhr dann fort: „Hast Du je des Nächsten Hausfrau begehrt?“

„Nein, Hochwürden, das niemals, nein!“ stammelte der Faßbinder.

„Und des Nächsten Gut?“ forschte der Priester weiter.

„Das schon eher, o ja, des Nächsten Gut ja.“

Das Gesicht des Kranken verfärbte sich und die Augen begannen zu rollen. Der Geistliche schenkte rasch einen Becher voll, gab ihn dem Faßbinder zu trinken und stärkte sich selber mit einem. „Aber diese Sünde ist verzeihlich“, murmelte der Faßbinder. Darüber nun begann der Geistliche herzlich zu lachen und fragte: „Warum hast Du mich rufen lassen, wo Du Dir die Sünden selber vergibst?“

„Es war nämlich so“, erklärt der Kranke, „Ich habe mir keine

Kapaunen halten können, wie alle andern Leute im Ort. Die Kapaunen vertragen nämlich den Schwefeldunst und Harzgeruch nicht. Sagt selber, Hochwürden: habe ich nicht die Fässer aller Weinbauern von Salzano redlich und zur Ehre meiner Vaterstadt ausgeschwefelt?"

Da lachte der Geistliche noch herzhafter und sagte: „So hattest Du es für recht und billig gehalten, den Bauern jeden Samstag einen Kapaunen wegzustehlen, was? Und der Dieb, den sie seit Jahren suchen, bist Du gewesen!"

„So ist es", sagte der Kranke.

„Die haben geschmeckt, was?" lachte Dom Guiseppe di Sarto und trank einen Becher leer, als hätte er eben einen fetten Braten verschlungen.

„Ich sage Dir! Wenn Du einmal Gelegenheit hättest — bei Raffaelo Amanti kommst Du übrigens am besten in den Stall. Ich werde es Dir gleich beschreiben, wie. Er hat die besten Kapaunen; die haben nicht siebenerlei, die haben zehnerlei Fleisch an sich!"

Der Geistliche dachte jetzt daran, dem Manne das Rezept zu entlocken, doch dann meinte er, es ginge nicht an, die heilige Handlung der Beicht durch etwas derartig Profanes zu unterbrechen und er fuhr fort: „Sprich, Bernardo Beccadelli, hast Du Dein Weib immer gut behandelt?"

„Ich habe sie weniger geschlagen, als alle andern Männer mit ihren Weibern tun, obwohl sie die schlimmste aus ganz Salzano gewesen ist. Ich habe sie oft in ein Faß gesperrt und das ist doch wahrlich keine Sünde. Das ist dann immer wie eine Trommel gewesen, die von innen geschlagen wird. Sie hat geschrien und gepoltert, weil ich sie durchs Spundloch gekitzelt habe. Und kitzlig ist Euch mein Weib gewesen!" Hier schwieg der Kranke plötzlich und streckte die Arme steif von sich. Der Geistliche griff rasch nach den heiligen Ölen, da er meinte, der gute Mann sterbe. Doch es geschah anders. Bernardo Beccadellei begann laut aufzulachen, der Priester aber verwies ihn und forderte ihn auf, weiterzusprechen. „Einmal habe ich mein Weib am mehrsten geprügelt. Dir die Ursache darzutun, dazu habe ich nicht mehr Zeit genug in diesem Leben. Ich will es Dir erzählen, wenn wir uns im Himmel wiedersehen werden, wo wir, wie ich fürchte, nicht immer genug Gesprächstoff haben werden, die lange Weile zu kürzen. Am Tage danach ist mein Weib selig im Herrn verschieden."

„So hast Du es tot geprügelt!“ rief der Priester entsetzt aus.

„Mitnichten! Sie ist, da sie auch beim Essen nicht schweigen konnte, an einer Fischgräte erstickt.“ Darauf begann der Kranke sein Weib mit vielen zärtlichen Worten anzureden, freute sich, daß er sie nun bald wiedersehen werde und sparte in der Ausmalung der sinnlichen Ehefreuden keineswegs mit den Farben. Der Priester glaubte einer lasterhaften Neigung auf die Spur gekommen zu sein und fragte: „Wie stand es nun mit dem sechsten Gebot in Deinem Leben?“

„Gut und schlecht, wie Du willst“, sagte der Faßbinder. „Ist das Begehren schon Sünde, so habe ich viel und schwer gesündigt.“

„Was?!“ rief der Priester heftig. „Hast Du nicht eben behauptet, daß Du nie des nächsten Hausfrau begehrt hast?“

„Du bist nicht genug erfahren in Liebessachen, sodaß Du den Unterschied zwischen Mägden und Hausfrauen nicht zu wissen scheinst“, belehrte der Faßbinder den Geistlichen. „Aber ich habe nie eine Magd besessen, um die Wahrheit zu sagen, da mein Weib zu jeder Stunde des Tages wie ein Drachen hinter mir her war. Ihr müßt wissen, sie hat mich nämlich sehr geliebt.“

Da fühlte der Priester plötzlich, daß ihn Schwäche und Schwindel befielen. Er meinte nicht anders, als die Krankheit habe ihn erfaßt und Angstschweiß trat auf seine Stirn. Er trank zwei Becher rasch hintereinander leer und ließ ihnen zur besseren Sicherheit noch einen dritten folgen. Da war ihm schon wieder wohler und er begann in dieser fröhlichen Laune mit dem Faßbinder zu scherzen, der seinerseits munter und fröhlich wurde und sich sogar aufrichtete, auf beide Beine stellte, in den Keller stieg und ein paar volle Flaschen heraufholte. Nur wie aus einer nebelhaften Erinnerung fragte der Priester den Faßbinder nach seinen Sünden, und dieser erzählte zu jeder seine Erlebnisse, über die sie beide in große Heiterkeit gerieten. Sie tranken einander wie richtige Zechbrüder zu, begannen aber dann sinnloses Zeug herzuschwatzen; der Faßbinder redete sein Weib an und liebkoste sie mit vielen schönen Worten, während Giuseppe di Sarto seinem deutschen Freunde zuzutrinken meinte, mit dem gemeinsam er in Studien gewesen war. Als die letzte Flasche leergetrunken war, umarmten sie einander und sanken auf das Lager, wo sie nach einigem törichten Geplapper einschliefen.

Am folgenden Tage, der ein Sonntag war, warteten die Gläubigen von Salzano vergeblich auf den Beginn des heiligen Amtes. Da er-

fuhren sie von den Pestknechten, daß der Pfarrer in dieser Nacht bei der Ausübung seines Amtes an der bösen Krankheit gestorben und von ihnen bereits in die Grube am Kirchhof geworfen worden sei. Der Gemeinde bemächtigte sich großes Leid und sie machte sich auf den Weg nach dem Friedhof, den sie auf der Höhe eines Hügels angelegt hatten, da ihnen dort die Toten keinen guten Boden mehr wegnahmen und auch das Wasser nicht verunreinigten. Doch noch ehe sie bis hinauf gekommen waren, trat ihnen ihr Seelsorger entgegen. Beklommen hielten sie an und Furcht bemächtigte sich ihrer, da sie nicht anders meinten, ein Wunder sei geschehen, ähnlich dem, da Christus nach seinem Tode am Morgen des Ostertages den frommen Frauen als Gärtner erschienen war. Wie ein Gärtner sah der gute Pfarrer nun allerdings nicht aus. Aber, über die selige Errettung aus der stinkenden Grube des Todes froh und mit Heiterkeit des gestrigen Gelages eingedenk, wohl auch erfreut über den strahlenden Tag, lächelte der Priester, pflückte eine von den vollen Trauben, hielt sie von sich in die Höh und begann zu sprechen: „Euere Weinstöcke tragen heuer, wie ich es noch nie gesehen, seit ich in Salzano weile. Gott der Herr hat Euch in diesem Jahr besonders gesegnet. So weit ich blicke, ist alles eine liebliche Bläue und ein schönes Honiggelb, so dicht hängen die Früchte an den Stöcken. Der ganze Weinberg strömt Wohlgerüche aus und ist in einen süßen Nebel gehüllt, daß es fürwahr ein duftender Weinberg ist. Da ich das goldene Sonnenlicht diesen Morgen erfüllen sehe, denke ich an den Wein, der aus diesen Reben gekeltert werden wird. Doch ich frage Euch: ist der Weinberg Euerer Seele ebenso gut bestellt? Ist Euer Herz trunken und heiter in Christo und tanzen Euere Füße zu den Klängen des Zimbals und der Harfe, den Herrn in Psalmen zu preisen? Wird Euer Leben, wenn es dereinst gekeltert werden wird durch den großen Kelterer, ebenso golden sein wie der Wein dieser Trauben und wie das Licht dieses Morgens? Ich sage Euch, Ihr sollt heiter sein im Herrn und Euer Herz muß leicht sein wie das des Trinkers und Euere Füße müssen leicht sein wie die des Tänzers ...“

Ich will die Predigt nicht hersagen. Wer sie zu kennen wünscht, möge sie lesen, denn sie ist durch den Druck an die Öffentlichkeit gekommen. Versäumt nicht, sie zu lesen, sie ist voll Süße wie das Hohe Lied Salamonis, voll Weisheit, wie nur ein Gespräch Platonis und überstrahlt von der Gloriole und Heiligkeit jenes großen Auferstehungsmorgens.

Ich will mit meiner Erzählung ans Ende kommen.

Nach der Predigt auf dem Weinberg zog die Schar der andächtigen Salzaner in die Kirche und es geschah unerwartet für die Frommen, daß der Priester, der eben in so blühenden und lebendigen Worten zu ihnen gesprochen hatte, im schwarzen Meßgewande erschien. Aus dem Schlußgebet erkannten sie, daß der Pfarrer eine Seelemesse für den toten Faßbinder Bernardo Beccadelli gelesen hatte.

Hier hat es sich wahrlich wieder einmal erwiesen: keine Freundschaft hält so gut, wie die, welche beim Wein beschlossen und besiegelt worden ist. Dom Giuseppe di Sarto hat des guten Faßbinders nie vergessen. Fürwahr! Gäbe es auch in unserem Glauben wie in dem der Mohamedaner einen siebenten Himmel, der Faßbinder Bernardo Beccadelli wohnte in ihm. Selbst als Papst erinnerte sich Dom Giuseppe di Sarto noch oft und gern jener Beichte, die ein so heiteres Symposion geworden war, und betete um Vergebung der Sünden des schlichten Mannes. Dann, wenn der Heilige Vater am Ende einer Pontifikalmesse vor vielen hundert hohen geistlichen Würdenträgern und vielen tausend Frommen das Pater noster anstimmte, und des Faßbinders betend gedachte, hüpfte wohl dessen Seele ein Stückchen höher in die ewige Seligkeit.

Nur an eines erinnerte sich Dom Giuseppe di Sarto mit schmerzlichem Gefühl: daß er dem sterbenden Faßbinder nicht das Geheimnis des Ausschwefelns, Harzens und Herrichtens der Gebinde entlockt habe. Denn Dom Giuseppe di Sarto war als Papst nicht nur ein guter Arbeiter im Weinberg des Herrn, sondern ein bekannt sorgfältiger und erfahrene Kenner, Züchter und Aufbewahrer guter Weine.

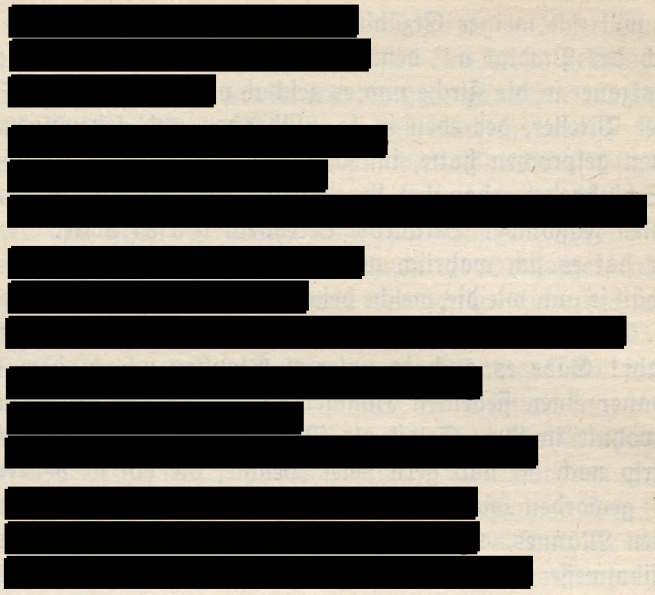
Damit schließt meine Geschichte und ich wünsche in die Becher meiner Zuhörer einen guten Tropfen, in ihre Herzen die Weisheit der Heiterkeit!

Gedichte

Von Egon Hajek

Leuchter von oben . . . . .

[redacted]



Offenbarung



Die alte Spieluhr

(Rokoko)

Wie Falter über blauen Blüten gaukeln
Tanzt der gelenke Perpendikel her und hin.
Die Zahl will er mit seinem Spiel umschaukeln.
Verleiht ihr zögernd erst den letzten Sinn.

Zwei Engel küssen sich in ewiger Umarmung.
Von Amoretten Völker trippeln um sie her
Und auf der obersten Umrandung
Erhebt ein Ritter sich in Rüstung schwer.

Weiß Gott, welch irrer Silberschmied dies Werk gebaut?
Nach oben steuern Engel Hauf um Hauf.
Um Mitternacht wird rings ein Rufen laut
Und unter Kreischen springt ein Türlein auf.

Der Tod erscheint — ein Schnitter unter Ähren —
Zur Guillotine wird das Pendel jäh,
Die Früchte, dran die holden Putten zehren,
Verwandeln sich zum Blutgerüst in seiner Näh.

Doch wie er nahte, schneller ist der Spuk beendet,
Das Uhrwerk kichert über meinen Schreck.
Die Spielerei hat sich im Augenblick gewendet.
Es schweigt der Faun, die Nixe lächelt im Versteck.

Aus Briefen und Tagebuchseiten

Von Georg Maurer

Es treibt mich immer tiefer, Geliebte, die Welt ästhetisch zu fassen — wenn das auch ein unsagbares Wagnis ist. Ich freute mich in Nietzsches „Geburt der Tragödie“ folgenden Satz zu finden: „Denn nur als ästhetisches Phänomen ist das Dasein und die Welt ewig gerechtfertigt“ — erträglich würde ich sagen, was Nietzsche an anderer Stelle auch sagt — ja „trotz allem Wechsel der Erscheinungen unzerstörbar mächtig und lustvoll“. Ja, taumle Du einmal von Tür zu Tür, von Menschengesicht zu Menschengesicht — Dir alles unfaßlich-faßlich, treibe auf den Wogen des Rätselhaften — sauge in alle Poren das

Wunder ein — und es öffnet sich Dir ein neuer Sinn, der Dich im Handumdrehen ergreift und neu formt. Wenn Du diesen Satz verstehst, wirst Du aufschrein und mir halb ohnmächtig in die Arme sinken mögen. — Freilich lebt man diesen Zustand Minuten — und es ist nichts als Erinnerung, die einen nachher stärkt.

*

Wenn ich Ihre Gedichte recht erfaßte, lieber Freund, so ist es die Konzentration auf den Tod, der hier zum wahrhaften Maßstab seines Gegenteils, des Lebendigen, gemacht wird. Indem wir den Tod fest ins Auge fassen, ihn uns zu denken bemühn, werden wir erst frei und vor dieser Folie erst wird das Leben fruchtbar. So ist Ihre Arbeit ein Beitrag zu der dialektisch-antithetischen Haltung unserer Zeit, wenigstens der geistigen, die aus der Überwindung des Lebens das reine Leben erst gewinnen will.

... Aus der Idealität wird noch eine Realität werden und aus dem Glauben schließlich eine Kraft, die mich erhellen möge. Wenn man das Dunkel seiner eignen Existenz scheidet und klärt, so wird möglicherweise auch anderen geholfen werden — und dann kann man doch ruhig sagen, daß man ein Mensch ist. Ich kann nicht glauben, daß die Erde eine Hölle sein muß. Für diesen Glauben etwas beizutragen, fühle ich als eine Aufgabe.

*

Ich empfinde zum ersten Mal, Geliebte, daß ich nicht mehr aus Traum und Gedanken, zu Dir spreche, sondern aus beginnender Realität. Du warst mir bis jetzt ein Stoßdämpfer zwischen meinen Gedanken und der Wirklichkeit. Das ließ mich immer wieder zu Dir flüchten. Aber meine Gedanken beginnen jetzt Realität zu werden. Und so verlierst Du jene Rolle, die Du mir spieltest. Ich zieh mich auf mich selbst zurück — und werde Dich nicht mehr aus Zerrissenheit und Gärung bestürmen. Diese heftige und Dich in Atem haltende Nahrung wird ausbleiben. Die Flammen um uns werden kleiner werden — und sind wir einmal aus dem Feuer getreten, werden wir sehen, was wir nun beide geworden sind. Die Sphäre wirklicher Formen wird der Raum werden, in dem wir leben. Man nennt dies im allgemeinen Ernst, die Härte des Lebens. Ich bin aber nicht gewillt, dies im bürgerlichen furchtvollen Sinn aufzufassen, was im Grund ein uneingestandenes neidisches Hinschielen nach einem bessern himmlischen Leben ist. Vielmehr glaube ich unbedingt an die Idealität meines Daseins —

und dies bedeutet nichts andres als das Hindurchschlagen durch alle auch noch so ungeheuer sich gebenden und überwältigenden Erscheinungen und Formen. Wenn Dir dieser Durchbruch ins Absolute gelingt, wird uns nichts trennen.

*

Dem Gemeinen kann man wahrscheinlich am wirksamsten mit Göttlichem begegnen.

Solange der leibhaftige Teufel den kleinsten Tropfen seines Bluts in einem noch entdecken kann, hat er leichtes Spiel.

Viel Irrtum und Unglück entsteht, weil man Gott für einen lieben und nicht für einen harten Vater nimmt.

Weil ich unter der Sünde, meiner und anderer, leide, klammere ich mich an Dich, Gott. O rette mich, rette mich. Sieh, ohne Glauben müßte ich unter dem Übel der Welt zusammenbrechen. Ohne Glauben ist für mich kein Ausweg, kein Widerstand. O wie leide ich unter dem Übel. — Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel.

Das gewaltigste Ethos ist das der Selbstbezwingung.

Disziplin. Mich leben. Nicht weich, niemals wurmstichig sein. Nahrung aufnehmen — nicht weichen, nicht ein Problem zerdenken. Immer neue auf sich zukommen lassen. Müdigkeit nur durch Übermaß der Probleme! Sich Aufgaben stellen, andauernd Aufgaben stellen, andauernd. Nicht fliehn.

Wenn du die Welt vom menschlichen Standpunkt aus siehst, wirst Du andauernd in deinem Menschentum getroffen werden.

Ein Mensch kann von einem Tier getötet werden, aber nicht ein Gott.

Göttlich sein — aber von Grund aus.

Alles ist aus Gott. Es zu begreifen, ist besonderer Genuß.

Von Moral reden die Schwachen. Das Rohe tun die Unedlen. Das Ewige die Starken.

Vater, das Du alles bist, weiß ich. Wenn ich mit Dir bin, kann niemand gegen mich sein.

Ich liebe das Lebendige. Aber ich weiß, daß Gott mehr ist als Liebe und Lebendig-sein.

Der Rohe und Ungehemmte steht über dem, den er damit ärgern kann.

Der große Künstler weiß, daß Form nicht Ziel, sondern Resultat ist.

Das sich Wandelnde hab ich überwunden.
Nicht überwand das sich Wandelnde mich.

Werde ich je Schicksal fassen, wenn ich mich nicht meinem Schicksal füge?

Der Mensch kann in seinen Grundfesten durch nichts erschüttert werden. Wenn ich diesen Satz für unwahr halte, bin ich im Zustand des Unglaubens.

Gemeinschaftskrise

Von Heinrich Zillich

(Nachdruck auszugsweise verboten)

Unser Volk befindet sich in einer tiefen Erregung. Nach dem Umbruch des Sachsentages, wo im strahlenden Abschluß wirkliche Einheit gefunden schien, dünkte uns der Weg offen in eine Zeit des Aufbaus und Anbaus, mochten auch etliche Tümpelrührer noch den Unrat vom eigenen Stecken herumschleudern. Anbau ist nur möglich in der umbrochenen Brache, Aufbau nur mit freudigen Kräften. Die Brache unseres Volkes, Dumpfheit und Gleichgültigkeit, war zwei Jahre lang durch den Pflug der Volkserneuerung aufgeworfen worden: ein wacheres Volksempfinden war hochgerüttelt, wenn der Kampf auch Schlacken hinterlassen hatte. Zum Aufbau bot das neue Programm die Anleitung, der Verlauf des Sachsentages die Hoffnung auf den freudigen Einsatz aller Kräfte, auch jener, die sich vordem befehdet hatten.

Die Hoffnung trog. Die Wahlen zu den sächsischen Körperschaften erfolgten unter einem so ungeheuerlichen Haßausbruch, auf einer durch Lügen und Denunziationen gekennzeichneten so minderen Ebene, daß der Schluß des Sachsentages, wie nun gewiß geworden ist, nur einen Augenblick der besseren Zukunft vorweggenommen, nicht aber die Wirklichkeit bestätigt hatte. Auch hier blieben Schlacken noch glühend zurück. Wie die Wahlen vorbei waren, der junge Flügel gesiegt hatte und die verantwortliche Führung antrat, schien es wieder, als sei nun der Grat vor dem Tal der Aufbauarbeit überschritten.

Da kam der Rückschlag. Die Schlacken begannen zu brennen.

Die Ereignisse der ersten Dezembertage sind leider noch immer ungeklärt. Regierungswechsel und staatliche Neuwahlen stellten die neuen Männer, noch ehe sie sich im Sattel aufgerichtet hatten, vor die schwersten Entschließungen und dies in einem Augenblick, wo das neue Amt von ihnen einen grundsätzlichen Wandel der Haltung nicht ihren Ideen, aber den Tatsachen gegenüber forderte, denn nun waren

sie nicht mehr Führer einer Opposition, sondern des Volkes, über das noch der Staub der letzten Binnenkämpfe hinwegstrich. Schwerer konnte man sich ihre Lage nicht vorstellen.

Im Vordergrund stand die Frage unseres Verhaltens bei den Parlamentswahlen. Das Recht der Opposition ist es, Grundsätze zu entwickeln, die Pflicht der Volksführung, sie zu prüfen und, falls sie notwendig sind, der Wirklichkeit zu verbinden. Grundsätzlich war die Ablehnung jedes Wahlpaktes mit anderen Parteien richtig. Man hatte in der Opposition aber durch zahllose Äußerungen und unter Einsatz der eigenen Ehre diese Frage, oft in Verkennung der Wirklichkeit, bis zum Kernstück unseres Bestandes hinaufgewertet, hatte das ganze Volk ausnahmslos dafür gewonnen und konnte nun nicht nachgeben, ohne — wer immer auch die Schuld des Rückzugs trägt — eine Schwäche wenigstens für die breite Öffentlichkeit zu offenbaren. Man hätte mit Hinweis auf die geschlossene Anhängerschaft in allen Siedlungen und mit der Drohung, diese große Zahl nur für die deutsche Liste einzusetzen, die schwankende Haltung der Verbandsleitung der Deutschen in Rumänien für sich gewinnen müssen, anstatt sich überstimmen zu lassen.

Die deutsche Liste war gescheitert. Ein sofort losbrechender Streit um die Schuldfrage bot keine Entschädigung dafür und vertiefte bloß die Ernüchterung. Der junge Flügel versuchte nun den Grundsatz wieder aufzurichten, indem er der entscheidenden Volksratssitzung, die die Kandidierung der sächsischen Abgeordneten vornahm, fernblieb. Eine Abschiebung der Verantwortung bedeutete dies nicht, da die Mehrheit niemals eine Verantwortung abtreten kann. Es ermöglichte aber eventuell eine „Nebenregierung", zu der die Abgeordneten zu werden schon wegen der Fülle der ihnen übertragenen Aufgaben, ja immer die Tendenz haben. Man spürte das und glitt, während man einerseits in der Offizialität saß, wieder in die Opposition zurück und zeigte der Abgeordnetenschaft in der Presse, daß man sie ablehnte. Besonders ernst wurde die Lage durch die gegen Dr. Hans Otto Roths Verhalten beim Wahlpaktabschluß erhobene Anklage. Er erklärte sich zu einer schiedsrichterlichen Klärung bereit. Die Angriffe gingen dennoch weiter. Dies mag unstatthaft sein, man muß aber beachten, daß die Bedrohung der ganzen Erneuerungsbewegung die Grenzen der Kampfethik begreiflicherweise hinausgeschoben hatte. Dennoch — die Lage war unbefriedigend.

Hervorgerufen durch die jedes siebenbürgische Maß überschreitenden Anwürfe auf die junge Bewegung im Banat, erfolgte weiter ein sehr scharfer Angriff Dr. Waldemar Gusts gegen den Vorsitzenden des Deutschen Verbandes Kaspar Muth. Muth wurde als Volksverräter bezeichnet, weil er sich vor mehr als 15 Jahren an der Entnationalisierung der Banater Schwaben beteiligt hatte. Diese Vorwürfe konnten, als gegen sie in Siebenbürgen und im Banat eine unvorstellbare Erregung aufflammte, nicht so begründet werden, daß sie allgemein geglaubt wurden. Schließlich stand auch Bischof Glondys im Mittelpunkt eines Streites. Er hatte unter Beifall auf dem Sachsentag unser Volk einem lecken Schiff verglichen, wo jedermann an die Pumpen eilen müsse. Nun schrieb nach Wochen jemand im „Ostdeutschen Beobachter", derlei Vergleiche seien unstatthaft. Als der Bischof Aufklärung forderte, wurde ihm bedeutet, der Angriff richte sich gegen einen Dechanten, der irgendwo das gleiche gesagt habe, aber nicht gegen den Bischof. Glondys versuchte durch einen Offenen Brief, dessen Annahme vom „Ostdeutschen Beobachter" abgelehnt worden war, eine Antwort zu bekommen. Sie wurde ihm nicht zuteil.

Diese Vorfälle, von zahllosen Agitationen hüben und drüben kommentiert, steigerten die innervölkische Spannung derart, daß ein Funken die Explosion hervorrufen mußte. Sie erfolgte, als in der Volksratssitzung am 22. Januar der Bischof eine Äußerung des Volksratspräsidenten als einen Angriff auf sich mißdeutend in schärfster Weise gegen Dr. Jickeli Stellung nahm und, von lauten Äußerungen Dr. Gusts in Empörung versetzt, den Saal verließ. 52 Volksratsmitglieder folgten ihm. Durch Dr. Hans Otto Roth, der schon am Vortag im Vollzugsausschuß des Volksrates einen Zusammenstoß mit den Jungen gehabt hatte, wurde das Ereignis geschickt gesteigert, indem er den Saal aufrief, sich hinter den Bischof zu stellen; die Szene erinnert an manche Dramen, wo die tragische Schürzung des Konfliktes aus einer Belanglosigkeit plötzlich hervorspringt und durch Wutausbrüche, rasches Wahrnehmen des Augenblickes und den Anruf großer Worte die Ursache, die Schuld und die Verwirrung untrennbar ineinandermengt. Der Volksratspräsident suchte, begleitet vom Vizepräsidenten Pomarius, sofort den Bischof auf, um ihn über seinen Irrtum aufzuklären. Er wurde nicht empfangen. Eine briefliche Anmeldung ergab dasselbe Ergebnis. Das Bischofsamt, denn dieses richtete sich hier steil empor, riß einen Spalt zwischen sich und der

zweiten Verkörperung des sächsischen Volkes, dem Volksratspräsidenten, auf. Es stellte sich dann am gleichen Tag mitten in die kämpfenden Parteien durch den Empfang der ausgezogenen Volksratsmitglieder, die zu einer Vertrauensbezeugung erschienen. Diese letzten Ereignisse überdunkeln an Bedeutung und Einzigartigkeit alle anderen. Sie geben reichen Anlaß zu Besorgnissen, die hier aus Rücksicht auf die unversehrte Autorität des Bischofs nicht in vollem Umfang dargelegt werden sollen, umsomehr als er etliche Tage später die Aufklärung, die der Volksratspräsident dem Volksrat über den Sinn seiner Außerung gab, in einer an die Dechanten gerichteten Ansprache anerkannte. Damit scheint im Vordergrund der Riß beseitigt worden zu sein, der niemals entstanden wäre, wenn die Erklärung sofort verlangt oder, als sie angeboten wurde, angehört worden wäre. Mit Unruhe muß man noch gewisse Ankündigungen betrachten, die im Anschluß an diese Ereignisse eine stärkere Einflußnahme der Kirche auf ihre Angestellten, Würdenträger und Gläubigen ins Auge fassen, eine Einflußnahme, die die völkische Betätigung dieser Kirchenkinder begrenzen soll. Hier ist mit aller Entschiedenheit zu erklären, daß solche Neuerungen unsächsisch wären. Unser Pfarrerstand ist durch das Christentum allein in seinem Tun begrenzt; er würde zu einer Schar von Beamten herabgesetzt, wenn er ideelle Schranken durch Verordnungen erhielte; die jahrhundertealte lebendige Verbindung zwischen Kirche und Volk, die nur dadurch möglich war, daß gerade die Pfarrer in allen Volksfragen mithandelnd und führend wirkten, wäre ernstlich beeinträchtigt. Solche Versuche müssen scheitern, weil sie der Form unserer Kirche widersprechen. Für nichts haben wir weniger Verständnis, nichts lehnen wir aus dem Blut mehr ab als pontifikale Ansprüche der Kirche, die auch ihrer christlichen Berufung widersprechen. Ansätze zur Einflußnahme auf die völkische Wirksamkeit hat es auch früher gegeben — man denke an Stephan Ludwig Roths Schicksal. Wer spricht noch von ihnen? Stephan Ludwig Roth aber lebt, weil er jenen kämpferischen Typ des sächsischen Pfarrers verkörpert, der am Schicksal seines Volkes und dessen Zukunft so innigen Anteil nahm, daß er sich vor Mißdeutungen seiner, damals als parteiisch verschrienen Haltung nicht fürchtete und doch wahres christliches Wirken damit vereinigte.

Diese Besorgnisse seien nicht weiter ausgeführt, die besonders darum groß sind, weil man hinter der Anmeldung so ungewohnter Ansprüche

eine politische Front sich bilden sah, die mit der falschen Behauptung, daß sie für den Bischof sei, ihre Gegner aber nicht, den Bischof selbst in eine schwierige Lage hineinlenkte. In das Bischofssegel füllte sich ihr Wind. Was das Volk bei den Wahlen abgelehnt hatte, war auf einmal auf dem Plan, die alten Namen, die alten Rufe. Schon immer war es unsere Sünde wider den Geist gewesen, durch Vertrauensabstimmungen für angegriffene Personen oder auch für nicht angegriffene die Klärung eines Tatbestandes zu verdunkeln und politische Interessen zu fördern. Diese Taktik, ewig wiederkehrend, hat wesentlich dazu beigetragen, daß sich im Laufe der Jahre seit 1918 soviel Erbitterung, so viel unentwirrter Ärger, angesammelt hat, der immer wieder auswuchert.

Jetzt begannen sich die Kundgebungen zu häufen: Ehrliche Empörung dicht neben politischer Spekulation, Wahrheit neben Verdrehungen; es ging in einem; alles war richtig, wenn nur genügend viele dafür stimmten. Und war dadurch zugleich entwertet. Niemand glaubte. Die scheinbaren Gegner des Bischofs, erst wie vom Donner geschlagen, fanden die Sprache etwas später und sammelten, kühler und teilweise mutig genug, eigene Fehler einzugestehen ihrerseits Massenvertrauenskundgebungen für den Volksratspräsidenten; zugleich forderten sie, daß sich die Kirchenführung in politische Streitigkeiten nicht einmenge.

Wenn dieser Chor weiter anhielte, so würde es bald schwer sein, im Dunst der Gesinnungsschnüffler und im Schwaden der Scheiterhaufen, die dann aufstiegen, zu atmen, am schwersten für den, der es als seine Pflicht empfindet, die Wahrheit zu sagen, um die Idee nicht zu verraten. Eine solche Haltung aber gebietet die Stunde. Es sind Fehler hüben und drüben begangen worden. Daran dürfen sich die Nutznießer nicht wärmen. Die Kluft zwischen Kirche und Volksorganisation war ein viel zu ernstes Feuer, um Süppchen darauf zu kochen. Käme ein Fremder her und sähe sich die Tatsachen an, er verstände schwerlich, warum die letzten Ereignisse eine so große Spaltung verursachen konnten. Man müßte ihn in die sächsische Entwicklung vom Ende des Krieges bis zum heutigen Tag einweihen, bis er begriffe. Denn wir tragen an den Sünden, die Volksgenossen gegen Volksgenossen in fünfzehn Jahren begingen. Unsere Sünde ist die Unduldsamkeit und die Lüge.

Beruhigung kann uns allerdings angesichts der Tatsache erfüllen, daß auch bei uns mit Wasser gekocht wird. Der natürliche politische

Instinkt unseres Volkes zeigte sich auch hier nach wenig Tagen in ernsten Bemühungen, den Zwischenfall zu klären und ihn durch eine Einigung der streitenden Teile aus der Welt zu schaffen, was bei Erscheinen dieser Zeilen hoffentlich schon geschehen ist. Vielleicht ergibt sich aus den Verhandlungen um eine Lösung auch eine dauernde Befriedung der Kampfformen und damit eine Stärkung unseres Gesamtgewichtes, die dringend nötig ist. Wenn diese nicht ganz unbegründeten Hoffnungen sich wirklich erfüllen, wäre der peinliche Vorfall zum Segen geworden.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Erneuerungsbewegung im Sturme stand. Das ist bei einer jungen Bewegung, die eine große Idee verficht, nur dann gefährlich, wenn der Wille versandet, Fehler einzugestehen, ihre Ursachen zu beseitigen und hierin jede, aber jede Verschleierung, die doch nur Feigheit wäre, zu vermeiden. Die Idee will die seelische und geistige Erneuerung unseres Volkes, seine sittliche Gesundung, seine nationale und soziale Kräftigung, in einem Worte ausgedrückt: die Wahrheit. Da aber die Bewegung, wie jede große Bewegung, in den Bereich des Politischen hineinragt, ist sie ständig in Gefahr, im Politischen zu fehlen, was nur ein Beweis für den augenblicklichen Mangel an Überlegung oder Begabungen wäre, nicht aber ein Fehler, der das sittliche Wesen der Idee berührt. Sie ist aber auch in Gefahr, das Politische zu überwerten, dadurch im Kerne abgebogen zu werden, die Taktik vor der klaren Haltung, die Macht vor der Tiefe, die Engherzigkeit vor dem Schöpfertum, mit einem Worte das Vorläufige statt des Wertes zu bevorzugen. Geschieht dies, so gibt sie sich selbst auf.

Diese Gefahr besteht nicht nur heute, sie ist immer da, weil das Leben weder sittlich noch frei von Versuchungen ist. Erst das Streben aus solcher Spannung zum Besseren, gibt ja einer Bewegung Sinn und Bestand. Blicken wir auf die Gefolgschaft der Jugend, wo die politische Irritierung kaum eine Rolle spielt, blicken wir auf die Dörfer, die an vielen Enden dank des jungen Geistes wieder ein kraftvolleres Leben zeigen, aus der Dumpfheit erwachen, gegen ihre Mängel kämpfen, die Verpflichtung zu Kirche und Volk wieder tätig spüren, so ergreift uns Erleichterung sondergleichen. Diese Saat hält manchen Sturm, ja auch manchen Fehltritt aus. Wieviel Einwendungen, wieviel Verdächtigungen, mit überragenden Mitteln versucht, wieviel Bemühungen, die Reihen zu sprengen, wurden angewandt; wie oft mußte jeder, der

hier sein Ziel sah, vor der Flut der Angriffe, die er selten genau durchblicken konnte, verstummen — und doch sprang so gut wie keiner aus. Man hielt zusammen und gewinnt ununterbrochen an Boden; keiner ist darunter, der in gewissen Einzelheiten, gegenüber bestimmter Personen in den eigenen Reihen nicht Bedenken hätte; Auseinandersetzungen über die Haltung im Einzelnen gibt es natürlich, weil es Leben ist, was hier bindet; aber es gibt keine Abkehr. Was will man gegen diese Kraft, die sich da äußert, die längst in ihrer Gesamtheit nicht mehr das Werk eines Einzelnen ist, sondern ein Aufbruch des Volkes. Wer hätte das Gewissen, dies zu sprengen, und wer könnte es! Ja, besser werden, der Idee reiner hingegeben sein, die Methoden überprüfen, — das ist gewiß eine ständige Aufgabe, sonst aber: was ist wirklich mit Fug dagegen einzuwenden! Nichts! Der Kern ist gut, die Schale oft rissig, die Einzelnen nur Menschen und darum fehlerhaft, aber das Ganze hat Wert. Soll wieder der mit dem Volk nicht verbundene, sittlich so oft anfechtbare, geistig spießige und richtungslose Dunst der Cliquen bestimmen? Nein, hier ist die Zukunft, der Boden, hier die Jugend, mag der politische Kampf hin und her wogen. Er hat ja auch einen Sinn, denn er klärt und reinigt, er erneuert und stößt ab.

Er ist nötig, um den Weg dem Manne zu bahnen, den wir alle ersehnen und noch nicht kennen, dem großen Führer unseres Volkes, der nur alle Halbjahrhunderte wächst, und der die echte Führereigenschaft hat, die Gabe nämlich, den ganzen geistigen Bereich des Volkes zu umgreifen und zugleich, getragen von der Idee, einem ungeheueren Tatsachensinn zu folgen. Volk umgreift Höhen und Tiefen, Wissenschaft und Traum, Lust und Besinnen, Schauer Gottes und Duft der Erde, Not und Lachen, Streit und Muße — all dies muß der große Führer in sich leben und schwingen fühlen in dem weiten kreisenden Horizont seiner Brust. Dann wird die Idee, der er folgt, weit und in aller Gebundenheit frei, dann ist der Haß gering und die Liebe stark, die Verachtung der Lüge unerbittlich, dann wird auch der Weg in die Politik ohne Straucheln, wenn schon nicht ohne Fehler gegangen werden.

An der Oberfläche spielt sich noch der Kampf um die neue Form und die besten Mittel ab, um die neuen Menschen und Führer. Im Kerne aber ist dieses Volk nicht mehr so stumpf wie noch vor wenig Jahren, sei es auch nur, weil es wieder mithorcht und mitgeht, weil es wieder lebendiger ist, mag selbst diese Beweglichkeit manchmal von einem Dämon und nicht von Gott angerührt sein. Der Idealismus

ist unserer Mitte nicht fremd, obschon die Wirklichkeit uns noch oft unbekannt ist, besonders jene große Wirklichkeit, die Gottes Brücken berührt, von denen Konrad Möckel in seiner letzten Veröffentlichung* spricht und deren Gedanken in die Bewegung unseres Volkes tief hineinsinken müssen, wenn sich deren Möglichkeiten ganz erfüllen sollen.

Wer so tief zu sehen vermag, der sieht wohl das Unzulängliche, ja das tragisch und selbstverschuldet Verspielte im Ablauf der letzten Wochen, der sieht Uneignung neben unreiner Haltung, Unmännlichkeit neben sinnlosem Haß, der sieht mit einiger Besorgnis nicht nur dies, sondern mit einem Beisatz von Humor, wie das Unzeitgemäße sich wieder zu regen beginnt. Ach, das sieht man und es ist nur für kurze Frist von Belang. Nein, von solchen Anläufen ist nichts zu erwarten, vielleicht von manchen Mitläufern, ja von diesen wohl, denn wir wollen, daß sich einmal das ganze Volk finde in einer nicht bloß augenblicklichen Einheit, sondern im Werk und neuen Sinn. Und dahin führt der Weg nur durch die Erneuerung an Haupt und Gliedern und durch die Abkehr von der Lüge. Darum wird es Zeit, daß wir einmal alle, auch die am höchsten zu stehen vermeinen, etwas Demut und Verstehen, etwas mehr Klugheit und vor allem mehr Unduldsamkeit für die Lüge aufbringen.

Sächsische „Isolierung"?

Von Bernhard Capesius

Es ist in dieser Zeitschrift und in dem um sie gebildeten Kreise schon öfter die Meinung vertreten worden, daß sich die Kulturaufgabe des sächsischen Volkes nicht auf seine bloße Selbsterhaltung beschränken dürfe. Es sind des öftern geistige Bande um die drei Völkerschaften Siebenbürgens geschlungen, ja auch über die Karpathen hinüber Verbindungen geknüpft worden. Das bestätigt Jon Sân-Giorgiu in einem Aufsatz** ausdrücklich, indem er sagt: „Die literarische Zeitschrift

* Konrad Möckel, Idealismus und Wirklichkeit, Verlag der Markusdruckerei, Schäßburg.

** Die Halbmonatsschrift „Libertatea" bringt in ihren Nrn. 20—22 des I. Jahrganges (1933) drei Aufsätze von Sân-Giorgiu unter den Überschriften „Minoritatea germană în România" (Die deutsche Minderheit in Rumänien), „Drepturile şi revendicările Germanilor din România" (Die Rechte und Beschwerden der Deutschen in Rumänien) und „Politica saşilor în Statul Național Român" (Die Politik der Sachsen im rumänischen Nationalstaat.)

„Klingsor" in Kronstadt hat schon seit länger einen Aufruf an die rumänischen Menschen von Kultur ergehen lassen und ihnen die Spalten zum Beginn einer rumänisch-deutschen Kulturannäherung geöffnet." Daher ist es wohl erlaubt, gerade in diesem Rahmen der Behauptung des Verfassers entgegen zu treten, daß die sonstige „Isolierung" der Sachsen eine beabsichtigte und bewußte Tendenz gegenüber dem Rumänentum und dem rumänischen Staat und von ihnen allein verschuldet sei.

Es muß zugegeben werden, daß das sächsische Wesen an sich eine Art von Abgeschlossenheit, Verschlossenheit gegenüber Nicht-Sächsischem enthält. Dies ist aber die Folge und gleichzeitig der Grund der ausgeprägten Volksindividualität, als welche Sân-Giorgiu in seinen verständnisvollen und wohlwollenden Ausführungen die Sachsen ausdrücklich anerkennt und lobt. Die „Exklusivität" der Sachsen wird selbst von Deutschen anderer Herkunft vielfach bemerkt und verurteilt. Sie ist ein psychologisches Merkmal, das keine bewußte und beabsichtigte Tendenz enthält, sondern als gefühlsmäßiges Erbgut fast jedem Sachsen angeboren und inmitten der Volksgemeinschaft fortentwickelt wird. Es ist eine „Isolierung", die sich gegen Eindringen fremder Einflüsse in den eigenen Lebenskreis wehrt. So ist z. B. auch der Antisemitismus bei den Sachsen nie eine bewußt geförderte Bewegung gewesen, sondern ein instinktives Verhalten.

Natürlich bringt es diese seelische Verfassung auch mit sich, daß sich der Sachse verhältnismäßig selten aus der Volksgemeinschaft loslöst und oft auf materielle Vorteile, Ehren, größeren Lebenskreis usw. gerne verzichtet, um in der Heimat zu bleiben. Daher kommt der im Vergleich zu den Balten verhältnismäßig geringe Anteil der Sachsen an Universitätsprofessoren, Politikern, Wirtschaftern im Reich. Noch größer ist natürlich die Abneigung, sich mit seinen Kräften in einem Bereich zu bestätigen, der durch Sprache und Lebensanschauung als fremd empfunden wird. Da dienen wieder die Banater Schwaben und Zipser Sachsen im alten ungarischen Staat als bester Vergleich. Wieviel Politiker, Dichter, Beamte usw. haben sie nicht dem Magyarentum geliefert. Aber das geschah, weil ihr Volk damals noch keine festgefügte Individualität besaß und natürlich unter Aufopferung ihres Volkstums.

Nun ist zweifellos eine wirkliche Mitarbeit am Staat, so wie sie Sân-Giorgiu und mit ihm selbstverständlich jeder Rumäne verlangt,

nur möglich, wenn in der Tat die dazu geeigneten Glieder des sächsischen Volkes aus der „Isolierung" des eigenen Volkslebens herausgehend sich in den Dienst des größern Ganzen stellen. Das ist aber nur dann möglich, wenn ihnen seinerseits der Staat volle Gewähr gibt, daß sie ihr Volkstum bewahren dürfen. Und hier setzt das große Mißverständnis ein. Während Sân-Giorgiu aus den von Hans Otto Roth in einem Vortrag des „Soziologischen Institutes" in Bukarest vom allgemeinen Minderheitenrecht-Standpunkt aus erhobenen Ansprüchen auf Selbstverwaltung und Rechtsprechung in eigener Sprache die „Tendenz der Isolierung" herausliest, so wäre tatsächlich erst mit ihnen die Grundlage gegeben, daß auch die Sachsen sich voll in den Dienst des Staates stellen können. Wenn man Staatsbeamter, sei es auf dem Gebiet der Verwaltung, der Rechtsprechung, des Unterrichtes oder wo immer sein kann, und dabei nicht nur als Individuum „nationale Gedankenfreiheit" bewahren, sondern auch als Glied seiner Volksgemeinschaft für diese direkt wirken kann, dann wird man vollen Herzens den Staat bejahen, dann wird man sich nicht in die „Isolierung" gedrängt fühlen.

Denn das ist die andere Seite der Frage. Neben die natürlich gegebene Abgeschlossenheit im Gefühl des Gleichseins tritt die Abwehr, die Notwehr gegen ein Sicheindrängenwollen des andern. Sân-Giorgiu nennt die „Furcht vor der Entnationalisierung" als Grund für das Bestreben, sich mit einer „starken isolierenden Mauer" zu umgeben. Diese Furcht aber sieht er wieder begründet in der schwachen Volksvermehrung der Sachsen gegenüber den Rumänen. Daran ist auch etwas Richtiges, umsoweniger aber kann dann jemand, der wie gesagt, die Sachsen als Volksindividualität schätzt und erhalten wissen will, ihnen daraus einen Vorwurf machen. Solange der Staat als solcher Forderungen stellt, die zur Einschränkung völkischer Güter führen, muß eine „Isolierung" als natürliches Verteidigungsmittel gegenüber anderen schädigenden Einwirkungen angesehen werden. Ist das einmal nicht mehr der Fall, dann wird der Staat mit Recht mehr innern Anteil an seinen Sorgen und Zwecken verlangen können, als es sich jetzt in der Regel findet. Die „Isolierung" wird den Sachsen von der andern Seite aufgezwungen, die von Hans Otto Roth entwickelte Staatstheorie, die sich gegen den ausschließlichen Nationalstaat wendet, will keine „Isolierung" schaffen, sondern gerade die Ursache für die tatsächlich vorhandene beseitigen.

In ein ganz neues und besonders aktuelles Licht tritt die Frage der „Isolierung" im dritten Aufsatz, wo Sân-Giorgiu sich mit der „Selbsthilfe" auseinandersetzt. Neben eine außerordentlich verständnisvolle, ja verteidigende Würdigung des „Hitlerismus" tritt die völlige Verkennung in der Behauptung, daß die „Selbsthilfe" eine „autarkische Tendenz" sei, die nach einer „vollständigen Isolierung der deutschen Minderheit im rumänischen Staat" strebe. Wieder wird das Streben nach einem möglichst kräftigen Wiederbeleben des eigen-völkischen Daseins, das Sân-Giorgiu auch als Zweck der Erneuerungsbewegung erkennt und anerkennt, gleichgesetzt mit einem bewußten Abschluß nach außen, gegen „den Staat". Wieder wird das, was ein natürliches Recht ist, zum Vorstoß gegen das theoretische Recht gemacht. Denn Sân-Giorgius Argumentation beruht hauptsächlich auf der Theorie des einheitlichen rumänischen Nationalstaates und daher gerät er immer wieder in Widerspruch zu dem von ihm als tatsächlich erkannten und auch bejahten Vorhandensein der deutschen, insbesondere sächsischen Volksindividualität auf rumänischem Boden.

Hier muß nun ganz besonders betont werden, daß die „Erneuerungsbewegung" innerhalb des sächsischen Volkes keineswegs die Haltung dem Staat gegenüber „isolierender" gemacht hat. Wer das neue Volksprogramm liest, findet darin ganz dasselbe Bekenntnis zur loyalen Mitarbeit am Staat. Vielleicht sind die Kräfte der Abwehr gegen Angriffe auf unsere völkischen Güter durch die Erneuerungsbewegung gewachsen. Damit wäre wohl die erzwungene „Isolierung" allerdings stärker. Auf der andern Seite aber dürfte sich gerade aus einem größeren völkischen Kraftbewußtsein heraus auch eine größere Bereitwilligkeit und eine aktivere Mitarbeit am Staat ergeben — wenn dieser Staat von sich aus den allgemeinen Grundsätzen und Lebensanschauungen der Erneuerungsbewegung mehr Rechnung tragen sollte.

Damit aber kommen wir zu dem Punkt, an dem wir den Weg zur Überwindung der „Isolierung" sehen. Sân-Giorgiu nennt ihn auch mit dem sichern Gefühl des geistigen Menschen dort, wo er sich von den politischen Theorien loslöst. Er sagt: „Eine möglichst enge kulturelle Annäherung, durch gegenseitiges Kennenlernen der Dichtung und der Kunstschätze, durch Volkshochschulen und Sommerkurse, durch Lehrer-, Studenten- und Schüleraustausch, ist eines der Mittel, die zur Ausgleichung der seelischen Spannung führen können, die die Grundlage der Mißverständnisse von gestern bilden." Diesem stimmen wir

rückhaltlos zu und fordern unsererseits auch von deutscher Seite größere Auflockerung nach dieser Richtung. Nicht durch die graue Theorie vom Wesen des Staates, aber auch nicht durch praktische Eingriffe des Staates in die kulturellen Angelegenheiten wird das Problem des Zusammenlebens verschiedener ausgeprägter und zahlenmäßig bedeutender Völkerschaften auf dem gleichen Boden gelöst. Diese Dinge drängen erst die „Minderheiten" in die „Isolierung". Nur durch gegenseitige Anerkennung und Wertschätzung in der besondern Eigenart, nicht durch Aufgehen in einem charakterlosen Völkerbrei, wird jene Brücke geschlagen, die aus der erzwungenen „Isolierung" herausführt.

Sân-Giorgiu hat sich durch seine eingehende Behandlung der Probleme, die das Vorhandensein deutscher Volksgruppen auf dem Boden des heutigen Rumänien für diese und das Rumänentum mit sich bringt, vor der rumänischen Öffentlichkeit unsern Dank verdient. Wenn er aber die zukünftige Entwickelung der Beziehungen zwischen den Sachsen und dem „rumänischen Nationalstaat" davon abhängig macht, ob die Sachsen auf ihre „autarkische Organisation" verzichten wollen, so möchten wir ihn bitten, uns erst zu sagen, wie man als Volksindividualität erhalten bleiben und sich doch zugleich dem totalen Nationalstaat eingliedern soll. Daß er das letztere in der Tat nicht verlangt, ergibt sich aus seiner Kritik der Übertreibungen der gegenwärtigen Schulgesetzgebung.

Wir glauben daß der Schritt zur Beseitigung unserer „übertriebenen Isolierung" gerade erst von Seiten des Mehrheitsvolkes und des Staates geschehen muß. Immerhin — die Debatte über dies noch ungelöste Problem ist wieder einmal angeschnitten.

Intellektualismus und Frömmigkeit

Von Prof. H. Oberth

In den letzten Jahren ist viel zur Vertiefung der Frömmigkeit geschehen. Ich denke da an die Evangelisationsbestrebungen, die Bibelabende, künstlerische Ausgestaltung des Gottesdienstes, gründlichere Vorbildung der Theologen u. a. Es muß jedoch gesagt werden, daß die Wirkung dieser Maßnahmen auf die Rationalisten der gebildeten Stände bisnoch recht gering war.

Der Rationalist hat nämlich schon mit der Muttermilch gewisse

Kenntnisse in sich aufgenommen, die ihm das, was er bei landläufigen Bekehrungsversuchen zu hören bekommt, im höchsten Grade zweifelhaft erscheinen lassen. Auf die Einwände, die ihm da aufsteigen, erhält er keine befriedigende Antwort. Um nur einige seiner wichtigsten Zweifel zu nennen — der Raum dieses Aufsatzes reicht nicht einmal hin, sie alle auch nur aufzuzählen, geschweige denn, sich mit ihnen auseinanderzusetzen:

Man kennt heute die Entstehungsgeschichte der Religionen und der Kirchen. Ihre Anfänge reichen in die Urzeit der Menschheit zurück. Der Wilde vermenschlicht seine Umgebung und glaubt an seine Träume. Wenn der Wind weht, so glaubt er, da blase ein mächtiger, unsichtbarer Mensch; wenn er einen Wasserwirbel sieht, so meint er, dort sauge ein Ungeheuer das Wasser ein. Bei der Beobachtung des Sterbens drängt sich ihm unwillkürlich die Annahme auf, etwas Unsichtbares, das den Körper bisher bewegte und vor dem Verfall schützte, habe ihn nun verlassen. Beim Schlaf ist es ähnlich. Er denkt, seine Seele wandere da ins Traumland, und wenn er z. B. seinen verstorbenen Bruder sieht, so glaubt er, er sei ihm leibhaftig begegnet. Ein Negerfürst ließ seine Frau hinrichten, weil er geträumt hatte, sie sei ihm untreu geworden.

Der Gedanke liegt nun nahe, so menschenähnliche oder wenigstens menschlich fühlende Geister durch Gebete und Opfer sich geneigt zu erhalten. Auffallende Gegenstände, sogenannte Fetische, hält man für ihren Wohnsitz und ehrt sie dementsprechend. Jede Horde hat ihren besonderen Fetisch und Schutzgeist. Wenn sich die einzelnen Horden zusammenschließen, so entsteht auf diese Weise ein ganzer Olymp von Göttern. Ist ein Stamm viel mächtiger als alle übrigen, so darf nur dessen eigener Gott angebetet werden, „Du sollst keine andern Götter haben neben mir!“, der Eingottglaube entsteht, und zwar meist auf dem Wege der Verdrängung der andersgläubigen Priester, wie wir noch in der Bibel bei Elias nachlesen können. Die Priesterschaft macht sich überhaupt den Glauben zu Nutze und gestaltet ihn immer mehr für ihre eigenen Zwecke aus.

Wenn es Gott gab, so mußte er natürlich irgendwo wohnen. Man wies ihm zu diesem Behufe das Himmelreich an und verbrannte die Ketzer, die da lehrten, die Erde sei ein Planet und der Himmel eine optische Täuschung. Erst nachdem der theologischen Wissenschaft, wie sich ein monistischer Chemiker ausgedrückt hat, die Überführung Gottes

in den gasförmigen Zustand gelungen war, söhnte man sich mit der Astronomie aus.

Seither befindet sich die Theologie gegenüber der Naturwissenschaft sachlich in einem hoffnungslosen Rückzugsgefecht. Wo sie an Raum gewonnen hat, war das stets von hinten herum, und niemals durch ordnungsgemäße Widerlegung des Gegners. Die Stellung, die sie soeben mit großer Aufmachung als uneinnehmbar bezeichnete, mußte sie vielleicht schon nach wenigen Jahren wieder aufgeben. Die Geologie bewies, daß die Erde nicht sechstausend, sondern anderthalb Milliarden Jahre alt ist. Die Frage nach der Schöpfung wurde gegen Lamarck noch siegreich verteidigt, wenige Jahrzehnte später aber zeigten Darwin und Haeckel, wie sich alles aus den einfachsten Anfängen heraus entwickelt hat und auch heute noch entwickelt. — Kant untersuchte die mit vieler Mühe zusammengestellten Gottesbeweise und zeigte, daß sie alle nichts taugen. — Schleiermacher endlich schien die Siegfriedstellung bezogen zu haben: Unser Ich ist vom Stoff durchaus verschieden. Folglich hat die geistige Welt mit der stofflichen nichts zu tun. Als Beweis für Gott genügt unser Gefühl. Er bleibt völlig unberührt von allem, was die Naturwissenschaften noch entdecken werden. — Indessen kommen Gehirnpsychologie, Völkerpsychologie, Massenpsychologie, Psychoanalyse, Arzneimittelkunde und Wissenschaft von der inneren Sekretion und lehren: Das religiöse Erlebnis ist weiter nichts als ein besonderer Ausdruck des Herdentriebes, des Forschungstriebes und unerfüllt gebliebener Wünsche. Der Mensch ist überhaupt weiter nichts, als das Ergebnis seines Entwicklungsganges und seiner chemischen Zusammensetzung. Man gebe einem Heiligen Yohimbin ein, und er wird kein Heiliger mehr sein.

Aus diesem Grunde hat es auch wenig Zweck, dem Rationalisten zu predigen: „Besuche fleißig die Andachtsübungen, dann wirst du Gott erleben." Er antwortet nähmlich: „Durch Hypnose und Autosuggestion kann ich in mir allerhand Vorstellungen erzeugen, die aber noch lange nicht wahr zu sein brauchen, bloß weil ich sie habe."

Auch den Begriff der Seele lehnt die Physiologie meist ab. Dieser Begriff erklärt nämlich die elementarsten Beobachtungen nicht. Es heißt: „Der Körper kann nur so lange leben, so lange die Seele in ihm wohnt." Nun sterben aber nicht alle Organe zu gleicher Zeit. Der Magen z. B. überlebt das Herz normalerweise um 24 Stunden. Aber man kann aus dem Leib auch einzelne Organe herausschneiden

und sie in geeigneter Nährlösung noch lange am Leben erhalten. Sie bleiben nämlich am Leben, wenn nur die äußeren Bedingungen dafür gegeben sind. Wenn man nun zwei oder mehr Organe herausschneidet und sie an verschiedene Orte bringt, in welchem steckt dann die Seele, und wie lebt das, welches keine hat?

Doch gehen wir weiter: Einem dreijährigen Kinde kauft man ein unzerreißbares Bilderbuch. Was sollen wir aber dazu sagen, daß man die Kirchtürme Gottes vor den Blitzen Gottes durch Blitzableiter schützen muß? — Ich gebe hier absichtlich solchen Gedankengängen den Vorzug, die in der Literatur selten behandelt werden, die aber gerade deswegen um so ungestörter im Unterbewußtsein wirken können.

Oder eine andere Frage: Die Bibel berichtet von so vielen Wundern, die z. T. aus den geringfügigsten Anlässen geschahen. Warum geschieht in unserer Zeit kein einziges? Es wäre dringend nötig. Die Welt kracht heute in allen Fugen. Gott könnte sie mit einem einzigen Worte retten. Er müßte nur vor die Menschen hintreten und sagen: „Seht, so bin ich, und dies will ich von euch!" Alle würden ihm gehorchen und die Welt wäre am nächsten Tage ein Paradies.

Wer glaubt heute überhaupt noch an Gott? Etwa die Geistlichkeit? Wer die Kirchengeschichte und Kirchenpolitik kennt, der wird schwerlich annehmen, die höheren geistlichen Würdenträger rechneten mit einer Vergeltung ihrer Taten im Jenseits.

Und die übrigen Geistlichen? Warum geht der Pfarrer zum Arzt und nicht zum Gesundbeter, wenn er krank ist? Und warum gibt der Erfolg dem Naturforscher und dem Arzt recht, und nicht dem Gesundbeter? Kann man jemandem vorbehaltlos vertrauen, der seiner Stellung zu Liebe einfach bestimmte Ansichten vertreten muß? Ist es ein Beweis, wenn er sagt: „Du mußt glauben, sonst kommst du in die Hölle!"?

Warum stellt uns die Theologie die alten Juden im Allgemeinen und Abraham, Jakob, Ruben, Simeon, Levi, Juda und Josef im Besonderen als Vorbilder hin, wo wir doch keine Achtung mehr vor ihnen empfinden können, wenn wir die Bibel aufmerksam gelesen haben?

Warum klafft ein solcher Widerspruch zwischen dem, was ein unvoreingenommener Leser aus der Bibel herausliest, und zwischen dem, was die Kirche dazu als Erläuterung angibt?

Warum antwortet die Theologie auf die meisten Einwände mit Wortspielen, anstatt mit Gründen?

Lohnt es sich überhaupt, uns über diese Dinge den Kopf zu zerbrechen? Die Erkenntniskritik hat ja deutlich genug gezeigt, daß Materielles nur aus Materiellem folgen kann, daß weiter unser ganzes Geistesleben keinen anderen Zweck hat, als daß wir uns mit seiner Hilfe in dieser Welt zurechtfinden sollen, und daß wir schon aus diesem Grunde von allem Transzendentalen überhaupt nichts wissen können!

Dies wären einige der Einwände eines Rationalisten gegen den kirchlichen Glauben, wenn auch, wie gesagt, noch nicht alle.

Naturen mit starkem religiösem Bedürfnis suchen sie zu „verdrängen", wie der psychonanalytische Fachausdruck lautet. Sie unterdrücken den Gedanken an solche Dinge, wenn er ihnen aufsteigt, indem sie rasch an etwas anderes denken. Sie suchen die religiöse Erbauung, versuchen ihren Glauben am Glauben anderer zu erwärmen u. s. f., bis sie ihre Zweifel mit Gottes Hilfe einigermaßen vergessen haben.

Doch mit dem Vergessenen ist das leider so eine eigene Sache. Erstens kann man ja nicht alles vergessen, was man gerne vergessen möchte. Zweitens gibt es viel antikirchliches Schrifttum, und niemand bürgt mir, daß ich die heute mit Mühe und Not vergessenen Einwände morgen nicht wieder lesen oder hören werde. Drittens aber, und das ist das Schlimmste, sind Eindrücke und Einwände noch lange nicht tot, bloß weil wir sie vergessen haben.

Ein Zweig der Nervenheilkunde, die sogenannte Psychoanalyse, befaßt sich mit der Entstehung und Heilung von verschobenen Ansichten und Zwangsvorstellungen. Der beste Beweis für die Richtigkeit dieser Wissenschaft sind ihre Erfolge, und sie lehrt nun folgendes:

Wir vergessen überhaupt nichts gänzlich, sondern alles, was wir einmal gewußt haben, kann durch geeignete Maßnahmen wieder aus uns hervorgeholt werden. Die Summe all jener Vorstellungen und Ansichten nun, welche unserer Erinnerung nicht mehr ohne weiteres zugänglich sind, welche wir also, wie man landläufig sagt, „vergessen" haben, bezeichnen wir als das Unterbewußtsein. Unterbewußte Vorstellungen können teilweise auftauchen und unser bewußtes Denken und Handeln triebartig beeinflussen. Dem kritischen Urteil sind sie nicht zugänglich, selbst dann nicht, wenn sie in unser bewußtes Denken hineinspielen, denn sie treten auch dann nicht so weit in unsere Erinnerung, daß wir sie auf ihre Entstehung und Richtigkeit nachprüfen können. Wir wünschen einfach das eine oder das andere, ohne recht zu wissen, warum. Wir haben dabei höchstens das Gefühl, als hätten

wir unsere Meinung darüber schon vor langer Zeit geprüft. Aus welchen Erwägungen heraus wir es für richtig halten, das können wir nicht sagen. Ebensowenig, wer davon einen Nutzen haben soll. Wir suchen nach Gründen, um unsere Ansicht zu verteidigen (Nietzsche sagt: nach hinzugelogenen Gründen), und wenn uns jemand dieselben widerlegt, so suchen wir andere, die vielleicht noch fadenscheiniger sind.

Es würde zu weit führen, hier zu zeigen, warum das so sein muß. Daß es aber tatsächlich so ist, das kann jeder erkennen, wenn er seine Ansichten z. B. über den guten Ton, Duell, Ehe, Bildungsziele, Frauenfrage, Nationalsozialismus, Weingeistsitten usf. einmal aufmerksam durchmustert und sich fragt, wieviel davon auf bewußter Überlegung beruht.

Wenn solche unterbewußte Vorstellungen untereinander und mit den bewußten Ansichten übereinstimmen, so dienen sie sehr zur Festigung des Charakters, den sie dann allerdings leicht dem kritischen Urteil besserer Einsicht unzugänglich machen. Beim Bauern z. B. sind die unterbewußten Vorstellungen mehr im Einklang als beim Städter, da dieser verschiedenartigere und einander oft widersprechende Dinge erlebt.

Am schlimmsten ist es, wenn das Unterbewußtsein dem Oberbewußtsein als geschlossene Phalanx entgegensteht, wie z. B. bei einem Gebildeten, der sich in der oben beschriebenen Weise zum Glauben „durchgerungen" hat. Das Unterbewußtsein wird das Oberbewußtsein fortwährend stören, er wird verzweifelt sein über die unbegreifliche Zweifelsucht und Sündhaftigkeit seiner Natur, er wird zu keinem in sich gefestigten Urteil kommen und mindestens selbst ein haltloser unglücklicher Mensch werden, wenn er nicht auch andere unglücklich macht.

Meist läßt sich der Intellektualist aber gar nicht in einen solchen Zwiespalt treiben. Er bleibt einfach ein Gottesleugner.

Das ist nun aber zu bedauern. Für den, der wirklich religiös ist (wir dürfen hier nur nicht Fanatismus oder Heuchelei mit wirklicher Frömmigkeit verwechseln), ist ein reiner und starker Glaube eine Quelle des Glückes und der Kraft. Wer nicht glauben kann, der wird nie restlos glücklich sein.

Es ist aber auch zu bedauern im Hinblick auf die Umwelt des Betreffenden. Es gibt zwar viele Gottesleugner, die erkannt haben, daß man auch selbst glücklich ist, wenn man für das Gemeinwohl

schafft. Bei der Mehrzahl aber erschöpft sich der soziale Instinkt in etwas Familienpolitik auf Kosten der Allgemeinheit, und oft kommt neben dem lieben Ich auch noch die Familie zu kurz. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß auch in unseren eigenen Reihen vieles anders wäre, wenn an unserer Spitze während der letzten zehn Jahre ausschließlich Leute gestanden hätten, die sich Gott für ihr Tun und Lassen verantwortlich fühlten.

Auf die Gefahr, ein paar Spöttern Stoff zur Unterhaltung zu bieten, nenne ich hier einen weiteren Grund, warum eine Zurückführung der Atheisten zum Glauben wünschenswert ist. Wir müssen wissen, was im Jenseits auf uns wartet, um unser Leben darnach einzurichten. Als der Fuchs nach den Trauben sprang und sie nicht erreichte, da sprach er zu den Vögeln, die ihn auslachten: „Ich brauche sie ja gar nicht, sie sind mir zu sauer". Ähnlich wollen uns manche Philosophen glauben machen, daß uns die „letzten Fragen" nach dem Jenseits und nach der Seele nicht mehr drücken würden, wenn wir erst die ersten Fragen nach dem Diesseits beantworten könnten. Aber sind das denn wirklich letzte Fragen? Wenn sich jemand die Frage stellt, ob er sein Dach lieber mit Ziegeln oder lieber mit Dachschiefer decken soll, so wird wohl keiner jener Philosophen behaupten, das sei eine „letzte Frage". Aber wenn der betreffende Hausbesitzer bereits 60 Jahre alt ist, so daß er nach den Tabellen der Lebensversicherungsgesellschaften voraussichtlich noch zehn Jahre zu leben hat, so liegt die Frage nach dem Jenseits für ihn näher, als die Frage nach der Dauerhaftigkeit seines Daches, denn beide Dachdeckungsmittel halten länger als dreißig Jahre.

Und auch noch aus einem Grunde ist es zu bedauern, daß die Gebildeten durch Bekehrungsbestrebungen so schwer erfaßt werden können. Der einfache Mann ist gewohnt, sich in allen Bildungsfragen vom Gebildeten beraten zu lassen, und wenn der Gebildete seinen Platz ausfüllt, so ist das ja auch ebenso logisch, wie wenn man mit den Schuhen zum Schuster oder mit den Kleidern zum Schneider geht. Wenn nun der Gebildete den Glauben ablehnt, so wird auch der einfache Mann dadurch unsicher. Deshalb kann ich auch die mit zahlreichen Bibelsprüchen belegten Äußerungen unserer Bekehrten, es sei Gott mehr um die geistlich Armen zu tun, nur als Ausdruck der Resignation werten.

Ja, gibt es aber überhaupt ein Mittel, die gebildeten Kreise wirklich zum Glauben zurückzuführen?

Ich glaube: Ja. Der Atheismus hat nämlich eine schwache Stelle: Er hat nicht recht. In seiner heutigen Form ist er gar nicht ein Ergebnis der exakten Forschung, sondern ein Produkt des Wunsches, von der Kirche freizukommen.* So wahr es nun Gott gibt, so wahr müssen wir ihn finden, wenn wir ihn suchen. Wir müssen nur am richtigen Platz und mit den richtigen Mitteln suchen.

Wir können die Existenz der sogenannten übersinnlichen Welt und ihre Erforschbarkeit mit Hilfe materieller Methoden durch folgende Überlegungen erkennen:

Wir denken uns die Materie bekanntlich leblos. Wir versuchen nun, uns einen möglichst menschenähnlichen Automaten vorzustellen. Er soll z. B. gleich einer photographischen Kamera optische Eindrücke sammeln, sein Tastsinn möge wirken, wie etwa die Tastvorrichtung eines Flächenmessers in der Lederindustrie, der die Größe eines Lederstückes abtastet, er möge Schalleindrücke registrieren wie ein Phonograph usw. und er möge schließlich im Stande sein, gleich einer Rechenmaschine alle diese verschiedenen Eindrücke miteinander zu kombinieren und sich ihnen gegenüber scheinbar vernünftig zu verhalten.

Beim Versuch, uns diesen Automaten völlig menschenähnlich vorzustellen, werden wir unter anderen auf folgende Schwierigkeiten stoßen:

Er wird zunächst kein „Ich" empfinden, denn er unterscheidet sich von heute bereits gebauten einfachen ich-losen Automaten nur dem Grade der Kompliziertheit nach, nicht dem Wesen nach; und es ist nicht einzusehen, wie in eine unempfindliche und empfindungsunfähig gedachte Masse durch mechanische Bearbeitung und Formung plötzlich ein Bewußtsein hineinkommen soll.**

Dieser Automat wird sich vom lebenden Menschen aber auch noch in einem sehr wesentlichen Punkte unterscheiden: Es hat einen Menschen gegeben, der als erster gesagt hat: „Ich empfinde, daß ich lebe, und folglich bin ich kein toter Automat". Hätte der obengenannte Automat an der Stelle dieses Menschen stehen können? Offenbar nicht. Laut Annahme hätte er doch kein Bewußtsein gehabt, er wäre also auch nicht aus sich heraus dazu gekommen, vom Bewußtsein zu sprechen.

* In einer früheren Schrift „Forschung und Jenseits", Johannes Baum-Verlag, Pfullingen, Württ. habe ich diese Behauptung zu begründen versucht. Eine Bestätigung meiner Vermutung bringen die Zionistischen Protokolle.

** Auf den hylozoistischen Monismus möchte ich hier nicht eingehen, da dies für das Folgende unwesentlich ist.

Was bedeutet aber nun diese Tatsache? Das gesprochene Wort ist ein materieller Vorgang, das geschriebene Wort ist gar ein materieller Körper. Die landläufige Ansicht aber ist die, Materielles könne nur durch Materielles bedingt sein. Der Impuls, den die Nerven an die Muskeln weiter leiten, ist wohl materieller Natur, der Impuls, den die Nerven vom Gehirn empfangen, ebenfalls. Die Tatsache, daß das „Ich" da ist, hat nun aber bewirkt, daß das Großhirn den Nerven und Muskeln einen Impuls erteilt hat, der nicht zustande gekommen wäre, wenn das Ich nicht dagewesen wäre. Die Tatsache, daß das Ich da ist, vermag also in der materiellen Welt Änderungen zu erzeugen, vom Ich gehen materielle Wirkungen aus, und wir können demnach mit Hilfe materieller Methoden den Träger des Ich erforschen.

In „Forschung und Jenseits" ging ich absichtlich nicht auf erkenntnistheoretische Fragestellungen ein. Ich schrieb einfach: Wenn wir annehmen, daß Materielles nur von Materiellem verursacht sein könne, so müßten wir eben annehmen, daß unsere Seele nicht völlig immateriell sei.

Es hätte aber besser geheißen: „Also müssen wir annehmen, daß die Materie mit unserer Seele wesensverwandt ist". Die Ansicht, Materie habe nichts mit Bewußtsein zu tun, haben nämlich nur wir selber in die Dinge hineingelegt, wir haben ja von der Welt überhaupt nur durch ihre Einwirkung auf unser Bewußtsein Kenntnis. Es ist nun interessant, wie die moderne Physik dabei ist, die Materie ihrer grobstofflichen Natur immer mehr zu entkleiden. Das heißt, die Eigenschaften der Trägheit, der Anziehung usw. sind natürlich da, aber sie werden als Folgen von Dingen gedeutet, die nicht eigentlich materiell sind. Noch interessanter ist es, daß schon vor mehreren hundert Jahren indische Okkultisten auf Grund bloßer Meditation erklärt haben, die stoffliche Welt sei nicht das, als was sie unseren Sinnen erscheint, und was wir für Stoff halten, das sei in Wirklichkeit nur ein Spannungszustand, eine Unvollkommenheit. In dieser Übereinstimmung sehe ich übrigens auch ein Zeichen dafür, daß unentwegte Forschung der Wahrheit allmählich näher kommt, wo immer man auch beginnen mag.

Im übrigen steht die sogenannte Geistwissenschaft (das ist der Sammelname für alle Wissensgebiete, die nach dem Wesen der Seele und der übersinnlichen Welt fragen, wie z. B. Okkultismus, Spiritismus, Theosophie, Parapsychologie u. a.) zur Erkenntniskritik, so wie jede

andere Wissenschaft auch. Die Frage ist außerwissenschaftlich, ob wir wirklich das wahrnehmen, was ist. Wenn uns Gott einmal die Kenntnis dessen vermitteln sollte, was die Seele in Wirklichkeit ist, gut. Wenn nicht, so werden wir uns eben damit bescheiden, die Eigenschaften und Funktionen der Seelen phänomenologisch zu beobachten, so wie wir in allen anderen Wissenschafen beobachten. Später werden wir versuchen, unsere eigene Seele in verschiedene Lagen zu bringen, um zu sehen, was für Erlebnisse wir selbst bei den verschiedenen Erscheinungen haben, die andere wahrnehmen, wenn sie unsere Seele geistwissenschaftlich beobachten. Die Geistforschung wird z. B. bezüglich des Lebens nach dem Tode ihr Ziel erreicht haben, wenn wir einmal so genau vorhersagen können, was wir nach dem Tode erleben werden, wie wir heute wissen, was wir erleben werden, wenn wir etwa einen Tiegel mit Goldpulver über eine Schmelzflamme halten. Die Geistforschung hat uns auf dem Wege zu diesem Ziele jedenfalls schon vorwärtsgebracht, also forschen wir weiter, wir werden ja sehen, wie weit wir gelangen.

Ja, die Erkenntniskritik ist für die Geistforschung sogar noch weniger hinderlich als für die Naturforschung. Der Naturforscher kann wirklich nur beschreiben, als was uns die Welt erscheint, während wir unsere Seele doch nicht nur in der Welt der Erscheinungen wahrnehmen, sondern sie auch haben, ja mit ihr eins sind.

Hiermit ist nun auch der Punkt gefunden, von dem aus man den Rationalisten fassen kann. Der moderne Mensch will nicht fromme Traktätchen, sondern Tatsachen. Mir z. B. machte ein im Kriege gefallener Freund, an den ich damals nebenbei bemerkt gar nicht dachte, durch ein Schreibmedium, welches von ihm nichts wußte, eine kurze Mitteilung, die aus verschiedenen Gründen nur von ihm herrühren konnte, oder von jemandem, der ihn gut kennt, und das hat mich mehr von der Richtigkeit der dualistischen Weltauffassung überzeugt, als alles, was ich seinerzeit für die theologische Prüfung lernen mußte.

Wir stehen zwar auf dem Gebiet der geistwissenschaftlichen Forschung noch am Anfang, trotzdem ist aber schon Stoff genug vorhanden, um auch den eingefleischtesten Gottesleugner zu überzeugen, wenn er sich überhaupt noch mit der Sache befassen will. Die Geistwissenschaft kann zwar nicht auf jede Frage mit einer fertigen Antwort dienen und es ist, begreiflich, daß sie nicht immer zu dem Ergebnis kommen wird, welches gerade einer bestimmten Kirche und einer bestimmten Richtung ent-

spricht. Doch das scheint mir geringfügig gegenüber dem Umstand, daß nur überhaupt wieder an etwas geglaubt wird. Gerade unsere Landeskirche kann ja ein höheres Maß von Gewissensfreiheit gestatten, als etwa die Kirchen in Deutschland, die ihren Berechtigungsnachweis und damit ihre Untertanen verlieren, wenn ihre Lehren nicht mehr geglaubt werden.

Die eingangs angedeuteten Einwände und Zweifel machen auf jemanden keinen Eindruck, der sich davon überzeugt hat, daß die geistige Welt existiert und erforschbar ist. Gerade der Rationalist ist es ja gewohnt, daß philosophische Fragen gegenüber erkannten Tatsachen zurückzutreten haben.

Auf diese Frage z. B., warum sich Gott von manchen Leuten so viel gefallen lasse, wird er einfach antworten: „Das wissen wir eben noch nicht". Aber wir wissen z. B. auch noch nicht, warum ein Elektron auf seiner bestimmten Bahn um ein Proton laufen kann, ohne den Äther zu erschüttern, warum aber ein Energiequant entsteht, wenn es diese Bahn verläßt. Ebensowenig wissen wir, warum das Blut der Mutter den Embryo nicht tötet, wenn er einer anderen Blutgruppe angehört, als die Mutter, aber es fällt uns dennoch nicht ein, die Serologie oder die Quantentheorie grundsätzlich abzulehnen, bloß weil wir einige Beobachtungen noch nicht erklären können.

Weiterhin ist der Rationalist gewohnt, angesichts neuer Tatsachen zu seinem bisherigen Weltbilde Zusatzhypothesen zu machen. Auf die Einwände die überlebenden Organe betreffend würde ich etwa antworten: Also dann versuchen wir es bis auf weiteres mit einer Arbeitshypothese. Nehmen wir an, daß jede lebendige Zelle als ein lebendiges Wesen eine besondere Seele hat, und daß die eigentliche Seele, der Träger unseres Ich-Bewußtseines, über alle diese Seelen regiert.

Und so fort.

Es ist daher zu begrüßen, daß in letzter Zeit die geistwissenschaftlichen Bestrebungen auch bei uns zugenommen haben.

Rundschau

Ein Lehrauftrag für siebenbürgisch-sächsische Sprache, Literatur und Geschichte an der Universität Bukarest. Der Rat der philosophisch-literarischen Fakultät hat Lyzealdirektor Dr. Bernhard Capesius einen außerbudgetmäßigen Lehrauftrag für siebenbürgisch-sächsische Sprache, Literatur und Geschichte erteilt. Diese schöne

Neuerung ist auf die Bemühungen des Ordinarius für deutsche Literatur und Sprache an der Universität Bukarest Dr. Simion Mândrescu zurückzuführen und in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen. Keine nationale Minderheit eines andern Landes kann auf eine ähnliche Einrichtung an einer staatlichen Universität hinweisen. Es ist hier durch die Universität Bukarest grundsätzlich das Eigenleben unseres Volkes und die Eigenart unserer Kultur und Geschichte anerkannt worden, was wir nicht vergessen werden. Wenn wir seit langer Zeit immer wieder auf die Notwendigkeit einer Mitarbeit unseres Volkes an den Staatsaufgaben hinwiesen, so ist nun hier in einer großzügigen Weise Gelegenheit geboten worden, eine solche Arbeit dadurch zu erleichtern, daß wir der rumänischen Jugend durch den Mund des neuen Dozenten die Grundlagen unseres Daseins verständlich machen. Vor stark besuchtem Auditorium begannen die Vorlesungen von Professor Capesius, über dessen neuen Wirkungskreis diese Zeitschrift besonders erfreut sein darf, da Capesius ihr verbunden ist seit dem ersten Tage ihres Bestehens. Die Vorlesungen werden zuerst einen vergleichenden Überblick über die sächsischen Mundarten geben, dann unsere Literatur betrachten und in eine Darstellung unserer Geschichte münden, um dann zu einem späteren Zeitpunkt die übrigen deutschen Siedlungsgebiete Rumäniens in die Betrachtung einzubeziehen, wodurch der volle Umfang dieses Lehrauftrages und seine ganze Bedeutung erreicht wird. Heinrich Zillich

Zweite Gründerversammlung der Deutschen Buchgilde in Rumänien. Am 30. Dezember 1933 tagte in Mediasch unter der Leitung des geschäftsführenden Vorsitzers Rektor Dr. Otto Folberth die zweite Gründerversammlung der deutschen Buchgilde in Rumänien. Vorsitzer, Schriftführer und Geschäftsführer legten ihre Berichte über die Tätigkeit in den vergangenen 3 Jahren vor, wobei der Schriftführer Emil Bruckner über die Vorgeschichte und Voraussetzungen, über Zweck und Ziel der Buchgilde einen eingehenden Überblick bot:

Verschiedene Gründe waren wirksam, die es verhinderten, daß heimische Dichtungen an unser Volk herangebracht wurden. Zunächst galt es, das Mißtrauen zum Können unserer Schriftsteller zu durchbrechen, das weithin verbreitet war, dann die vielfache Irreleitung der Lesenden durch den verderblichen „Literaturbetrieb", wie er nach dem Krieg im Reich üblich war und bis zu uns wirkte, weiterhin zu verhindern. Und dies war nur durchzuführen, in dem man den Weg der eigenen Dichtung sowohl zum eigenen Volk wie auch zum Reich bahnte, dabei aber gleichzeitig gute und echte Dichtung pflegte. Der einzig gangbare Weg war die Vereinigung von Dichter, Verleger und Leser.

Leider hat die heimische Presse und der heimische Buchhandel nicht immer in rechter Weise die Bestrebungen der Buchgilde gefördert und unterstützt, da vielfach angenommen wurde, daß die Buchgilde ein Sonderunternehmen der Krafft & Drotleff A. G. sei, obwohl sie von Anfang an als gemeinnütziges Unternehmen ins Leben trat und daher die volle Unterstützung aller Kreise unseres Volkes verdient.

Der Vorsitzer der Buchgilde wies auf den Erfolg der dreijährigen Tätigkeit hin, die mit den drei Jahresgaben: Meschendörfers „Die Stadt im Osten", Wittings „Hirtenfeuer" und Wittstocks „Bruder nimm die Brüder mit", erreicht wurde. Die innere Arbeit war umfangreich, an Briefen wurden vom Vorsitzer 314 geschrieben, vom Schriftführer 757 und an Zuschriften liefen an den geschäftsführenden Vorsitzer

280 ein. Das Hauptverdienst, besonders auch bei der Werbetätigkeit hat Emil Bruckner, dem der wärmste Dank ausgesprochen wurde. Die Buchgilde hat die drei ersten Jahre auch mit einem materiellen Erfolg abgeschlossen.

Die Anregung in der Aussprache, die Buchgilde auch auf die deutschen Volksgruppen außerhalb Rumäniens auszudehnen, wurde vorläufig abgelehnt. Da der geschäftsführende Vorsitzer sein Amt niedergelegt hatte, wurde er gebeten, den Vorsitz weiter zu behalten; zum geschäftsführenden Vorsitzer wurde für die nächsten drei Jahre Dr. Misch Orend gewählt.

*

Es ist kein Zweifel, daß es der Buchgilde schon mit ihrer ersten Jahresgabe gelang, ins Reich durchzustoßen und damit unserer Dichtung den Weg zur gesamtdeutschen Welt zu eröffnen. Damit wurde unsere Dichtung, die in ihrer Abgeschiedenheit auf einen kleinen Kreis Verständnisvoller beschränkt war, der großen Welt vorgeführt. Sicher wäre dies auch ohne die Buchgilde allmählig gelungen, das Verdienst der Buchgilde aber ist es, auf den ersten Anhieb, und zwar als Gilde, als eine Gemeinschaft zu erreichen, worum die Einzelnen getrennt sich bemüht haben und weiterhin sich zu bemühen hätten.

Durch die eigenartige Zusammensetzung der Buchgilde, in Schaffende, Auslesende, Verbreitende und Aufnehmende ist in unserem Volk eine Gemeinschaft geschaffen worden, die mit reger Aufmerksamkeit, mit wertendem Urteil unsere gegenwärtige Dichtung betrachtet. Damit ist eins vor allem erreicht, daß das Kunstschaffen des Einzelnen in der Vereinzelung nicht untergeht oder beiseite gelegt wird, sondern daß wir ein gegenwärtiges Schrifttum haben, das im Aufstieg und im Wachsen ist, denn jede Jahresgabe ist ein neuer Baustein zu dieser Literatur. Und was nicht im Rahmen der Buchgilde erscheint, reiht sich diesem Schrifttum vollgiltig ein.

Damit aber haben wir nun, neben einer bestimmtgearteten Wissenschaft ein schöngeistiges Schrifttum, das verlangt, als Ganzes betrachtet zu werden, als die Kunstäußerung unseres Volkes mit sprachlichen Mitteln. Der Einzelne ist nur der besondere Spiegel; in der Gesamtheit der literarischen Erscheinung jedoch kommt das Gesamtvolk unserer Gegenwart zum Ausdruck. Noch stehen wir im Anfang. Dieser Anfang jedoch ist verheißungsvoll genug, daß auch der größte Zweifler hier aufhorchen muß.

Die Buchgilde ist der Leitstrom, neben dem es noch andere Ströme gibt und geben soll. Die kalte, tiftelnde, unanschauliche Wissenschaft, so notwendig sie ist, hat die Verbindung zur heutigen geistigen Haltung unseres Volkes wesentlich verloren. In unserem Kunstschrifttum jedoch spiegelt sich heutiges, oft handgreifliches Geschehen. Darum ist es notwendig, daß alle Lebendigen unseres Volkes sich diesem Schrifttum öffnen, damit sie, auf ihre Weise, Anteil an seiner weiteren Entfaltung haben, denn mit der Buchgilde haben sich unsere Dichter aus jeglicher Ästhetenabgeschlossenheit herausgeschält und sich mitten ins Volk gestellt, wie es dem Geist unserer heutigen Zeit entspricht.

Der Künstler gibt, soweit er gibt, sich selber; soweit er Künstler ist, und nicht etwa Artist, gibt er sein Volk. Darum soll auch in unserem Schrifttum, soweit es von Dichtern und nicht etwa von Schriftstellern stammt, auf beides geachtet werden: auf das besondere Können des Einzelnen und auf den Ausdruckswillen des Ganzen.

Sieht man aber unser Schrifttum als Ganzes an, das im Anfang steht und gefördert werden soll, so erwächst uns eine reiche und würdige Aufgabe.

Misch Orend

Bischof Teutsch-Denkrede. Der neue Vorsteher des Vereines für sieb. Landeskunde, Bischofsvikar D. Friedrich Müller, hat versucht, das reiche Leben unseres allverehrten verstorbenen Bischofs D. Dr. Friederich Teutsch — im überlieferungsgemäßen Rahmen einer Denkrede für die im Sommer abgehaltene Hauptversammlung des Landeskundevereines — in einem erstmaligen Umriß darzustellen. Die Arbeit erscheint eben als neues Archiv-Heft des Landeskundevereines und wird in den kommenden Tagen an die Mitglieder des Vereines ausgeteilt. Die finanzielle Lage des Vereines ist so schwierig, daß er aus eigenen Mitteln augenblicklich keine Veröffentlichungen bezahlen kann. Und er dankt diese Veröffentlichung der Buchdruckerei Gött, die den Druck, und der Papierfabrik Schiel, die das Papier unentgeltlich beisteuerte. In dieser Lage ist es auch nicht möglich — das sei auf vielseitige Anfragen mitgeteilt, — die Bischof Teutsch-Denkrede freihändig zu verkaufen. Doch ist es jedermann, der sie zu erhalten wünscht, möglich, als Mitglied dem Landeskundeverein beizutreten, worauf sie ihm zugestellt wird. Das ist zugleich eine Dankesabstattung an den verstorbenen allverehrten großen Mann unseres Volkes. Denn sein Herz hat am allerwärmsten für die durch den Landeskundverein gehegte heimische Wissenschaft geschlagen; und es war in den letzten Jahren seiner Vereinsvorsteherschaft eine seiner drückendsten Sorgen, daß die Verarmung unserer geistig führenden Schichte auch den Landeskundeverein und damit den wichtigsten Hort unserer heimischen Wissenschaft inmitten der furchtbaren Krise aller Lebensgebiete, in der wir stehen, zu vernichten droht. — In unseren Städten bilden sich jetzt Ausschlüsse aus der Reihe der Vereinsmitglieder, die für den Wiederaufbau des Landeskundevereines wirken. Durch sie kann jedermann erfahren, was auf dem Spiele steht, wenn die Neubelebung des Landeskundevereines nicht gelingt. Wer es kann, trete dem Verein bei. Der Mitgliedsbeitrag beträgt bloß 100 Lei jährlich und berechtigt zum Empfang der Archivhefte, deren letztes eben die Teutsch-Denkrede enthält.

Ungarn und Deutsche. Die Weitsicht der philosophischen Fakultät der Universität Bukarest, die einen Lehrauftrag für sächsisch-siebenbürgische Sprache, Literatur und Geschichte erließ, ist gerade heutzutage bedeutsam, wo Mißverstehen und böser Wille unser Volk von allen Seiten zu schädigen bestrebt ist. Wir können es uns nicht versagen, angesichts des Bukarester Lehrauftrags einen Blick auf die Lage der Deutschen in Ungarn zu werfen, denen heute selbst die Beibehaltung des ererbten Namens schwer gemacht wird, die aber als nationale Minderheit anzuerkennen das heutige Ungarn wohl mit Worten, kaum aber mit Taten je bereit war. Was in Ungarn gegen die Deutschen unternommen wird, ist die Rache des Beschenkten. Städte und Kultur, Wissen und Verwaltung floß dort aus deutscher Gabe und noch viel mehr: das Blut, das die heutige rassische Zusammensetzung der Madjaren wesentlich mitbestimmt. Der Schenkende hat selten Dank, aber daß ihm selbst der Namen genommen wird, um ihn unkenntlich zu machen, stellt eine Enteignung dar, die nichts anderes bedeutet, als das Einbekenntnis einer Schwäche, als des Gefühls der Unterlegenheit.

Vergebens haben wir von der ungarischen Minderheit Siebenbürgens eine Stellungnahme gegen diese reichsungarischen Zustände erwartet, obgleich es doch auf der

Hand liegt, daß solche Maßnahmen ihre Rückwirkung haben können auf die Durchschlagskraft jener Rechtsforderungen, die die ungarischen Minderheiten in allen Nachfolgestaaten mit Fug erheben. Wir haben statt dessen seit einem Jahre immer wieder in den Zeitungen des siebenbürgischen Ungarntums ein Kesseltreiben erlebt, das sich auf die große deutsche Erneuerung bezog und in Form und Sprache das ganze Deutschtum verletzte. Man kann gewiß einwenden, daß die meisten ungarischen Blätter jüdischem Einfluß unterliegen, doch das entschuldigt nicht die große Zahl denkender Ungaren, von denen so wenige versuchten, sich ein wahres Bild der deutschen Wandlung zu verschaffen und es im Dienste der kulturellen Zusammenhänge zwischen dem deutschen und dem ungarischen Volke und im Dienste der minderheitlichen Zielgleichheit zu vertreten. In vielen Fällen mag Unkenntnis die Ursache der Falschurteile gewesen sein. Wenn z. B. ein uns freundlich gesinnter ungarischer Schriftsteller, der überdies aus deutschem Blute stammt, Karl Molter in der uns seit jeher nahestehenden bedeutendsten ungarisch-siebenbürgischen Zeitschrift „Erdélyi Helikon" (Nr. 7, Jahrg. 1933) einen Aufsatz über den Bürgerkrieg deutschen Geistes schreibt, der weder den Inhalt, noch den Sinn der deutschen Gestaltwandlung erfaßt, so muß man mit Schrecken feststellen, wie weit die Unkenntnis und das Nichtverstehen reichen. Denn Karl Molter weiß bei seiner auf Grund deutscher Bücher erfolgten Betrachtung nicht einmal, welche deutschen Dichter wesentlich sind. Seitenlang wird über Remarque, Zweig, ja sogar über so etwas wie Kästner und Gläser gesprochen, aber ein Kolbenheyer, Schäfer, Carossa, Binding, Grimm, Paul Ernst, Stehr, Strauß, Alverdes, Griese, v. Mechow, Blunk, Britting, Johst, Wiechert und viele andere, geistige Wegbereiter wie Moeller van der Bruck, werden überhaupt nicht erwähnt, obgleich sie alle doch nicht Entdeckungen des letzten Jahres sind, sondern bloß vor 1933 von der Literatenclique um das Berliner Tageblatt überschrien wurden. Wer nach so belanglosen Erscheinungen wie Gläser den Tiefgang des deutschen Geistes in der Gegenwart ablotet, der verfällt in den Fehler, den einer beginge, der Goethes Zeitalter nach dem Verfasser des Rinaldo Rinaldini begutachten wollte. Er weiß nicht, was ist. Man wird ihn als Opfer einer folgerichtig durchgeführten falschen Berichterstattung über deutsche Verhältnisse ansehen müssen, einer Berichterstattung, die mit ein Grund der deutschen Umwälzung war. Und man wird ihm Paul Fechters „Dichtung der Deutschen" in die Hand drücken, wenn er schon Professor der deutschen Literatur ist wie Karl Molter (der trotz allem freundschaftlich gegrüßt sei!).

Doch was soll man dazu sagen, wenn ein siebenbürgisch-ungarischer Abgeordneter in heftiger Weise ausfällig wird gegen eine sächsische Zeitung, die wilde Studentendemonstrationen um den inzwischen verstorbenen Deutschenführer Ungarns Bleyer ablehnt, und wenn er, ein Hauptträger der ungarischen Minderheitensorgen Bleyer nicht eben sanft behandelt, aber es ohne weiteres duldet, daß in dem Blatte, das er selbst leitet, ununterbrochen handgreifliche Herabsetzungen des deutschen Volkes und oft auch des sächsischen erscheinen. Hier ist die Grenze der falschen Berichterstattung erreicht. Hier fassen wir mit Händen das doppelte Maß, nach dem gemessen wird. Gewiß, auch in diesem Falle spielen nicht ungarische, sondern bloß ungarisch getarnte Interessen mit hinein, aber die gleiche Achtung und Verbundenheit, die wir der ungarischen Minderheit gegenüber empfinden, müssen wir auch dort verlangen, wo es um uns geht. Es wäre nicht leicht, ohne Abirrung vom Wege der Wahrheit, ein

Bild ungarischer Mängel zu entwerfen, das die Ungarn verletzen müßte. Aber wir haben ja gar nichts dagegen, daß von uns ein solches Bild gemalt wird. Wo welterschütternde Leistungen stehen, mag man ruhig den Staub wischen. Unser weltgültiger Rang ist uns bewußt. Aber wir dürfen verlangen, daß wir von jenen, die uns mehr verpflichtet sind, als sie heute meinen, gerecht und mit dem Willen zur Gerechtigkeit betrachtet werden.

Dies darf unsere Zeitschrift aussprechen, denn sie hat sich so oft für die ungarischen geistigen Belange eingesetzt, daß ihr von Volksgenossen schon Vorwürfe deswegen gemacht wurden. Sie tut es auch jetzt spät, beinahe ein Jahr nach den ersten Ausbrüchen einer vor nichts zurückschreckenden Wut eines Deutschenhasses, der in seiner Minderwertigkeit gewiß nicht auf die Ungaren selbst zurückführt, aber doch auf Menschen, die im Rahmen der ungarischen Publizistik bis heute ungehemmt tätig sein dürfen. Heinrich Zillich

Zur Abstammung des Veit Stoß. Der siebenbürgisch-sächsische, in Berlin lebende Schriftsteller Fritz Heinz Reimesch macht mich im Zusammenhang mit der im Januarheft veröffentlichten Notiz „Veit Stoß Siebenbürger Sachse?" darauf aufmerksam, daß es in der Zips ein Städtchen namens Stoß gibt. Da die Herkunft der Familie Stoß aus dem ost- oder südosteuropäischen Deutschtum wahrscheinlich ist, muß die Feststellung von Reimesch allergrößte Beachtung beanspruchen. Reimesch äußert sich weiter: „Száb-Schwob ist aber meines Wissens im madjarischen Sprachgebrauch erst im 17. Jahrhundert in Aufschwung gekommen. Erst die Türkenkriege haben die Schwaben in das Gesichtsfeld der Madjaren gedrückt." Diese Ansicht müßte auf ihre Stichhaltigkeit untersucht werden. Trifft sie zu, so ist der Beiname „Schwob", den Mathias Stoß in Krakau führte, nicht auf seine ungarländische Abstammung zu beziehen, die aber durch die Angabe seines Herkunftsortes (Harro in Siebenbürgen) bewiesen bleibt. Heinrich Zillich

Übereifer. Ein Wiener bekannter Verleger sendet einem siebenbürgisch-deutschen Rechtsanwalt den Juristenkalender zu, der alle Jahre zur Orientierung der Nachfolgestaaten erscheint. Der siebenbürgische Rechtsanwalt, sendet den Kalender mit einer brüsken Antwort zurück. Der Inhalt dieser Antwort lautete, daß „Waren" aus Österreich in Siebenbürgen unerwünscht seien. Sieht man sich den Verleger ein wenig genauer an, leuchtet man ein bißchen deutlicher hinter die Kulissen, so erfährt man, daß dieser Verleger Nationalsozialist ist, der bei den gegenwärtigen Verhältnissen in Österreich schwer zu ringen hat, dessen Sohn, nach einer Gefängnisstrafe ins Reich gehen mußte, weil ihm in Österreich keine Schule mehr ihre Pforten zu öffnen wagte ... und derselbe Mann wird von einem siebenbürgischen Rechtsanwalt derartig ungerecht brüskiert. Gerade wir Auslanddeutschen sollten wohl etwas mehr Verständnis dafür aufbringen, daß man für die Irrtümer einer Regierung nicht kurzer Hand und in blindem Eifer „Alle" verurteilt, deren Briefumschläge österreichische Marken tragen. Dadurch wird das gemeindeutsche Bewußtsein gerade nationalistischer Kreise durchaus nicht gefördert. Hk

Neue Bücher und Schriften

Letzte Reise. Neue Folge. Novellen von Robert Faesi, Alfred Huggenberger, Cécile Lauber, Cécile Ines Loos, Hugo Marti, Hans Albrecht Moser, Emanuel Stickelberger. 249 Seiten. Geh. Rm. 3,20; in Leinen Rm. 4,80. Orell Füßli Verlag, Zürich und Leipzig.

Ein Band Novellen, den man mit Erwartung in die Hand nimmt und mit Befriedigung aus der Hand legt. Die Welt will jetzt hastende Kurzgeschichten oder bandfüllende Romane, — so heißt es vielfach; und doch bringt ein Band, wie dieser vorliegende, jedem gebildeten Leser mancherlei Freude und erlesenen Genuß, und es ist dem wagemutigen Verlag zu wünschen, daß auch dieser zweite Novellenband den erhofften Erfolg habe. Beste Schweizer Namen sind wieder vereinigt worden und einiges von dem Gebotenen wird mir unvergeßlich bleiben. Ich will es nicht besonders hervorheben, den Dichtern zuliebe nicht, denn der Verlag hat die Novellen mit Recht in der alphabetischen Reihenfolge der Verfassernamen gebracht, — aber auch dem Leser zuliebe nicht; wer den schmucken Band liest, mag die schmackhaftesten Früchte nach eigener Lust herausfinden. Ich will nur kurz berichten: Robert Faesi erzählt, wie der Mensch, als Luzifers letzter Sohn, am jüngsten Tag lieber auf die ewige Seligkeit verzichtet, als die Seele seines Hündchens draußen zu lassen, und dafür von Gott zu seinem Thron gezogen wird. Alfred Huggenberger gibt die köstliche „Kurzgeschichte" einer rührenden Treue zweier Liebenden. Cécile Lauber führt nach Rußland und berichtet vom Leben und Untergang eines verkommenen Studenten. Cécile Ines Loos erzählt vom „Königreich Manteuffel" und schildert in scharf gezeichneten Umrissen — für mich manchmal mit zu wenig zustimmender Liebe — Leben und Haltung im Haus der verbannten Manteuffel. Hugo Marti bringt eine ergreifende Buben- und Muttertragödie aus dem Jahrmarktleben der Kleinstadt. Hans Albrecht Moser spinnt den Leser in ein rätselvoll-hintergründiges Netz seltsamer Begegnungen, während endlich Emanuel Stickelberger die Geschichte des von seinem treuesten Anhänger ermordeten „Königs von Mallorka" erzählt. Das Buch ist ein trefflicher Wegweiser zu lebendigem Schweizer Schrifttum unserer Tage.

Hans Lienert

Das erste Jahrbuch der Paul Ernst-Gesellschaft ist erschienen und wird den Mitgliedern zugestellt. Durch den Buchhandel kann es nicht bezogen werden. Es enthält neben Gedichten aus dem Nachlaß von Paul Ernst eine reiche und sehr gute Auswahl aus seinen Werken — aus dem Gedichtband „Beten und Arbeiten", aus dem „Kaiserbuch", aus seinen theoretischen Schriften. Außerdem zeigt eine Reihe sehr schöner Bilder den Dichter in verschiedenen Lebensjahren und den Ort, an dem er die letzten Jahre lebte. Das Buch vermittelt ein wirklich umfassendes Bild des Dichters und seines Wirkens für sein Volk; es ist deshalb zur Einführung in sein Werk ganz besonders zu empfehlen.

Aus den Mitteilungen an die Mitglieder ist der Bericht über die erste Versammlung der Paul Ernst-Gesellschaft in Berlin am 22. Oktober 1933 bemerkenswert. Nach den Worten ihres Vorsitzers, des bekannten Dichters und Herausgebers der „Neuen Literatur" Will Vesper, will die Gesellschaft nicht literarische oder bibliophile Neigungen pflegen, sondern das Gedächtnis und das lebendige Werk des verstorbenen Dichters in seinem Volk sichtbar und dienstbar werden lassen. Es ist die Aufgabe

der Gesellschaft, dafür zu arbeiten, daß das Wort des Dichters zu der Wirkung in seinem Volke gelangt, zu der es bestimmt ist. Die Kluft zwischen den Geistigen und dem Volke, die wie ein schwerer Riß durch das deutsche Volk geht, muß geschlossen werden; dazu ist das Werk von Paul Ernst besonders berufen, dieses so geistigen und gleichzeitig volksnahen Dichters. Die Gesellschaft wird ihrer Aufgabe deshalb nicht nur durch Vorlesungen, Vorträge, Aufführungen und andere Wiedergaben der Werke des Dichters dienen, sondern auch dadurch, daß sie weitere geistige Arbeiten im Sinne des Dichters vollbringen läßt. Die zu gründenden Ortsgruppen sollen das Werk von Paul Ernst in das geistige Leben hineinstellen, jede so, wie es ihr am besten liegt, sei es unter Bevorzugung des dichterischen, des religiösen oder des politischen Gehalts. Für die verschiedenen Orts- und Gebietsgruppen werden Vertrauensmännner berufen werden. Das Auslanddeutschtum soll dabei besondere Berücksichtigung finden.

Auf der Mitgliederversammlung berichtete der Breslauer Pfarrer Lic. Noth über seine dortige Tätigkeit für Paul Ernst. Er hat jahrelang in einem Kreise, dem Leute aller Stände, vor allem auch der untersten, angehören, aus den Werken des Dichters vorgelesen, bei besonderen Anlässen auch in seiner Kirche. So las er bei einer Passionsfeier aus dem „Heiland" vor, bei anderer Gelegenheit Stellen aus dem „Kaiserbuch". Lic. Noth gab seiner Meinung Ausdruck, daß Paul Ernst gerade bei den gegenwärtigen inneren Auseinandersetzungen in der evangelischen Kirche gehört werden müsse, denn bei Paul Ernst seien diese Gegensätze schon früher ausgetragen und zu einer höheren Einheit gebracht worden.

Die Paul Ernst-Gesellschaft hat jedenfalls ein weites Arbeitsfeld vor sich, wenn sie dem Worte des Dichters zu der ihm gerade heute gebührenden Beachtung verhelfen will. Die Freunde von Paul Ernst werden aufgefordert, sich bei der Geschäftsstelle in Berlin-Steglitz, Kieler Str. 6 zu melden. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 5 RM.

Hasso Härlen

A. Artur Kuhnert. Karjane, Geliebte unseres Sommers. Roman. Zweite Auflage. Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig. Dieser Roman vom Fischermädchen Karjane in Estland ist eine einfache Geschichte. Sie ist nicht verworren und niemals von Nebengeschichten durchbrochen, sondern sie begibt sich in fast kindlicher Einfachheit vom übermütigen Spiel dreier Kinder zum Tod des geliebten Mädchens, das die Jungen Uts und Jüri nach abenteuerlicher Fahrt begraben.

Einfach und gerade sind auch alle Menschen in diesem Buche. Das Wetter hat ihnen Herbheit und Festigkeit verliehen, sie in sich selbst verankert. Vom Weltgeschehen wissen diese Fischer wenig. Ihr Erlebnis ist, geschickt zu schmuggeln und Sonnenaufgang und Sonnenuntergang richtig zu deuten. Das Abbrennen des Johannisfeuers ist Gipfelpunkt des Jahres.

Einfach ist auch die Landschaft in der dies Fischerdorf liegt. Himmel, Meer und Land sind nicht nur Hintergrund für die Ereignisse, sondern wesentlich wie die Menschen. Aus Landschaft, Menschen und Handlung hat der Verfasser eine Dichtung geformt, die überzeugend wirkt. Sie überzeugt aber auch von dem Können Kuhnerts, der hier ein reifes, ruhiges Buch geschrieben hat, das zu den wertvollen Erscheinungen der letzten Zeit gehört. So ist dies Buch mehr als der Roman dreier Kinder.

Kurt Scherg

E. M. Thalgott, Hermannstadt. Die baugeschichtliche Entwicklung einer siebenbürgischen Stadt. Mit 103 Abbildungen. Verlag H. Welther. Hermannstadt 1934. Die Kunde von dem Werden unseres Volkes in Siebenbürgen hat jetzt im Vordergrund unseres wissenschaftlichen Arbeitens zu stehen, Volkskunde und Kulturkunde auf breitester Grundlage. Jedes wissenschaftliche Fach muß in den Dienst dieser Aufgabe gestellt werden. Darum ist es zu begrüßen, daß auch die Architekten, von ihrem Gesichtspunkt aus, hier ansetzen.

Die Entwicklung unserer Siedlungen, Stadt und Dorf, ist bis heute noch nicht eingehend untersucht worden. Um so wertvoller ist diese Schrift, da sie den Anfang für weitere ähnliche Arbeiten geben wird.

Nach einer kurzen Einleitung über die Vorgeschichte und Besiedlung Siebenbürgens wird die bauliche Entwicklung der Stadt dargestellt. Aus dem Straßenbild mit seitlich gelegener Kirchenburg ist Unter- und Oberstadt entstanden und im Lauf der Jahrhunderte zur befestigten Stadtsiedlung ausgebaut worden. Jahrhundertweise wird dieser Vorgang untersucht und dargestellt, zeitgenössische Stadtpläne veranschaulichen diesen Vorgang.

Bedeutsam ist die Entwicklung des städtischen Wohnhauses vom einfachen Bauernhaus aus Bohlen. Der Verfasser zieht hier das Michelsberger Holzhaus zum Vergleich heran. Es wäre vielleicht wichtig gewesen, auch die Eichenbohlenhäuser Mittelsiebenbürgens zu berücksichtigen.

Mit dem Übergang vom Ackerbau zum Handwerk mußte das Haus neuen Bedürfnissen entsprechen, dazu kam die geschlossene Reihenhausbebauung und der Übergang zum Mauerwerk. Trotzdem ist es möglich, den Grundriß des Bauernhauses im Hause des Kleinbürgers, Handwerkers, Kaufmannes und Patriziers wiederzufinden. Dieser Vorgang wird an vielen Beispielen erläutert.

Mit dem Herauswachsen aus dem frühen Ansiedlerhaus geht Hand in Hand die Anpassung an Stileigentümlichkeiten, die vom Nordwesten her die einzelnen Jahrhunderte bestimmen.

Einzelne Baudenkmale und das Stadtbild in seinem Aufbau beschließen die Untersuchungen.

Für die Ausstattung hat sich Verlag und Druckerei große Mühe gegeben. Das Buch ist jedem zu empfehlen, der am Werden unseres Volkes Anteil nimmt.

M. Orend

Bruno Brehm. Das war das Ende. — Weder Kaiser noch König. R. Piper & Co. Verlag, München. — Wir haben schon auf den ersten Band der großen Trilogie Brehms hingewiesen, die sich mit der Darstellung der wichtigsten Geschehnisse der Weltwende des letzten Krieges befaßt. Der zweite Band schildert den Schluß des Krieges, die letzten großen Schlachten, den Zusammenbruch, die Friedensvertragsabschlüsse, der dritte das Ende Österreich-Ungarns mit deutlicher Zuspitzung der Darstellung auf Kaiser Karl, weswegen auch dessen mißglückten Restaurationsversuche miteingeschlossen werden. Das Bedeutsame an Brehms Gestaltungsweise erscheint mir darin zu liegen, daß er sich mit dichterischer Sicherheit sowohl in der Erzählung wie in der Auswahl des Stoffes trotz der Verführung, die darin liegt, zuviel der eigenen Kenntnisse zu verwerten, bescheidet auf das Wesentliche. Dadurch erhöht sich die Dramatik der Darstellung, das Durcheinander wird beziehungsreich und durchschaubar.

Kein Wort zuviel und doch überall Raum auch für das Episodische, wodurch die Lebendigkeit ganz außerordentlich gesteigert wird. Neben den großen Kriegsromanen werden wir diese drei Bücher fortan nicht vergessen dürfen, einmal um den Kern jener Ereignisse, die uns bis heute nachbestimmen, zu begreifen, dann aber auch, um den immanenten Sinn jener entscheidenden Jahre zu erfassen und nicht zu vergessen, denn das eben ist das Schöne an Brehms Werk, daß es, obgleich er die deutsche Not schildert, nirgend den Glauben an die Zukunft missen läßt, wenn auch davon kaum an einer anderen Stelle gesprochen wird als in den Schlußsätzen des zweiten Bandes. Heinrich Zillich

Siebenbürgisch-sächsische Zeitschriften. Nach anderthalb Jahren erscheint nun wieder die alte Lehrerzeitung „Schule und Leben", das Fachorgan des Siebenbürgisch-sächsischen Lehrerbundes in neuem Gewande und unter der Leitung von Seminardirektor Dr. Heinz Brandsch. Das erste vorliegende Heft ist recht inhaltsreich und auch von beachtlichem äußeren Umfang. — Der Buchvertrieb Emil Bruckner gibt seit Anfang dieses Jahres im Umfang von vier Seiten unter dem Titel „Der Buchberater" eine kleine Zeitschrift heraus, die Hinweise auf wertvolle Werke enthält. — Weiter liegt das Werbeheft einer von Oberst a. D. Karl von Möller in Hermannstadt gegründeten und ab Februar ständig erscheinenden Wochenschrift „Der Aufbau" vor, deren Zielsetzung kulturpolitisch ist, doch werden, auch schöngeistige und volkswirtschaftliche Aufsätze gebracht. Heinrich Zillich

Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart. Herausgegeben von Hochschulprofessor Dr. Heinz Kindermann. Mit einem Geleitwort von Staatskommissar Hans Hinkel. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig 1933. Das deutsche Volk hat sich erhoben. Aus dem Chaos des Krieges und seiner Folgen wurde ein neuer Begriff der Freiheit geboren, von dem Wilhelm Schäfer an einer Stelle dieses Buches sagt: „Freiheit ist nicht, tun dürfen was du möchtest — wie es das Jahrhundert des Liberalismus glaubte — sondern tun wollen, was du mußt!" Mit ungeheurem Erfolg begann das Jahr 1933 und man fragte sich, ob dem Willen zur Tat die Tat auch folgen werde. Deutschland hat ein Kalenderjahr erlebt wie jedes andere Volk Europas, aber kein anderes Volk hat während derselben Zeit eine solche Entwicklung erlebt. Hier hat ein Volk zustande gebracht, Begriffe abzustoßen und dafür Werte zu stellen. Chaos war Freiheit und doch nur Chaos, aber heute kennt Deutschland die verpflichtende Freiheit, tun zu müssen, was die nun bewußt gewordene Sendung seines Volkes in der Welt verlangt.

Dies Land hat die große Wandlung zur Besinnung auf sich selbst und auf seine ihm heute heiligsten Güter nicht erleben können, ohne die Erniedrigung, die diesem Aufschwung voranging. Umso bedeutungsvoller ist ein Bekenntnis, wenn es, vor dem Jahre 1933 abgefaßt, den Geist aufzeigt, der seit diesem Jahre regiert. In diesem Buche wachsen die Bekenntnisse der deutschen Dichter zu einer Zeitlosigkeit wie sie keine Literaturgeschichte auch nur annähernd vermitteln kann. Wofür die deutschen Dichter heute kämpfen ist in diesem Buche mit solcher Inbrunst und Sauberkeit niedergeschrieben, daß ihre Sendung offenbar wird: aus dem Volke für das Volk zu dichten. Diese Dichter erleben ihre Aufgabe in unserer Zeit mit einem heiligen Ernst, sie fordern Sauberkeit und dulden an sich selbst keinen Makel und ihr Wille zur Leistung kommt aus der Tiefe der deutschen Gesinnung und nicht aus dem Spiel

einer Mode. Die Gesinnung des heroischen Menschen bricht auf wie eine langersehnte Erleuchtung.

Aber in einer Zeit, die das Volkstum betont und die willig aufnimmt, was sich ernstlich um sein Bestehen müht, verlangt der Dichter als Künstler von sich selbst die größte Leistung auch im Handwerklichen der Kunst. Er ringt um die neue Form für das neue Erleben, die strenger und gebundener als je diese neue, gebundene Freiheit ausdrücken soll.

Das Ringen dieser Dichter ist verschieden. Der Herausgeber ihrer Bekenntnisse hat es verstanden durch Anordnung nach Altersstufen die Auffassungen der Generationen aufzuzeigen, deren Vertreter unter einander wieder getrennte Wege gehen. Ihnen allen gemeinsam bleibt zur Erreichung des Zieles die deutsche Sprache erstes und heiligstes Mittel. Durch sie wollen sie ihr Volk zu den Höhen der Kunst, zur Tiefe des Lebens, zu Glaube und Arbeit im Sinne des neuen Deutschland führen.

Es ist bezeichnend, daß in diesem Werk auch Adolf Meschendörfer mit einem kurzen Aufsatz vertreten ist, darin auch er sein dichterisches Bekenntnis ablegt. Er will den Deutschen im Reich das wahre Volkstum der Auslanddeutschen vermitteln das in entscheidenden Zeiten immer über Partei und Person stand.

Dies Buch, darin deutsche Dichter sich zu ihrer Sendung bekennen, gehört in jedes Haus, wo jemand den Geist des neuen Deutschland erleben will.

Kurt Scherg

Hermann Schroller. Die Stein- und Kupferzeit Siebenbürgens. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1933. Schrollers Buch ist vor allem von uns Siebenbürgern als langentbehrter Wegweiser durch die heimische steinzeitliche Fundwelt aufs freudigste zu begrüßen. Gibt es doch zum ersten Mal einen umfassenden zeitlichen Überblick über die verschiedenen Kulturen. Ob es Schroller aber auch gelungen ist, eine Zeittafel auf weitere Sicht zu geben, wird erst eine tiefere wissenschaftliche Kritik feststellen. Hier sei mehr der Wert des Schrollerschen Werkes als Leitfaden für alle die herausgehoben, die sich aus Neigung oder unter Berufung auf eine Hilfswissenschaft mit siebenbürgischer Vorzeit beschäftigen. Überraschend ist Schrollers Bestimmung der Wietenbergkultur als der ältesten bodenständigen Kultur. Diese These verdient eine eingehende Überprüfung, da sich so viele Zusammenhänge der Wietenbergkultur mit der Kupfer- bzw. beginnenden Bronzezeit zeigen. Mehr als Hinweis sei die Folge der Schrollerschen Gruppenanordnung genannt: Nadruvalegruppe, Tordos, Wietenbergkultur, Boian-A-Kultur, mittelsiebenbürgische bemalte Keramik, Furchenstichkeramik, Linsenkeramik, Erösd-Priesterhügelgruppe, Schneckenbergkultur. Hervorzuheben sind die reichen Bildbeigaben und ein ausführliches Fundortsverzeichnis, für den Fernerstehenden eine gute morphologisch landeskundliche Einleitung. Trügen die Fundplätze auf den beigegebenen Fundkarten auch die Ortsbezeichnungen, wäre damit ein hervorragender Beitrag zur Siedlungsgeschichte Siebenbürgens geliefert. Möge das wertvolle Buch unseres bekannten Landsmannes möglichst vielen unter uns ein treuer Begleiter sein auf den Streifzügen durch unsere heimische Vorgeschichte. Möge es seine werbende Kraft für die junge Wissenschaft ausstrahlen auf alle Heimatliebenden.

Dr. Erhard Antoni

Arnold Bronnen. Erinnerung an eine Liebe. Rowohlt. Berlin, 1933. — Diese Erzählung Bronnens ist ein recht eigenartiges Werk. Ein österreichischer Kaiserjägerleutnant liebt in Berlin ein Mädchen, das von einem unwahrscheinlich strengen Vater

überwacht wird. Der Kampf um die Geliebte wird dem jungen Mann zur Fortsetzung der Kriegserlebnisse in einer allerdings weniger heroischen Umgebung, die dennoch gleich grausam ist. Ein Buch einer prachtvollen Leidenschaft, ausgezeichnet geschrieben. Ausgezeichnet auch die Schilderung der Kämpfe auf dem Mte Pasubio die für den Leutnant wesensbestimmend wurden (und deren lebenswahre Darstellung der Kritiker hier aus eigenem Erlebnis bescheinigen darf). Gerade dadurch, daß manches in der Erzählung unklar bleibt, daß nur das große Gefühl, der Sturm und die Not der Liebe im Brennkegel liegt, wirkt das Buch so schicksalhaft, dunkel, tönend und erschütternd. Heinrich Zillich

Otto Forst-Battaglia. Karl May. Mit 32 Abbildungen. Amalthea Verlag, Wien, 1931. — Ich bin froh, daß ich dieses Büchlein entdeckte. Der bedeutende Literaturhistoriker hat hier eine notwendige Arbeit geleistet. In eingehender, spürerischer und überzeugender Weise wird Wesen und Bedeutung Karl Mays untersucht und zur Darstellung gebracht. Schwäche und Vorzug dieses Schriftstellers treten klar hervor. Nicht ohne innere Anteilnahme liest man das Buch. May ist uns einmal in der Jugendzeit der Führer in große und für uns wunderbar lebendige Welten gewesen und — ich muß es gestehen: auch geblieben. Forst-Battaglia sei gedankt, daß er Verständnis für diese Seite des Problems Karl May hat, das unter seiner kritischen Betrachtung wirklich klar wird und jene Liebe, die wir zu May als Jungen faßten, wohl begrenzt, nicht aber als wertlos erklärt. Heinrich Zillich

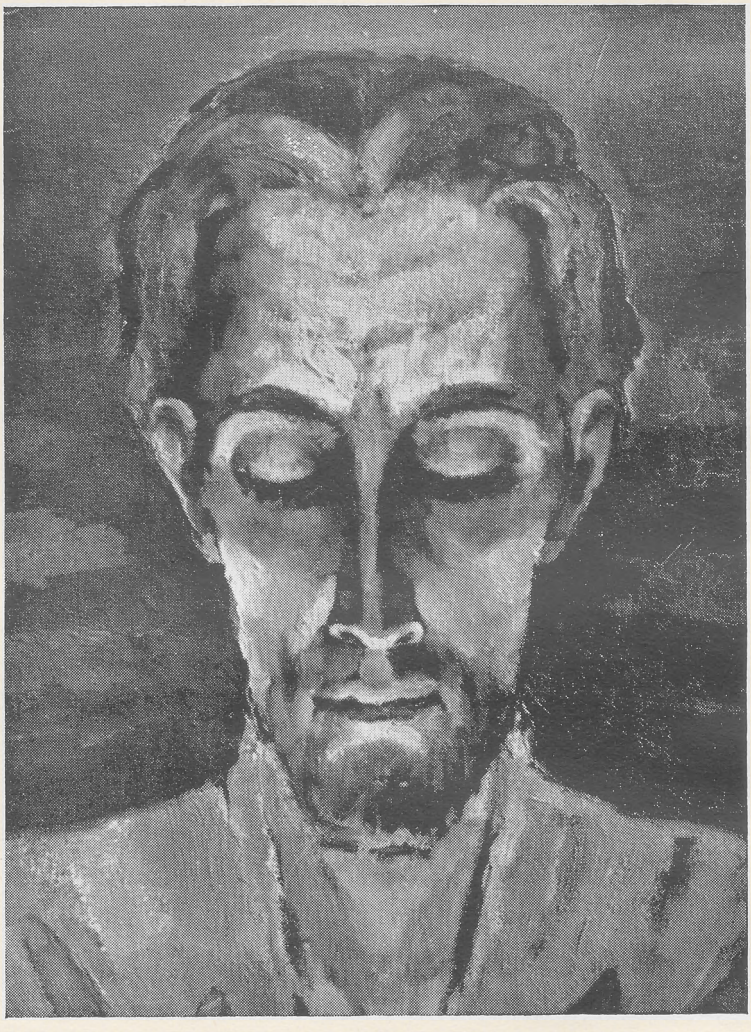
Mitteilungen der Schriftleitung

Berichtigung. Zu dem im Januarheft veröffentlichten Beitrag „Sprachbesinnung" von Fritz Schnell und zwar zum Punkt 4 seiner Ausführungen erfahren wir von dem Autor des dort bemängelten Satzes „Zwischen dem Begrüßungsabend und Hauptversammlung", daß das vor dem Worte „Hauptversammlung" fehlende „der" infolge eines Druckfehlers ausgeblieben ist.

Zum Inhalt. Auf die in diesem Heft veröffentlichte Erzählung „Der duftende Weinberg" seien unsere Leser besonders aufmerksam gemacht. Josef Mühlberger ist eine der stärksten Begabungen der sudetendeutschen Gegenwartsdichtung. Mit ihm beginnend werden wir von Zeit zu Zeit Dichter anderer auslanddeutschen Siedlungen zu Wort kommen lassen.

Berichtigung einer Falschmeldung. In dem Buche von Otto Hauser: Juden und Halbjuden in der deutschen Literatur wird Seite 77 auch unser Mitarbeiter Dr. Egon Hajek irrtümlicher Weise unter andern Juden als solcher angeführt. Diese Falschmeldung beruht auf einer Namensverwechslung, die auf Grund einer sofortigen Intervention Dr. Hajeks vom Autor zugegeben wurde. Es wird ein Korrekturzettel jedem Bändchen dieses Buches beigelegt. Wie wir erfahren, sollen auch andere arische Autoren, wie Erwin A. Rainalter und Else Wohlbrück dieser etwas leichtsinnigen Berichterstattung des Autors zum Opfer gefallen sein. Man fragt sich, wie soll sich ein arischer Autor gegen solche unberechtigte Angriffe auf seinen Ruf wehren? Hier ist eine Lücke im Gesetz, die auszufüllen unter den heutigen Verhältnissen im Reiche eine wichtige Sache wäre.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Ion-Ratiu-Straße 6
Getragen von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Hans Eder, Christuskopf

Phot. O. Netoliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
11. JAHR MÄRZ 1934 HEFT 3

Vor zehn Jahren, im März, wurde der Klingsor gegründet

Inschrift nach zehn Jahren

Von Heinrich Zillich

Groß liegt das Land in den tausend Armen der Berge.
Groß ruft der Wald, der ihre Schultern ersteigt.
Groß wölbt der Himmel darüber, wogend in Wolken, die Fernen.
Wogen laufen durchs Korn und Wogen flüstern im Weinlaub.
Wogen ziehn mit den Herden langsam hinaus in die Weiden.

Mit der Schare des Pfluges stürzen die Bauern die Brache.
Stöhnend rufen sie Gott in vielen Sprachen zum Segen,
wenn sie den Samen werfen, und ihre Frauen umfassen,
daß sie Söhne gebären, daß ihre Ähren sich neigen.

Aller Flüße Gefälle strömt mir als Blut in den Adern.
Aller Wälder Atem dehnt mir der Lungen Raum.
Aller Täler Fruchten wächst mir im Pulsen des Fleisches.
Alles Volkes Sehnsucht spricht aus dem eigenen Mund.

Und wie der Bauer die Garben juliumglutet bindet,
blick ich ins heimische Feld, wiege das Werk auf den Armen,
zähle die Fuhren und werf auch die Spreu der Irrung ins Maß.
Dank sei dir Gott, daß sich die Wagschale senkt.

Denn dem deutschen Ruf horcht ich bei Tag und bei Nacht.
Kriege und Gräber und Not, ach und das größere Wagnis:
Geist und Sendung und Zucht
stand wie Feuer geprägt in meiner Stirne und glühte.
Irrend fand ich den Weg und irrend verlor ich ihn nie!

Bedrängnis*

Von Erwin Wittstock

Als der Flieder verblüht war, wurden die Sachsenwaldungen in erster Instanz enteignet. Und die Kastanienbäume auf der Goldschmiedbastei hatten noch kleine, kaum bohnengroße Früchte mit weichen, flaumigen Stacheln, als die zweite Instanz das Urteil bestätigte. Die Wälder wechselten ihren Herrn und nahmen mit sich den frischen Wind drin, Moos und Farnkräuter, Rehe, Hummeln und Schmetterlinge, Bergwiesen und den Wasserfall, der auf die Klippen niedersaust, daß der Donner unten unablässig aufbrodelt und schäumend arbeitet und nicht zur Ruhe kommt; und nahmen mit sich Buchen und Tannen, Wege und Bäche. Es war ihnen nichts anzumerken. Stare und Spechte blieben im Gehölz; an den dunkelgrünen Binsenstrecken, die sich an dem Wasser zwischen Felsen dahinziehen, blieben die tanzenden Mücken; die tiefen Dämmerungen blieben, Stille, wogendes Schmeicheln, das feine Laubgerieſel veränderte sich nicht. Die ruhende Ewigkeit blieb unversehrt.

Noch hoffte man auf die letzte Instanz. Aber ist das Hohe Agrarkomitee nicht sehr weit? Wird es nicht vierzigmal bestätigen, bevor es einmal verwirft? ... Seine Türen sind verschlossen! Seine Türen sind vollkommen verschlossen, niemand, wer es auch sei, hat das Recht, sich hier zu verteidigen. Doch der Feind ist trotzdem auch nicht hier, wenigstens nicht hier allein, ist nicht Fleisch und nicht Blut, sondern Schemen, der an vielen Stellen auf einmal sein kann. Man sieht ihn nicht, man spürt ihn nur; in der Nähe der verstaubten Tintenfässer, die auf schmierigen Tischen in Gerichtsräumen stehen, in Zimmern, deren Luft sich dick und übelriechend auf die Brust legt; in der Nähe der dreifarbigen Girlanden, die diese Gerichtsstuben von Fenster zu Fenster in breiten Bordüren zieren; spürt seinen Hauch aus den umfangreichen Akten entgegenwehen, die neben hastig hingeworfenen Schriften die plattgepreßten Fliegenleiber bergen, die die Feder aus der Tinte nach sich zog. Hier mag der Feind sein oder seinen Ursprung haben, weniger auf den Dörfern, nicht in der Bauernschaft

* Diesen Abschnitt entnehmen wir E. Wittstocks Roman „Bruder, nimm die Brüder mit", der vor Kurzem im Albert Langen-Georg Müller-Verlag in München erschienen ist.

einer erwachenden Nation, nicht in dem schließlich künstlich entfachten Bodenhunger ihrer kinderreichen Familien.

Reußner ist von dieser bohrenden Unrast wieder ganz erfüllt. Wer wird darüber urteilen, ob man getan hat, was man konnte — und hat man es wirklich getan? Es ist die dunkle Bedrängnis. Er erscheint bei Gerber, murmelt halblaut: „Herr Kollege, mit den Bestechungen . . .", aber er setzt nicht fort, kehrt sich um und geht wieder hinaus. Es ist die unablässige Pein des inneren Flüsterns. Warum kann man nicht schlafen, essen, ruhig am Tisch sitzen und arbeiten, wie andere Menschen; warum immer aufstehen und auf und ab gehen?

An jenem Tag, für welchen die zweite Instanz die Verkündigung ihrer Entscheidung festgesetzt hatte, wollte Reußner nach Bukarest fahren, eine außerordentliche Tagung des Parlaments war soeben eröffnet worden, wer weiß, was es hier geben würde; er verschob die Abfahrt bis zum Abendzuge, kam reisefertig in die Kanzlei, sein Koffer stand neben dem Schreibtisch, er zog die Uhr, sah auf die Straße, wartete, er wartete auf Gerber, der bei der Verkündigung anwesend war, der ihm das Ergebnis bringen sollte.

Endlich kam er. Eine stumme Bewegung, ein Zucken der Achseln. „Also bestätigt!" Reußner hält ein Lineal in der Hand, das er vom Tisch aufgenommen hat, drückt einmal, es splittert in viele trockene, spitze Teilchen, bestätigt, er zerdrückt das Holz in seiner Hand. Dann aber läßt er die Arme sinken, mürbe, kein Grimm, keine Wut, eher noch Verzweiflung über das innere Flüstern, er wendet sich zu Gerber, eigentlich hilflos, stammelnd: „Ich! . . . ich . . . weil wir nicht bestochen haben!" Seine Augen flackern unstet.

„Ich habe während des Verfahrens die Überzeugung gewonnen, daß es gar nichts genützt hätte . . ."

„Nicht bestochen . . ." Er läßt sich in den Sessel nieder, bedeckt die Stirne mit der Handfläche, auf der noch Holzsplitterchen haften. Und es nähert sich, aus grauem Nebel sich langsam loslösend und immer deutlicher heranrückend, die Erscheinung, die ihn im Winter so oft verfolgte: Landschaft, die wechselt, Ebene und Gebirgsstraßen, aber überall unendliche Weite, und er blickt wie aus Wolkenferne herab, sieht einzelne, einsame Punkte auf der weißen Schneedecke sich langsam einherbewegen, gleich Fliegen, sie tauchen auf und arbeiten sich vorwärts, menschliche Gestalten, manche treffen und vereinigen sich, andere kommen auf Karren gefahren, manche geritten, immer mehr

und mehr, sie scheinen Hunderten von unsichtbaren Mittelpunkten zuzustreben, und kommen alle, schnurgerade, als würden sie an Fäden gezogen, Tausende von Bauern kommen in die Kreisvororte, um ihr Gut zu verteidigen. Und dann ändert sich die Landschaft, wie im Film geschwind der Schauplatz wechselt, und es ist Sommer und breite Heide, und schwindelndes Sinken aus Wolkenhöhe zur Tiefe, und die Bauern marschieren immer noch, aber gesammelt, geschlossen in unübersehbar breiter Schar und bewegen die Beine gleichmäßig und kommen gerade auf ihn zu, aber wie sie sich nähern, wachsen sie riesengroß und kommen immer schneller, mit Sturmeseile, nicht Menschen, Bäume, ein Heer von stampfenden Bäumen, und zwischen den Lücken schimmern die rötlichen Stämme der Föhren und Tannen und die hellen der Buchen, aber die mächtigen Eichen drängen nach vorne, fliegen voran, schließen sich zu undurchlässiger Kette, zittre, dunkles Herz, ihre schwankenden Kronen stoßen krachend und brechend aneinander und verfließen in Brausen, zittre, Herz, sie stürmen auf dich.

Gerber scheint draußen gewesen zu sein. Nun kommt er mit der glimmenden Zigarre, er sagt: „Ich habe um ein Auto für alle Fälle schon telephoniert. Wenn Sie sofort aufbrechen, können Sie den Abendzug noch erreichen. Für das Revisionsgesuch haben wir noch hinlänglich Zeit.“ Er greift nach dem Koffer und will ihm beim Aufbruch behilflich sein.

Reußner geht, steigt ins Auto, steigt auf den Zug, und die Puffer beginnen zu pochen, mit keuchender Brust arbeitet der Zug sich südwärts. Die Gebirge rücken näher heran, die blauen Kuppen, und der Druck löst sich allmählich, der dunkle Alp, und es ist ein milder Abend, die Sterne glimmen schon recht warm auf, und der Himmel ist überall offen und klar. Schon kommt das unaufhörliche Lispeln des Bergwindes; die wehenden Düfte, das Singen des fernen Laubwerks, und Liebe und Haß, die uns verfolgen, alle hetzenden Zweifel und das freche Gesicht der Niedertracht, werden anders im Säuseln der Abendlüfte und treten vor der großen Sehnsucht zurück; und mein Herz schlägt innig euerem wallenden Märchenland entgegen und ist dort daheim, und es ist doch nicht so, als ob ich etwas versäumt hätte, sondern ich habe vielleicht meine Schuldigkeit doch getan, so gut ich's vermochte, und ich habe sie dankbar getan; denn es wäre ein Segen, noch einmal jung zu sein, auf raunenden Pfaden von Angesicht zu Angesicht dem Grunde eueres Wirkens gegenüberzustehen, mit der

Büchse auf dem Rücken beim Aufgehen des Mondes erst heimzuwandern. Und wenn ihr vorhin im flutenden Angriffswirbel mir drohtet, so will ich mich euch stellen, mit aller Bitternis, die in mir ist, und dem Grimm und Zorn, aber doch auch mit der Sehnsucht, denn ich bin ein alter Mann, der ganz gewiß nicht mehr jung wird, aber in der Erinnerung dankbar ist.

Reußner verließ den Zug schon nach zwei Stunden bei einem verlassenen Wächterhäuschen, der einzige Mensch, der ausstieg und zu sehen war. Er trug den Koffer in der Hand und schlug den Feldweg ein, der die sanfte Bergstufe überquert und schon nach Minuten in das Tal führt, wo der Wald beginnt.

Als er oben anlangte und atemschöpfend rastete, strahlte ihm von unten das grelle Licht entgegen, das das Sägewerk beleuchtete, er hörte das Rauschen des Bachs, das gleichmäßige Reiben der unermüdlichen Sägeblätter, die die Stämme zerteilen. Vor ihm stiegen dunkel und steil die Talwände auf.

Dann stand er bald zwischen den dünnen Schienen der Schmalspurbahn, sah um sich, entdeckte die Gestalten der Holzfäller, die unter dem Steindamm lagerten, ja, es wird noch eine Gelegenheit geben, trotz der angebrochenen Nacht noch heute ins Gebirge zu gelangen, man wird nicht zu lange warten müssen, es scheinen neu angeworbene Waldarbeiter zu sein, die vielleicht von weither stammen und gerne an ihrem Endziele ankämen. —

Es ist nicht üblich, für die kleine Industriebahn einen Fahrschein zu lösen, hier fährt man umsonst, es genügt, wie Reußner es tut, zwei Finger grüßend an die Hutkrempe zu legen, sobald das rollende Werkchen anhält und der Führer mit dem berußten Gesicht sich hinausbeugt und zu den Aufsteigenden hinblickt. Die Nacht ist hell, erst wo die steilen Hänge drohend zusammenrücken, wird es dunkler, und es sind sechs rollende offene Wagen, eigentlich Wägelchen, auf denen sonst Stämme zu Tal gebracht werden, ohne Bänke und Seitenwände, und die Arbeiter sitzen vorne und lassen die Beine abwärts baumeln, rauchen und sprechen nichts; Reußner sitzt allein auf dem letzten Wagen, auf seinem Koffer, hat den Mantelkragen hochgeschlagen und den Hut in die Stirne gedrückt, und das Rollen und Schrillen der Räder hallt von den Felsen zurück, Widerhall einer geschäftigen Emsigkeit, die unter dem mächtigen Geklipp, am Gewandsaum der Riesen spielerisch wirkt, und die windbewegten Zweige, die wellenden Farben und das

Donnern der Wildwasser rauschen in die ernste Unerschütterlichkeit, spielerisch und unter hohem, blauem Himmel. Hier rollt es verbrausend talabwärts, doch nach Augenblicken wird in kräftigem Schwung die nächste Steile erklommen, schlängelnd und hingebungsvoll, und wo die höchste Höhe erreicht schien, ragen neue, mächtige Gebilde auf, herrlich und unergründlich, Wald und Wald und steile Gipfel, Schneefelder in der Ferne, und immer neue Täler, die funkelnd zur Tiefe fließen. — Die Tunnels sind recht eng, und es ist gut, das Taschentuch vor Mund und Nase zu halten und nachher die Brillengläser abzuwischen; Hände und Taschentuch und wohl auch das Gesicht sind mit Rußteilchen schon besät, aber das will nicht viel sagen, der Wind fächelt ja frisch und rein, und es ist wie ein Streich in jungen Jahren, wie ein Abenteuer, und ist die Gier nach dem, was klar und frei und rein ist, reiner Ruß, reiner Wind, Atemquell der Wälder.

Sie kamen oben nach Mitternacht an. Die Arbeiter gingen gleich weiter, und das Züglein fuhr wieder hinab. Es war empfindlich kalt, das Pochen an der Tür der einsamen Kantine mußte oft wiederholt werden, trotzdem die Hunde kläfften und reichlich lärmten. Das alte Weib kam aber endlich doch, erblickte den Herrn mit dem Koffer, wer weiß, was der vornehme Mann will, wer weiß, in welch naher Beziehung er zur Pachtgesellschaft steht, die den Wald ausbeutet, sie beginnt dienstfertig zwischen Kuhstall und Schuppen einherzulaufen, ein brummendes Feuer, eine Schale heißer Milch und ein Stück Brot, ein Zimmer im Bohlenhaus, dessen Ritzen mit gelbem Moos verstopft sind, und ein Bett mit grober Decke; es ist alles nicht schlecht, reiner Ruß.

Vier Tage blieb Reußner oben im Gebirge. Er saß in der Sonne auf einem Stein und sah zu den Schneefeldern hinüber, ging durch die unberührten Wälder und traf keinen Menschen; nur unten in einem der Täler surrte die Drahtseilbahn und tanzten die mächtigen Stämme in der Riese der Ebene zu, und schlugen die Axte vom Morgen bis zum späten Abend. Aber nur mitunter, wenn der Wind umsprang, war ihr Klingen zu hören. Schon außerhalb des Kantinenzaunes lag Lichtung und Waldsaum in schwerer Ruhe. Freilich, es kam ein Unwetter, und alles dröhnte, und alles stand in Rauch. Aber auch dieses Dröhnen war Ruhe, und wo die Bäume krachten und der Donner tausendfach aufbrach, da war es nur wie ein Absatz nach einem Lied, und das Lied war Ruhe nicht Sturm. Reußner stand im Windschutz

unter den Wurzelrippen eines Felsens, und sein Herz war gespannt, aber es bebte nicht. Und er saß nachher wieder auf dem Steine, und die Sonne schien wieder, schwere Unbeweglichkeit lag auf allem, was rings nach dem Regen dampfte, selbst die Waldvögel schwiegen, die Welt schien gesund zu schlummern; und alles war klar und leicht zu übersehen, die Ruhe der Gräser, der Grimm und Zorn, der uns verfolgt, Gram, der uns bedrückt, Liebe, die rastlos in uns wühlt — und die Helligkeit löste sich von der dampfenden Feuchte und lagerte breit über den Tälern, bis zur fernen Ebene hin, wo der Wald sein Ende nimmt: daß nichts vergessen wird, wo man nicht selbst die Bahn der ewig jungen Klarheit verläßt. Daß nichts vergessen wird, in zehn und tausend Jahren, wo der Anspruch rein und hell stets einen neuen, jungen Willen zeugt, wie rings die heilige Unbeweglichkeit nach diesem Regen.

Als Reußner in die Stadt zurückkehrte, fuhr er sofort in die Kanzlei, kam mit seinem Koffer hier an, wie er sie verlassen. Es war schon spät, niemand war hier, selbst Gerbers Zimmer, wo sonst der grüne Lampenschirm das Licht geheimnisvoll dämpfte, war leer. Reußner griff nach Papier und Bleistift und entwarf das Revisionsgesuch. . .

Die Entführung des Ganymed

Von Gerhard von Mutius

Als im 20. Buch der Ilias, Aneas dem ihn schmähenden Peliden seinen Stammbaum entgegenhält, heißt es:

„Aber von Tros erwuchsen die drei untadligen Söhne,
Ilos, Assarakos und der göttliche Held Ganymedes,
welcher der schönste war der sterblichen Erdenbewohner,
ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
wegen der schönen Gestalt, daß er lebte mit ewigen Göttern."

Und im 5. Buch der Ilias werden die edlen Rosse erwähnt, die Zeus dem Tros einst als Entgelt für den geraubten Ganymed geboten hatte.

Zwei Motive scheinen diese älteste Form der Ganymedessage zu beherrschen: Die Götter begehren das Schöne und wollen ihm nahe sein, und das Schöne muß dem Verfall entzogen, aus den Zufällen des Menschengeschicks gerettet werden. Die edlen Rosse als Gegen-

geschenk lassen dann den Ganymed beinahe nur als schönen Sklaven erscheinen, der den Göttern verkauft wurde.

Die Form, in der sie uns heute noch lebendig ist, gewann die Sage erst durch die bildende Kunst des 4. Jahrhunderts v. Chr., welche den Ganymed durch den Adler des Zeus rauben ließ. Seitdem gehören Ganymed und der Adler zusammen. Wir besitzen z. B. noch aus der letzten klassizistischen Epoche von Thorwaldsens Hand eine reizvolle genrehafte Plastik, wie der Knabe den Adler füttert. Als Entführung durch den Adler gewinnt der Mythus aber noch einen besonderen Gehalt. Da rückt das Erschreckende des Ergriffenseins durch den mächtigen Vogel, das Ungewohnte des Fliegens in den Vordergrund. Nun wird die Begegnung mit dem Erhabenen, ganz Anderen zum beherrschenden Motiv der Ganymedesdarstellung. Wie der Mensch unter dem gewaltigen, dunklen Flügelrauschen des Schicksals zum komischen, erbärmlichen Wicht wird, der sich gegen das Göttliche sträubt und aus Furcht das Wasser nicht halten kann, zeigt das bekannte Rembrandtbild der Dresdner Galerie. Während der Renaissance ist in die Behandlung antiker Stoffe — man denke an Shakespeare — vielfach ein ironisierender Ton eingedrungen. Erhabene Ironie ist das Element der Rembrandtschen Darstellung des Ganymedesraubes. Aus einer rings im Dunkel versinkenden Landschaft erhebt sich mit gewaltigem Flügelschlag der riesige Vogel, um seine Beute zu entführen. Ganymed ist darauf kein schöner Knabe, sondern ein dickes, weinendes und strampelndes Kerlchen — man könnte sich einen Shakespeareschen Narren darunter denken —, dessen unter dem hochgezogenen Kleid erscheinendes Bäuchlein und Beinchen einem kleineren Kinde gehören könnte, während Kopf und Gesicht auch schon wieder alt aussehen. Nichts erinnert mehr an den Aufstieg zum seligen Olymp. — Wenn das Erhabene sein kleines Dasein berührt, wird der Mensch oft hilflos wie ein Kind und klammert sich an die Gewohnheit wie ein Greis.

In dem Antiquarium des Berliner Museums befindet sich aber auf der Rückseite eines antiken Spiegels eine in Bronze getriebene Darstellung der Entführung des Ganymed, bei der der Jüngling leidenschaftlich hingegeben am Halse des Adlers hängt und Göttliches und Menschliches in glühender Umarmung sich begegnen. Die Sehnsucht der Götter nach dem Schönen und der Drang des Jünglings empor zum Göttlichen ergreifen sich in heißer Wechselliebe.

Und plötzlich stehen wir mitten im Gastmahl des Platon und glauben den Wettkampf der Tischgenossen zum Preise des Eros zu hören und schließlich die Worte der Diotima:

„Wer also bis dahin zur Liebe erzogen wurde und das Schöne in seiner Ordnung erkennt, der wird ganz am Ende als letzte Weihe seiner Liebe ein Wunderbares erblicken und die große Schönheit der Schöpfung erschauen; er wird das erschauen, Sokrates, um dessentwillen alle Mühen und Wege waren; er wird das Schöne schauen, das da ewig da ist und niemals wird und niemals vergeht und nicht reicher wird und nicht verliert . . . . . Ja, Sokrates, wer immer von dort unten, weil er den Geliebten richtig zu lieben wußte, emporzusteigen und jenes ewig Schöne zu schauen beginnt, der ist am Ende und vollendet und geweiht." . . . . . .

Daß hier ein tiefster Ton unseres Wesens anklingt, der auch in ganz anderen Zeiten und Zonen und in ganz anderen Bildern Ausdruck sucht, dafür sei schließlich an einen kleinen japanischen Goldlack erinnert, der auch in Berlin zu sehen ist. Es ist Nacht und offenbar einsam und kalt. Unter funkelndem Sternenhimmel sitzen auf einem Felsvorsprung drei Affen. Der eine friert und hat sich zusammengerollt. Er hat nur ein negatives Verhältnis zu dieser Unendlichkeit. Der zweite fürchtet sich wenigstens schon und klammert sich ängstlich an seinen Genossen. In dem dritten aber erwacht die große Sehnsucht, und er greift mit viel zu langem Arm nach einer fern im Meer der Gestirne auftauchenden Mondsichel!

Die „Erforderlichkeit des Unmöglichen", so benannte Kurt Riezler vor 20 Jahren dieses Thema. In der japanischen Darstellung scheinen der revolutionäre Glaube und die große Liebe, die hinter diesem Gedanken stehen, mit der ironischen Kühle und Ferne zu verschmelzen, die der nächtliche Anblick des Alls ausströmt.

Wir leben, um zu hinterlassen

Moeller van den Bruck

Am Schwarzen Meer

Von Erwin Neustädter

Mählich, allmählich entsteigt das Land hier dem Meer;
Immer wieder läßt von den Wellen sichs streicheln
Und zögert sehr
Dem eigenen Wesen sich anzugleichen.

Im weichen Gewoge der Dünen
Schwingts den verbrausenden Fluten nach
Und nur allgemach
Errnhts in den feldergelben und grünen
Ebenen Weiten.

Wie hoch ragt das Haupt in den Raum!
Wie viel ist ihm untertan!
Fern, ganz wolkenblau fern ein Saum —
Glitt jemals der Blick die Berge hinan?!

Hier hält sich kein Ragen und trotzig Bestehn —
Wie über leeren Meeren des Rauches Fahnen
Weithin erspähbar eine Weile sich hissen und blähn —
So die des Staubes allhier;
Sie steigen und ziehn und verwehn
Und lassen sehr ferne Wege ahnen.

Der Meierhof von Urlow

Bruchstück einer Kriegserzählung

Von Otto Folberth

Am nächsten Morgen hört Möß ein sonderbares Trommeln über seinem Kopf. Er öffnet die Augen, aber sehen läßt sich nichts. Er hebt den Arm — da stößt er gegen eine feuchte Wand. Regentropfen fallen ihm ins Gesicht.

Ach so! Gerös Bursche hatte während der Nacht, als es zu regnen begann, beide mit einer Zeltbahn zugedeckt.

Im Regen setzen sie den Vormarsch nach Osten fort. Im Regen über das Schlachtfeld von Urlow.

Dieser graue, immerfort fallende Vorhang tut eigentlich wohl. Tut wohler jedenfalls, als Möß bei Anbruch des Morgens befürchtet hat. Versucht er nicht, zartfühlend, einen Schleier um Dinge zu hüllen, die man am besten nicht sieht?

Als habe man gestern und vorgestern den schweren Kampf nur hinter den Kulissen her verfolgt, genau so ist es, und trete jetzt erst auf die offene Bühne, die noch alle Spuren der grausigen Ereignisse bewahrt.

Der Meierhof — endlich sieht Möß den vielgenannten Meierhof Urlow — liegt auf einer Bodenschwelle jenseit der Strypa. Die ist hier, an ihrem Oberlauf, größer nicht als ein Wiesenbächlein. Spärliche Baumgruppen umstehen die weitläufigen Wirtschaftsgebäude, dürre, zerzauste Akazien. Ragen sie mit ihren hilflos-hängenden Armen in der nebeligen Ferne nicht wie trauernde Gestalten eines Kalvarienhügels in den Tränenhimmel?

Sonst ist alles Gelände ringsum weit und kahl und unbegrenzt. Wohin man auch blicken mag, man kann es nur irrend tun, man gleitet immer wieder zurück, man findet keinen Ruhepunkt für das Auge außer an den düsteren Umrissen des ragenden Meierhofs.

Anders als zwischen den Grashügeln der Artilleriestellung ist hier alles bebaute Steppe. Breite Ackerstreifen zeigen den Strom der Arbeit an, der sich von einem Horizont zum andern über sie bewegt hat. Auf den Streifen stehen, soweit das Auge reicht, in regelmäßigen Abständen Kornkreuze, tausende, hunderttausende von Kornkreuzen. Ihre gelben Haufen sind wie Zahnreihen, unendlich viele Zahnreihen mit dunkeln Lücken und Zwischenräumen, sind wie Zinnen übereinander getürmter Mauern einer befestigten Stadt. Hier mag der Schnitt gerade erfolgt sein, als die russische Front an der Zlota-Lipa zerbrach.

Dömner, dem Bauern, dem Richtvormeister des Geschützes, gehen die Augen über.

„So viel Frucht! Nein, so viel Frucht!“ sagt er ein übers andere Mal.

„Wie groß ist denn Ihr Acker zu Hause, Dömner?“

„Mein Vater besitzt alles in allem neun Joch, Herr Kadett. Wir sind vier Brüder, die sie teilen sollen. Auf dem Stück, das wir voriges Jahr mit Weizen bebauten, hatten wir zwanzig Kreuze stehen. Mehr, glaube ich, haben wir überhaupt nie geerntet. Ja, wenn wir so viel Boden hätten als diese hier . . .!“

Er wagt nicht zu sagen „Bauern", denn er weiß, daß die Bauern hier noch weniger besitzen als in Siebenbürgen. Alles, dieser ganze, unübersehbare Reichtum gehört ja dem Grundherrn.

Möß wird nachdenklich. Vor drei Tagen also fuhren über diese Felder, über die jetzt die schweren Kolonnen unserer Geschütze stapfen, hochgetürmte Erntewagen dem Meierhof zu. Gestern, vor dem Sturm der Ungarn, brannte seine letzte Scheune ab. Ihre Asche muß noch glimmen. Und heute? Heute gibt der Regen sich redlich Mühe, den Schleier der Vergessenheit über die Tage von Urlow zu breiten. Ist das also, heißt das also Krieg?

Und doch, und doch ist an diesem Tränenmorgen noch nichts versunken, noch keine Wunde vernarbt, noch kein Schmerz überwunden. Zu deutlich hat sich dem Fleisch dieser Erde jede Phase des Kampfes eingeprägt, zu offen vor aller Augen reiht sich noch Fingerabdruck an Fingerabdruck seines Verlaufs.

Über diese breiten, abgemähten Ackerstreifen ging gestern der Todesweg der siebenbürgischen Regimenter. Vor und zu beiden Seiten des Meierhofs, in hochgelegener, das Gelände weithin beherrschender Stellung harrten die russischen Maschinengewehre, harrten in ihren tiefen Gräben die sibirischen Scharfschützen. Was über die Acker lief, nahmen sie weither schon aufs Korn, knallten den geduckt eilenden Gestalten spritzende Kugeln um die Ohren.

Die Siebenbürger suchten Deckung hinter den Strohhaufen des geschnittenen Weizens. Sie griffen buchstäblich nach dem rettenden Strohhalm. Gegen Sicht wenigstens mußten sie ja schützen, die Haufen. Und sie wußten, gegen Sicht geschützt zu sein, war schon viel, oh, konnte zuweilen sehr viel bedeuten in diesem Krieg.

Außerdem — wie dufteten die hängenden Ähren heimatlich an den gelben Kreuzen! Alle, fast alle waren sie ja Bauern, hatten jetzt selbst ihre Kreuze stehen auf schmalem Stoppelfelde daheim.

„Schweinerei!" hatte da einer ganz laut einmal gerufen, „die Halme zwei Spannen über dem Erdboden abzuschneiden! Zu uns müßten diese faulen Panjis in die Schule gehen."

„Und glaubst du, hier sei im Frühjahr wenigstens richtig geackert worden?" hatte sein Nachbar im gleichen entrüsteten Tone erwidert. „Zeu, că nu! Bei Gott nicht! Wir wühlten uns mit dem Spaten hier sonst nicht so verteufelt schwer ein."

„Diese Erde, Brüder, würde das Doppelte tragen in unsern Händen."

Im nächsten Augenblick fanden sich die drei Stimmen schon nicht mehr. Das Hasten und Stieben von Haufen zu Haufen, bald rechtshin, bald linkshin hob schließlich alle Ordnung auf. Man geriet in immer neue Zusammenhänge, doch ehe man sich in ihnen halbwegs zurecht gefunden hatte, sprengte das Streufeuer der russischen Maschinengewehre auch sie wieder auseinander.

So gabs manchen, der nach atemraubendem Sprung über das offene Feld klirrend zu Füßen eines Haufens niederstürzte, den Kopf tief hineinwuschelte in seine strohige Fülle, und aus Schmerz oder Verzweiflung, aus Bauernweh- oder Lust — wer weiß? — oder einfach, um Augenblicke lang nichts anders denken zu müssen, in die körnige Frucht biß.

Denn der Meierhof mähte. Oh, wie er das Mähen verstand! Er war ja vom Schnitt her noch in Übung.

Gerade was den Siebenbürgern Rettung versprochen und sie in seinen Schutz gelockt hatte, gerade das wurde ihnen nun zu Gefahr und Verderb. Raschelnd durchbohrten die Kugeln die lockeren Kreuze, legten Ungarn, Rumänen und Sachsen zu den goldgelben Garben des galizischen Weizens.

Seht, da liegen sie noch jetzt, das Gewehr im Anschlag, und lugen an den Haufen vorbei nach dem Meierhof. Wie auf dem Exerzierplatz liegen sie, mäuschenstill, als schreite eben ein strenger Vorgesetzter in ihrem Rücken die Front ab. Sie zucken nicht mit der Wimper. „Auf!“ möchte man ihnen zurufen, „Auf!“ Aber das Wort erstickt einem in der Kehle, sobald man es denkt.

Einige pressen nicht das Gewehr, sie pressen den kurzstieligen Spaten an die Brust. Drei, vier, fünf Stiche waren schon getan, den Strohschutz vor ihnen mit Erde zu verstärken. Dann muß plötzlich alles aufgehört haben. Auch sie rühren kein Glied mehr. Auch auf ihnen lastet der Bann eines Unsichtbaren. Nicht einmal der triefende Regen vermag sie zur geringsten Bewegung zu verleiten. Und er rieselt ihnen doch unaufhörlich senkrecht in den Nacken hinein.

Einer liegt ganz nahe am Wegrand. Eine Gruppe von Kanonieren umsteht ihn. Aus jedem Geschützzug, der an ihm vorbeirollt, treten einige aus, vermehren den Schwarm der Gaffer. Möß reitet auf sie zu, wundert sich sehr, daß sie ein Grab schaufeln.

„Was tut ihr? Warum gerade diesen da begraben?“

„Herr, es ist mein Bruder", antwortet einer der Kanoniere. „Ich habe ihn zufällig erkannt, als ich vorhin an ihm vorbeiwollte."

Das ist der erste Tote, denkt Möß, in dessen glasige Augen ich in diesem Krieg blicke. Und sein Bruder begräbt ihn.

Je weiter er reitet, umso verwüsteter ist das Feld. Kaum steht ein Kornkreuz unversehrt da. Manche sind völlig zerwühlt. Geschoßeinschläge haben die Erde tief verwundet. Sie ist übersät mit Ausrüstungsgegenständen: mit Patronentaschen, Gewehrkolben, Infanteriespaten, mit Mützen und Rucksäcken.

Nie noch hat Möß ein so grauenerregendes Stück Erde gesehen. Daß die Zerstörung, von Menschen gewollt und ins Werk gesetzt, je solche Zerrbilder erstarrter Ohnmacht, zerkrampfter Qual schaffen könne, hat er nicht geahnt. Eine furchtbare Erkenntnis scheint in ihm aufzusteigen. Als werde er jetzt erst wissend, jetzt, in diesem Augenblick — ein Eingeweihter.

Wie sich die Toten, je näher er dem feindlichen Graben kommt, auf dem Felde mehren! Nichtmehr einzeln, nein, zu zweit, zu dritt liegen sie am Fuße der fruchtschweren Kreuze. Man spürt deutlich einen süßlich verpesteten Ruch über den Acker streichen. Man hält den Atem an und den Mund zu. Man möchte endlich einmal weg, weit weg sein von hier.

Der dichtende Bauer

Von Michael Wolf-Windau

Ich schrieb nicht mehr. Ich ließ die Wochen laufen
wie einer den man um den Taglohn nahm,
die Berge um mich wuchteten wie Haufen,
und in den Gassen trieb sich bloß die Scham.

Ich sah sich Knechte an ein Weib verkaufen,
und war doch froh wenn einer zu mir kam.
Es taute rings. Das Wasser stand in Traufen.
Ich aber saß und blieb in meinem Gram.

*

Der Sommer kam. Ich hört ein Mädchen lachen,
das nahm mich auf und küßte mich am Zaun.

Der Schlaf war süß und süßlich das Erwachen,
doch durft' ich seinem leichten Wort nicht trau'n.

Was konnt' ich auch mit diesem Wesen machen?
Es heuchelte, und war wie alle Frau'n. —
Ich will den Acker in der Sonne brachen
und für den Weizen eine Scheuer bau'n!

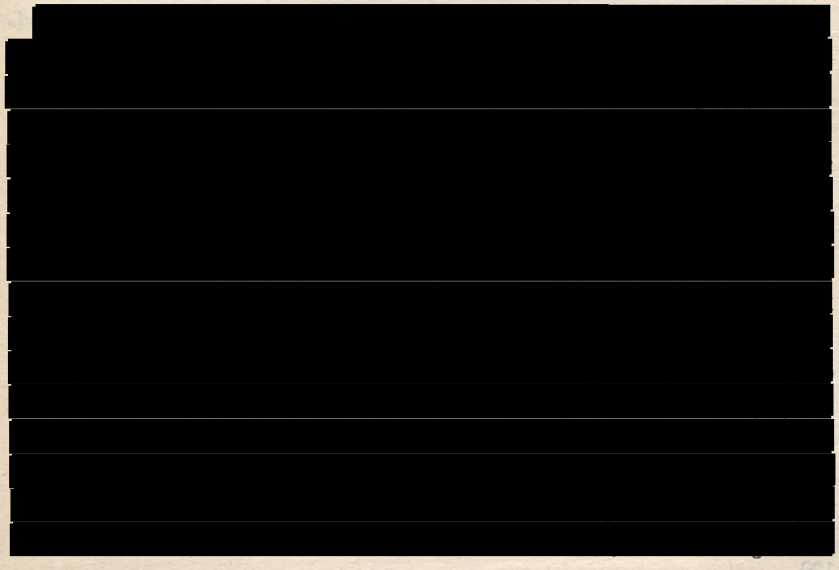
*

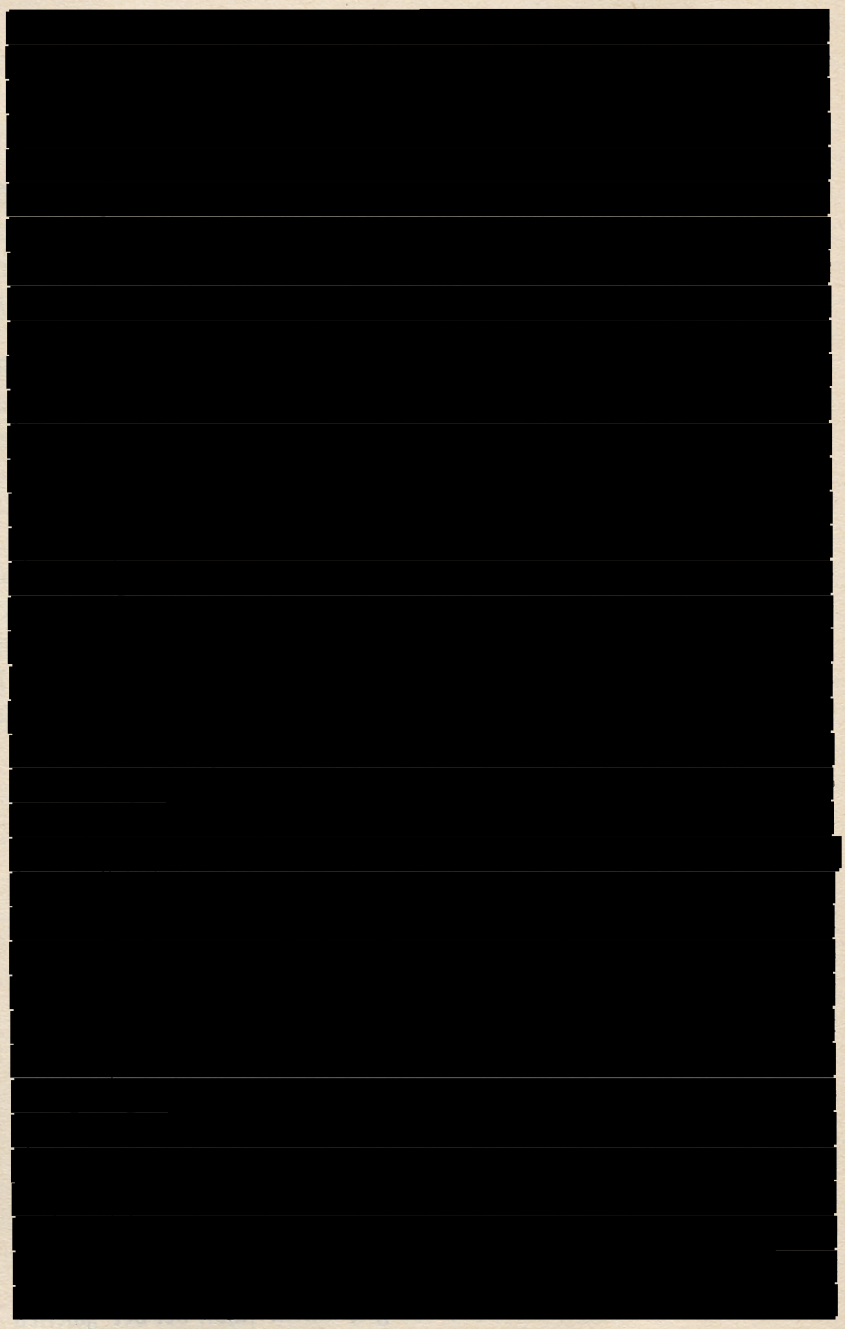
Es herbstet stark. Es riecht nach sattem Reifen.
Der Himmel dacht sich auf das müde Land.
Zu letztem Schwung will ich die Sense greifen
und halte Hafer in der hohlen Hand.

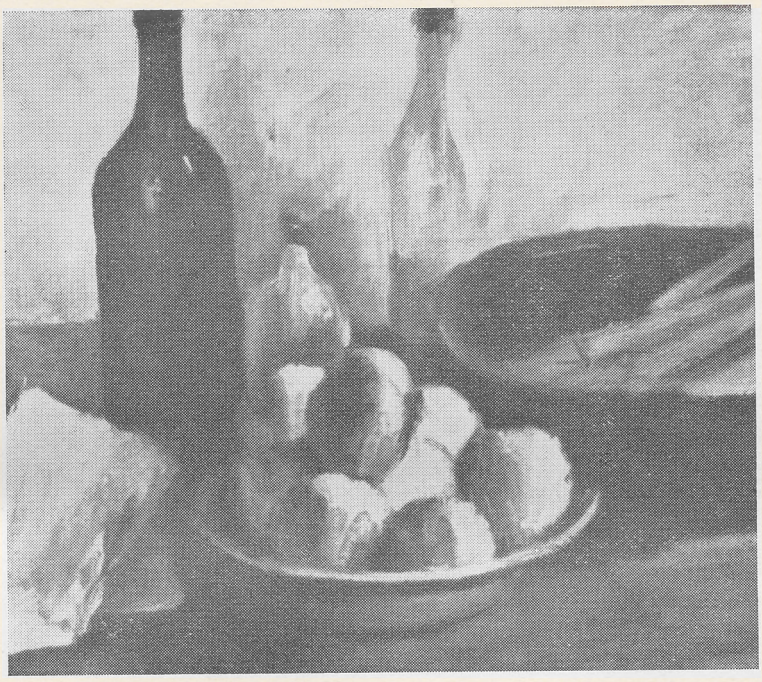
Was soll ich auch? Noch in die Ferne schweifen?
Die Berge rings sind wie ein blauer Rand.
Ich will die Stengel nach dem Dorfe schleifen
und wärmend legen an der Ställe Wand.

Die kleine Stadt

Aus einer Erzählung von Hans Wühr

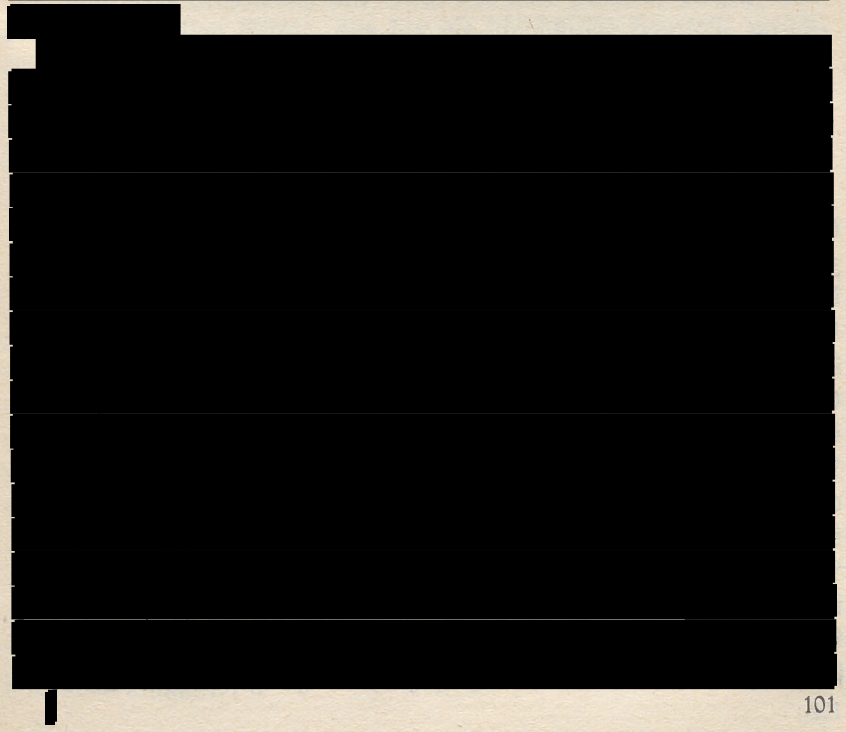






Grete Csaki-Copony, Stilleben







Hermann Stehr

Von Ernst Jekelius

„Ich weiß nicht, was Ihr an uns Skandinaviern so liebt", ruft der große Nordländer Knut Hamsun uns Deutschen einmal bewegt zu, „da Ihr doch Euren Hermann Stehr habt?" Woher stammen die heimlichen Gemütskräfte, die dieser deutsche Dichter dem unerbittlichen Wahrheitssucher Knut Hamsun voraus hat. Sie strömen aus dem Glauben. Sie stellen jener kühnen Freiheit des Eroberers die Gebundenheit im Letzten, das Leben vor Gott, gegenüber. Das Leben, das die Menschen in Aufruhr und Hingabe, in Trotz und Angst, in Leid und Seeligkeit doch immer und immer wieder aus Gottes Hand empfangen. Und so bricht bei Stehr in die Fülle eigenwillig sich aufbäumenden, schmerzvollen Kampfes, in das von den Schatten dunkler Mächte bed hte Leben des Menschen groß wie eine Sonne doch immer wieder Gottes Gnadenlicht erlösend ein. So wird ihm das Leben in seiner ganzen Gewalt, in seiner ganzen Bewegtheit, in seiner ganzen furchtbaren Gegensätzlichkeit zu gestaltetem Erlebnis.

Es bleibt nichts davon weg. Es wird nichts in blauer Romantik unterschlagen. Weder dies irdische, erdverwurzelte, blutwarme, strebende, kämpfende, tatfrohe und wehe Sein. Noch die dunkeln, ziehenden Mächte lockender, sündhafter Leidenschaften, die höllisch verderbend in uns Menschen hausen. Aber auch nicht das begnadende, erlösende, befreiende Wirken der himmlischen, unfaßlichen Kräfte. Alles ist ganz da. So fließt ihm aus der Erkenntnis der Fragwürdigkeit allen menschlichen Lebens, die davon weiß, daß die von uns allen erstrebte, letzte Vollkommenheit uns nicht hier auf Erden zufällt, daß wir Erlösung nur im Jenseits finden, erschütternde Wahrheit zu. Derartig steht also neben dem scharfsichtigen Berichter einer sich in ihrer Freiheit auflösenden, enttäuschten Vergangenheit Knut Hamsun, diesem Jagdhund mit der untrüglichen Witterung auf der Fährte der Wahrheit, der begnadete Dichter, der einer im Letzten gebundenen Zukunft das tiefste, auch ihm geschenkte Wort zu sagen hat, Hermann Stehr.

Schlesien ist die Heimat dieses wuchtigen Mannes mit dem markigen Kopf mit den breiten Backenknochen, der kühnen Adlernase und dem herzenswarmen Blick aus den dunkeln Augen unter der klaren, breiten Stirne, aus der die schlohweiße Haarrolle zurückgekämmt ist. Schlesien mit seinen rauhen Gebirgszügen und ihrem nebelhaften Spuk, den einsamen Bauden und ihren urwüchsigen, sinnierenden Bewohnern, mit seinen großen, von Stürmen erfüllten Wäldern und dem weiten Land mit seinen von naturhaftem Leben erfüllten Dörfern und seinen werktätigen Städtchen. Schlesien ist die Heimat, in der dieser seltsame Mann geboren wurde, am 16. Februar 1864 zu Habelschwerd, und der er ein Leben lang treu blieb, jahrzehntelang als Lehrer der Kinder in stillen, abgelegenen Bergdörfern und nun als Lehrer der Erwachsenen in seinem Altersheim im Mandelhause zu Warmbronn. Schlesien mit seinen knorrigen und urwüchsigen Menschen, die mit beiden Füßen fest auf dieser heimatlichen Erde stehen und denen doch als rechten Deutschen, als besinnlichen Sinnierern und gemütvollen Mystikern, der Himmel offen stand. In dieses Land völlig eingebettet ist das Werk des Dichters Stehr, dessen 70. Geburtstag das neue Deutschland Moeller van den Brucks, des leidenschaftlichen Künders dieser Dichtung, und wir mit ihm begehen. Die geliebte Heimat weitet sich aber dem Dichter zur Welt und über einer Erde voll Leben erhebt sich ein herrlicher, verklärender Himmel.

Das Werk des Dichters, das in vielen Bänden vor uns sich aufbaut, zeigt uns immer wieder diese in der deutschen Heimat verwurzelten, urwüchsigen Menschen, die als Streiter und Wahrheitssucher, als Denker und Schwärmer so rechte Deutsche sind, im Kampf der Empörung gegen Gottes schwere Hand. In einem Kampf, der auf Leben und Tod geht und in dem sie unerbittlich immer wieder unterliegen müssen. Unterliegen müssen, um aus dem Brausen ihrer Leidenschaften hinüber zu finden in die große Stille reifer und fruchtbarer Demut. Dahin, wo alles Vergängliche zum Gleichnis wird, dahin, wo aus dem Unscheinbarsten der göttliche Geist bricht, dahin, wo sich ein Licht entzündet, in dessen hellem Schein alles Geschehen seinen tiefen Sinn empfängt.

Da ist dieser von allen Leidenschaften wie von Hunden gejagte und gehetzte „Peter Bindeisener", der wilde Bauernsohn, der wie ein störrisches, scheues Wild zerstörend und zerstört durch das Gestrüpp eines wilden Lebens hetzt, um endlich in keuchender Verzweiflung vor dem göttlichen Schützen niederzubrechen, sich zu ergeben und in einen balsamenen Frieden hinüberzufinden. Da ist vor allem der Prachtkerl, der Sintlingerbauer, Bindeiseners Widerspieler im „Heiligenhof", diesem in einer wundervollen Sprache erblühenden Bauernroman aus der zauberischen Düsterkeit der Torflandschaft Westfalens. Dieser Bauer, der von dem dunkeln Fluch, der sein Geschlecht schwer beugt, und von der Unruhe seines Blutes getrieben in tiefe Finsternisse fällt. In Finsternisse, bei denen auch sein einziges Kind, diese rührend-zarte Mädchenblüte, das Sintlingerlenlein, untergeht. Und doch findet er auch zu dem Licht, das alles Dunkel aufhellen kann. Da ist endlich in dem reifen Alterswerk dieser werktätige Gerbergeselle „Nathanael Maechler", der all das Unheimliche, das ihn schrecken will, nicht beachtend, durch klare Tatkraft und durchdringenden Verstand zu Ansehen und Reichtum gelangt und dem aber dann doch das Lebensglück an der alten Schuld zerschellt. Auch er findet — durch die christliche Kirche — den Weg in die große Stille; in der man wohl vom Leben bewegt, aber nicht mehr zerstört werden kann.

Die Werke dieses Dichters sind von einer unausschöpflichen Naturwahrheit erfüllt. Mensch und Tier, Berg und Baum, Landschaft und Gezeiten sprechen mit ihren wahren Stimmen zu uns aus diesen Geschichten. Ist nicht die ganze Schwermut eines anhebenden Frühlings-

abends in einer Schilderung wie dieser: „Der Tag neigte sich schon zur Rüste, noch nicht mit dem blauen Dunst des Abends, sondern erst mit einem sonnigen Rauchen, einer verklärten, heiteren Melancholie, wie sie Frühlingstage beim ersten Ahnen ihres Hinganges überfällt. Alle Berge waren blaue Wunder, der Schnee des Krokonosch glänzte, die Wälder begannen leise zu rauschen, Amseln flöteten aus den Baumdunkelheiten, Goldammern schluchzten im durchsichtigen Grün der Sträucher und tausend Wässerchen und Rinnsale blinkerten und quirlten durchs Grün der geneigten Wiese." So ist die Welt im Frühling. Und doch ist diese üppig-sprießende Natur dem Dichter, wie die ganze Welt des äußeren Geschehens, nur Glas, um durch es hindurch das ewige Licht Gottes zu sehen, das erst alles sinnvoll erleuchtet und befreit. Es geht ihm wie den Bäumen, so hat Hans Franck dies Schauen einmal treffend gezeichnet: „Je mehr Erde ihre Wurzeln umgreifen, desto mehr Himmel halten ihre Kronen umfangen." Diese Sicht aber aus der naturnahen Welt hindurch in Gottes Himmel, aus der Wirrnis allen Erdendaseins in den Sinn der ewigen Wahrheit, das ist das letzte Wort, das Hermann Stehr gerade unserer Zeit wieder zu sagen hat. Es ist ein ewiges Wort, das die christliche Mystik zu allen Zeiten zu sagen hatte und das hier unserer Zeit ganz persönlich aus einem gewaltigen und begnadeten Werk gesagt wird. Ein Wort, das gerade auch unserer Zeit gesagt werden muß. Unserer Zeit, die den gordischen Knoten mit dem Schwert zerschlägt und der dann doch alles wieder zur allgemeinen Verwunderung nicht stimmt. Diese große Abrechnung wird nie stimmen, wenn man auf die ewige Unbekannte, auf den Herrn der Geschichte, vergißt. Wie läßt uns doch auch in der Wirrnis dieser Tage ein Wort von diesem ewigen Grund her, ein Wort, in das Hermann Stehr den von allen Leidenschaften zu Tode gejagten Peter Bindeisener einmünden läßt, höher aufatmen: das Wort: „Das Gute in der Welt ist das allein Wirkliche".

Ein Volk ist ein Mittel zu den Zwecken Gottes auf Erden
Moeller van den Bruck

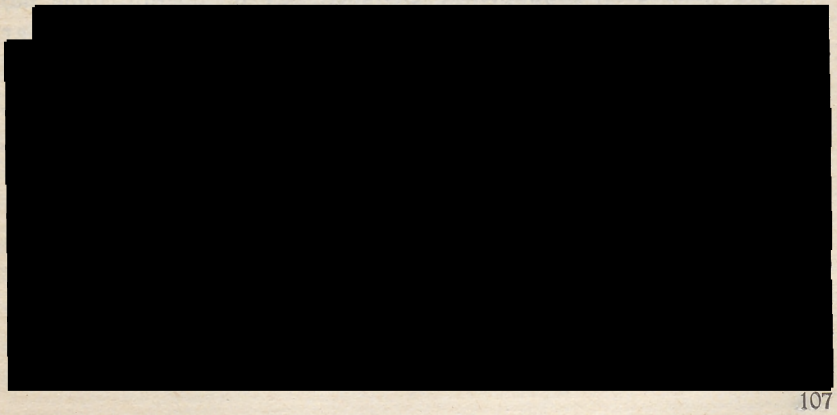
Weisheit und Würde

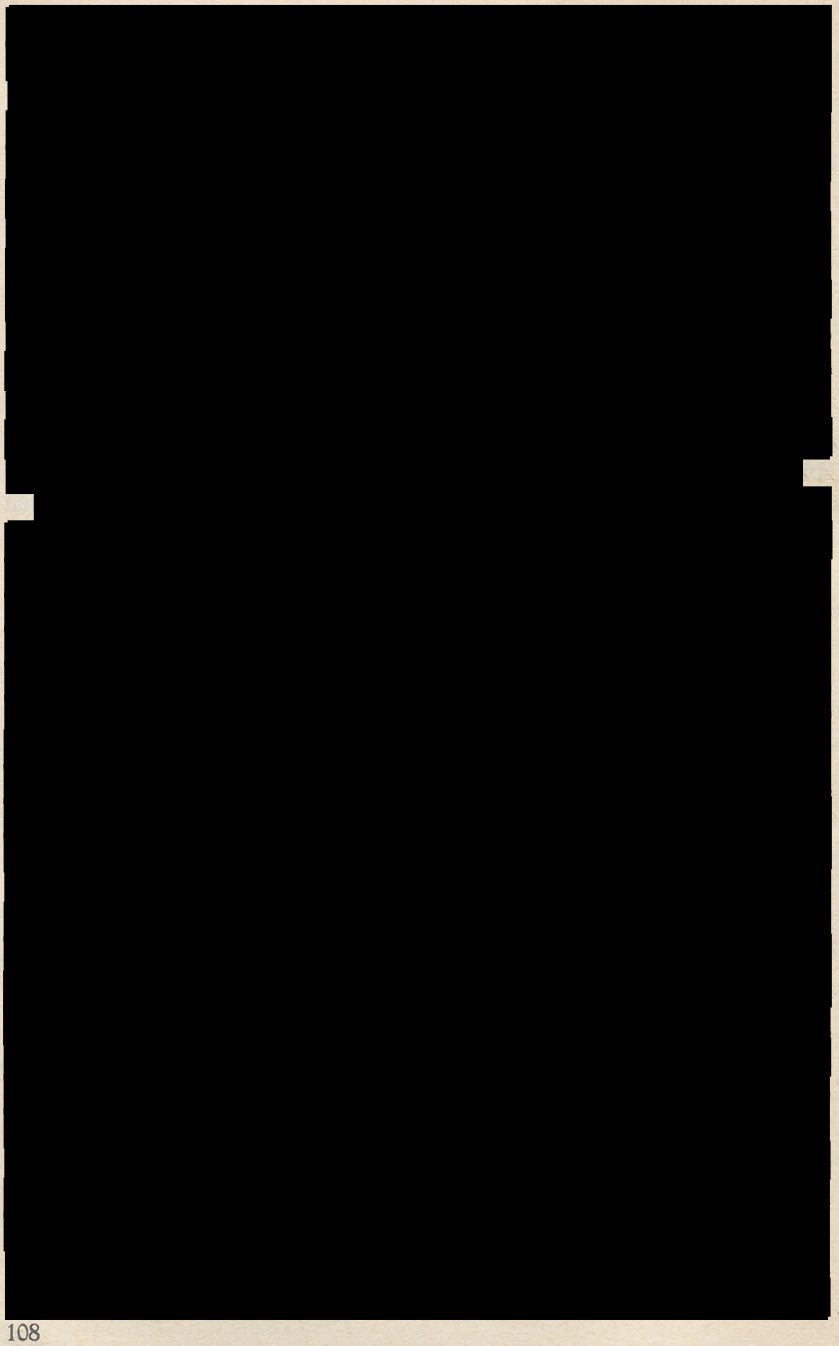
Von Egon Hajek

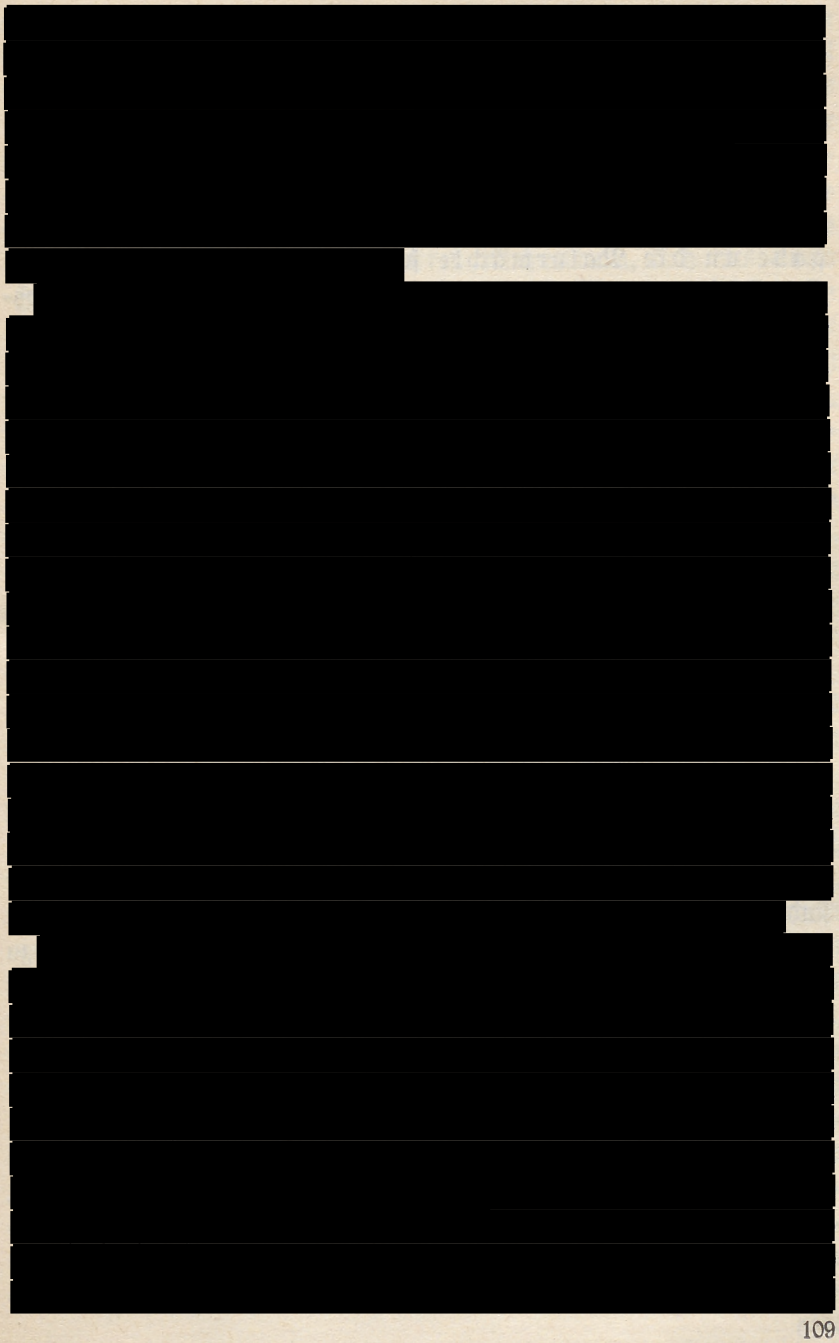


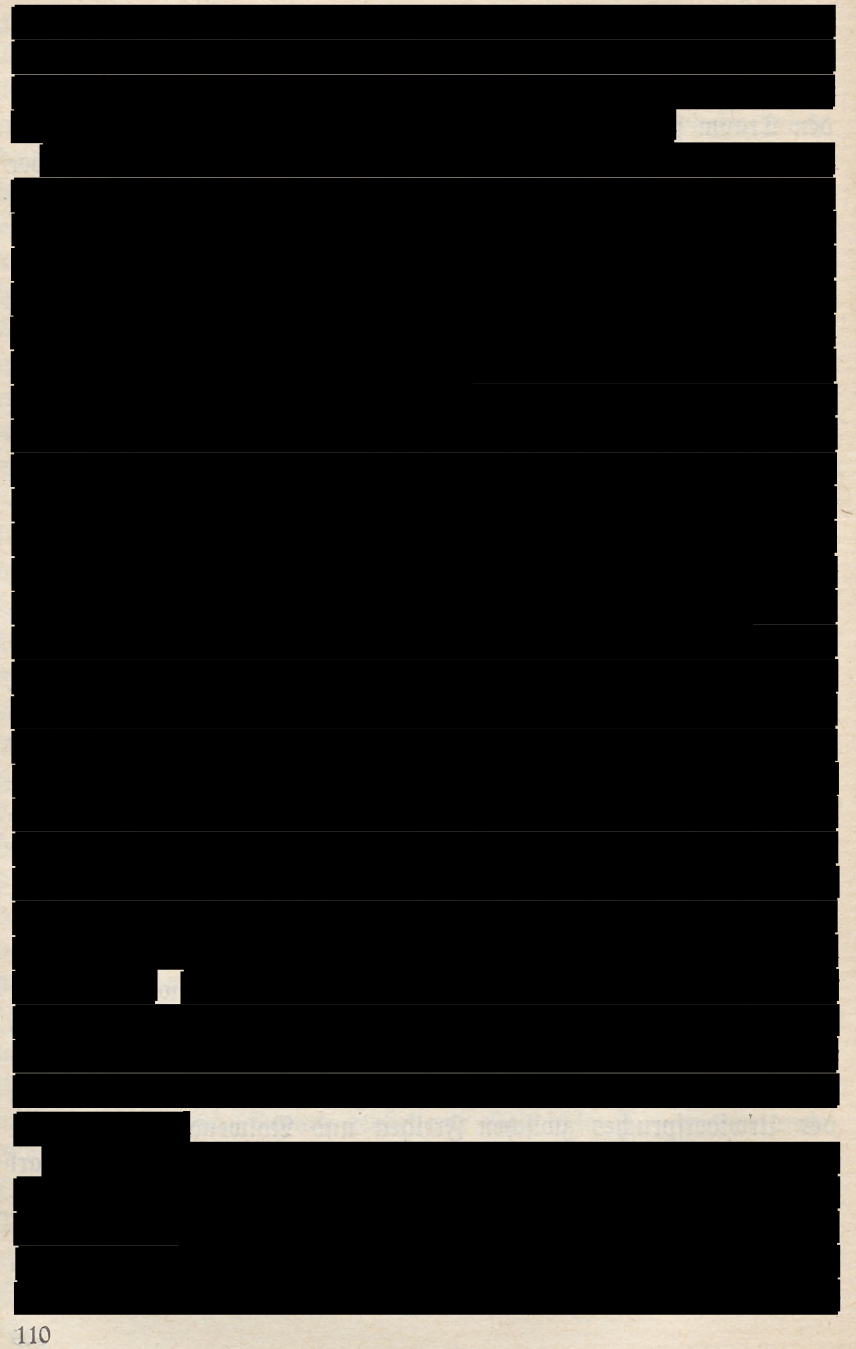
Geschichtslose Kunst

Von Erwin Reisner

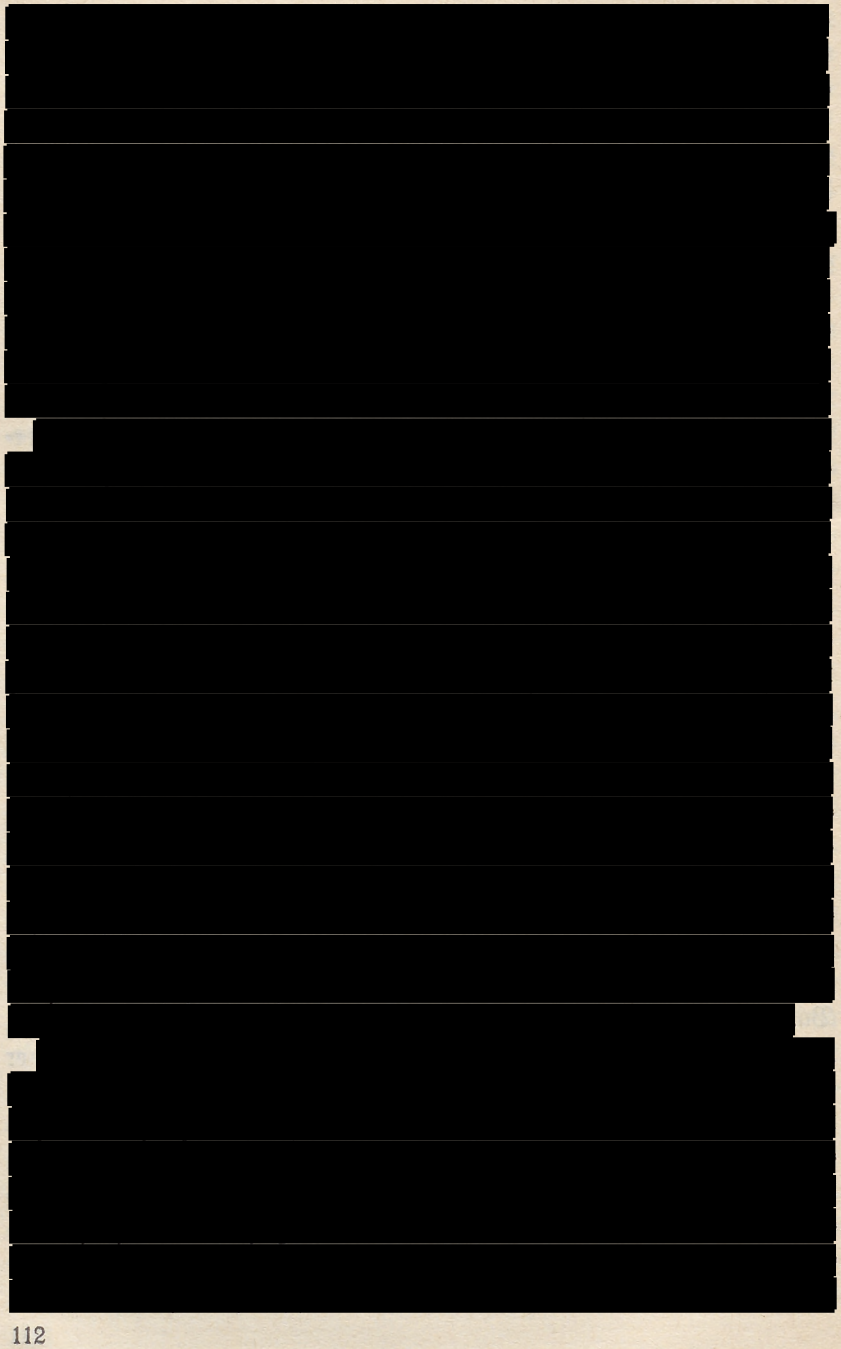


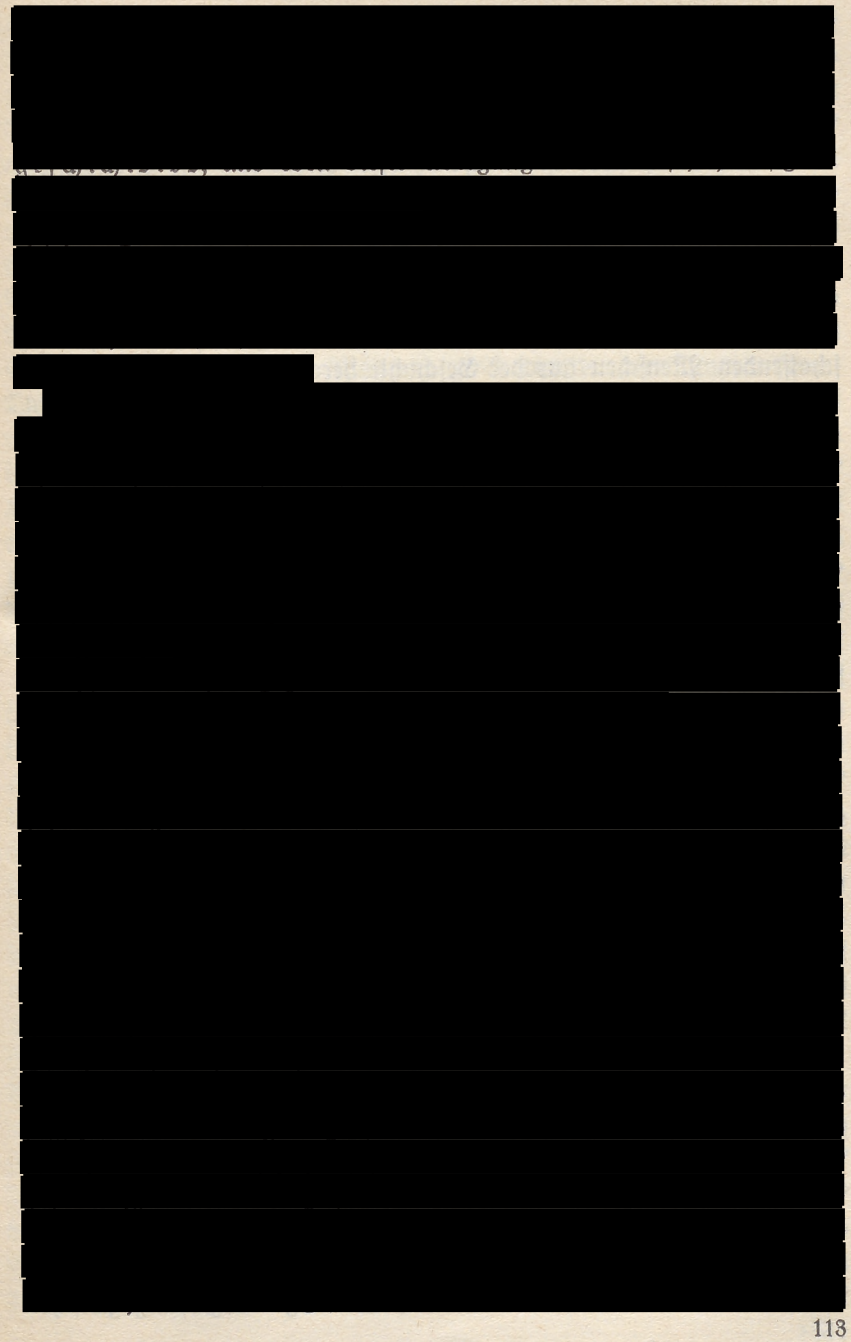


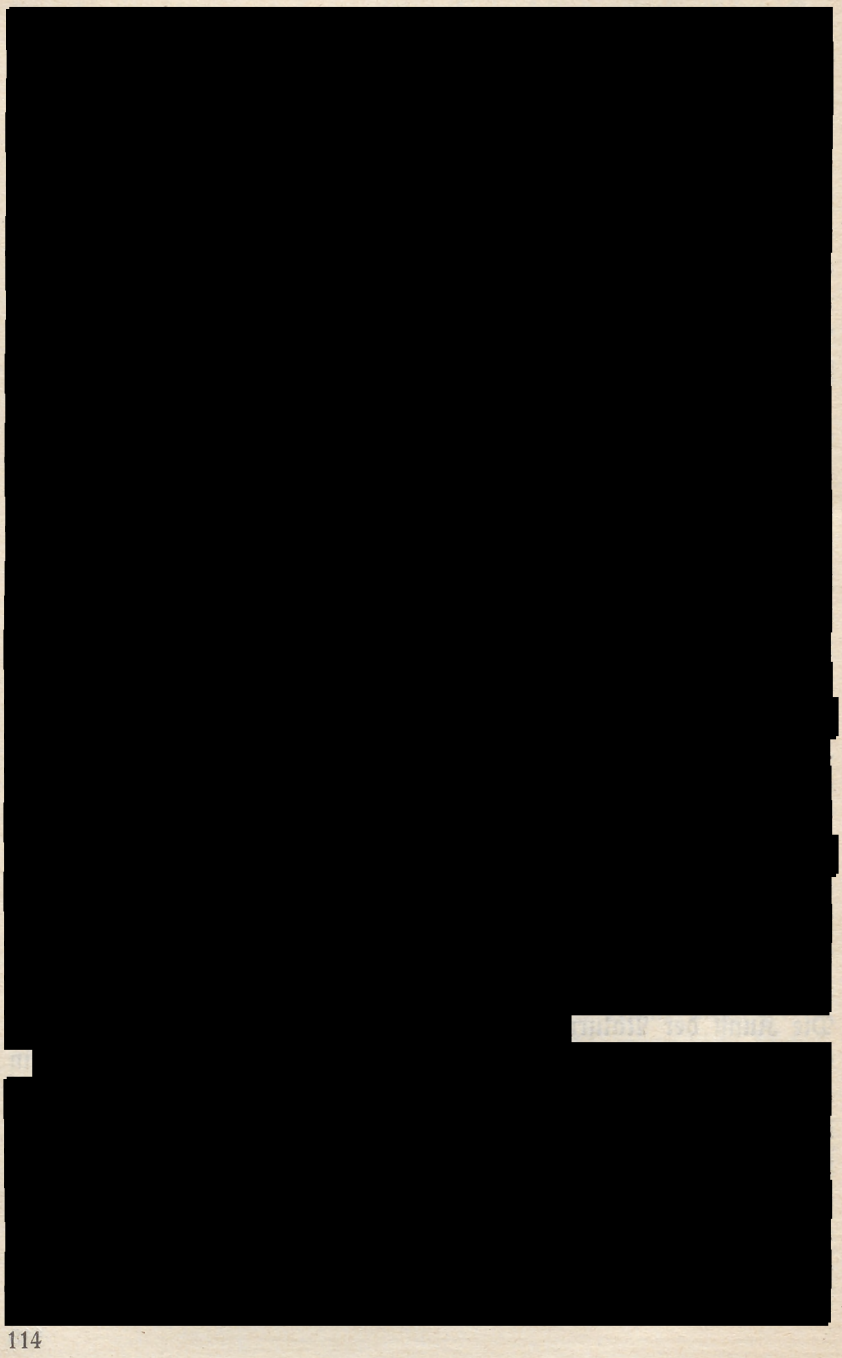




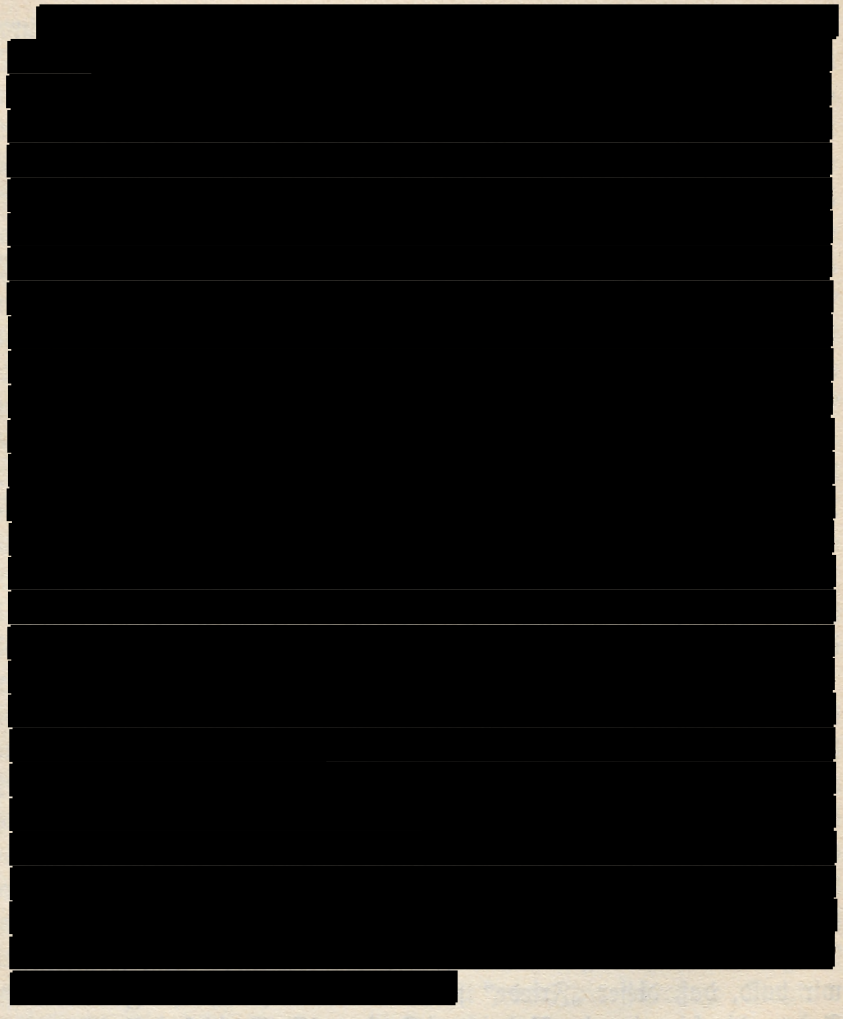












Kritik ist Gerechtigkeit. Wenn man sie groß auffaßt, dann kann sie garnichts anderes sein als die Offenbarmachung des Wertes, den die Werke der Menschen vor dem Ewigen haben

Moeller van den Bruck

Das neue deutsche Lebensgefühl

Von Misch Orend

Wie das Leben des Einzelnen, so steht auch das Leben eines Stammes, eines Volkes unter einem Gesamtgefühl, das dem Gesicht, der Haltung, Bewegung, dem ganzen Gehaben seine Richtung gibt. Und wie im Leben des Einzelnen eine Erkenntnis, ein Erlebnis, das tief hinab reichte, bestimmend für die Zukunft wird, so ist es bei einem Volk. Und es ist merkwürdig genug, daß der Abglanz eines solchen tiefgehenden Erlebnisses zwingend sich auch auf andere überträgt, die diesem Erlebnis nur aus der Ferne als Zuschauer beigewohnt haben.

Das deutsche Reichsvolk ist von einem großen Erlebnis überfallen worden, das in unerhörterweise alles Dagewesene weggefegt und etwas grundstürzend Neues an seine Stelle gesetzt hat — nicht nur in äußerlichen Dingen. Vielmehr sind alle äußerlichen Dinge abermals nur der Abglanz des Neuen, das sich im Innern geformt hat und damit im Innern alles frühere beiseite geschoben hat, so daß ein neuer Mensch, ein neues Volk dasteht, das sich einem neuen Lebensgefühl hingibt.

Und wie die Quelle eines neuen Lichts nach allen Seiten ausstrahlt, so strahlt dies neue Lebensgefühl über alle Grenzen des Reichs und erfaßt Stammverwandte und Fremdstämmige. Da mögen Verstockte und Rückwärtsgewandte sich wehren und sich entgegenstemmen, — sie werden von diesem neuen Licht getroffen, von diesem neuen Lebensgefühl und kommen nicht mehr zur Ruhe.

Es ist von vielen Reisenden im Reich bemerkt worden, daß jedermann auf der Straße, im Eisenbahnwagen, kurz in der Öffentlichkeit ein freudiges, zufriedenes, zukunfterwartendes Gesicht zeigt, also eine Haltung bekundet, die noch vor zwei Jahren nirgends anzutreffen war. Ein neues freudiges Lebensgefühl hat das deutsche Reichsvolk ergriffen.

Was ist im Innern des Einzelnen und des ganzen Volkes vor sich gegangen? Welcher Art ist dies neue freudige Lebensgefühl? Welche innere Erlebnisse bedingen es und zeigen hier ihren Abglanz? Es ist nichts Geringeres geschehen, als eine ungeheure Verjüngung des Volkes, eine beispiellose Reinigung von innen heraus. Eine Umwertung aller Werte, eine grenzenlose Befreiung von jahrhundertealter Last, die das Innere jedes Einzelnen und des ganzen Volkes mit sich schleppte.

Eine Umkehr und neue Wegfindung. Die Menschen sind von grundaus neu geworden, das Volk hat endlich zu sich selber zurückgefunden.

Wer da weiß, unter welcher Verkrampfung der reichsdeutsche Mensch — und nicht erst seit dem Weltkrieg und seinem verhängnisvollen Ausgang — gelebt hat, wie er beständig vor sich selber auf der Flucht war und dennoch sich suchte, wie er in die Seelen von tausend fremden Völkern über die ganze Erde hinweg kroch und doch nur sich suchte, dem mag die Größe und Schwere dieses neuen Erlebnisses begreiflich sein. Denn seit vielen Jahrzehnten war das deutsche Volk auf der Suche nach sich selbst und fand sich nicht. Verzweiflung war auf dem Grunde seiner Seele und eine heillose Unrast. Spenglers Buch „Der Untergang des Abendlandes" war nur der platte und grobe Ausdruck dieser Flucht vor sich selber, dieser Unrast und dieses abgrundtiefen inneren Unfriedens.

Nirgends auf der Welt ist in den Köpfen so vieler Menschen solches Wissen gehäuft worden, nirgends ist die Wissenschaft zu solcher Feinmechanik ausgebildet worden, nirgends hat das technische Geschehen in jeglichen Betrieben, gleichgültig ob geistiger oder wirtschaftlicher Art, solche Verfeinerung erfahren wie im deutschen Volk. In hunderten von höheren Schulen wurde eine Fülle des Wissens ausgestreut und aufgenommen — und dennoch, es war ein Leerlauf, eine künstliche Betäubung, ein Hurraruf mit falschem Klang, eine Flucht vor sich selber.

Es war die Aufspaltung in tausend und abertausend Gruppen, in Klassen und Stände, in eine babylonische Sprachenverwirrung, also in eine Geistesverwirrung, die zum Schluß einen Kampf aller gegen alle erzeugt hatte, — obwohl sie doch alle deutsch sprachen und Deutsche waren.

Und nun diese plötzliche Umkehr. Das ungeheure Wissen ist nunmehr als Selbstzweck entthront als bloßes Werkzeug erkannt worden. Allen Spezialistenklausen sind Türen und Fenster sperrangelweit aufgerissen worden, allem Standesdunkel hat man plötzlich einfache Marschstiefel angezogen. Eine unglaubliche Vereinfachung in der geistigen Haltung ist über das deutsche Volk gekommen, eine Reinigung mit Besen und Bürste. Und was übrig blieb, das war der deutsche Mensch mit seinen ureigensten Antrieben, die ungehemmt, unabgebogen, frei sich entfalten konnten und zu denen er nun endlich ja sagen konnte.

So steht der deutsche Mensch heute da, geradschlächtig, sehnig, marschbereit, in Reih und Glied, männlich, unkompliziert, freudig im Ge-

horchen und Befehlen. Und er will nichts weiter sein, als schlechthin ein deutscher Mensch, vertrauend auf die guten Erbwerte, die er seit Urzeiten mitbekommen hat. Hat je ein Volk so restlos zu sich selber ja gesagt, wie heute das deutsche Volk? Man muß schon Jahrtausende zurückgehen, um etwas Ähnliches zu finden.

Herzhaft führen und herzhaft folgen, jenseits von allem zergliederndem Geisteskram und dennoch geleitet von durchgeistigten Trieben, das ist heute der deutsche Mensch, reich und arm in Stadt und Land, und er will nichts anderes sein als er selbst, ein wahrhaftiger deutscher Mensch.

Aus solchem Lebensgefühl der neuen Gesundung kann kein anderer Gruß entstehen, als der neue deutsche Gruß: Sieg-Heil, denn der deutsche Mensch wurde heil an Leib und Seele und besiegte sich, indem er zu sich selber fand.

Aufgaben des siebenbürgisch-sächsischen Schrifttums

Von Emil Witting

Wir stellen den folgenden Aufsatz, der sicherlich nicht überall volle Zustimmung finden wird, zur Aussprache. Die Schriftleitung.

Die Siegelsteine und Tonscheiben des Minos-Palastes bei Knossoß auf der Insel Kreta zeigen im frühminoischen Zeitabschnitt — 2500 vor Christi — eine Entwickelung zur Bilderschrift und zwar durch allmähliche Überführung der malerisch bildhaften Formen in lineare Zeichen. Die jagdlichen Tiere werden durch einfache Köpfe dargestellt, ihre Geweihe, Hörner bleiben in geschwungenen Rundungen allein übrig und gehen in immer geraderen Zeichen auf. Ebenso zeigt Kreta, Ägypten, Babylon, China dieselbe Entwickelung des Linienornamentes aus der naturalistischen Zeichnung. Die ersten Anfänge des Schrifttums sind gegeben, die Kunst leiht ihre Ausdrucksmittel der Verewigung der Begriffe, der Gedanken, Worte. Es ist nicht willkürlich, daß der Inhalt der Aufzeichnungen sich aus der alltäglichen Beschäftigung, aus dem Jagdleben des Volkes unmittelbar ableitet.

Wir können eine solche Geburt der Schrift als Sinnbild für die Aufgaben unseres eigenen Schrifttums nehmen. Dadurch würden wir uns aber auch die Wege weisen, auf denen unser Schrifttum zu gehen hätte.

Schrift und Sprache sind ja die Brunnen des Lebens, die aus den tiefsten Quellen der Menschenseele schöpfen. Quelleitungen, und seien

sie noch so sehr Hochquelleitungen, werden immer das fade Tonige der Abgestandenheit, Abgeschmacktheit an sich haben. Erdscholle, Verwurzelung, Bodenechtheit müssen zwischen allen Blumen und Schossen den Heimatruch atmen.

Die letzten Jahre haben dem Siebenbürger Deutschtum einige Bücher beschert, die, in voller Überlegung dem Trieb des Innern folgend, die Erdverbundenheit bekennen. Daß diese selben Bücher in Deutschland Absatz und Anerkennung gefunden haben, spricht für ihre sprachliche und stilistische Reinheit. Es wäre aber leichtsinnig, sich am Erfolg der Auflagenhöhe zu berauschen, denn z. B. Tarzan der Affe, diese ordinäre Sensationslüge, hat unerhört hohe Auflagenzahl erreicht, wie denn ja das Minderwertige die Masse für sich hat. Zu den Büchern der Tiefe taucht man eben nur langsam hinab, wenn nicht Männer wie Fechter, Grimm und andere mit ihrem Senkblei der Wertung mithelfen, denn die Menge ist eben urteilslos. Allerdings erhebt sich hier die ernstgewichtige Frage: Sind die Bücher in Ton und Farbe auch wirklich sächsisch? Oder sprechen sie mehr deutsch zu den Ohren der deutschen Dichter? Haben sie in sich jene Derbheit und Gewichtigkeit, jene Geschicksbelastung, wie sie die siebenbürgisch-sächsischen Basteien und Kirchenburgen zeigen? Haben sie jene Schwermut und Sehnsucht, sonnenlachende Heiterkeit und himmelbrausende Urwaldeinsamkeit, wie sie in unseren Bergen wallen? Haben sie die Arabesken im Stil, in der bildausgeschmückten Sprache, die das tausendfältige Bunt unserer Almmatten und Ackerbreiten mit ausholenden Sätzen benennen? Stehen sie mitten in der Zuwendung zum Volksleben, im Vorrang des Körperlichen zur Natur? Oder schweben sie in Vogelperspektive ironisch, spottend über den Dingen?

Ich will alle diese Fragen nicht beantworten, denn die Kritiken haben es schon getan. Eines aber möchte ich doch gebieterisch hinstellen: Unsere Bücher hat unser Volk zu werten. Warnen möchte ich aber davor, Auflagen der Auflagen wegen nachzurennen. Was kann uns ein „Deutscher im Osten" von Theodor Heinrich Mayer mehr sagen als die nackten Begebenheiten um Stephan Ludwig Roth und die achtundvierziger Jahre. Dieser Roman wird uns im Inneren ewig kalt lassen, denn der Dichter, der den Helden schildert, hat ihn niemals gekannt, kennt überhaupt den Sachsen nicht.

Es gibt eben eine deutsche, und es gibt eine sächsische Dichtung, wenn auch ein und dieselbe Sprache beide verbindet.

Nein! Nicht eine Sprache. Im Untergrund tönt immer unser Sächsisch wie ein Resonanzboden mit. Wie wäre es denn auch anders möglich, leben wir doch trotz aller geistigen Verbindung mit dem Mutterland seit achthundert Jahren unter anderem Himmel, unter fremden Völkern, ein kleiner Volkssplitter, ein eigenes Sein. Fern von den gesellschaftlichen Glaskästen mit der konventionellen Überschrift: Noli me tangere! dürfen wir im Bauernkittel noch alle Liebenswürdigkeiten und Grobheiten grad heraus drehen, die Dirnen schwingen, wie es uns gefällt, singen wie der Vogel singt und den Mut auch zu Irrungen haben. Im Überschwang der Lebenskraft können wir uns noch barock oder romantisch mitten zwischen Rumänen, Szekler, Zigeuner hinstellen, so wie es dem Ausbruch stürmischer Begier und der aufbrausenden Stimmung gefällt, ohne fürchten zu müssen, zwischen Fabriksschloten und Großstadtlinien mit dem Gleichgewicht neuer Sachlichkeit den Weg zu verlieren. Wir wissen es, daß im allgemeinen die Urklötze der Natur dem Reichsdeutschen nicht behagen, doch soll uns das nicht beirren, denn wir sind eben anders, haben eine andere Überlieferung, eine andere Zukunft, trotzdem wir stets auf Vorposten des Deutschtums gestanden haben und immer stehen werden. Wir nehmen gerne und willig auf, was die Lese deutschen Schrifttums im Mutterland vom Fruchtbaume bricht, geben können wir dagegen nur, wenn wir wahr und echt sein wollen, was aus den Tiefen der umgebenden Natur springt, aus dem Innersten unserer Volksseele fließt.

Wir können und dürfen in vielem Deutschland nicht nachmachen wollen, ist doch unsere Lebens-, unsere Weltanschauung eine ganz eigene, ist uns doch weder ein Geistesakrobatentum, noch eine Gefühlsartistik geläufig. Wir müssen in erster Linie siebenbürgisch-sächsische und dann erst deutsche Bücher schreiben. Unser Hauptanker ist die Wahrheit — nicht Wirklichkeit — der Natur, die Wahrheit, das Wesentliche in der Seele der uns umgebenden Völker, unseres Volkes selbst.

Aus diesen Wahrheiten können wir ewig in das Faß der Danaiden schöpfen, und es wird doch niemals voll. Wir können reich und nachhaltig geben, wenn wir die Dinge und Seelen um uns reden lassen in ihrer Sprache der Ursprünglichkeit, aber in dem Spiegel unserer Eigenheit. Die Natur kann ja aus sich allein nicht sprechen, wenn sie nicht Naturgeschichte sein will. Erst das empfangende Auge macht aus dem Nebeneinander und Hintereinander der Natur das Erlebnis.

Und der Schafhirte weiß uns über ihre Innerlichkeit, Stimmungskraft nichts zu sagen, wenn nicht der Vermittler die Rolle des Sehens übernimmt. Auch die Selbstverständlichkeit des Geschehens im Volke wird erst im Auge des Beobachters zum Ereignis.

So tritt denn der Siebenbürger Sachse als Gebildeter zwischen die Dinge. Zwischen Anschauen und Erleben, Naturalismus und Idealismus treibt unsere Dichtung. Man muß Feind des historischen Romanes werden, wenn man sieht, welchen Unfug ein Felix Dahn, und Georg Ebers z. B. mit der Verfälschung der Geschichte und der Wahrheit getrieben haben. Unsere Dichtung lebt in Faßbarkeiten, ihr Hauptmerkmal ist die Kraft, die Kraft, die in der Natur steckt. Ihre ganz besondere Eigentümlichkeit ist aber dabei eine persönliche Note, die sie durch den Beobachter bekommt und bekommen muß.

Man kann dies einen großen Nachteil nennen. Und doch ist er ausschaltbar durch eine Mittlergestalt, die die Handlung gleichsam regissiert, ohne daß der Dichter selbst im Hintergrund mit seiner Meinung, seiner Stimmung auftreten muß. Nur so sind wirksame Naturschilderungen möglich, wenn sie nicht Photographie oder Sentimentalität sein wollen, nur so erhalten Land und Volk Leben, ohne Etnographie sein zu müssen.

Große Welt-, Wirtschafts-, Sozialprobleme, können einstweilen nicht dem siebenbürgischen Dichter die Färbung geben. Wir haben in erster Reihe für uns zu schreiben, dann erst für die Welt.

Und wir haben uns selbst noch gar manches zu sagen. Eines müssen wir uns aber immer vorhalten: Erst wenn wir ganz das Ursein unserer Landschaft, die uns umgebenden Völker kennen und verstehen, werden wir uns selbst begreifen können, sind wir doch unter ihnen, mit ihnen zu dem geworden, was wir sind.

Rundschau

Sächsische Chronik. Die innersächsische Lage läßt sich nur mit Sorge betrachten. Die Verhandlungen zur Lösung der am 22. Januar entstandenen politischen Spannung erbrachten bis zur Stunde noch kein greifbares Ergebnis. Wieder beginnt das Geknatter der Kampfaufsätze in der Presse. Aber der Lärm ist zumeist hohl. Alle Argumente sind hundertfach vorgebracht worden. Die meisten Äußerungen sind Monologe. Das Schimpfen klingt ebenfalls nicht neuartig. Selbst die wieder hörbaren Denuntiationen empören nicht mehr so wie früher. Wir sind müde des Wortstreites.

Dennoch rücken bestimmte Argumente besonders in den Vordergrund der Aus-

sprache. Eines richtet sich dagegen, daß die Erneuerungsbewegung in Parteiform auftritt, die für uns schädlich sei und die wahre Gemeinschaft sprenge, die sich nur in der Volksorganisation ausdrücken dürfe. Gewiß ist es richtig, daß es besser für uns wäre, wenn die Volksorganisation jene Gemeinschaft wirklich umspannte und zum Ausdruck brächte, wenn ein gemeinsamer weltanschaulicher Wille und ein gemeinsames Bekenntnis zu einer allen als gut erscheinenden Tatrichtung Sonderorganisationen überflüssig machte. Man vergißt aber, daß seit 1919 unsere Volksorganisation außerstande war, neue Kräfte und Ideen rechtzeitig im eigenen Rahmen zur Wirkung zu bringen und daß sie sich vielfach bewußt gegen sie wehrte. Wurde dies — wie oft in unserer Zeitschrift — beklagt, so sagte man, alles müsse sich im Kampfe durchsetzen. Nun darf man nicht jammern, wenn der Kampf sich entsprechende Formen schuf, nachdem es unmöglich war, in all den Jahren und in unzähligen Versuchen, noch ehe eine Partei entstand, in den Körperschaften einen Boden für Auseinandersetzungen zu schaffen, die sich aus der Gegenwart und der geistigen Wandlung des deutschen Volkes auch bei uns ergeben mußten. Ich bin persönlich an vielen Versuchen beteiligt gewesen, die darauf angelegt wurden, die Spannungen im Dienste einer doch unbedingt notwendigen Zusammenarbeit zu mildern und sie fruchtbar einzusetzen. Ich habe fast alle wesentlichen Personen unseres Volkes mehrmals gesprochen, ich habe von mancher das Einbekenntnis der eigenen in dieser Hinsicht begangenen Fehler gehört und Klagen über die Verstocktheit anderer maßgebenden Männer. Es wäre wohl eine Indiskretion, aber eine vielleicht notwendige, wenn ich mitteilte, mit welchen Worten sich diese so eng verbunden erscheinenden Personen untereinander beurteilen, schärfer als es die Jungen oft tun, bei denen immer Illusionen mitspielen. Was ich so häufig als das Verhängnisvolle empfand, ist aber, daß solche Erkenntnisse fast niemals zu Taten führten und damit eine einseitige Verbundenheit nicht sprengen konnten, die vielleicht nicht durch klare Regeln gegeben war, aber durch das gemeinsame Interesse der persönlichen Behauptung gegenüber den jungen aufsteigenden Generationen. Wir wollen hier die Schlagworte vom liberalen und gemeinschaftsgebundenen Menschentum nicht in ihrer oft übertriebenen Anwendung einsetzen, aber es ist unverkennbar, daß sich auch bei uns jener soziologisch-geistige Ablösungskampf zweier menschlichen Grundhaltungen in der Tiefe aller äußerlichen Auseinandersetzungen um den Einfluß abspielt. Es kämpfen wie in der ganzen Welt auch hier zwei verschiedene Lebenshaltungen miteinander, die man schon an der Art ihres Kampfes unterscheiden kann, bei den Älteren eine geheime Verbündung, Verabredungen, häufig ein Ausweichen vor einer Aussprache unter gleichen Bedingungen und vor der Öffentlichkeit — Dinge, die schon vor 10 Jahren so waren — auf der anderen eine geradezu übertriebene Sucht nach Öffentlichkeit. Dort die Unfähigkeit, einen Fehler einzugestehen, ein seltsames ständiges Beleidigtsein, was alles der jungen Seite als wesentliches Element fehlt, denn deren Wurzeln liegen im Kriegertum, das solche Züge vertilgt, während die Wurzeln der Alten in der Bürgerlichkeit der Vorkriegsjahre stecken. Daraus aber ergibt sich auf der älteren Seite die Ablehnung großer Organisationen im Dienste einer Idee, da eine solche Organisation die wirklich Handelnden offen herausstellt und deutlich als verantwortlich kennzeichnet; und eine Vorliebe für die Clique, zu der der Bürgerabend auch gerechnet werden muß, denn ihm fehlte das Volkumfassende in seinen Bestrebungen, eignete aber das wesentlich Cliquenhafte, die Personenverbundenheit. Nun ist es recht seltsam,

daß die Mitglieder einer Clique im Parteimäßigen oder Bündischen und nun gar im Führerprinzip, — das zugestandermaßen seine volle Bedeutung nur erhält, wenn ein begnadeter Führer vorhanden ist — jenes Element verurteilen, das sie innerhalb der Clique wortlos hinnehmen: das gemeinsame Handeln. Die Handlungseinheit der Clique hat allerdings größere Schäden im Gefolge, weil die Personenverbundenheit enger ist und die Öffentlichkeit geringer. Nur die Clique ist außerstande, Fehler einzugestehen, denn sie würde sich dadurch enthüllen. Sie ist eben eine anonyme Einheit, so mächtig sie auch sei durch die wenigen Personen, die sie vorschiebt und ins Volksleben eingreifen läßt. Ist eine dieser Personen mit sonstwo ganz unmöglichen Mängeln behaftet, so kann man sie nicht fallen lassen, weil man sich die Kanäle zur Ausübung des eigenen Einflusses durchschnitte. Hier liegt der biologische Grund für die Unbelehrbarkeit, die Engherzigkeit und Unversöhnlichkeit, mit der die Clique ihre Gegner verfolgt. Ehrliche Cliquenmitglieder, die dies erkennen, bauen sich darum eine Philosophie von der sogenannten „politischen Moral" auf, die manches gestatte, was sonst nicht schön sei. Darum sind die klügsten Cliquenmitglieder Zyniker, genau so wie die wildesten Parteimänner Romantiker sind, was ja auch kein Segen ist. Demgegenüber steht der Bund unter einer schon durch die Zahl seiner Mitglieder bedingten größeren Kontrolle und Selbstkorrektur. Aber es ist damit nichts dagegen bewiesen, daß auch er innerhalb der eigenen Reihen eine Clique emporheben kann, die dann den gleichen verheerenden Gesetzen unterliegt wie die anderen Cliquen; nur ist sie bei weitem weniger widerstandsfähig, weil sie ideen- und programmhaft gebunden bleibt und darum von der Gefolgschaft, solange die Idee noch geglaubt wird, entweder gesprengt oder durch neue Kräfte durchsetzt und verwandelt werden muß. Nicht die Vercliquung ist die Gefahr des Bundes, sondern die Vergottung der eigenen Idee, also die Dämonie. Auf unsere und die Erneuerungsbewegung jedes Volkes überhaupt bezogen, heißt dies: ihre dauernde Bedeutung, ihr wirklich schöpferischer Rang entscheidet sich daran, ob sie eine seelische Verbindung mit dem Göttlichen eingeht und dessen Primat anerkennt. Diese Aufgabe ist mehr in Deutschland als hierzulande die große entscheidende Zukunftsfrage.

Der sächsische Kampf ist so heftig, weil es darum geht, ob die Clique als Form der maßgebenden Einflußbündelung in unserem Volke noch bestehen bleiben kann oder nicht. Es gibt aus diesem Grunde eine Interessenverbindung aller Cliquen untereinander. Wir haben es erlebt, daß sich einander feindliche Cliquen heute unglaublich leicht finden. Die Clique ist die politische Form der älteren der beiden Lebenshaltungen, die heute bei uns im Kampfe stehen. Sie ist zugleich das Hindernis einer wahren und unmittelbaren Gemeinschaft. Erst muß die Clique sterben und dann wird auch die Stunde schlagen, wo die Volksorganisation Parteien unnötig macht. Man täusche sich nicht, wenn die Cliquenmitglieder im Namen der freien Männlichkeit und der Unabhängigkeit ihren Kampf führen. Das ist ein Feldgeschrei, an das manche ehrlich glauben mögen. Es gibt wohl unabhängig denkende Menschen in unserem Volke. Sie haben Jahre hindurch versucht, gegen die Cliquen aufzutreten und sind daran gescheitert. Sie stehen heute bei Seite, äußern sich manchmal, versuchen zu vermitteln ohne wesentlichere Erfolge, oder sie gehen in die Erneuerungsbewegung, wie es mit der Mehrheit der jüngeren Generation geschah.

Der gegenwärtige binnensächsische Streit hat noch eine seltsame Tatsache gezeitigt: jedermann bekennt sich zu den Ideen der Volkserneuerung. In einem Aufsatz tut

es auch Dr. Hans Otto Roth. Dieses Bekenntnis stellt zunächst einmal fest, daß die neuen deutschen weltanschaulichen Grundlagen heute — wenigstens in Worten — für alle Sachsen gelten. Solche Bekenntnisse, so wertvoll sie sind, müssen noch keine Beweise für die tatsächliche, der Idee entsprechende Haltung der Betreffenden sein. Wie wir eben ausführten: es kämpfen bei uns zwei Wesensarten miteinander. Dadurch, daß die Fahne bei beiden heute angeblich die gleiche ist, ist ja noch nichts darüber gesagt, ob dies stimmt, denn sonst wäre es unvorstellbar, warum noch so heftig gekämpft wird. Die Frage der Taktik und äußeren Form kann, sofern wir eines weltanschaulichen Sinnes wären, nicht das einzige Kampfziel sein, auch die Personenfrage nicht; aber es ist die Personenfrage, denn in der Personenwahl prägt sich ja die tiefere Haltung, um die es geht, aus.

In dem Aufsatz Roths steht, daß er die Beweise habe für den Willen der Regierung, am 29. November 1933 die damalige NSDR aufzulösen. Es ist unverständlich, warum man dies erst jetzt erfährt. Stimmen die Beweise, die Roth sofort an geeigneter sächsischer Stelle vorlegen muß, so ergibt sich eine Möglichkeit, die Ausgangsstreitfrage, die Ereignisse um den Wahlpakt, zu klären und von hier aus die innerpolitische verfilzte Wirkungskette aufzuspulen. Dies muß sofort geschehen und ohne Seitenblick auf die inzwischen erfolgte Einschiebung der Kirche in die politischen Gegensätze. Nur durch volle und ehrliche Klarlegung der Tatsachen können wir jene scheußliche Stimmung auseinanderblasen, die heute über unserem Volke liegt, wo kein Ansichtsgegner den anderen mehr ruhig anhören kann, wo einem das Wort im Mund verdreht wird, wo im Dunst der persönlichen Beleidigtheit Haß und Engherzigkeit regieren, Eigenschaften, die unser Volk leider immer besaß und die sich ebenso wie sinnloses Geschwätz mit dem Alter verstärken.

Entscheidend ist nicht durch den Zwang der weltanschaulichen Auseinandersetzungen, nicht durch die reinpolitische Aussprache, wohl aber durch die Januarereignisse die Frage nach der politischen Stellung der Kirche in unserem Volke geworden. Es ist selbstverständlich, daß unsere Kirche dann, wenn wir alle anderen politischen Organisationen verlören, auch zur politischen Organisation unseres Volkes werden müßte. Sie stellt in dieser Hinsicht eine Reserve dar, die wir erfreulicherweise bisher noch nicht einsetzen mußten. Sie aber jetzt schon ohne äußeren Zwang einzusetzen und gar innervölkisch, bringt sie zwangsläufig in eine einseitige Haltung hinein, die verhängnisvoll ist. Vielleicht wäre es im Laufe der letzten Wochen schon gelungen, einen Boden der Zusammenarbeit für die streitenden politischen Kräfte zu finden, wenn nicht die Kirche ganz ungewohnter Weise politisch mitumstritten wäre. Der Boden der Zusammenarbeit kann bestellt werden, wenn man diese Frage ausschaltet. Sie kann überhaupt nicht aufgeworfen werden. Die weltanschauliche und geistige Auseinandersetzung unseres Volkes kann man gewiß nicht durch ein Abkommen klären, aber unsere politischen Körperschaften müssen wieder arbeitsfähig gemacht werden. Darin besteht die zunächstliegende Aufgabe und die ist lösbar. Sie muß gelöst werden. Da gibt es kein Sichverschanzen hinter hundert Gründen. Da gibt es keinen Abbruch der Verhandlnngen, kein Unmöglich. Es gibt hier nur eine Pflicht: unsere Körperschaften wieder arbeitsfähig zu machen. An den Zustand des offenen Bruchs darf unser Volk nicht gewöhnt werden.

Notwendig ist aber, daß die Kirche unpolitisch bleibt. Man kann es vielleicht verstehen, daß Leute, die bei den letzten Wahlen zurückgedrängt wurden und in den kirchlichen

Körperschaften noch den Ausschlag geben, diese Position benützen wollen, um das verlorene Gelände zurückzugewinnen. Was aber geschieht bei einem solchen Versuch? Die Kirche wird dadurch zur politischen Fraktion. Sie war für unser Volk vor allem der Hort der Schule, weniger der des Glaubens, denn wir stehen seit langem in einer religiösen Krise, die keiner schärfer geschildert hat, als unser Bischof. Für diesen Hort steuerte das Volk. Wie, wenn die Kirche uns nun nicht um Gottes und der Schule willen verpflichtet, sondern zu einer politischen Überzeugung?

Was schon bisher geschah, ist für jemand, der das Substanzielle sehen kann, beispiellos. Die Männer, die sich politisch hinter den Bischof scharten und für ihn Vertrauenskundgebungen veranstalteten, merkten gar nicht, daß sie seine Autorität dadurch in Frage stellen. Es ist schwer sich auszumalen, daß man Daniel Teutsch mit Vertrauenskundgebungen gekommen wäre! Natürlich führten diese Kundgebungen zu anderen, die bisher auch unmöglich waren: Orts- und Kreisausschüsse bitten den Bischof, sich von der Politik fernzuhalten! Man muß verblendet sein, um nicht zu spüren, was hier — meinetwegen aus Begeisterung und Empörung — geschehen ist. Diese Ereignisse müßten auch jene, die die Kirche politisch einsetzen wollen, darüber belehren, was bei solchen Versuchen zerstört wird.

Gewiß hat gerade das Bischofsamt eine Aufgabe, die man gewissermaßen auch als eine politische bezeichnen kann: die Aufgabe des Friedens. Es kann der Kirche nicht gleichgültig sein, wenn das Kirchenvolk sich politisch befehdet. Aber sie wird, um den Konflikt zu ordnen, nicht die politische Führung beanspruchen, weil sie dadurch notwendig Partei nimmt, sie wird aber alles aufbieten, um — wenn nicht eine Meinungsgleichheit — so doch die Möglichkeit zur Zusammenarbeit zu schaffen. Sie hat also die Aufgabe der Vermittlung aus ihrer christlichen Sendung. Diese Aufgabe ist schwer. Sie erfordert Takt, Demut, unabläßige Versuche, endlose Aussprachen mit dem und jenem. Sie kann in einer Rundtafelkonferenz nicht gelöst werden, nur in vielleicht durch Monate geführten immer wieder aufgenommenen menschlich und nicht politisch-diplomatisch geführten Bemühungen. Es ist ein Werk des Dienens, nicht des Regimentes. Wenn die Kirchenleitung dieses Werk tut, so wird ihr ein Einfluß auf unser Volk erwachsen, von dessen Ausmaß wir uns heute keine Vorstellung machen.

Nur dieses Werk kann sie im politischen Bereich übernehmen, nicht das der Vormundschaft und politischen „Obrigkeit", über deren Verhältnis zur Kirche Luther das Maßgebende gesagt hat. „Obrigkeit" im innervölkischen Rahmen ist unsere politische Organisation. Wohl sind unsere Pfarrer seit jeher auch weltliche Führer des Volkes. Dies soll nicht geändert werden, weil wir die Wurzeln der Kirche aus dem Volksboden nicht reißen wollen. Unsere Kirche vertrug immer die verschiedensten weltlichen Ansichten ihrer Gläubigen und Pfarrer. Sie zog aus allen Kraft und Wirkungsmöglichkeiten. Darum muß der Wipfel des Baumes alle Seiten überdachen. Wer ihn einer Seite zuneigen will, köpft ihn. Also keine kirchliche Einflußnahme auf die Gesinnung der Pfarrer und Kirchenkinder in weltlichen Dingen, sofern diese dem Evangelium nicht zuwiderlaufen. Unsere Kirche hat eine ganz große Aufgabe: die der Glaubenserneuerung. Sie weiß das sehr gut. Diese Aufgabe ist eine seelsorgerische, keine organisatorische und schon ganz und gar keine politische. Brot, Brot soll sie uns geben.

Heinrich Zillich

Erstes geistliches Arbeitslager in Siebenbürgen. Auf den Ruf des Stadtpfarrers von Kronstadt Dr. Konrad Möckel, dieses glühenden Kirchenmannes, fand sich eine ganze Schar junger Pfarrer aus allen Gauen Siebenbürgens zu gemeinsamer Arbeit zusammen. Von dem Grunde des Glaubens aus wurden ganz neue Wege, auf denen die Kirche ihrer Sendung gerecht werden kann, gesucht und gefunden. Die Abende vereinigten die Teilnehmer des Arbeitslagers mit der Bauernschaft des Altals zu evangelischem Bekenntnis. Wir bringen noch einen eingehenderen Bericht über diese wesentliche Zusammenkunft.

Zum achtzigsten Geburtstag von Emil Sigerus. Am 19. Februar d. J. beging der vielverdiente Vorkämpfer unserer Volkskunstforschung Direktor Emil Sigerus unter lebendiger Teilnahme weiter Kreise in voller geistiger Frische seinen achtzigsten Geburtstag. Auch wir entbieten dem Begründer der Volkskundeabteilung unseres Brukenthalmuseums, dem vorbildlichen Publizisten altsächsischer Stickereien, dem fesselnden Chroniker des alten Hermannstadt unsere herzlichsten Glückwünsche. Wir werden auf sein erfolgreiches Wirken noch zurückkommen.

Ernst Jekelius

Neue Bücher und Schriften

Emil Maxis. Volk auf fremder Erde. Das Schicksalsbuch der Auslanddeutschen. Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau. — Emil Maxis hat einen schönen Gedanken in diesem Buche verwirklicht: eine Sammlung von Gedichten, die von dem Volksschicksal der Auslanddeutschen künden. Es handelt sich also weniger um die Sammlung wertvoller Dichtungen des Auslanddeutschtums, als vielmehr darum, durch dichterische Bekenntnisse die seelische Lage des deutschen Volkes in der Fremde zu erspüren und zwar vornehmlich in der Blickrichtung auf sein Volksschicksal und seine Heimatverbundenheit. Dies ist in der Sammlung auch gut zum Ausdruck gelangt. Erstaunlich vielfältige Töne werden angeschlagen, nicht immer in künstlerisch ganz befriedigender Form. In seiner Gesamtheit ist das Buch eine begrüßenswerte Neuerscheinung, in deren Rahmen die Beiträge aus Siebenbürgen im allgemeinen besonders beachtlich sind.

Heinrich Zillich

Friedrich Griese. Das letzte Gesicht. Roman. Albert Langen-Georg Müller. München 1934. — Griese ist uns bekannt. Seine Kunst wiegt schwer, schwerer noch nach diesem Werk, das im Dasein eines Dorfes das furchtbare Schicksal des deutschen Volkes seit Beginn des Krieges sich wiederspiegeln läßt. Da rinnt nun Not und Jammer, Verkommenheit und Inflation, innerer Streit und Wiedererwachen durch diesen Roman wie die dunkle Melodie des Schicksals selbst. Das Buch umgreift einen sehr weiten geistigen, geschehnishaften und menschlichen Raum. Es ist stark und tief. Nur eines: es ermüdet. Seine spröde Sprache, die häufige Wiederkehr bestimmter Satzwendungen, das breite Strömen der Erzählung und ein gewisser Mangel an Temperament gereichen dem Buche nicht zum Vorteil, das dennoch unvergeßlich bleiben wird.

Heinrich Zillich

Gerhard Menzel: Flüchtlinge. Erlebnis der Heimat in fernen Ländern. Roman. Wilh. Gottl. Korn-Verlag. Breslau.

Nur eine Welt von Frieden und ein Übermaß von Not kann die Deutschen zu

einer schicksalgebundenen Lebensgemeinschaft zusammenschweißen. Eine alte Erfahrung hat G. Menzel in diesem bereits auch verfilmten, eindrucksvollen Roman gestaltet. Sinnbildlich zeichnet er das Schicksal aller Deutschen. Die „Flüchtlinge" sind Wolgadeutsche, die nach unsagbaren Leiden zusammengewürfelt werden, um, auf einer kleinen Eisenbahnhaltestelle der Mandschurei zwischen Charbin und Tschangschun stecken geblieben, aus einem wahllosen Haufen einander fremder Menschennullen in äußerster Gefahr emporzuwachsen zu kameradschaftlicher und gläubiger Gemeinschaft. Charaktere formen sich vor unsern Augen. Führerpersönlichkeiten erheben sich mit Naturnotwendigkeit aus einer Welt kleinlichster Mißgunst; alle aber, diese Zufallshelden, zwingt das Schicksal zur Erkenntnis guter deutscher Art.

Ein breit angelegter Roman, der sein Geschehen in nur drei Tage und Nächte zusammendrängt in stets wachsender dramatischer Spannung und der in die deutsche Seele hineinleuchtet mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit. Prof. L. Priebisch

Mitteilungen der Schriftleitung

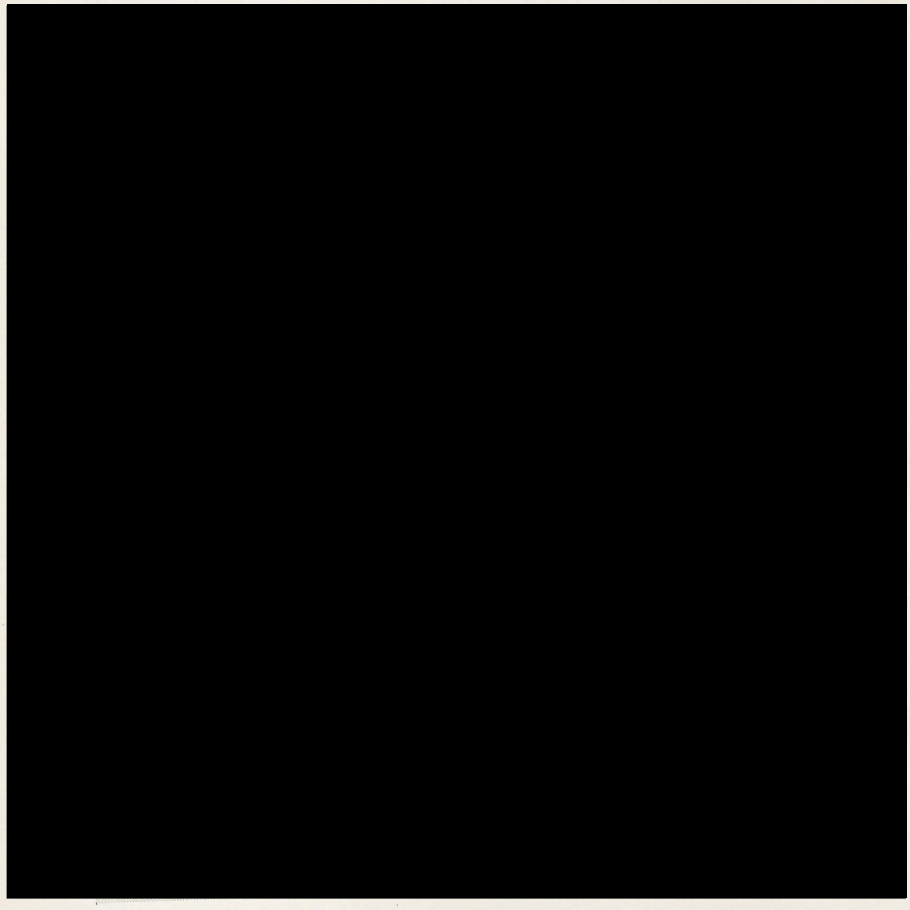
10-Jahr-Fest des Klingsor. Zur Erinnerung an die Gründung unserer Zeitschrift vor zehn Jahren findet in Kronstadt am 31. März eine Festveranstaltung in der Aula der Honterusschule statt, bei der nach einer musikalischen Einleitung Heinrich Zillich einen Rückblick auf das zehnjährige Bestehen der Zeitschrift werfen wird und Alfred Pomarius die neuen Aufgaben der Zukunft umreißt. Nachher findet im Hotel Krone ein Festmahl statt. Alle Abnehmer des Klingsor sind dazu geladen. Wer an dem Festmahl teilnehmen will und außerhalb Kronstadts wohnt, möge sich bei Heinrich Zillich bis zum 20. März anmelden und seine Bankettkarte, die für ihn bereitgestellt wird, in der Buchhandlung Wilh. Hiemesch, Kornzeile, abholen (Preis 100 Lei). Kronstädter können sich die Bankettkarte ohne besondere Anmeldung dort kaufen; doch können Karten nach dem 20. März nur dann verkauft werden, wenn noch Plätze verfügbar sind.

Die wesentlichen Beiträge der März- und Aprilnummer des Klingsor werden in einer besonders ausgestatteten und viele Kunstbeilagen enthaltenden Festschrift vereinigt, die bei den Veranstaltungen gekauft und auch von der Verwaltung der Zeitschrift bezogen werden kann.

Zum Inhalt dieses Heftes. Dieses und das folgende Heft ist dem Gedenken an das zehnjährige Bestehen unserer Zeitschrift gewidmet. Deshalb kommen in beiden Heften möglichst alle Mitarbeiter des Klingsor zu Wort.

Zum Inhalt des letzten Heftes. Wie wir aus etlichen Zuschriften ersehen, ist der Inhalt des Aufsatzes von Prof. Hans Oberth „Intellektualismus und Frömmigkeit" von manchen irrtümlich als den Anschauungen der Schriftleitung völlig entsprechend beurteilt worden. Das ist nicht der Fall. Der Aufsatz wurde veröffentlicht als ein bemerkenswertes Zeugnis dafür, daß auch hauptsächlich naturwissenschaftlich eingestellte Kreise auf gewiß eigenartigen Wegen die Verbindung mit den religiösen Kräften suchen.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Getragen von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Fritz Kimm. Zeichnung

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
11. JAHR APRIL 1934 HEFT 4

Kühle Verheißung

Von Heinrich Zillich

Abend, du viel besungenes Warten,
Klarheit des Himmels und letzter Winde Gefild,
ragender Bäume duldendes Dunkeln im Garten,
Wende, darin sich spiegelt Gottes ruhiges Bild,
da er mit großen und niemals gesehenen Händen
rafft von der Erde das Licht in den Himmel empor.
Unten ist's dunkel, aber mit rötlichen Enden
blaut noch die Schale des Alls und der Stern tritt hervor.

Wehrlos verdunkelt dein Leib, doch die Augen
sind nicht gebannt an die irdische Stund,
steigen hinauf zu den Sternen und saugen
ihr kühles Verheißen hinab in den Grund.

Der Maler Nagy Imre

Von Emil Witting

Wenn ich voranstelle: Der Szekler Maler Nagy Imre wächst unter unsern deutschen Augen empor, so mache ich kein Verhältnis, sondern ich bestätige eines. Dies Verhältnis ist kein Zufall, es ist vielmehr Zwangsläufigkeit. Gerade wir Deutsche dieses Landes wurzeln bewußt

mit allen Herzfasern am Boden, an den Bergen, an den Rechten, am Alten — an der Heimat. Nagy Imre malt die Heimat, seine Heimat, seine Wiege und sein Grab, und wo er wohnt und lebt und leidet, ist nicht fern von uns, ist im Szeklerland, in der Csik, in Zsögöd, ist ein einfaches Bauernhaus, umgeben von nebelschwerem Winterfrost, wenn wir Weihnacht feiern — von Sonnenblumen und Bienenarbeit, wenn wir Sommerfrische machen.

Wenn wir im stillen schnepfenstreichenden Lenzföhn, da alles Wiedersehen begeht, unter verfallenden Kampfburgen an herbstwehen Erinnerungen bangen, bevor uns die liebe Sonne ja doch erweckt, dann am meisten verstehen wir den Szekler Maler, wenn er Csiker Mägde, weiße Kühe, Zsögöder Wiesen und Wälder malt, und es erfaßt uns der heilige Schauer der Ergriffenheit, wenn wir eine Kunst erstehen sehen, die nicht fragt nach Modern und Unmodern, nach Kontinent und Übersee. Mutterscholle und Vaterhaus sind sein Gegenstand und werden es bleiben. Aufgabe seiner Kunst ist die Darstellung der Heimat. Was würde er aus sich machen, wollte er mit einmal Polospieler, eine heranmarschierende Husareneskadron oder das Arbeiterproletariat malen oder gar die Kreuzabnahme Christi? Für uns wäre er in leblose Ferne entrückt. Warum hat ein Tizian die italienische Frau und nicht die deutsche gemalt? Warum hat ein Michelangelo den nackten Körper modelliert? Weil beide in ihrer großen Zeit dort schöpften, wo die italienische Frau zuhause und wo aus der Antike der Körper geworden war.

Nun zur Kunstform!

Nagy Imre ist nicht ein wilder Maler, der im Eigensinn die Unbildung „propagiert". Er ist mit den scharfen Augen des wachen Beobachters durch die Landschaften und Kunststätten von Italien, Deutschland, Ungarn, in gewisser Beziehung auch Rumäniens und im besonderen Siebenbürgens gereist. Er hat versucht und verworfen. Er ist auch heute noch nicht endreif. Aber er hat in den Stunden der Pfadlosigkeit, Verirrung und Verzweiflung den Weg zu sich selbst erkannt. Auch auf seinen ersten Bäumen waren noch keine Äste gewachsen, sie sahen aus wie Felsen, und zwischen ihnen lagen nackte Menschen auf verschütteter grüner Farbe. Nagy Imre hat zuzeiten wohl auch am Impressionismus den Atem verloren, am Expressionismus die Nüchternheit eingebüßt. Auch heute umgeht er den Naturalismus wie die Katze den Brei, und er macht aus zwei oder drei

Bildern eins. Die Komposition, die Zusammenfügung, um den Ausdruck zu erhöhen, erlangt die Oberhand. Auch andere gehen diesen Weg auf ihre Weise. Er aber hebt ganz aus sich heraus. Ich bin neben dem Künstler gestanden und habe ihn im Schaffen beobachtet. Die Linie ist das Gerüst. Und wehe ihr, wenn sie nicht auf den ersten Hieb gelingt. Ihr Los ist, daß sie bleiben muß. Ein ungebändigtes Selbstbewußtsein, man könnte es fast Arroganz nennen, führt seine Hand, sicher, zielgesetzt. Die Arbeit muß aus dem Augenblick fließen und gelingen, wenn er schon wochenlang sie nachdenkend und verweisend im Kopf getragen. Es gibt ja tausend Linien im Leben, aber man muß irgend eine mit Überzeugung erwischen und hinschmeißen. Darum ist es bei einer Landschaft nicht daran gelegen, ob die Bergkante zwei Zentimeter unter dem Vorwurf steht, er malt ja das Wesen, das Bezeichnende, die Beziehung, und darum sucht er. Deshalb aber kommt es auch nicht darauf an, daß seine Porträts abweichen vom Gesicht, ihm ist der Mensch in der Kunst nebensächlich, er malt Typen, Ideen, einen Dichter, Jäger, eine Verzückte. Er ist nicht ausgesprochener Porträt-Maler und will es nicht sein. Wer peinliche Ähnlichkeit sucht, soll zum Photographen gehen, wer Charakterprägung sucht, soll selbst Charakter, Vertreter (Repräsentant) sein. Und da kommen gesichtslose Menschen und wollen gemalt werden, gescheit und dazu noch lächelnd. Er aber will sich sein Opfer selber wählen. Er hat einen Strich, der, wenn er noch so leicht und schwebend über die Leinwand streicht, schneidet wie der funkelnde Blitz eines feinen Fechters, ja sogar verwundet.

Jetzt kantet er mit hingeworfener Wucht eine Landschaft zurecht, dann mit eleganter Finte einen Baum, streichelt sanft über den Himmel, daß er wie Seide oder Tüll duftet, und dann macht er wenig Umstände mit den Weibern, wenn auch der Rock über Gebühr die nackten Beine freischlägt oder das Gesicht gar zu derbdrall nach Erfüllung schmachtet.

Gegenwärtig arbeitet der Künstler an einem außergewöhnlich großen Bilde, in dem mehrere Mägde im Kreise auf dem Boden liegen und gegen jeden gesellschaftlichen Schliff mit ihren bloßen Beinen richtungslos herumwinken. Das Leben, das freie nackte Leben fordert sein Recht. Die Landschaft liegt offen und frei da, und der Mensch explodiert in seiner Tracht. Als Hohn gegen Hülle und Zwang sollte, was nicht geschah, im Hintergrund ein Bulle auftreten, der

eben eine triebige Kuh beschlägt. Es ist zum Verständnis der naturhaften Freigeistigkeit und Zivilisationsfeindlichkeit, kurz zur Psyche der Bilder wichtig, zu wissen, daß der Künstler jenen Hintergrund ernstlich erwogen hatte.

Der Linie, der Form huldigt in leuchtendstem Gewand die Farbe. Wer zum erstenmal unter diese Wälder und Wiesen, Wolken und Schatten tritt, glaubt es rauschen, branden und donnern zu hören, so schwelgen die Farben in dem Untersten, Saftigsten, das sie zu bieten haben. Ein leichtes Tupfen, ein schweres Kreiseln des Pinsels auf der Palette, und die Farbe hat ihr Wesen erlangt und schwemmt auf die Leinwand ihre unerhörte Kraft.

Die Zeit drängt, und er muß weiter .... und der Platz drängt, und ich will enden:

Unser Maler ist ein Vierzigjähriger, ihm steht das Werden noch vor. Er ist ein Eigener, der seinen Weg über Ungeschliffenheiten geht. Eine Warnung möchte ich hintansetzen: Er soll nicht Komposition mit Konstruktion verwechseln! Ich habe leisbestandene Starrheiten gefunden. Zu sagen brauche ich gerade ihm nicht: Nur nicht Ausgleiche, Zugeständnisse machen! Die Kunst ist nicht Dogmatik. Wir, die wir neben ihm und seinen Landschaften leben und ihn darin entdeckt haben, haben vielleicht das Recht und die Pflicht, ihm zu sagen, daß jener, der sich hinter Pfähle und Bauten verschanzt, aus dem Freikampf zur Verteidigung übergeht. Wir glauben, seine Berufung ist, zu Ende zu kämpfen ohne seitliche Absteckung, so wie es sein Volk in der Geschichte getan.

Wenn ich kurz auf uns selbst verweise, so finde ich, daß wir uns leider in der Verteidigung so wohl fühlen. Es ist dies vielleicht sächsisch. Und doch haben wir Künstler, die mit vollem Gewicht hinaustreten können.

Ich meine hier besonders die Grete Csaki-Copony. Diese Künstlerin hat mich durch ihre letzte Ausstellung in Hermannstadt überrascht. Ich möchte ihre Schöpfungen gerade als sächsisch gewordene Kunst im Grundsatz, nicht im Maße gegenüberstellen der Kunst des Szekler-Malers. Der unterschiedliche Vergleich wird mir vielleicht deshalb leichter, weil in der einen ein Mann, in der andern eine Frau schafft. Die Malerei dieser Frau ist durchaus Kunst, was viel heißt. Ihre Pinselführung hat meist eine dunsthafte Unausgesprochenheit, Verhauchung der Ränder. Als Absicht ist es hoch zu werten. Volkscharakter,

Charakter des Geschlechtes. Ihre Häuser und Mauern, die Gestalten und Gesichter sind rein und hervorragend sächsisch. Sie hat manches Ausschwärmen eingestellt, tappt aber noch und hat noch nicht ganz gefunden, was ein gutes Zeichen ist. Doch hat sie es nicht not, zerfahrenes Proletariat zu malen, an dem die farbbunten Strümpfe die Geschmacklosigkeit der Kleidung besonders ankreiden und eine mitleidige Verurteilung gegenüber der Volkstracht verkünden. Warum versteigt sie sich in die landfremde Mystik, indem sie mancheinmal böse Geistergesichter im Gewande des Landes und der Unschuld malt? Die Kunst der Frau Grete, wenn ich so sagen darf, ist stark vergeistigt, etwas frauenhaft, wie sichs gehört, nur nicht süßlich, was auch der Farbwirkung zuliebe hingemalte Süßfrüchte von Pomeranzen nicht ändern und es auch gar nicht versuchen sollen, wenn sie nicht ins Milieu passen. Ihre Kunst hat den Sinn und Ernst des Sächsischen erfaßt, und wenn ich etwas bedauere, so ist es, daß sie an Stelle, dessen, jetzt noch tiefer ins Volk, in das Dorf hinabzusteigen, nun in die Großstadt eingeht, wo sich ihr erdgeborenes Können leicht verflüchtigen kann, wenn sie nicht immer wieder zu uns zurückfindet.

Es ist nicht wahr, daß Kunst international sei, es ist ein Irrtum, daß Kunst kosmopolitisch sei — Dichtung ebensowenig. Unsere Kunst, unsere Dichtung kann nur sächsisch sein. Paßt auf, sie ist es, auch wenn sie in Maske und Kostüm Szekler Nationaltracht einen Faschingsscherz treibt. Ich meine, wir wollen auch, daß es so sei, denn wir sind eben erdgebunden, und weil wir so sind, spricht so nah zu uns Nagy Imres Kunst, an der sein Volk bisher beharrlich blind vorbeigefunden.

Das Erdbeben

Von Otto Alscher

Der Mann richtete sich auf. Wenn man stundenlang im Weinberg arbeitet, immer gebückt zwischen den Stöcken umherkriecht, spürt man das Kreuz.

Die Beeren schrumpfen schon. Und nur sehr wenige von den Hornissen ausgefressene oder faulige sind darunter. Das wird wieder einen Wein geben, süß und schwer.

Sein Blick sucht das Anwesen unten, das langgestreckte Dach des Pressehauses, wo die großen Maischefässer stehen und die gute, deutsche

Weinpresse, um die ihn alle beneiden. Ja, die Einheimischen stampften noch die Trauben wie es schon ihre Großväter getan, sie kennen noch nicht die neuen, handlichen Maschinen.

Ein deutscher Auswanderer, wenn er auch noch so fern der Heimat siedelt, er kann ohne gutes Werkzeug nicht sein.

Darum hat er sich auch dieses Haus gebaut, fest aus Steinen mit Zementmörtel gut verbunden, gewölbten Kellern darunter und weiß getüncht — nicht wie diese Blockhütten der Einheimischen aus Steineichen, deren Balken nur notdürftig aufeinandergelegt sind. Viel hat ihn alles gekostet und doch, wenn man auch nicht reich wird hier in der Fremde, sein sicheres, gutes Leben hat man doch, nicht mehr solche Not, wie in der alten Heimat vor der Auswanderung.

Er setzt seine Arbeit wieder fort, obwohl es schon gegen Abend geht. Aber er ist nicht mehr bei der Sache, der Rücken ist schon zu steif — man ist ja nicht mehr jung. Und er sehnt sich nach den kühlen Stuben seines Hauses, die ihm immer das beste Heilmittel gegen alle Müdigkeit und das zeitweilige Heimweh sind.

Im Hausgarten verweilt er noch ein wenig, schaut sich die Artischocken an, nimmt noch eine große duftende Zuckermelone mit und geht dann zufrieden ins Haus, wo auf dem Tisch der Wohnküche Kathrin, seine Frau schon das Nachtmahl hergerichtet hat.

Sie essen langsam und blicken zur offenen Tür hinaus, durch die man tief hinab die Bucht mit dem kleinen Fischerdorf erblickt, weiter links die Stadt und das breite Band der Straße, die zwischen Lorbeerwald und See hinläuft.

Aber die See ist heute nicht tiefblau und glatt, wie sonst immer im Herbste, sondern unruhig und von weißen Schaumstreifen überjagt. Dabei rührt sich nicht der geringste Luftzug.

Sie sprechen über die Kinder, die Tochter, die an einen deutschen Handwerker in der Stadt verheiratet ist, den Sohn, der Maschinist in einer Ölpresserei ist. Aber der Mann ist zerstreut, er wundert sich über die Unruhe des Meeres.

Die Sonne liegt noch auf den höheren Hängen, aber schon steigt etwas wie Nachtkühle auf. Und jetzt plötzlich ein jäher, pfeifender Windstoß, fast wie ein Zischen.

Sie haben zu essen aufgehört und blicken zur Türe hinaus. Da — ein dumpfes Poltern, von ganz unten, wie wenn ein schwerer Wagen über eine Brücke rollt.

Der Mann hat sich überrascht erhoben, will vor die Türe treten, nachzusehen, was das war, da rasselt es wieder, knattert den Berg herab, nun prasselt es im Dache, der Boden hebt sich, das Haus wirft sich vor und zurück, Mörtel fällt von der Zimmerdecke — mit einem Schrei stürzt die Frau ins Freie, stolpernd folgt ihr der Mann.

Entsetzt schauen sie sich draußen an, da wankt es wieder, das Haus neigt sich ihnen zu, weiter flüchten sie, aus dem Hof hinaus, die Straße entlang, bis sie dann plötzlich stehen bleiben und zum Nachbargehöft hinüber starren, wo eben so entsetzt die Menschen ins Freie gestürzt sind.

Sie haben es nie erlebt, sie wissen aber doch, daß es ein Erdbeben war, das sie mitgemacht. Gelähmt blicken sie umher, sehen, daß die Sonne plötzlich verschwunden ist, ein grauer Dunst vom Boden aufgestiegen ist — mechanisch gehen sie auf die Nachbarn zu, die ihnen entgegenkommen.

Willenlos lassen sie sich mitziehen, zu dem Gehöft der Nachbarn hin, deren Blockhütte nichts geschehen ist, wo sie unter dem offenen Vordach der Nacht entgegenharren.

Und diese Nacht verbringen sie mit zitterndem Bangen, dumpfem Versinken in schweren, kurzen Schlaf, jähem Aufschrecken, wenn das Getöse eines neuen Erdstoßes naht und krampfhafter Angst, wenn die Erde unter ihnen schüttert.

In den stillen Minuten hören sie deutlich das Geschrei der Menschen vom Dorfe unten, sehen zügelnde Flammen aufsteigen, dort, wo die Stadt liegt, bis dann endlich der Morgen kommt.

Da aber duldet es sie nicht länger, sie müssen zurück, zu ihrem Besitz, um zu sehen, was davon noch bestehen geblieben. Sie eilen — und doch gehemmt von der Furcht nur mehr einen Trümmerhaufen zu finden.

Dann sehen sie das Dach. Und auch die Mauern. Sie stehen noch, unversehrt. Etwas Zages, wie Freude steigt in ihnen auf. Und doch, wie sie in den Hof treten, ist alles so fremd geworden.

Wie sie es den Abend vorher verlassen, steht das Haus da. Die Fenster, die Tür offen. Leer gähnt es ihnen entgegen. Etwas weht um das Haus, schauert ihnen daraus zu, das sie bannt und auch zurückstößt.

Sie stehen vor der offenen Türe und wagen nicht einzutreten. Wie ein Feind lauert es in der Stube vor ihnen. Sie atmen schwer,

sprechen nicht, beide aber, Mann und Frau wissen es, daß das, was sie gestern im Entsetzen aus dem Hause verjagte, noch immer da ist. Und daß es nie mehr weichen wird. Es ständig unter ihnen in der Erde, über ihnen im Dache sein wird, in den schweren Mauern, um sie in ewiger Furcht vor neuem Schreck, neuer Flucht zu halten.

Ihre Blicke, aus müden Augen treffen sich. Stumm haben sie sich gesagt: Wir haben kein Heim mehr!

Um unsere Jugend*

Von Wilhelm Staedel

Der Herausgeber hat mich als alten Freund seiner Zeitschrift um einen Beitrag für die Jubiläumsnummer des „Klingsor" ersucht und dabei den Wunsch geäußert, ich möchte nach Möglichkeit über die sächsische Jugend schreiben. Ich komme dieser Aufforderung besonders auch im Hinblick auf das gewünschte Thema gerne nach. Denn ich empfinde es als innere Folgerichtigkeit, wenn gerade im „Klingsor" wie bisher schon oft das Problem des jungen Geschlechts und insbesondere das Problem sächsischer Gegenwartsjugend erörtert wird, da diese Zeitschrift von Anfang an im Sinne des Gesetzes, nach dem sie angetreten, mit dem Aufbruch der Jugend zu neuer Lebensgestaltung bis in weltanschauliche Tiefen hinein aufs innigste verbunden war. In ihr glühte vor allem das Fronterlebnis der jüngsten Kriegsgeneration mit drangvoller Sehnsucht in das geistige Leben unseres Volkes hinein. Und dann geht gerade durch die Gegenwart ein Kampf „um unsere Jugend", ein Kampf zum Teil sehr äußerlicher, aber auch innerlichster Art. Wir wollen hier davon absehen, an diesem äußeren Kampfe teilzunehmen und wollen daher nicht reden von allen Verdächtigungen und Vorwürfen, mit denen man in machtpolitischen Auseinandersetzungen unsere Jugend und ihre Führung bedacht hat. Wir wollen vielmehr in ernster und ruhiger Weise vorstoßen bis zu einer Höhenlage geistiger Aussprache, wo es um das Wesen der Dinge geht und jener innerlichste Kampf um Sinn und Seele unserer heutigen Jugend anhebt. Und da soll uns das sorgliche

* Der Verfasser möchte die Tatsache festgehalten wissen, daß dieser Aufsatz bis auf unwesentliche Verbesserungen noch vor den letzten Ereignissen seit Anfang März, also vor dem Einschreiten des Herrn Bischofs und des Landeskonsistoriums abgeschlossen war.

und mahnende Wort mancher Eltern und Volksgenossen, in aufrichtiger Gutgläubigkeit gesprochen, ein erneuter Anlaß sein zum ernsten Durchdenken aller Fragen, die sich gegenwärtig im Zusammenhang mit unserer Jugend erheben.

Ich möchte diesmal ein Problem herausgreifen, das nach der einen Seite hin scheinbar nur organisatorischer Natur ist, andererseits aber bis in die letzten Tiefen menschlichen Denkens und Lebens, menschlicher Verantwortung hineinreicht, ein Problem, das sich in folgende Frage fassen läßt: Wie steht die heutige sächsische Jugend und zwar besonders jene, die innerlich und auch äußerlich der Erneuerungsbewegung angehört, zur Kirche und zum Evangelium, zum christlichen Gottesglauben? Droht hier nicht eine Gefahr für die kirchliche Jugendorganisation besonders auf dem Lande und, was viel wichtiger und tiefgreifender ist, droht nicht die Gefahr einer Loslösung von der Kirche selbst und ihrem letzten tragenden Gottesgrund? Ich will versuchen, auf diese Frage von der sächsischen Jugend aus eine Antwort zu geben, und zwar wird sie im Sinne der Frage selbst naturgemäß eine zweigeteilte sein: Sie wird zunächst die Angelegenheit der kirchlichen Jugendorganisationen erörtern und sie wird zweitens die Frage der Stellung zum christlichen Glauben selbst behandeln.

Zunächst sei eine grundsätzliche, sehr wichtige Feststellung vorausgeschickt: Wir müssen die Antwort auf die erwähnte Frage geben auf dem Hintergrund des großen Geschehens der deutschen Erhebung und der in ihr wirksamen schöpferischen Aufbaukräfte. Unser Bischof hat in einem, zuerst in der Zeitschrit „Das evangelische Deutschland" und nachher in unseren „Kirchlichen Blättern" erschienenen Aufsatz gesprochen von dem „Wunder der Auferstehung des deutschen Volkes", vom „Werden der einen großen blut- und kulturgebundenen deutschen Volksgemeinschaft . . ." und vom „Ringen um die Erneuerung des deutschen Menschen", weiterhin davon, daß das „Auslandsdeutschtum an diesem Ringen mit Anspannung aller seiner geistigen und sittlichen Kräfte lebendigen Anteil nehmen" müsse. Von diesem gewaltigen, zukunftsmächtigen und zukunftsträchtigen Geschehen ist der größte und wohl auch der beste Teil unserer sächsischen Jugend im Tiefsten bewegt, und wenn wir ihre heutige Haltung verstehen wollen, müssen wir von dieser entscheidenden Voraussetzung ausgehen.

Wie steht also unser sächsisches, von diesem Zeitgeschehen überaus stark erfaßtes junges Geschlecht zu den kirchlichen Jugendorgani-

sationen? Wir meinen hier in erster Reihe die ländlichen Bruder- und Schwesterschaften, weil wir in der Stadt bis auf ganz geringe Ausnahmen keinerlei kirchliche Jugendverbände haben. Die Tatsache ist nicht zu leugnen, daß es in manchen Gemeinden zu spürbaren Spannungen zwischen der hergebrachten Jugendorganisation und der Deutschen Jungmannschaft oder der früheren Selbsthilfe-Arbeitsmannschaft gekommen ist. Trotzdem hat eine Rundfrage des Landeskonsistoriums im Mai 1933 über die durch Gründung der Selbsthilfe-Arbeitsmannschaften gemachten Erfahrungen und das heißt: über das gegenseitige Verhältnis zwischen der erwähnten Arbeitsmannschaft und der Bruderschaft, so viel ich aus sicherer Quelle weiß, ergeben, daß in der weitaus größten Anzahl von Gemeinden nicht nur kein Anlaß zur Klage war, sondern die dienstbereite Haltung der Selbsthilfe-Arbeitsmannschaft weithin berechtigte Anerkennung gefunden hat. Die etwaigen Spannungen ergaben sich nicht selten aus kleinen Anlässen, beiderseitigen Mißverständnissen, freilich auch aus mancherlei Fehlern der Arbeitsmannschaft, wie aus leidigem Mißtrauen ihr gegenüber. Dann wirkte allerdings halb bewußt, halb unbewußt noch die Erkenntnis mit, daß die Bruder- und Schwesterschaft vielfach des wirklichen Inhalts entbehrt, während in der Arbeitsmannschaft neues kräftiges Wollen zu Tat und Leben drängte. Und hier muß einmal mit aller Deutlichkeit gesagt sein, daß diese Erkenntnis für viele, viele sächsische Gemeinden einfach die Wahrheit ist. Ich könnte für sie eine Reihe von gewichtigen Zeugen anführen — darunter weiland Bischof Dr. Friedrich Teutsch —, wenn ich's überhaupt für notwendig hielte. Trotzdem wäre es jedoch verfehlt, auf Grund dieser Erkenntnis den Bruder- und Schwesterschaften jede Lebensberechtigung abzusprechen, denn zweierlei haben sie noch immer für sich: daß sie in ihrem Rahmen die ganze Jugend halten und damit auch den letzten und gefährdetsten jungen Menschen in den heiligen Ring evangelisch-sächsischen Lebens einzufügen versuchen und dann — daß sie die jugendliche Gesellungsform der Gemeinde sind. Erst wenn sie auch nach dieser Richtung hin gänzlich versagen sollten, wären sie überlebte Gebilde.

Wäre es angesichts dieser Sachlage nicht am besten, die ganze frische Kraft und Begeisterung der Erneuerungsbewegung in die kirchlichen Jugendverbände hineinzuleiten, sie also von innen her zu verlebendigen? Ich habe diesem Gedanken selbst einmal in der vielfach falsch verstandenen Form Ausdruck gegeben: Wir müssen die Bruder-

und Schwesterschaften stürmen! Der Verwirklichung dieses Ziels stehen aber mancherlei ernstliche Hindernisse entgegen. Zunächst einmal das Mißtrauen, das man kirchlicherseits noch in vielen Gemeinden der von der Erneuerungsbewegung erfaßten Jugend entgegenbringt. Das hat vielfach örtliche und persönliche Gründe, hängt aber auch mit einer weiteren Tatsache zusammen, die nicht übersehen werden darf: Die Kirche will und übt vor allem „Jugendpflege", wenn auch in einer Form, die den betreffenden Verbänden eine gewisse Eigenführung zugesteht. Die heutige Jugend aber ist erfüllt und bewegt von einem neuen und starken Lebensgefühl, das bei aller Willigkeit zur Unterordnung sich nicht gerne nur als Gegenstand einer organisatorisch festgelegten Erziehung weiß, besonders wenn die Führung nicht durch lebendiges Vertrauen mit den jungen Menschen verbunden ist. Und so steht unsere heutige Jugend in breiter Front in einer Art „Jugendbewegung", zwar nicht mehr überhaucht von der morgendlichen Schönheit des ersten Aufbruchs, aber zusammengeballt durch den Ruf einer ernsten und großen Zeit. Wenn hier nun Spannungen entstehen, wenn einerseits die kirchliche Führung in Gemeinde und Landeskirche, andererseits das Elternhaus sich in ihrer zunächst durchaus berechtigten Stellung zurückgedrängt fühlen, dann ist das begreiflich, darf aber um des Führeranspruchs willen nicht zur Veranlassung werden, das Gute und Bedeutsame dieser Bewegung in seinen gesunden Auswirkungen auf unser Volksleben zu hemmen. Die heutige Jugend drängt gleichsam aus der gewohnten kirchlichen Eigenform ins Freie vor, nicht um der Kirche und ihrer Ordnung den Rücken zu kehren, sondern weil sie von dem gewaltigen Vorgang der Volkwerdung der deutschen Nation im Tiefsten ergriffen ist, weil die Idee der deutschen Wiedergeburt sie erfaßt hat. Darum hat sich diese Jugend auch bewußt in den Ring unserer Volksgemeinschaft hineingestellt und im Rahmen des Volksprogramms ihre zusammenfassende Form im „Siebenbürgisch-deutschen Jugendbund" gefunden. Es kann und darf unserer Volkskirche nicht gleichgültig sein, daß sozusagen vor ihren Mauern im freien Feld das deutsche Volk auch hierzulande sich wieder zu erheben beginnt, nicht um andere herauszufordern, auch nicht in chauvinistischem Haß gegen andere, von dem wir nichts wissen, sondern in entschlossener Bereitschaft zur Verteidigung der Rechte, die wir als eigengeschaffene Volksgemeinschaft für uns in Anspruch nehmen und nicht kampflos preisgeben dürfen!

Dabei bleibt die Kirche im äußeren und innersten Sinn auch in diesem Kampfe Hort und Halt: sie bietet letzte irdische Rechtssicherheit auf dem Grund des Gesetzes, sie bietet in aller Unsicherheit menschlichen Ringens und Sorgens die Sicherheit des Glaubens auf dem Grund der Ewigkeit! Aber sie müßte sich freuen, daß das Volk innerhalb der gottgegebenen und gesetzmäßigen Schranken zu neuem Eigenleben, zu neuer Kraft erwacht und nicht die Grenzen betonen, sondern in glaubender Zuversicht Brücken schlagen zu dem Volk, das sich eine neue Zukunft erkämpfen und bauen will. Wir ersehnen und erstreben doch alle die praktische Verwirklichung der deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien. Dann aber stehen wir vor dem selben ernsten und doch nicht unlösbaren Problem, vor dem unser Mutterland in gewaltigem Ringen gestanden hat und noch steht: unbeschadet der Trennung durch die verschiedenen kirchlichen Bekenntnisse eine nationale Lebenseinheit zu schaffen. Wenn nun aber die Kirchen ihren Führungsanspruch soweit spannen, daß für die gemeinsamen deutschen Belange sozusagen kein Freiraum mehr übrig bleibt, dann rückt das Ziel wirklicher deutscher Volksgemeinschaft in weite Ferne, wenn es nicht überhaupt Traumland bleibt! Der deutsche Reichskanzler hat in einer kürzlich gehaltenen Rede an die Studentenschaft das wahre Wort gesprochen: „Es gibt im Völkerleben Jahre, in denen die Entscheidung über Sein oder Nichtsein für kommende Jahrhunderte fällt." Wir leben in einer solchen Zeit, in der auch bei uns Entscheidungen fallen für große Zeiträume unserer Geschichte: Wir wollen hoffen, daß die Kirche dem jungen Geschlecht mit suchendem Vertrauen begegnet.

Aber — und das ist nun die zweite große Frage — liegt nicht gerade in dieser Verselbstständigung des nationalen Lebens eine große Gefahr für die Kirche, ja steht nicht die Erneuerungsbewegung aus diesem Grunde im Verdacht, eine äußere und allmählich dann auch eine innere Lockerung und Loslösung von der Kirche zu planen? Und sind dafür nicht Anzeichen vorhanden, gibt es nicht mancherlei Strömungen, die in einem tiefen weltanschaulichen Gegensatz zur Kirche stehen oder zu stehen scheinen, ja die gar das Evangelium und Christus ablehnen, weil sie einen „Deutschen Gott" ersehnen und eine Deutschgläubigkeit, die naturhaft-notwendig aus dem Blut der besonderen Rasse hervorwachsen soll?! Und das ist jadann die Entthronung des christlichen Gottes und die Vergötzuug der Nation! Gewiß, es gibt

Menschen auch bei uns, die solchen Strömungen und Bestrebungen nahestehen, es gibt Menschen auch bei uns — den Bauernstand nicht ausgeschlossen —, die mit dem Christentum zerfallen sind, es gibt Zweifler und Verneiner, es gibt Anhänger des Tannebergbundes, die wettern gegen die Juden, Jesuiten und Pfaffen aller Sorten und die träumen von einem neuen starken Gott-Glauben aus deutschen Wesenstiefen, an dem unser Volk und gar die Welt genesen soll, es gibt alle diese geistigen Auswirkungen einer gewaltig bewegten und erregten Zeit auch bei uns. Aber es ist ein großer Irrtum zu behaupten, daß solche Strömungen die Erneuerungsbewegung richtunggebend bestimmen und ganz besonders, daß die in dieser Bewegung stehende Jugend zum mindesten unkirchlich, wenn nicht gar unchristlich sei. Wie will man solches auch beweisen? Man sagt, sie besuche die Kirche nicht oder wenn ja, nur zu „Parteigottesdiensten", sie heilige den Sonntag nicht, sondern ginge in die Berge, sie setze zur Zeit des Gemeindegottesdienstes eigene, gesonderte Veranstaltungen an und dergleichen mehr. Was läßt sich hierauf antworten? Die Antwort muß beginnen mit einer ganz ernsten Frage vor unserem Gewissen: Warum sagt man das nur den völkisch erweckten, der dem neuen Volksgeist hingegebenen Jugend?! Gibt es nicht Hunderte oder gar Tausende von jungen Menschen, die keine Kirche besucht haben und besuchen seit ihrer Konfirmation, die ebenso in die Berge wandern, die kein geistiges Band mehr bindet an das innerlichste Leben der Gemeinde?! Ja, ich gehe weiter: Hand auf's Herz! Wie ist's mit den reifen und älteren Mitgliedern unserer Kirche, wie war's in den letzten Jahren und Jahrzehnten? Hat's nicht auch in unserer Mitte allerlei Menschen gegeben, die abseits standen vom Leben der Kirche, Zweifler und Verneiner, die den Zugang nicht fanden zu den geheimen Schatzkammern unseres christlichen Glaubens, die etwa im materialistischen Monismus standen oder sonst einer „freien Geistigkeit" huldigten oder gar einer selbstgemachten oder übernommenen Privatreligion bis hin zum Buddhismus und der Geistwissenschaft?! Müssen wir ehrlicherweise nicht Dr. Heinrich Zillich zustimmen, wenn er kürzlich in einer Sitzung des Kronstädter Presbyteriums über die Zusammensetzung unserer kirchlichen Körperschaften vom Gesichtspunkt wirklichen Glaubens aus sehr ernste und wahre Worte gesagt hat: „Wir haben gar kein Recht, uns christlicher Werte zu rühmen." Und sind alle die, welche nicht genug von der Vergötzung des Volkstums reden können, sich so sicher des eigenen starken Glaubens an Gottes Wahrheit in Christus?!

Also: Selbst wenn die gegen die Jugend erhobenen Vorwürfe restlos wahr wären, hätten wir nicht ohne weiters das Recht, in dieser Weise über sie Gericht zu halten. Nun entsprechen aber die oben erwähnten Tatsachen, wenigstens was die daraus gefolgerte Gesinnung anbelangt, keineswegs der Wahrheit. Denn die erneuerungsbewegte sächsische Jugend ist in der Mehrzahl nach ihrem besten Suchen und Ringen weder unkirchlich noch unchristlich! Soll ich mit Beweisen kommen? Trotz einer gewissen Scheu, hier feinste Dinge aus ihrer guten Stille hervorzuholen, sei einiges gesagt: Kreise dieser Jugend haben Rüstzeiten mit religiösem Charakter und vor zwei Jahren unter Führung von Stadtpfarrer Dr. Konrad Möckel eine religiöse Richtwoche abgehalten und ebenso Singwochen, die durch Vergegenwärtigung des edlen, alten und neuen deutschen Liedgutes vom schlichten Volkslied bis hin zum Choral echte Gemeinschaft wollen erleben lassen; andere haben in verschiedenen Orten die Pfarrer um Abhaltung von Bibelstunden ersucht, und etliche sind gar über Land gefahren — auch an kalten Wintertagen —, sie zu erreichen, oder sie haben sich untereinander in kleiner ernster Runde um das Buch der Bücher gesetzt; gemeinsame Veranstaltungen der Verbände, die der Erneuerungsbewegung angehören, finden selten ohne Kirchgang oder zum mindesten ohne einen Gottesdienst unter dem lichten Gewölbe des Himmels statt, am Morgen aber wird des Tages Arbeit mit einer kurzen Feier eingeleitet; eine Schar junger Menschen geht im tiefen Drang, auf armen und bedrängten, besonders führerlosen Gemeinden christ-deutsche Aufbauarbeit zu leisten, in die verschiedenen Ortschaften hinaus, veranstaltet Gemeindeabende und Gottesdienste, Adventfeiern und Passionsspiele, um mit den Volksgenossen zu echter Gemeinschaft des Glaubens und Lebens zusammenzuwachsen und Kräfte solcher Gemeinschaftsbildung zu erwecken; an Arbeitssonntagen unterbrechen sie das begonnene Werk, das sie wegen der verschiedenen Berufe der Jugendlichen nicht an einem Wochentag angehen können, um am Gemeindegottesdienst teilzunehmen; und einzelne junge Menschen lesen und ringen sich durch allerhand Bücher weltanschaulicher und oft auch religiöser Natur hindurch mit einem solchen Eifer und mit einem solchen Ernst, mit soviel drängendem Suchen, wie es seit lange wohl kein junges Geschlecht in diesem Maß bewegt und geradezu getrieben hat. Das ist das Bild, das wenigstens ein guter Teil unserer Jugend bietet. Aber auch die vielen anderen, die zunächst in völkischer Begeisterung

stehen, beweisen immer soviel guten Willen und Einsatzbereitschaft, daß sie, wenn auch nicht im Heiligtum, so doch nach einem schönen Wort von Professor D. Althaus im Vorraum dazu stehen. Sollen wir uns darüber nicht freuen? Sollen wir immer nur auf das hinstarren, was diese Bewegung an Dämonien umwittert? Man hat gesagt, der Nationalsozialismus sei von Gott geschenkt und vom Teufel umkämpft. Das sind alle großen geistigen Bewegungen der Weltgeschichte. Auch die Kirche und das Christentum, — nach einem ernsten Wort von Gorch Fock hat der Teufel gerade dort seine feinsten Fußangeln gelegt. Andererseits erhebt sich angesichts dieser Gefahren gewaltig die Aufgabe der Kirche, diese Jugend aus dem Vorraum ins Heiligtum zu führen, — denn sie ist nicht nur werdendes Volk, sondern auch werdende Kirche! Hier setzt unser letzter, innerlichster und schwerster Kampf ein: mitten unter unserem Jungvolk stehend und in menschlich-schönem Vertrauen auf ihr gutes Wollen gemeinsam zu ringen um den Segen starken und lebendigen Glaubens. Aber das ist nur so möglich, daß auch hier die Kirche keine Grenzen zieht, so sehr sie selbst um die klaren geistigen Grenzen weiß, daß sie vielmehr in alles notvolle Suchen und Irren, in alle Qual des Sehnens und Versagens, in alle menschliche Überhebung hinein das richtende und rettende Wort der Gotteswahrheit spricht, das uns in Christus wesenhaft aufgeleuchtet ist. Hüten muß sie sich nur, diese Gotteswahrheit mit der zeitgebundenen Lebens- und Gedankengestaltung ihrer selbst zu verwechseln. Darum muß sie immer selber ins Gericht! Auch ihre Bekenntnisse, sollte man an ihnen die Geister prüfen wollen, müssen sich immer wieder am letztgültigen Maßstab, der der Kirche gegeben ist, an der Bibel und an ihrem Christuswort und Christusgeist messen lassen. Nur das ist lebendige Kirche. Nach ihr ruft unsere Zeit, nach ihr ruft unsere Jugend! Der Kampf „um unsere Jugend" ist zuletzt ein Kampf um die lebendige Volksgemeinschaft, um die rechte Kirche und um die Christuswahrheit, die sie zu verkündigen hat.

Die linke Wange

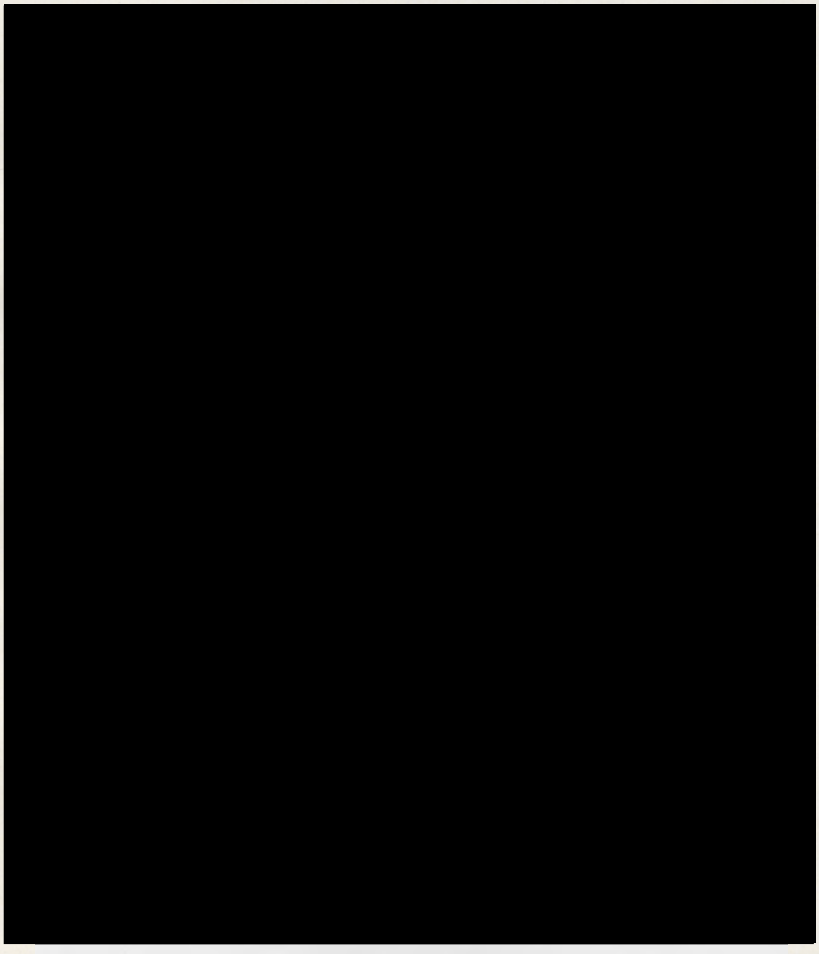
Von Hans Lienert

Der Bauer Martin Porr geht aufrecht und trägt den Kopf hoch. Seine Haare sind ergraut, aber die Stirn ist ungefurcht und das Auge ungebrochen. Keiner sah ihn je gebeugt. Das Leid hat ihn nicht klein gemacht und die Freude nicht gemein. Brach Unglück ins Haus, so verfuhr er mit ihm wie mit dem Ochsen, der den Blumengarten zertritt; der Ochs wird hinausgetrieben und man weiß: geknickte Blumen blühn nachher oft schöner und voller. Freude aber wird ohne Überschwang empfangen, manchmal wie eine störrische Magd genötigt, doch lenkt sie den natürlichen Fluß des Lebens niemals aus seinem Bett.

Es muß drum ein Besonderes sein, das den Aufrechten heute beugt. Er sitzt am Tisch, drauf ein weißes Tischtuch gebreitet ist, in dessen Mitte ein Blumenstrauß duftet. Ein dickes Bibelbuch ist vor ihm aufgeschlagen; die Linke stützt sein Haupt; die Rechte wuchtet zur Faust geballt daneben auf der Tischplatte. An der Wand tickt die alte Bauernuhr. Vor dem Spiegel, in zwiefachem Widerschein der sonnbeglänzten Fenster, steht Martha und schmückt sich zum Kirchgang. Die Stille des Sonntagmorgens erfüllt die Stube, aber ein unwilliges Räuspern aus der Brust des Bauern hat alle Vertraulichkeit, alle Ruhe daraus verscheucht.

Martin Porr liest sonst niemals in der Bibel. Seine Zwiesprache mit Gott ist Herzenssache und nicht eine Angelegenheit bedruckten Papiers. Er wechselt wenig Worte mit dem Herrn seines Lebens und behelligt ihn kaum je mit kleinlichen Anliegen seines Alltags. Das heilige Buch hält er wie einen geheimen Schatz, den man nicht anrührt, den man aber in sicherem Gewahrsam weiß und der vielleicht einmal letzter Not zu dienen berufen ist. Was der sonntägliche Gottesdienst bietet, das nimmt Porr entgegen als fließenden Ertrag dieser Anlage, und dieser Ertrag reicht aus als Unterhalt im gewohnten Tageslauf.

Heute ists offenbar anders. Aus der geballten Faust schnellt plötzlich der Zeigefinger vor und spießt, feindselig zitternd, ein Wort des Buches auf. „Nein!“ ruft er scharf, „das kann kein Mann!“ Und er erhärtet den Ruf mit einem Faustschlag auf die Tischplatte. Dann erhebt er sich, stößt das Buch eine Spanne weit vom Tischrand und verzieht dadurch das glatte Tischtuch in böse Falten. Martha wendet sich vom



Nagy Imre. Am Bache

Spiegel her, ihre Augen sind ängstlich aufgerissen, ihre Lippen, zur Frage geöffnet, bleiben stumm. „Komm her, Mädchen! Lies! Steht das wirklich da?“ Sein derber Finger streckt sich aufs Blatt. „Hier!“

Das Mädchen wagt nicht aufzuschauen und setzt sich nicht; aber ihre Stimme bleibt fest; was da steht, hat sie nicht zu verantworten. „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn..“ „Weiter!“ „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern, so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar.“ „Dies Letzte nocheinmal. Lies richtig, Mädchen!“ „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar!“ „So! Das steht geschrieben?“ „Ja, Vater.“ „Gut, Mädchen. Kehr dich um, sieh mich an! Ich bin dein Vater, du kennst mich. Glaubst du, daß ich das kann?“ Martha ist unsicher. „Ich weiß nicht, Vater, was Ihr meint..“ „Glaubst du, daß ich das kann, was dort geschrieben steht? Daß einer kommen darf, daß einer mich zweimal züchtigen darf, mich zweimal zuschanden treten?“ „Nein, Vater...“ sagt das Mädchen, und seine Stimme verklingt ganz dünn. „Nein, sagst du; nein! Ganz recht! Und warum erwartest du's von mir? Weshalb verlangst du's von deinem Vater? Du, als mein Kind?“ Sie schweigt und weiß nun, was gemeint ist. Nun kann sie nicht mehr leugnen. Nun sieht sie das Ende, — und ist entschlossen, sich drein zu fügen. Und wenn er nun kommt, ihr Freier, ihr Geliebter, Georg Herter, der beste unter den Burschen des Dorfs, — da wird er wieder gehn müssen, da wird er vor dieser Frage keine andere Antwort finden, als diese: „Nein“.

Und da tritt er zur Tür herein, denn er will seine Martha zur Kirche holen, will sie heute den Leuten zeigen als seine Erwählte. Er grüßt und bleibt an der Türe stehn. Der Bauer hat keinen Dank für ihn; keinen Gruß, keinen Wink der Hand, — nur einen eisig-strengen Blick. „Wer bist du?“ fragt Martin Porr und steht unbewegt wie eine Säule. Der Bursch errötet, bleibt unbewegt und antwortet: „Georg Herter, Ohm.“ Der Bauer wartet eine Weile. Die alte Uhr tickt hell dazwischen, sie mißt den Schritt der Zeit; bald muß die Glocke läuten und zur Kirche rufen. „Georg Herter“ wiederholt der Bauer, und sein Auge fängt an zu flackern. Der Bursche steht unbewegt und schweigt; sein Blick bleibt klar und fest. „Georg Herter! Weißt du, wessen Schwelle du betreten hast?“ „Ich weiß es, Ohm,“ gibt der Bursche einfach zurück. „Du weißt es! Dann weißt du auch,

Georg Herter, daß du mein Kind, die Anna, entehrt und in den Tod getrieben hast! Dann weißt du auch, Georg Herter, daß meine Frau aus Not und Kummer ihr nachgegangen ist!" Der Bursche sieht den Bauern an, seine Augen beginnen zu schwimmen, dann bittet er einfach und entschieden: „Verzeiht mir, Ohm!" Der Bauer überhört die Bitte und fährt auf. „Du weißt das, Georg Herter, und wagst es doch, vor mein Auge, über meine Schwelle zu treten?" „Ich kann nicht anders, Ohm. Grade drum, — ich will nicht ausreißen wie ein grindiger Hund . . ." Und nun verzieht sich des Bauern Gesicht zu einem grimmigen Lächeln. „Du kannst nicht anders? Ja, — so sehr haben dir's meine Töchter angetan?" „So sehr, Ohm, ja . . ." würgt der Bursch hervor. „Und ich soll anders können, — meinst du? Anders können, als ich muß?"

Die alte Uhr tickt weiter; sie schreitet mit der Zeit; noch ein paar Augenblicke, dann wird die Glocke läuten und zur Kirche rufen. Da winkt der Bauer. „Tritt näher! Hör zu!" Der Bursch gehorcht und tritt, wohin des Bauern Finger weist. „Lies, Mädchen! Du weißt, was ich meine!" Martha erwacht aus ihrer Erstarrung, beugt sich über das Buch und liest: „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar." Dann schweigt sie, ohne aufzuschaun.

„Das kann ich nicht, Georg Herter, — könntest du's?" fragt der Bauer mit zitternder Stimme. Der Bursche sieht ihn an. Er versteht, er sieht den Abgrund, vor dem diese Seele weint; er möchte vor Not und Verzweiflung aufheulen. Und dann kommt's über seine Lippen, einfach und bis ins Letzte entschlossen: „Ja, Ohm."

Der Bauer hat nicht ausgeholt; ohne Vorsatz und ohne Besinnung hat er gehandelt. Mit dem Ja des Burschen brennt ein Streich auf dessen Wange, die wie Feuer zündet. Das Mädchen flüchtet mit einem Aufschrei in den Winkel und wird von Schluchzen geschüttert. Die alte Uhr tickt noch zwei Schläge und kündet dann die zehnte Stunde. Da brüllt der Bauer mit einer Stimme, die aus bitterster Tränennot emportaucht: „Kannst du das, Bursche?" Der Bursche steht unbewegt wie eine Säule und sieht ihn an und sagt: „Ja, Ohm!"

Der Bauer holt zum zweiten Streich nicht aus. Ohne Vorsatz und ohne Besinnung reißt er den Burschen an seine Brust und hält ihn eine Weile fest. Vom Turm herunter aber hebt die Glocke zu läuten an und ruft durch den sonnigen Morgen hindurch zur Sonntagsandacht.

Idealismus und Wirklichkeit

Von Heinrich Zillich

Angesichts des Tiefstands der personenpolitischen Auseinandersetzungen, in die, von Lügen und Verdächtigungen eifrig gefördert, die weltanschauliche Aussprache unter den siebenbürger Sachsen vielfach entartet ist, wollen wir die Dinge sehen, wie sie sind. Wir wollen den Kern des Ringens, der von den meisten nicht erkannt wird, fassen. Und da begrüßen wir es, daß uns, die wir an den Zuständen der Oberfläche alle mitschuldig sind, ein Büchlein aufrüttelt und zugleich auf die Tiefen hinlenkt, die, besser als die Oberfläche, nicht hoffnungslos erscheinen. Es ist die Schrift, die Konrad Möckel im Verlag der Markusdruckerei unter dem Titel „Idealismus und Wirklichkeit" vor Weihnachten erscheinen ließ.

Das Buch kam zur rechten Zeit. Und es hat die rechte Haltung zur Zeit. Es ist ein kämpferisches Buch in jener verantwortlichen Haltung, die wir brauchen, um das Suchen und Wollen unserer Gegenwart zu verankern und zu veredeln. Mit einem Worte ausgedrückt: das Buch handelt von der wahren Bedeutung der Erneuerungsbewegung, die heute alles deutsche Volk durchdringt, nicht aber von einer Parteiform. Entscheidend für die Grundeinstellung Möckels sind seine Worte „Man täusche sich nicht: sollte es geschehen können — was Gott verhüten möge —, daß unsere Erneuerungsbewegung von irgend einer Macht niedergetreten und erstickt werde, dann ist es um unsere Zukunft geschehen und die Lebensformen unserer Väter gehören für immer nur noch der Geschichte und keiner Gegenwart mehr an". Dieses klare Bekenntnis zu der Bewegung schließt bei ihm eine weitreichende, ja eine unbeschränkte Anerkennung ihrer geistigen Forderungen ein, auch der Forderung auf Ganzheit, die heute so oft bekämpft wird. Er weist nach, daß es im Wesen einer wirklich das ganze Sein eines Volkes neugestaltenden Wandlung, die mit ihrer politischen Auswirkung allein gar nicht begriffen werden kann, begründet ist, daß sie den Menschen in allen seinen geistigen und kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Äußerungen erfasse. Daß sie ihn eben innerlich wandle. Geistig liberalistische Parteien forderten nur einen Teil des Menschen. Sie gaben ihm das weltanschauliche Gebiet meist zur privaten Bestellung frei. Sie waren damit von vornherein zu einer taktischen Aufgabenbegrenzung verurteilt, an

der sich auch ihr Bestand begrenzen mußte. Dagegen ist der Drang zur Erneuerung ein Aufbruch des Volkes aus seinen Tiefen, aus Tiefen, die viel mächtiger sind als ein gedanklich erfaßbarer Idealismus, ein Aufbruch, der einem Widerstand des Lebens gegen den Tod gleicht. Darum kann über dieser Bewegung, die eigentlich nichts weiter ist als das lebendig gewordene Volksgefühl, geistig nichts mehr anerkannt werden als der Schöpfer selbst. (Die Anerkennung der Rechts- und Staatsordnung ist eine Selbstverständlichkeit!) Die „Radikalisierung" des so lebendig gewordenen Lebensgefühls ist begründet und notwendig. Sie richtet sich schlechthin auf alles, was im Bereiche des Volkes vorhanden ist, und muß es tun, wenn sie ihren Sinn, der in dem Worte Erneuerung sprechend zum Ausdruck kommt, nicht verlieren will.

Durch diese Feststellungen, die zunächst den Umkreis des neuen Wollens und Fühlens feststecken und die Totalität ihrer Daseinsforderung bejahen, wird die Größe und Einzigartigkeit der Bewegung klar hervorgehoben, an der gemessen alles parteipolitische Wollen nebensächlich, gewissermaßen säkularisiert erscheint, wobei natürlich diese Bewegung als die elementare Bewegtheit des Volkes betrachtet werden muß, nicht als eine veränderliche äußere Organisationsform. Die Ganzheit ihres Anspruchs hat nun aber, so begründet sie im irdischen Bereich ist, eine Schranke an Gott. Erst, wenn diese Schranke nicht bloß beachtet, sondern ununterbrochen gefühlt wird, kann jener Ganzheitsanspruch wirklich segensreich werden. Jede Bewegung, auch eine aus Volkstumstiefen, ist eine Bewegung des Geschöpfes und darum endlich, vor Gott fragwürdig; sie ist Idealismus, also Bündelung ehrlichsten, reinsten Wollens, angerührt aus der Tiefe, aus ehrlichstem reinsten Empfinden, aber sie trägt die Gefahr der Verabsolutierung in sich. Sie kann sich, was in unzähligen Fällen mit Bewegungen des Idealismus geschah, selbst vergotten und die innere Beziehung zu Gott damit verlieren. Diese Beziehung setzt das Bewußtsein der eigenen Endlichkeit voraus, das Empfinden der eigenen Fragwürdigkeit und also das Gefühl der Sünde.

Möckel sieht die Gefahr der Erneuerungsbewegung darin, daß sie die in ihr wirkenden Kräfte des Glaubens, die in ihr zum Ausdruck gekommenen Triebkräfte mütterlicher Volkstiefen, die innerlich verknüpft sind mit den Hintergründen des Lebens und mit Gott selbst, abnabeln, zum gedanklichen Idealismus umwerten könnte, den dann nur die

Leidenschaft des zur Dämonie entarteten Glaubens antreibt. Es ist tatsächlich unverkennbar, daß die Erneuerungsbewegung solche Gefahren wirklich zeigt, ebenso wie es unverkennbar ist, daß sie in sich die Ansätze zu einer großen religiösen Erneuerung trägt. Notwendig ist es darum, daß sie, um nicht jener Gefahr zu unterliegen, sondern um diese verheißende Möglichkeit zu erfüllen, sich innerlich bewußt werde über die Rangordnung, die sie selbst einnimmt im Rahmen der Weltordnung. Sie muß sich selbst eingereiht wissen als ein vor Gott endliches Werk, dessen Wert von ihm allein abhängt. Ist dieses Wissen hergestellt, so kann sich ein lebendiger Grenzverkehr mit dem Ewigen entwickeln, der eigentlich nichts anderes ist als ein inneres Unterordnen und Selbstkorrigieren, als das Gefühl der Demut im Stolz der großen irdischen Aufgabe, die man aus bluthafter Tiefe erfüllt und auf die dergestalt auch ein Schimmer des Ewigen fällt, der allein die Ernte gewährleistet.

Wir wollen hier nicht alle Teile des Büchleins wiedergeben. Wir haben den grundlegenden Gedanken ganz kurz gezeichnet. Es sei noch darauf verwiesen, daß vom christlichen Bewußtsein her gewisse Hemmungen der Erneuerungsbewegung gegenüber leicht auftauchen können und zwar derart, daß der Christ die alles in Frage stellende Ausschließlichkeit Gottes so stark empfindet oder sie auch rein theologisch und gedanklich (eine Idealisierung des Glaubens selbst) so übermächtig in sein Bewußtsein stellt, daß er von dieser Wirklichkeit aus der Wirklichkeit des irdischen Lebens nicht mehr begegnen kann ohne sie abzulehnen. Da ergibt sich denn jene außerordentliche Spannung zwischen Christentum, Volksverpflichtung und Volksliebe, die die völkische Gleichgültigkeit mancher Christen bewirkt. Möckel wendet sich dagegen mit zwingenden Gründen. Die irdische Wirklichkeit muß erduldet und getragen werden, ja sie muß zur eigenen Sache gemacht werden; das heißt eigentlich: sie muß geliebt werden. Und darum wird auch für den Christen das Volk zur Aufgabe. So fern sich Gott als Schöpfer und der Idealismus als vergängliche Erscheinung sind, ewig im Range geschieden — sie suchen einander doch. Volk ist Schöpfung Gottes und darum eben Aufgabe, von ihm gesetzt. Aber die Beziehung zu ihm muß ständig bewußt und gefühlt bleiben, sonst wird Volk zur „verkappten Religion", zur Manie, zur Dämonie und führt damit letztlich in den Tod.

Die tapfere Schrift wird sicherlich von manchen mißverstanden werden,

die den Ernst der behandelten Frage nicht erfassen und aus der Bequemlichkeit ihrer Gedankenbauten zur Besinnung auf ihre eigene Eintäglichkeit nicht gelangen; sie rührt dennoch den Kern der Probleme an, die uns allen gestellt sind: die Frage nämlich, ob der Erneuerungsdrang, dessen Breite und Tiefgang zum Größten gehört, was je durch das deutsche Volk ging, diesen Weg durchhält oder nicht. Durchhalten kann er ihn nur, wenn er eine Verbindung findet zum Religiösen, (wobei das Kirchliche eine zweitrangige Angelegenheit ist) was zugleich ein Verzicht auf die eigene (nach oben gestreckte) unbegrenzte Bedeutung beinhaltet, aber damit erst den Gewinn der vollen reformatorischen Bedeutung sichert, die in ihm keimhaft liegt. Und wie für die gesamtdeutsche geistige Entwicklung ist die Frage auch an uns Sachsen gestellt. Allerdings wird man als Laie bei voller Bejahung dieser Anschauungen zur Bemerkung gedrängt, daß die religiöse Erneuerung warscheinlich auch die heutige religiöse Form abwandeln wird.

Das Generationsproblem in unserer sächsischen Bauernschaft

Von Hans Kaufmes

[redacted]

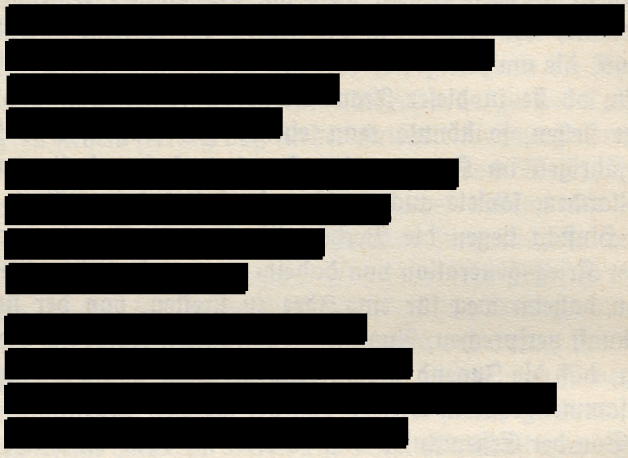






Mutter im Herbst

Von Kurt Scherg



Sinn und Berechtigung des Frauenstudiums im dritten Reich

Von Hermine Pilder-Klein

Die Hochschule des dritten Reichs steht vor grundlegenden Umwälzungen. Im 19. Jahrhundert und noch bis in die letzten Jahre hinein betrachteten die Hohen Schulen Deutschlands es als ihre einzige Aufgabe, Fachleute, Spezialisten heranzubilden. Diese Beschränkung auf die einzelnen Wissenschaftsgebiete konnte kein Bindemittel sein zwischen den einzelnen Fakultäten, sie verhinderte die universitas der Hörer. Statt bindend wirkte sie trennend. So hatten wir in Deutschland nicht den Studenten schlechthin, wir hatten den Theologen, den Philologen, den Mediziner, den Juristen usw.

Die neue Reform der Hochschule stellt demgegenüber als Bildungsziel auf, die Erziehung zum politischen Menschen. Im Vordergrund soll nicht mehr das Fachwissen stehen, sondern der Mensch, d. h. der Charakter. Wie die Grenzen zwischen Wissenschaft und Mensch gezogen und gehalten werden, darüber möchte ich hier keine Vermutungen äußern. Denn einerseits sagte der Philosoph Heidegger

bei der Übernahme des Rektorates in Freiburg, die Hochschule werde bleiben „die Hohe Schule, die aus Wissenschaft und durch Wissenschaft die Führer und die Hüter des deutschen Volkes in die Erziehung und Zucht nimmt. Der Wille zum Wesen der deutschen Universität ist der Wille zur Wissenschaft als der Wille zum geschichtlichen geistigen Auftrag des deutschen Volkes als eines in seinem Staat sich selbst wissenden Volkes". Auf der anderen Seite legt Eduard Spranger seine Auffassung von der Erziehung zum politischen Menschen (Die Erziehung, Nov. 1933) so dar: „Der Mensch ist weder nur vom Individuum noch ausschließlich vom Kollektivum her zu begreifen. Er steht in einem vorgeformten überindividualistischen Lebenszusammenhang, der sich offenbart in der blutmäßigen Verbundenheit der Geschlechterfolge mit der lebenden Generation, sowie in den Geistesmächten eines Volkes, wie Sprache, Sitte, die durch den Einzelnen hindurchleben. Politisch reif ist derjenige, der die Bildung eines Volkes in sich trägt als Gestalt und Verpflichtung." „Weil der Geist eines Volkes ohne den Einzelnen nicht leben kann, deshalb ist der Einzelne der Ort, an dem nicht nur die Verantwortung für den Bestand des bereits geformten Geistes aufleuchtet, sondern auch die Entscheidung über seinen zukünftigen Gang ausgehalten und ausgefochten werden muß. Schon deshalb bleibt Zielpunkt der Erziehung, auch in einem kollektivistischen Zeitalter, immer der Einzelne. In der Technik des Wehrdienstes oder im Arbeitsvollzug das Entscheidende zu sehen, ist falsch. Das Entscheidende ist die Gegenwart des überindividuellen Geistes in jedem einzelnen Gliede und also das verantwortliche Gliedschaftsbewußtsein jedes einzelnen".

Hier, wie gesagt, sollen keine Vermutungen geäußert werden über die Art und Weise, wie die verantwortlichen Männer in der Praxis die schwerwiegende Frage der deutschen Hochschulreform lösen werden. Das durch Heidegger und Spranger eben erläuterte neue Bildungsideal hingegen bietet wieder einmal Gelegenheit, im Zusammenhang damit über Sinn und Berechtigung des Frauenstudiums in Deutschland nachzudenken.

Es versteht sich von selbst, daß in einem Lande, das die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes zu seinen vornehmsten Aufgaben rechnet und das die Volksgemeinschaft über alles stellt, die Frau einen ehrenvollen und geachteten Platz einnimmt. Der Reichspropagandaminister sagte am 11. Februar in seinen grundsätzlichen Aus-

führungen zur Frauenfrage: „Es sind (zwischen Mann und Frau) zwar artgemäße Differenzen festzustellen, aber „keine Leistungs- und rangmäßigen Differenzen." Er sagte weiter: „Wir müssen uns auf das erbitterste gegen die Unterstellung verwahren, ... daß wir die Absicht hätten, die Frau aus dem öffentlichen Leben und aus den Berufen herauszudrängen."

Es ist bei solchen Ansichten der führenden Männer und angesichts des verhältnismäßig geringen Prozentsatzes der deutschen Akademikerinnen eigentlich nicht recht begreiflich, wieso die Frage des Frauenstudiums in letzter Zeit soviel Staub aufwirbeln konnte. Sicherlich hat die Überfüllung der geistigen Berufe ihr Teil dazu beigetragen. Richtig genährt und zum Lodern gebracht wurde sie aber erst durch die neugestellte grundsätzliche Frage: „Dient das Hochschulstudium dem eigentlichen Beruf der Frau, Mutter und Hausfrau zu sein?"

Der Überfüllung des Arbeitsmarktes soll gesteuert werden durch das bekannte Auslesеverfahren, das im kommenden Studienjahr für das ganze Reich insgesamt 15,000 Studierende, davon 10% weibliche, zuläßt. Aber sie steht an Bedeutsamkeit weit hinter dem zweiten, eigentlichen Problem zurück.

Ein Problem neugestellt, aber nicht neu. Es ist so alt wie die Frauenbewegung selbst und wurde seit den 80er Jahren von den Frauen erörtert gerade auch im Zusammenhang mit dem Frauenstudium und mit immer neuen Pflichten; man sagte gerne „Rechte". Wird jetzt die Frage als etwas ganz Neues hingestellt, wobei Niveau und Haltung der Diskussionen erschreckend tief unter dem der 80er Jahre bleiben, so ist das nicht nur für die Frauen merkwürdig und betrübend. Und wenn man augenblicklich in Deutschland in gewissen Kreisen die Dinge so hinstellen will, als seien die akademisch gebildeten Frauen als unumgängliches Übel der Gemeinschaft zwar notwendig, durch die einseitige Vorbildung, die sie auf der Hochschule erhalten haben, aber ihrem eigentlichen Beruf entfremdet oder gar untauglich dazu geworden, so zeigt das nur, daß man sich über das Ziel der Frauenbildung zwar allmählich einig wird, nicht hingegen über die geistigen Voraussetzungen, die heute mehr denn je zur wissenden und verantwortungsbewußten Ausübung des Mutterberufs in Deutschland gehören.

Ich sage absichtlich „in Deutschland", denn es liegt auf der Hand, daß die Verpflichtung und Verantwortung, die die Glieder der Volks-

gemeinschaft — also auch die Mütter — dem Ganzen gegenüber haben, in einem bestimmten Verhältnis zur Kulturhöhe dieses Ganzen stehen. Was im Folgenden also gesagt wird, dürfte keineswegs auf jedes andere europäische Land anzuwenden sein.

Wogegen richten sich nun die Einwände, die man neuerdings gegen das Universitätsstudium der Frauen erhebt? In der Hauptsache gegen die „Vermännlichung" der jungen Mädchen, gegen das Untauglichwerden zur Fortpflanzung und schließlich gegen den Egoismus, der auf den Universitäten ja geradezu gezüchtet werde, weil sie die eigene Leistung und das eigene Fortkommen in den Mittelpunkt der Arbeit stellen. Diese drei Punkte können hier mit einigen Worten erledigt werden. Die Menschen schließen im allgemeinen etwas leichtfertig von der Schale auf den Kern. Man sollte gerade bei der Beurteilung von Studentinnen nie vergessen, wie wenig Zeit und noch weniger Geld ihnen neben meist sehr anstrengender Arbeit zur Pflege ihres Äußeren übrig bleibt! Sollte nicht jeder vernünftige Vater während der Studienzeit seiner Tochter lieber das Innere auf Kosten des Äußeren sich entfalten sehen, als umgekehrt? Ein Zeichen der „Vermännlichung" seines Kindes wird er darin schwerlich sehen. Daß es unter den Hochschülerinnen dennoch einen größeren Prozentsatz „männlich veranlagter" junger Mädchen gibt, als beispielsweise auf einer Frauenschule, liegt daran, daß sich vom Studium von vorneherein eher ausgesprochen verstandesmäßig begabte Mädchen angezogen fühlen. Die wären aber auch auf einer Frauenschule nicht anders. Nur daß sie, wie gesagt, dort weniger dicht gesät nicht so auffällig in Erscheinung treten.

Der andere Einwand, das Studium mache die Frauen „infolge geistiger Überanstrengung zur Fortpflanzung untauglich", entbehrt jeder sachlichen Grundlage. Wahr ist, daß die Frau sich in Examenszeiten häufiger und leichter überarbeitet, als der Mann, weil sie, was sie tut, mit ganzer körperlicher und seelischer Hingabe zu tun pflegt. Die gesundheitlichen Störungen, die sich hieraus ergeben, sind vorübergehender Natur.

Auf den Einwand endlich, das Studium züchte den Egoismus, ist zu erwidern: ja, sofern jener „heilige Egoismus" Hermann Stehrs gemeint ist, der nicht außerhalb seiner selbst umhersucht, sondern sich ganz auf die Vollendung und Steigerung des eigenen Ich wirft. Jener „Individualismus", der einmündet in die im Jenseits verankerte Persönlichkeit, jener Wille zur eigenen Vollendung aus der Über-

zeugung heraus „ich diene dem Ganzen am besten, wenn ich selbst ein Ganzes bin".

Ist man einmal so weit, dann hat sich der „Egoismus" freilich schon in den Willen und die Verpflichtung zur Gemeinschaft verkehrt, in jenes Gliedschaftsbewußtsein, das nach Spranger das Kennzeichen des politischen Menschen ist. In eine Wesenseigenart also, die ja gerade das Ziel der umgestalteten deutschen Hochschule sein wird. Und dies ist für uns Frauen das Tiefbefriedigende: dieses Bildungsziel schließt wie keines zuvor das Bildungsziel der Frau „Erziehung zur Mutter" in sich; es hat ebensosehr im Auge die Vorbereitung zum bewußten Vatertum, als zum bewußten Muttertum. Nicht die Vorbereitung auf die physiologische Elternschaft, sondern das immer wache Bewußtsein von der Verantwortung, die „das Erbe der vorhergehenden durch die gegenwärtige in die kommende Generation trägt". Es wird von nun an nicht mehr bloß immer wieder davon geredet und geschrieben werden, daß die Familie die Zelle des Volkslebens ist und die heilige Aufgabe der Mutter bei der Jugend und bei der Zukunft des Volkes liegt. Sondern je eingehender man das neue Bildungsziel prüft, je mehr man sich praktisch in seine Verwirklichung versenkt, desto selbstverständlicher wird der Platz der Frau als Lehrende und Lernende an dieser Stätte sein, wo wie nirgend sonst zur Verantwortung gegenüber dem Geist der Nation im gegenwärtigen und kommenden Geschlecht erzogen werden und die Entscheidung über die künftige Gestaltung dieses Geistes liegen soll. Dies, je mehr das Verständnis für die volksschaffende und volksbildende Bedeutung der Mutter erwacht. Auf der Hochschule werden ihr Herz und Verstand aufgehen für den ganzen Raum ihres künftigen Pflichtenkreises, was die Weite, die Tiefe und auch die Grenzen anbelangt. Dies gerade auch, je folgerichtiger alle jene Einrichtungen für die Studentin ausgebaut werden, die das beste Gegengewicht gegen ihre „Intellektualisierung" bilden: Arbeitsdienst, Frauendienst (Ausbildung im Luftschutz, Nachrichtenwesen und Sanitätsdienst), Hilfe in der Volkswohlfahrt, Teilnahme am Arbeitskreis eines Amtes für Heimatspflege, nicht zu vergessen das Frauendienstjahr, das von der „alten Frauenbewegung" mit besonderer Genugtuung begrüßt wird, weil H. Lange es seit dem Jahre 1906 erfolglos gefordert hat.

Und da ist noch ein Punkt, der von allen denkenden Frauen begrüßt werden wird: die strenge Auslese, die für das kommende

Studienjahr in Aussicht genommen worden ist. Je entschlossener und erschlossener sich die künftigen Jung-Akademikerinnen geistig, seelisch und körperlich der Zucht und Formung der Universitäten zu unterwerfen bereit sind, desto dringender müssen sie im Interesse des Ansehens des Frauenstudiums fordern, daß sie befreit werden von jenem Rattenschwanz unsicherer, unbegabter, zweifelnder, oft allzu „weiblicher" Mitläuferinnen, die sowohl für die Universität, als auch für die Studentinnenschaft eine nicht zu rechtfertigende Belastung darstellten. Hinfort sollen nur die wirklich Begabten und Berufenen zur Universität gehen, die, von denen zu erwarten ist, daß sie sich „im Feuer der geistigen Arbeit als wertbeständig erweisen" (Gertrud Bäumer). Sie allein werden den Ruf der Pflichten, der durch die Universität an sie ergeht, begreifen und ihm folgen lernen.

Sie allein werden auch die richtige Einstellung, den „Willen zur Wissenschaft als Wille zum geschichtlichen, geistigen Auftrag des deutschen Volkes" finden. Man kann nicht mehr Volk sagen ohne die Frauen mitzudenken und man wird nicht mehr von dem „mithandelnden Wissen um das Volk" sprechen, „ohne damit die Aufgabe zu stellen, eine weibliche Führer- oder Hüterschar zu bilden, die aus ihrem Wesen heraus mithandelnd um das Volk weiß und im höchsten Sinne wissend für das Volk handelt". (Gertrud Bäumer)* Denn es gilt heute die große Aufgabe, die Vorbedingungen zu schaffen für die einheitliche deutsche Kultur. Die Frau webt mit dem Manne gemeinsam das lebendige Kleid des Volksgeistes — Muttersprache und Vätersitte. Allem aber, was eine echte Frau erfaßt und gestaltet, prägt sie ihren eigenen Stempel auf. Das weibliche mit dem männlichen Kulturbild zusammen ergeben erst die Weltanschauung des Menschen. Erst bei einem spielgerechten Wettstreit mit der Frau wird aber auch der Mann seinen eigenen Klang in voller Reinheit finden. Die Frau soll nicht das gleiche schaffen, wie der Mann. Gerade die Andersgeartetheit der Frauenarbeit soll gefördert werden. Die umgeformte deutsche Hochschule wird den Dozentinnen und Studentinnen hoffentlich das nötige Selbstvertrauen geben, damit sie sich ihre eigenen Methoden suchen und ihren eigenen Beitrag zur Erforschung und Darstellung der geistigen Wirklichkeit erarbeiten können. Sachgerechte und gleichzeitig ursprüngliche Leistungen wird für gewöhnlich nur die als

* Vgl. zum folgenden den schönen Aufsatz von Dr. Maria Schlüter-Hermkes, Die Selbstbehauptung der Frau an den deutschen Hochschulen. „Die Frau". Januar 1934.

Mitarbeiterin und Kameradin geachtete Frau hervorbringen. Denn in einer männlich vorgeformten Welt ist jedes echte Werk aus Frauengeist ein sehr verletzliches Gewächs, das schwer an die Sonne kommt. Es muß mit Liebe von der mütterlichen Erde der Nation empfangen und getragen werden.

Je wehrhafter die Männer sind, umso gebildeter müssen die Frauen sein. Denn die Güter der Nation, die der Mann verteidigt, bleiben nur dann bestehen, wenn sie immer wieder im Geiste und Herzen der Frau dem Leben neu verbunden werden. Bestätigung und Bildung ihrer tiefsten geistigen Leidenschaft erwartet die Frau von der Hochschule. So wird sie sie von neuem und für immer erobern.

Der Leierkasten

Von Jon Sân-Giorgiu

Und unten auf der Straße seh' ich wieder
Den Greis und seines Vogels blau Gefieder,
Der sich nunmehr zu meinem Fenster kehrt
Mit dem verstimmten Leierkasten
Und alte Lieder spielt auf immer gleichen Tasten,
Als sei die Zeit am Wege umgekehrt.

Ich seh' auf ihn, den kleinen Papagei,
Der seine Zettel aus der Schachtel zieht;
Ich seh' und hör' — doch von der Dudelei
Versteh' ich nichts, indes das Lied
Vergessene Märchen aus dem Schlaf gesungen
Und an begrabne Zeit Erinnerungen.

O, ist vielleicht auch meiner Liebe Fleh'n
Für dich nur eines Leierkastens seufzend Dreh'n
Und eines Papageis Geleit,
Von dem du dir die Märchenzettel ziehst,
In denen du doch heute nicht mehr liest —
Süßliche Mär sentimentaler Zeit?

Doch horch, es schweigt des Leierkastens Lied,
Der Mann heischt milde Gaben für die Zettel —
Vor deine Fenster meine Liebe zieht
Wie ein unnützes Flaschinettel,
Das in der Lederbrust hält eingespannt
All meines Leidens ganzen Unverstand .....

(Übersetzt von B. Capesius)

Rundschau

Sächsische Chronik. Wer in einer Monatsschrift die Ereignisse im Dasein eines Volkes betrachtet, hat die Möglichkeit, das bloß an den Tag Gebundene vor dem wirklichen Geschehen zurücktreten zu lassen. Er kann in gewissem Sinne abschließend sprechen. Diese Möglichkeit ist niemals so dankbar empfunden worden wie jetzt, wo über einen Monat der unerhörtesten sächsischen Verwirrung und Kampfentartung gerade in dem Augenblick berichtet werden soll, wo sich die Verkrampfung teilweise löste. Darum können wir uns bei der Schilderung der Ereignisse verhältnismäßig kurz fassen, nicht etwa, weil sie eine genaue Darstellung nicht erforderten, sondern weil sie eigentlich nur bei einer Charakterdarstellung der Menschen, die sie entstehen ließen, in voller Klarheit wiedergegeben werden können. Wie selten in unserer Geschichte trat das Allzumenschliche entscheidend vor. Diese Motive zu schildern, so reizvoll es sein mag, soll der Zukunft oder Dichtung überlassen bleiben. Hier gehen wir darüber hinweg, wohlwissend, daß dadurch die Einprägsamkeit des Bildes leidet.

Anfang März erschien unter dem Titel „Zur Klarstellung der Lage, ein Wort an alle Sachsen", ein Flugblatt unseres Bischofs, das schon durch seine äußere Form Aufsehen erregte, denn war ein solches Mittel zur Äußerung bischöflicher Ansichten neuartig, so umsomehr die Verkoppelung mit einer viele Seiten füllenden Veröffentlichung von Vertrauenskundgebungen, die dem Bischof nach dem bekannten 22. Januar zugekommen waren. Das Schwergewicht des Aufsatzes lag auf dem zweiten Teile, wo der Bischof, nachdem er seine Stellungnahme zu den Ereignissen des 22. Januar geäußert hatte, einen Beweis für die programmatische Kirchenfeindschaft der NEDR auf Grundlage ihres Dienstbuches zu führen unternahm. Dieses Dienstbuch, nur wenigen in der Bewegung bekannt, war im Herbst in Kraft gesetzt, aber gerade in dem Teile, auf den sich der Bischof bezog und der die Haltung der Angehörigen der Bewegung in Kirchenkörperschaften regelte, nicht durchgeführt worden. Dieser Teil bringt zum Ausdruck, daß jedes Mitglied der NEDR auch in den Körperschaften als ein Beauftragter des Führers zu handeln habe; es solle die Lebensdauer des „Systems", also der in den Körperschaften wirkenden geistigen Verfassung der Mehrheit, nicht verlängern, ihre Pläne auskundschaften und vereiteln, wenn sie gegen die Bewegung und das Volkswohl gerichtet sind. Bischof Glondys deutete diese Sätze folgendermaßen: „hier wird also die bestehende kirchliche Organisation kurzweg als das ‚System' bezeichnet." Er kam durch diese Deutung zur Folgerung, daß

die Erneuerungsbewegung die Kirche und ihre Ordnung unterminieren wolle, ein Vorwurf, der durch das tatsächliche Verhalten der Mitglieder der NEDR innerhalb der Kirche nicht begründet werden kann. Gegen den Vorwurf konnten sich die Mitglieder der NEDR als Angehörige der kirchlichen Körperschaften nicht anders wehren, als durch die Beantragung der Disziplinaruntersuchung wider sich selbst. Allerdings ließ der Bischof die Frage des praktischen Verhaltens dieser zahlreichen Männer völlig unerwähnt. Es ging ihm also darum, eine formale Frage zu klären.* Es wurde nachher verschiedentlich betont, daß eine solche Klärung ohne Zuhilfenahme der Öffentlichkeit möglich und nötig gewesen wäre, aber wenn heute der Streitfall beendet ist, so wollen wir der Fügung danken, daß gerade durch seine Öffentlichkeit eine restlose Lösung ermöglicht wurde.

Es muß klar ausgesprochen werden, daß der Bischof, mag er Einzelheiten des Dienstbuches mißdeutet haben, ein Recht hatte, jede, wennauch bloß in Worten niedergelegte und niemals durchgeführte Beeinflussung von Kirchenangestellten und kirchlichen Würdenträgern innerhalb des kirchlichen Rahmens abzulehnen. Seine Aktion entwickelte sich dahin, daß das Landeskonsistorium in zwei Verfügungen die kirchlichen Angestellten verpflichtete, aus der NEDR und anderen Verbänden auszutreten, die sie einer nichtkirchlichen Disziplinarordnung unterstellen. Damit wurden die Kirchenangestellten, die es betraf, einer schweren Gewissensqual ausgeliefert, weil sie sich, wenn sie die Verordnung erfüllten, mittelbar schuldig erklärten, was sie nicht waren, oder, falls sie sie nicht erfüllten, ihr Brot verlieren konnten.

Anderseits enthielt das Dienstbuch manches Unhaltbare und auch als Symptom Abzulehnende. Es mußte verschwinden, das war klar. Und es verschwand auch. Inzwischen trugen jene Kreise, die sich schon früher politisch um den Bischof geschart hatten, nun unter dem Namen „Einheitsbewegung" das neu erhaltene Kampfargument in zahlreichen Versammlungen aufs Land, wobei sie Gesinnungsgegner zumeist ausschlossen, was zu vielen Zwischenfällen führte.

Die Zurückziehung des Dienstbuches, ein Vorteil auch für die NEDR, bot schließlich die Grundlage einer Vereinbarung, die das Verhältnis zwischen der Kirche und der NEDR regelte, indem es die kirchlichen Angestellten in kirchlichen Dingen einzig nur der Kirchendisziplin unterstellte, ihnen die weitere Mitgliedschaft an der NEDR gestattete, die Heranziehung der Schuljugend für Parteizwecke verbot und die Beeinflussung der schulentlassenen Jugend ins gemeinsame Einvernehmen stellte. Die Vereinbarung ist, selbst nach Beseitigung des Dienstbuches, nur mühsam erreicht worden, — sie ist aber vorbehaltlos zu begrüßen. Das Verhältnis zwischen Erneuerungsbewegung und Kirche ist geklärt. Dank sei allen, die dafür positiv tätig waren.

Der politische Kampf ist nicht beendet. Worum geht es eigentlich? Die Einheitsbewegung behauptet: nicht mehr um weltanschauliche Dinge, sondern um die Methoden.

* Was sich auch darin äußerte, daß er die Instruktionen für die längst aufgelösten Selbsthilfearbeitsmannschaften polemisch erwähnte. Diese Instruktionen sind — wie man aus einer Rede des Volksratspräsidenten ableiten muß — seit noch längerer Zeit auf Grund einer Vereinbarung zwischen Kirche und NEDR über die Jugendorganisationen gegenstandslos geworden, da jeder Vertrag gegenteilige frühere Bestimmungen auflöst. Die Vereinbarung war nach Inkraftsetzung des Dienstbuches geschlossen worden, was der Bischof vergessen zu haben schien, als er nun auf jene Dienstbuchstellen zurückgriff. Oder aber: er focht den formalen Bestand des Dienstbuches an, gleichgültig, ob einzelne Teile noch in Kraft standen oder nie in Kraft getreten waren. Er focht es an als ein symptomatisches Bekenntnis der NEDR und dazu mußte ihm das Recht zugebilligt werden.

Wenn dies stimmt — was man in zahlreichen Fällen leider bezweifeln muß —, wenn es wirklich nicht um personenpolitische Fragen geht — was man bedauerlicherweise oft anzunehmen geneigt ist —, wenn es wirklich um die besten Methoden geht, unser Volk im Rahmen dieses Staates unter Bejahung seines Wesens zu entwickeln, ja dann setzen wir uns doch endlich zusammen, denn über Methoden ist eine Einigung unschwer zu finden, wenn man das Gleiche will. Die Grundlage ist das Volksprogramm.

Eine zehnjährige Vorbereitungsarbeit legte ihr Ergebnis in dem Volksprogramm nieder. Wir, die in dieser Zeitschrift wirken, haben es mitgeschaffen und finden unseren Sieg darin. Darum wollen wir, daß es lebendig werde. Aber wir müssen feststellen, daß es dem Volksprogramm nicht entspricht, die Körperschaften noch weiter arbeitsunfähig zu lassen. Es war bisher, wo es ums Ganze ging, eine selbstverständliche Pflicht jedes Sachsen, auch dann die Parole zu befolgen, wenn man sie für unrichtig hielt (wie sich auch bei den letzten Wahlen erwies). Unsere Volksparole kann heute nur lauten: Zurück in die Körperschaften. Machen wir sie arbeitsfähig und fähig, den noch andauernden Anschauungskampf auszutragen und ihn in der großen Öffentlichkeit aus seiner heutigen Verwilderung auf eine Ebene zu heben, wo nicht Monologe gehalten werden, sondern Rede und Antwort Mann zu Mann gegeben wird. Es gibt Menschen unter uns, die von der Wahrheit einer solchen Aussprache vieles zu fürchten haben.

Sollen uns diese Menschen hindern, eine Einigung zu finden! Nein, nein, nein! Kehren wir vor der eigenen Türe und gehen wir über die Sünden der Vergangenheit hüben und drüben hinweg und suchen wir ehrlich, unsere Körperschaften arbeitsfähig zu machen. Das ist seit Monaten das wichtigste Ziel. Denn der gegenwärtige Zustand höhlt unser Volk ethisch aus. Aufbau, Aufbau ruft nach uns auf allen Linien. Es ist die Stunde da, ihn in den Vordergrund zu schieben.

Heinrich Zillich

Ein geistliches Arbeitslager in Siebenbürgen. Im Angesichte der hellschimmernden Hochgebirge fand in dem im Schnee in herber Lieblichkeit erstrahlenden Alttal, in dem von dem Park mit den rauschenden Bäumen, den schneegebeugten, dämmerigen Alleeen, den weißen Wiesen umfriedeten Brukenthalschlößchen zu Freck das erste geistliche Arbeitslager in Siebenbürgen statt. Von Dr. Konrad Möckel, dem jugendlichen Stadtpfarrer von Kronstadt und glühenden Kirchenmanne geladen, kamen die Berufenen, meist junge Pfarrer, freudig aus allen Gauen Siebenbürgens von schwerem Posten in den gefährdeten Dörfern, in den aufgewühlten Städten zu der gemeinschaftlichen Rüstzeit herbeigeeilt.

In dem Mittelpunkte des Suchens stand die christliche Gemeinde, zu der das letzte Wort wohl der paulinische Epheserbrief sagt, das die Ausleger freudig ergriff. Dazu trat die Beschäftigung mit Martin Luthers Schriftchen „Von der Freiheit eines Christenmenschen", dieser wundervollen „Summa eines christlichen Lebens." Neue und kühne Wege wurden für die Verkündigung des Wortes, die Predigt, für Leben und Zucht der Gemeinde, für dörfliche Seelsorge, für die Abwehr der sich von der Gemeinde absondernden Sekten, diesen Zuchruten der Kirche, aus wahrer Glaubenshaltung gewiesen. Neben die ganz neue Sicht des alten Testaments, das die Macht des Herrn der Geschichte in einem von bösen Leidenschaften gezeichneten Geschlecht durch den Mund der Propheten

aufzeigt, trat der Blick in die unheimlich von ähnlichen Dämonien geschlagene Gegenwart. Bischofsvikar D. Friedrich Müller trat der aufstrebenden Jüngerschaft mit Rat und Tat aus dem reichen Schatz seiner christlichen Erfahrung zur Seite.

Von der Morgenandacht bis zu dem Abendlied schloß eine klargefügte Lebenshaltung den brüderlichen Kreis zusammen. Immer wieder kühlten sich die heißen Köpfe in der klaren Winterluft bei dem Laufschritt über den knirschenden Schnee der Parkwege. Immer wieder vereinte das Tischgespräch die von Tag zu Tag wechselnden Nachbarn oder der Spaziergang durch den weißverhangenen Park die Freunde zu vertraulicher Aussprache. Immer wieder führten die Abende die Teilnehmer hinaus aus dem Kreis in die Gemeinden des Alttals.

In die Gemeinden des Alttals brachte der Abend sie zu der Arbeit in den Bibelstunden, die unter lebendiger Teilnahme der ganzen Bauernschaft stattfand. Bald führte er sie in den von einer sich drängenden Menge von Andächtigen erfüllten Schulsaal von Freck, bald mit klingendem Schlitten unter sternenklarem Winterhimmel in den großen, von einer erregten Zuhörerschaft besetzten Gemeindesaal von Girelsau, bald in die versammelte Gemeinde des von dem Himmelsauge seiner Abtei gekrönten Kerz. Dieser Vorstoß in die heimatliche, heute auch aufgestörte Dorfwelt mit seinem Geben und Nehmen aus ewigem Grunde, mit seiner Aussaat in die Weite ließ die Arbeit fortwirken in die Gemeinden.

Der letzte Abend vereinigte die Brüder in dem alten, traulichen, von flimmerndem Kerzenlicht erhellten Dorfkirchlein von Freck zum heiligen Abendmahl.

Die Tage, die die Erschienenen in den großen Räumen des alten Schlosses beherbergten, waren von der fruchtbaren Unruhe, die den Gläubigen nie mit sich selbst zufrieden werden lassen, und von dem Frieden, den er endlich in Gott findet, erfüllt. Von dieser Unruhe und von diesem Frieden, die überall da sind, wo man sich mit ganzem Ernst unter Christi Wort stellt. So entstand hier etwas von der christlichen Grundhaltung, die, sich ihrer ewigen Sendung bewußt, mit ungeheurer Bewegtheit, mit letztem Verantwortungsgefühl und unbeugsamer Wahrhaftigkeit in die Trägheit der Welt einbricht. Das heilige Erlebnis dieser Tage bestärkte uns, trotz all dem Dunkel, das uns umgibt, in dem Glauben an die kommende, lebendige, lichte Kirche inmitten unseres von Außen und Innen auf das äußerste bedrohten Volkes.

Ernst Jekelius

Abschiedsausstellung Grete Csaki-Copony. Frau Grete Csaki-Copony, die, ein schwerer Verlust, nach Deutschland geht, nimmt mit einer eindrucksvollen Ausstellung, die in Hermannstadt und Kronstadt gezeigt wird, Abschied von uns. Wir sehen da Bilder, hinter denen ein großes, wirkendes Erlebnis steht. Die glühende, feurige Leuchtkraft der Farben, die uns in diesen Bildern überrascht und gefangen nimmt, sind ein Zeichen der entscheidenden Größe des neuen Weges, den sie kühn einschlägt. Wir erleben durch diese Künstlerin bei dem Anblick ihrer Bilder, wie immer, wenn sie eine Zeit hindurch vor unseren Blicken verborgen an ihrem Werke war, neue, überraschende Verheißungen. Solch überraschende Verheißung tritt uns vor Allem aus ihrem Erlebnis des Winters entgegen, das uns eine ganze Reihe von Bildern vermittelt. Da ist eine Symphonie des Winters voll klirrendes Frosts und sprühender Kälte. (Winter). Vor blauen Bergen unter grauem Himmel erhebt sich ein klüftiges Hügelgelände, in dessen Schneeschroffen Kinder ihre Schlitten lenken,

während im Vordergrund eine rotgefrorene Frau im gelben Schafpelz den buntgestreiften Zwerchsack am Rücken mit ihren Kindern heimwärts eilt. Da ist ein dörfliches Winterbild voll Stimmungsgehalt (Michelsberg im Winter), die blauen Häuschen voll Schnee, der Dorfplatz von dunkeln Bauerngestalten und zottigbraunen Kühen belebt, während der Weg, der sich auf den Berg öffnet, von rosiger Abendröte überstrahlt ist. Da ist ein feines winterliches Bild in Weiß und Schwarz des von farbigen Häusern umschlossenen Großen Rings. (Großer Ring). Da ist vor Allem ein kleiner Hof mit seiner beschneiten blauen Hühnersteige, mit seiner braunen Hundehütte, dem grünen Geländer und einem kleinen Eisengitter außerordentlich heimlich (Kleiner Hof).

Daneben sind es wieder die Kinderbilder, die uns bei dieser Malerin entzücken. Da ist ein kraftvoll und lebendig geschaffenes, im Schlafe aufgestrampeltes Kind in einem Backtrog, das Köpfchen in ein Kleid eingemummelt, das es wie der ewige Sternenhimmel umfängt. (Schlafendes Kind). Da sind vor allem diese so subtilen Kinder in Rot. Da sind einige außerordentlich lebensvolle und naturnahe Szenen aus dem bäuerlichen Kinderleben (Fünf Kinder mit Larve. Zwei stehende Mädchen). Da ist dies zauberische Zigeunerfenster, zu dem sich Mutter und Kind herausbeugen.

Besonders fesselnd sind auch die von Bewegung erfüllten Szenen aus dem Hühnerhof. Unter den Stilleben entzückt vor Allem eine süße Puppe. Einige feine Aquarelle und subtile Zeichnungen, unter denen besonders die präzisen Stiche der Blätter „Kathi" und „Säugende" hervorzuheben sind, vervollständigen die sehenswerte und sehr anregende Ausstellung.

Frau Grete Csaki-Copony geht als eine Verheißung von uns, die die Süße der Erfüllung schon in sich trägt. Wir wissen, wie starke Bindungen sie an diese Heimat fesseln und freuen uns daher ihrer Wiederkehr. Ernst Jekelius

Neue Bücher und Schriften

Jean Prevost. Geschichte Frankreichs seit dem Kriege. J. Engelhorns Nachf. Stuttgart, 1932. — Wer sich von einem unvoreingenommenen, klugen und kundigen Franzosen in die innere Geschichte Frankreichs einführen lassen will, muß nach diesem Buche greifen. Der Autor, der über ein außergewöhnliches Wissen um die Tatsachen verfügt, betrachtet die Entwicklung seines Vaterlandes mit kritischen und wertenden Blicken, zeigt die wesentlichsten französischen Machtfaktoren auf und ihr Zusammenspiel, er bietet uns damit einen Weg durch die verwirrende französische Parteiengeschichte. Dabei ist das Buch zugleich eine Untersuchung der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung Frankreichs mit klaren und scharfen Porträts der führenden Männer, so daß seine Lektüre lohnt. Heinrich Zillich

E. Günther Gründel. Jahre der Überwindung. Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau, 1933. Wir kennen Günther Gründel, der mit seinem Buch über die Sendung der jungen Generation eine aufsehenerregende Sinndeutung des deutschen Geschehens und Werdens geliefert hat. Das vorliegende Werk ist aus dem gleichen Geiste geschrieben und in einer unerhört scharfen kämpferischen Haltung gegen einen der bedeutendsten deutschen Philosophen der Gegenwart, gegen Oswald Spengler. Be-

kanntlich hat Spengler in seinem letzten Buche „Jahre der Entscheidung" ein Bild der Gegenwartslage geboten, ohne die deutschen Ereignisse des letzten Jahres zu erwähnen. Gründel vollzieht eine grausame Zerstörung des Nimbus, der Spengler in die Höhe hob. Er weist nach, daß dessen Kulturbiologie und Ethik brüchig und unhaltbar sind, weist auf Trugschlüsse hin, Spenglers mangelndes Gefühl für religiöse Hintergründe, seine Lieblosigkeit und falsche Bewertung menschlicher Handlungstriebe. Er zeigt vor allem, daß Spengler nur dann richtig begriffen wird in seinen Fehlern und Vorzügen, wenn man ihn als einen zwar sehr bedeutenden Dichter-Denker ansieht, aber doch zugleich als einen seltenen Typ eines herrschsüchtigen Schreibtischmenschen, der die Tatsachen übersieht, um seine Unfehlbarkeit weiter behaupten zu können, als eines Menschen, der ein großer Vertreter der verklungenen Epoche wohl ist, aber die kommende innerlich weder erfaßt noch richtig deutet. Das Buch schließt mit einem Überblick über die politische Lage und einen weltgeschichtlichen Ausblick. Dieser Teil interessiert besonders, mag man in mancher Hinsicht auch Einwände haben, — vor allem sieht Gründel, wie viele deutschen politischen Denker, in seltsamer nationalstaatlicher Verengung nicht, daß die Realität des Auslanddeutschtums in keiner Betrachtung übergangen werden kann und, wenn man es täte, auf dem deutschen Volk ein Fluch lasten bliebe, den kein anderes Volk immer wieder in solcher Blindheit auf sich zieht. Viele Millionen sitzen wir da im Osten, Günther Gründel; es ist die Größe deutschen Volkstums, daß dem so ist. Was ist das aber für ein erneuertes Volkstum, dessen Vertreter uns nicht einmal so viel Raum bietet, um uns in seiner Ausschau einzustellen; er sieht uns überhaupt nicht.

Heinrich Zillich

Dr. Misch Orend. Die Siebenbürger Sachsen. Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung, Leipzig. — Als 18. Heft einer jener heute wie Pilze hervorschießenden Reihen — diese nennt sich „Aus Deutschlands Werden" — hat unser Mitarbeiter eine kurze Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Siebenbürger Sachsen herausgegeben, die in äußerster Kürze eine dankenswerte, vor allem für Reichsdeutsche bestimmte Darstellung bietet.

Heinrich Zillich

Hermann Stehr. Die Nachkommen. Roman. Paul List Verlag, Leipzig, 1933. Ein seltsam abschlußloses Werk ist dieser zweite Band der Maechler-Trilogie, die mit dem großen und dunkeln „Nathanael Maechler" anfing und nun das Schicksal seines Sohnes, des erdhaften und doch bürgerlich engen, mystisch durchseelten, aber sich bescheidenden Jochen Maechler schildert und seiner sehr gut und lebendig gezeichneten Frau. Auch die Hauptfigur steht greifbar da, ebenso die anderen Gestalten, aber mit starker Bedrückung spürt man, daß dieser Band, so schön er im Einzelnen ist, eigentlich kein rechtes Thema hat. Er erscheint wie eine Episode. Man weiß wohl, daß er einen deutschen Lebensabschnitt, die Zeit um die Jahrhundertwende schildert in kleinbürgerlichem Rahmen, aber man kann doch nicht gelten lassen, daß in dem Schicksal der Hauptheiden wirklich der Kern jener Zeit eingefangen ist.

Heinrich Zillich

Hellmuth Langenbucher. Volkhafte Dichtung der Zeit. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin, 1933. Jede Revolution, die aus tiefen volkhaften Gründen stammt und einen Gestaltwandel der Nation erwirkt, wird auch die überkommenen künstlerischen und dichterischen Werte prüfen und eine eigene Stellung dazu beziehen. Nach dem Verfall der letzten Jahrzehnte ist diese Besinnung verhältnismäßig leicht. Der

innere Wandlungsprozeß, dem wir aus Erlebnissen unterworfen waren, sonderte in hier schon früher die Spreu vom Weizen. Die seelische Wertung vollzog sich bei vielen, ehe sie ausgesprochen wurde. Man entdeckte für sich ein großes Gebiet des deutschen Schrifttums, das der Markt übertönt hatte. Und nun, wo die Stunde schlug, sieht man plötzlich, wie breit und fruchtbar es ist. Diesen Blick geschärft, vor allem der Menge dazu das rechte Mittel in die Hand gedrückt zu haben, danken wir Hellmuth Langenbucher mit in erster Linie, der in dem vorliegenden Buch eine notwendige Arbeit über die volkhafte Dichtung unserer Zeit mit tiefschürfender und eindringlicher Untersuchung ihres Zusammenhanges mit dem Schicksal und Sein des Volkes liefert. Besonders notwendig erscheint es uns, daß das Buch zugleich eine kurze Kennzeichnung der wichtigsten lebenden Dichter der Gegenwart bietet und damit zum praktischen Ratgeber für jeden wird, der sich von dieser sicheren Hand führen lassen will. Am Schlusse des Buches findet sich die Grundliste der von der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums empfohlenen Werke aus dem Schaffen zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller, eine Liste, die unsere heimischen Deutschprofessoren auch beachten sollten. Heinrich Zillich

Handwörterbuch des Grenz- und Ausland-Deutschtums. 2. und 3. Lieferung. Ferdinand Hirt, Breslau. 1933. Das von Carl Petersen und Otto Scheel herausgegebene, in Lieferungen erscheinende Handwörterbuch des Ausland-Deutschtums ist nun bis zur 3. Lieferung gediehen. Man gewinnt einen Begriff von der Größe des Unternehmens, wenn man hört, daß die 3. Lieferung mit dem Stichwort Banat schließt und damit zugleich auch für unsere engere Heimat von besonderer Bedeutung ist. Ohne dies Werk wird niemand mehr auskommen können, der sich dem Studium des Ausland-Deutschtums widmet oder in dessen Dienst steht. Heinrich Zillich

Literatur über das Ausland-Deutschtum. Es sei hier kurz verwiesen auf eine kleine Broschüre von Gottfried Fittbogen — Die wissenschaftlichen Aufgaben der Kunde vom Ausland-Deutschtum (Sonderdruck aus „Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums"). — Die Broschüre ist beachtenswert und wichtig, weil sie das notwendige Begriffsmaterial sichtet und genaue Begriffsbestimmungen gibt. Als Zentralbegriff ergibt sich das Volkstum und damit als wissenschaftliches Forschungsgebiet die Volkstumskunde, deren wichtigste Teilgebiete Fittbogen abgrenzt. Weiter sei verwiesen auf Franz Thierfelders bei Ferdinand Enke in Stuttgart erschienene Broschüre „Die wirtschaftliche Bedeutung des Ausland-Deutschtums", eine fruchtbare Arbeit, meines Wissens die erste ihrer Art, die in großen Strichen die Wirtschaft der Ausland-Deutschen von verschiedenen, immer bedeutsam gesehenen Seiten betrachtet und zu größeren Darstellungen geradezu anreizt.

Heinrich Zillich

Unser Echo

In den letzten Monaten erhielt unsere Zeitschrift zahlreiche Glückwunschbriefe zu ihrem zehnjährigen Bestehen. Viele Blätter und Zeitschriften im Reich würdigten dies Ereignis. Einige Zuschriften seien hier wiedergegeben:

Sehr geehrter Herr Dr. Zillich! Ihre Zeitschrift „Klingsor", die jetzt an der Schwelle des 2. Jahrzehnts steht, hat mit starker Energie und betontem Eigenwillen an einer

neuen geistigen und politischen Formgebung der alten sächsischen Lebenswerte gearbeitet. Die Wirkung Ihrer Zeitschrift, die im Reiche immer eine besondere Beachtung und Würdigung und zwar häufig über die eigentlichen volksdeutschen Kreise hinaus gefunden hat, trägt das Gepräge Ihres Willens und Schaffens. Sie hat daher gerade im letzten Jahre mit Erfolg der seelischen Gleichrichtung des Siebenbürger Sachsenlandes mit dem großen Geschehen im Reich gedient. Erfreulicherweise hat Ihre Zeitschrift weniger auf der im engeren Sinne politischen als auf der geistig kulturellen Ebene ihre Wirkung entfaltet und dadurch vertieft.

Mit den besten Wünschen für weiteres Gelingen, Ihr W. Steinacher, Reichsführer des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland.

Sehr geehrter Herr Dr. Zillich! Ich habe Ihre Zeitschrift „Klingsor" seit Jahren gelesen und es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen zu sagen, daß ich stets mit größter Freude und Ehrfurcht Ihre gute und verantwortungsvolle Arbeit für das Deutschtum jenseits der Grenzen begrüßt habe. Sie haben mit Ihrer Zeitschrift wirklich Ausgezeichnetes geleistet und ich wünsche Ihnen, daß es Ihnen möglich ist, sie auch in der Zukunft auf der Höhe zu halten, auf der sie bisher gestanden hat. Gerade jetzt ist es besonders wichtig, daß Männer wie Sie für das Deutschtum in der Welt Zeugnis ablegen. Ich bin gewiß, daß das ganze Deutschland Ihnen gegenüber von der Dankbarkeit erfüllt ist, in der ich Ihnen jetzt die Hand drücke.

Mit deutschem Gruß Hans Friedrich Blunck, Präsident der Reichsschrifttumskammer.

Zehn Jahre lang hat der „Klingsor", manchen Widerständen zum Trotz, die Jugend zum Kampfe für neue künstlerische und völkische Ziele aufgerufen. Welche Opferbereitschaft, welche entsagungsvolle Arbeit und welcher Mut zu solchem Unternehmen in einer kleinen Gemeinschaft gehört, wie sie das sächsische Volk in Siebenbürgen darstellt, vermag der Reichsdeutsche gemeinhin gar nicht zu ermessen. Wohl aber kann er bestätigen — und die Stunde ist gekommen, dies einmal offen auszusprechen! —, daß der Klingsor-Kreis für die literarische Entwicklung und Geltung des Deutschtums in Rumänien ganz Außerordentliches geleistet hat. Er darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, den geistigen Anschluß an das deutsche Gegenwartsschrifttum hergestellt und damit eine kostbare Überlieferung des sächsischen Volkes in Zeiten hochgehalten zu haben, die für das ganze Deutschtum in der Welt glückhaft und leidvoll wie nie zuvor in seiner wechselvollen Geschichte geworden sind. Wir im Reiche können nur eins wünschen: Kraft, Kraft, Kraft, das Begonnene weiterzuführen hinüber in eine Zeit, die dem deutschen Anteil an der menschlichen Entwicklung die ihm gebührende Anerkennung nicht versagen wird.

Dr. Franz Thierfelder, Generalsekretär der Deutschen Akademie.

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Ein Teil der Beiträge dieses Heftes erschienen in der Festschrift zum 10jährigen Bestehen unserer Zeitschrift, die am 31. März gelegentlich des Klingsor-Festes in Kronstadt veröffentlicht wurde.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Ion-Ratiu-Straße 6
Getragen von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



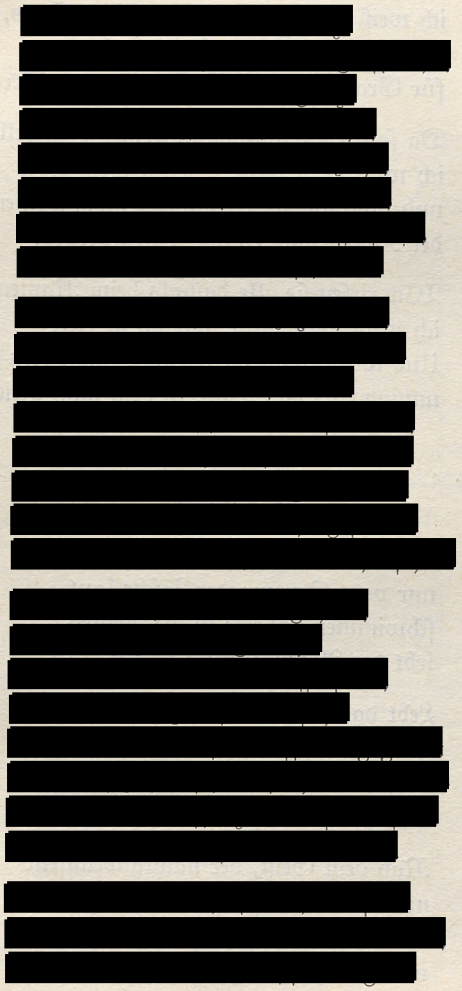
O. G. Netoliczka. Knabenbildnis

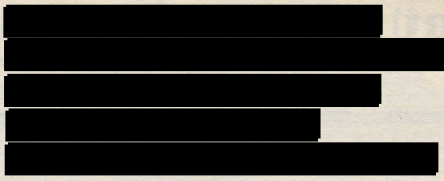
Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
11. JAHR MAI 1934 HEFT 5

Gedichte

Von Peter Huchel

Der Knabenteich

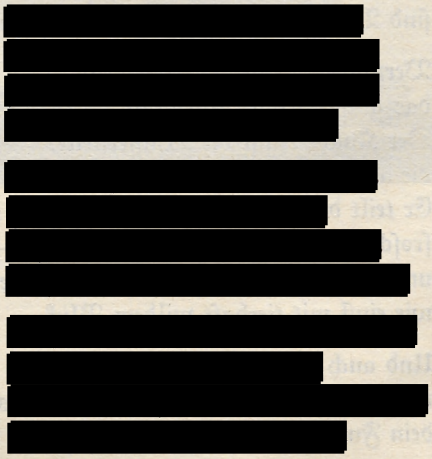


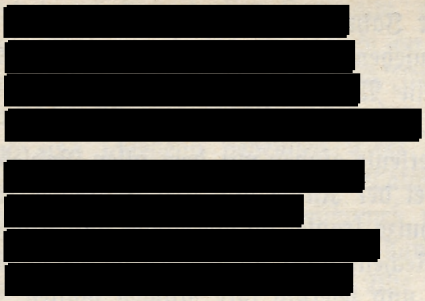


Der glückliche Garten



Havelnacht





Im deutschen Wolgadorf

Von Josef Ponten

In derselben Zeit, als die beiden Alten in Saratow das Schiff verließen und den schweren Gang an Land antraten, verließ der Schulmeister sein Haus, gefolgt von seiner Frau Alexandra, die einen schweren Gang tat. Er hatte sie durch vieles Zureden endlich dahin gebracht, daß sie darein willigte, dem Nachbar Rohleder ein Stückchen Land, zwei Deßjatinen, hinter ihrer Hofstelle zu verkaufen. Was sollten ihnen die zwei Deßjatinen, da ihre Kinder noch klein seien und man für weite Zukunft ja nicht vorzusorgen brauche, hatte Christian gesagt. Rohleder I aber hatte bereits alte Söhne und schon erwachsene Sohnssöhne, und er hatte schon lange gebeten und fast gebettelt, man möchte ihm doch um Gottes willen Land verkaufen. Gegen solche Gründe konnte Alexandra auf die Dauer nichts Ernsthaftes vorbringen.

In der Steppe wächst kein Baum. Pflanzt man einen Baum, so wird er nicht alt. Es wächst kein Baum, wenn er nicht regelmäßig begossen wird. Die Leute, die Bäume vor den Häusern haben, haben eine große Arbeit mit ihnen. Natürlich wollte Alexandra Bäume vor dem Schulmeisterhause haben. Mit unendlicher Mühe hatte sie die Kirschbäume hochgebracht, sie durch ein versenktes Drahtgeflecht gegen Wühlmäuse, durch einen Zaun vor dem Hause gegen Rinder und Pferde gesichert. Eben waren sie in einem vorzeitigen Frühling zu herrlicher Blüte aufgegangen, sie blühten, wie halt nur junge Bäume im ersten Liebessaft blühen. Herrliche Kugeln von schneeigem Weiß standen da vor der vom Wetter grau und fast silbern gewordenen Holzwand des Schulmeisterhofes. Aus dem Winterküchenfenster inmitten der Wand konnte Alexandra die Bäumchen sehen. Wohl alle

Viertelstunden der Jahre, seit sie sie hatte, war sie ans Fenster gelaufen, um nachzusehen, ob sie noch da seien. Wer Bäume vor dem Hause hat, ist ein Mordskerl. Michel wurde als Wache vor die Bäumchen gesetzt.

Die Schulmeisterleute gingen mit dem alten Rohleder zum Kolonieamt, das nahe bei der Kirche lag. Der Schreiber las den Kaufvertrag vor, der Schulze fragte, ob Verkäufer und Käufer ihn guthießen. Die Steine der Rechengalgen klapperten in der Nebenstube, während die drei langsam und feierlich ihre Namen malten.

Als aber Alexandra Heinsberg, geborene Ritter, den ihrigen mit einer von Natur schönen, aber von ewigem Werken rissig und fast schwarz gewordenen Hand, während ihre Lippen zuckten, hingezeichnet hatte und die Feder niederlegte, während Rohleder aus einem Lederbeutelchen die Rubel, einen nach dem andern, auf den Tisch zählte, konnte sie nicht mehr an sich halten, sie schluchzte, als beweine sie einen Toten und klagte: „Nu hammer verkaaft, nacha hammer ka Arbet mehr." Lächelnd nahm Christian sie in den Arm und zog sie an sich, die aufrechte und zurückhaltende Alexandra aber schmiegte sich trotz Rohleder und Schulze und dem in der offenen Nebenstube den Rechengalgen benutzenden Schreiber so an Christian, daß ihr tränenüberströmtes Gesicht fast verschwand. Christian flüsterte ihr etwas zu, worauf sie versiegenden Auges sich aufrichtete, lächelte, ihre Wangen trocknete und als die aufrechte Alexandra von je sich von Käufer, Schulze und Schreiber verabschiedete.

Was Christian Alexandra ins Ohr geflüstert hatte, bezog sich auf neue Arbeit, die ihr doch, so Gott wolle, sehr bald im Hause erwachsen werde, worüber sie doch selbst am besten Bescheid wisse.

An den kleinen offenstehenden Fenstern des Kolonieamtes schoben sich leicht schwankende, schwanenähnliche Tierhälse vorbei, Kamele von Tataren, die mit Wagenschmiere handelnd durch die deutschen Dörfer zogen. Unhörbar war der Tritt der Tiere im Straßenstaub. Heinsbergs und der Schulze wechselten noch ein paar Worte miteinander über die Landnot der Kolonie, und Christian verriet sein Vorhaben, das der Schulze lebhaft billigte, während Rohleder, froh seines Landzuwachses, quer über die Dorfstraße ging; unter den Tritten der Filzstiefel des alten, fast gewichtlos scheinenden Mannes erhoben sich schon Wolken des feinen braunen Staubes.

Als die Tataren ihre Kamele am Hause der Heinsbergsleute vorbei-

trieben, saß Michel auf der obersten Zaunlatte, eine Gerte in der Hand. Er rief die Mohammedaner mit Selam an, legte seine Hand mit dem Rücken an seine Stirn und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er reiten möchte. Warum nicht? dachte der Kameltreiber und hielt die ruckend und schiebend gehenden Tiere an. Jubelnd trat Michel von seinem erhöhten Sitz aus dem Tataren in die Hand, dieser trug ihn ein paar Schritte zum Leitkamel, warf ihn mit abgemessenem Schwung hinauf, und der Knabe kam gerade zwischen die Höcker wie in einen Sattel zu sitzen. Wie schrie Michel vor Freude auf!

Den Jubelschrei hörten, als sie eben aus dem Kolonieamt heraustraten, die Eltern. Und sie sahen, wie die an den Zaun getretenen Lastkamele mit ihren langen Hälsen über den Zaun reichten und die Kirschbäumchen unter der Krone abbrachen.

Da schloß Alexandra Heinsberg, um das schreckliche Bild nicht sehen zu müssen, fest die Lider. Aber durch die Lidspalte preßten sich mit Macht neue dicke Tränen hindurch. Doch gleich schüttelte sie, die Augen öffnend, so kräftig den Kopf, daß die Tränen wie silberne Kügelchen rechts und links von ihr durch die Luft flogen. Sie ging, von Christian gefolgt, quer über die Straße, wo Michel auf dem riesigen Tier hoch vor dem Himmel prangte, und sie rief zu ihm hinauf: „Da oben gefallt's dir wohl, Michel, du Schlingel?"

„Ja, Mutter", rief's aus der Höhe, „ich möcht' reiten uf de Stepp!"

„Schon gut. Doch komm mal erst herab", sagte die Mutter, zog den Knaben an einem Bein vom Kamel herunter, klemmte seinen Kopf zwischen ihre Knie, ließ ihm die Hosen hinab und verschlug ihm kräftig den Hintern. „Pflichtvergessener!" rief sie. „Das heißest du wachen?" Dann warf sie ihn mit einem Schwung zurück auf das Kamel, wo Michel, weinend, heulend, brüllend, auch sofort richtig wieder zwischen die Höcker zu sitzen kam.

Währenddessen verschwanden die ganzen herrlichen Blütenkugeln in den jetzt nach rechts, jetzt nach links mahlenden Mäulern der Kamele unter der herabhängenden obern Lefze. Unbeschreiblich hochmütig schauten die Wüstenkönige von ihrer Kopfhöhe her auf die Eigentümer der Bäumchen nieder und schienen auszudrücken, daß blühende Kirschbäume gerade gut genug für Trampeltiere seien.

Der Schulmeister lachte laut zu dem kleinen Erziehungslehrgang, den das Söhnchen unter den Händen der Mutter durchmachen mußte.

Aber dann glaubte er, dem Knaben auch wieder vertrauen zu dürfen, und er erlaubte, daß der Tatar den Buben reiten lasse, während er an den Holztoren vorbei den Wirten die Wagenschmiere aus den Tragnetzen der Kamele verkaufte. Heuer wie in jedem Frühjahr wurde der Tatar auf den Hofstellen erwartet.

Als Alexandra und Christian auf den Schulmeisterhof gingen, sagte Alexandra: „Im Herbst werde ich neue Kirschbäume setzen."

Josef Pontens großer Roman

Von Heinrich Zillich

Ich habe mit Zögern und einiger Scheu nach Josef Pontens Roman „Im Wolgaland" gegriffen. Die Persönlichkeit des Dichters, mit dem ich vor nicht allzulangen Monaten tagehindurch beisammen war, wobei ich auch an einer eindrucksvollen Vorlesung aus dem Manuskript des Bandes dankbar teilnahm, stellte sich mir vor das Werk. Darum wartete ich einige Zeit, ehe ich es las. Noch etwas hemmte mich. Pontens riesiger Romanplan: in einigen Bänden nicht bloß das Schicksal des wolgadeutschen Volkes einzufangen, sondern in dessen Geschick auch das Urwesen der Deutschen, die deutsche „Unruhe", zur Gestalt zu bringen, hatte unter dem Gesamttitel „Volk auf dem Wege" schon zu zwei Bänden geführt, deren erster „Wolga Wolga", der andere aber „Rhein und Wolga" hieß; diese zwei ersten Bücher läßt Ponten nun nicht mehr erscheinen und gliedert seinen Stoff ganz neu um; ein außerordentliches Ereignis, das ein Zeugnis für den Ernst bietet, mit dem der Dichter an seine Aufgabe herantritt; sein gewiß nicht leichter Entschluß ist begründet; in jenen zwei Bänden hatte Ponten einen kühnen Versuch unternommen: er ließ die Handlung des Romans gleichzeitig in der Gegenwart und in der Vergangenheit laufen; wenn der Versuch auch gelang, so blieb ein Rest: der volle epische Fluß wurde beunruhigt. Ehre dem Dichter, daß er daraus die Folgerung zog, aber man wird es zugleich verstehen, daß ich als Verehrer seiner Kunst zuerst fürchtete, daß hier ein noch größeres Wagnis unternommen war, denn selten gelingt es, eine gültige Form in eine bessere umzugießen.

Aber nun las ich den umfangreichen Band „Im Wolgaland" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), der als zweiter der Reihe zu

zählen ist, aber als erster in den Buchhandel kam, und der, während der erste die Besiedlung der Wolga schildern wird, das Leben an der Wolga zu Beginn dieses Jahrhunderts darstellt. Ich las dieses Buch, wenn ich so sagen darf: mit entblößtem Haupt. Hier ist errungen, was den beiden außer Verkehr gesetzten Büchern noch fehlte: die volle epische Wucht, das naturhaft breite Geschehen, viel mehr, viel mehr: die homerische Fülle des deutschen Lebens an der Wolga. Da breitet sie sich aus einem reichen Wissen, über das man immer wieder staunt, aus einem Wissen, das ganz Dichtung geworden ist und nirgend Beschreibung bleibt, aus einem tiefen Verbundensein mit dem Wesenskern unseres Volkes. Dabei überschreitet die Handlung dieses Buches nirgend den Bereich des vor dem Kriege gewöhnlichen Lebens an der Wolga. Nichts eigentlich Besonderes geschieht; noch stehen die Wolgadörfer, gesund und stark, kein Feind stört ihre Ordnung und Sicherheit, als die Natur mit Frühlingstauwetter, der Rasputitza, mit Sommerglut und furchtbarem Schneesturm. Die natürliche Gliederung des Stoffes ergibt aus dem Jahresablauf, der hier wie in jeder Darstellung des Bauerntums seine große bestimmende Glocke läutet. Und doch spürt man, daß in diesem seßhaften Bauerntum deutsches Volk noch immer auf dem Wege ist, seltsames Volk, das, wie Ponten einmal tiefsinnig ausspricht, gegen den Uhrzeiger läuft, nämlich den Völkern entgegen, die alle nach Westen drängen, Volk, das „die Sonne unterläuft" und darin nicht aufzuhalten ist. Auch in diesem Roman, der mit der Gestaltung einer furchtbaren Naturkatastrophe schließt, die die ausziehenden Neukolonisten Bellmanns überfällt, drängt das deutsche Volk — oder ist es schlechtweg das Deutsche? — weiter nach Osten; es drängt zugleich in der Gestalt des Lehrers Christian Heinsberg nach der Heimat zurück, es will seiner selbst bewußt werden, und das ist ohne Wissen und ohne Erleben des Ursprungs nicht möglich. Es will sich selbst verewigen, darum träumt Heinsberg von dem Dichter, der aus dem Schoße der Wolgadeutschen aufsteigen und deren Los „siegeln" soll. Der Dichter ist inzwischen gekommen; er heißt Josef Ponten.

Man steht staunend vor den Bereichen des Romans und sucht, um einen Standpunkt zu gewinnen, einen Vergleichsmaßstab. Nicht mit Unrecht wurden Freytags Ahnen genannt. Ein anderes Werk stellt sich mir vor die Augen: Reymonts „Die Bauern"; aber hier bei Ponten liegt ja bis noch nur ein Band vor, und schon aus dessen Gewicht

spürt man, daß er mehr umgreift als Reymont, er umgreift nicht nur eine soziale Klasse, die Bauern, sondern das ganze Volk mit seinen Vielfältigkeiten und mit seiner mythischen Bestimmtheit. Mythos ist der Roman, Mythos unseres Blutes, das durch die Dinge des Alltags dort fern an der Wolga mit gleichem Rhythmus pulst wie durch uns. Mit einer seltenen Eindringlichkeit wird uns die Fremde Rußlands zur Heimat gemacht und bleibt dennoch die lockende Gefahr ewiger Fremdheit. Ponten führt uns in einer bewegten, einfachen, in großen Wellen dahinfließenden Sprache das ganze Leben der Wolgadeutschen vor, die eigenartig patriarchalische Dorf- und Familiengemeinschaft, den Ablauf des Bauerntages und der Bauernarbeit in allen Monaten, die drohende und verführende Steppe, das prachtvoll gesehene Völkergemisch und den Reichtum der Wolga an mannigfachem Geschehen, den Fischfang, den Verkehr der Dampfer, die Städte des Gebietes, die Jagd, die Aussaat, die Ernte, das Vieh, das deutsche bäuerliche Herrentum und das russische Dahinleben — es ist unmöglich, die Fülle dieser Welt auch nur in Schlagworten anzudeuten.

Der Roman ist damit, wie wir schon feststellten, ein Roman des deutschen Volkes, verdeutlicht an dem Geschick eines seiner Splitter. Die Gemeinschaft ist der „Held" und die Gestalten der Handlung sind, mögen sie noch so weit hervortreten und ihr eigenes Leben leiden und bestehen, nur im Rahmen der Gesamtheit vollwertig und ohne sie gar nicht denkbar. Eine große dichterische Schau allein vermag eine solche Bezogenheit so zu gestalten, daß sie wirklich lebendig erscheint. Die klare verbindende Mitte zwischen dem Eigenpersönlichen der handelnden Figuren und der Gesamtpersönlichkeit der dargestellten Gemeinschaft ist jeden Augenblick spürbar; jenes ist nur Teil, nur eine Einzelverkörperlichung des Ganzen, diese der tragende Boden. Darum verwirrt die Fülle der Personen keinen Augenblick lang. Darum hebt sich ihre Eigenart so deutlich ab. Denn in ihr liegt ja in besonders greifbarer Klarheit die Vielfalt des Volkes selbst. Die Figuren sind hier die Äußerungen eines ganzen Volkes. Es wäre nicht schwer, in ihnen die wichtigsten Typen des Menschen wiederzufinden, wollte man sie auf einen Nenner bringen, wobei man allerdings ihre Einmaligkeit übersehen müßte, in der sich ja gerade die Schöpferkraft des Dichters ausprägt. Denn hier gibt es Menschen, diesen wundervollen Deutschen Heinsberg, träumend und denkend, aber ebenso tüchtig handelnd, seine Anna und seine Alexandra, zwei Schwestern von einer wunder-

baren Kunst der restlosen Plastizität körperhaft in unser Bewußtsein gerückt, dann den köstlichen Knaben Michel, und die anderen alle — wir wollen nicht aufzählen. Viel Innigkeit und ein weites menschliches Verstehen, die starke Gelassenheit des Erzählers und die dahinter glühende Leidenschaft des Dichters geben dem Buche seine Wärme. Es ist ein gutes Buch, nicht nur vom Standpunkt seines dichterischen Wertes aus betrachtet.

Und es ist ein Buch, das wie das Leben ohne Anfang und Ende ist. So sehr es ein geschlossenes Ganzes bildet, seine Wurzeln greifen zurück zu dem ersten Band, den wir noch nicht kennen, seine Adern strömen aus in die kommenden Bände und sie fassen von der Wolga nicht nur in den riesigen Raum Rußlands hinein und zurück in die Quellerde Deutschlands, sie dehnen sich über die See nach allen Ländern aus, wohin das Geschick Deutsche verstreute. Der monumentale Bau des Romans läßt sich schon aus diesen Verzweigungen erahnen, die der vorliegende Band andeutet.

Große Bücher gewähren den Lesern außer Genuß und Besinnung, Lust und Erschütterung auch die Gnade einer neuen Aussicht, eine neue Erkenntnis und, sind es Dichtungen wie diese, eine neue innere Art des Wissens. Da ein solches Wissen und Sehen, eine solche Ausschau und Erkenntnis hier uns selbst als Volk betrifft, ist Pontens Roman von einer kaum meßbaren Bedeutung als erziehendes Werk, aber man wird es nur dann richtig erfassen, wenn man daraus keine Lehre, nichts eigentlich Formelhaft-Sagbares ableitet, sondern die unentrinnbare Wahrheit, den Mythos unseres Volkes, sein Sinnbild.

Das Rußlanddeutschtum vor der Vernichtung

Von Johannes Schleuning

Der internationale und interkonfessionelle Kongreß einer Welthilfsaktion für die Hungersterbenden in Sowjet-Rußland, der am 16. und 17. Dezember 1933 in Wien auf Einladung und unter Vorsitz des Kardinalerzbischofs Dr. Innitzer von Wien tagte, hat die Weltöffentlichkeit erneut auf den Untergang von Millionen von Menschen in Sowjet-Rußland, die den furchtbaren Hungerstod sterben, aufmerksam gemacht. Auf dem Kongreß haben Russen, Ukrainer, Armenier, Deutsche (der Verfasser), Juden und andere Völkerschaften

Sowjet-Rußlands durch ihre sachkundigen Vertreter ein Bild der Not, unter der die russischen Völker zugrunde gehen, entworfen, die kein Teilnehmer je vergessen wird.

Die Hungerkatastrophe, verbunden mit Hungertyphus und anderen Seuchen, wird sich in diesen Monaten wieder zu Ausmaßen entwickeln, für die europäische Begriffe fehlen. Millionen von Menschen werden zugrunde gehen, weitere Dörfer und Landschaften werden veröden, der Unkultur, der Verwüstung anheimfallen. Die Weltöffentlichkeit aber wird weiter durch die sowjet-russischen Dementis und die Vielgeschäftigkeit ihrer Diplomaten sowie die Berichte einiger „berühmter" Rußlandfahrer, die bei den offiziellen Empfängen in Kaviar und Sekt schwelgen, während draußen die Menschen verhungern, an dem namenlosen Elend eines einst großen Volkes vorübergehen und aus politischen Gründen oder aus Geschäftsinteresse zu dem großen Sterben in Rußland schweigen — trotz allen erschütternden Tatsachenmaterials, das gelegentlich doch auch von der Weltpresse (führende Zeitungen Englands, Amerikas, Frankreichs) veröffentlicht wird. Eine deutsche verantwortungsbewußte Presse aber darf an den Vorgängen in Sowjet-Rußland trotz aller politischen und wirtschaftlichen Rücksichten nicht schweigend vorübergehen. Es sind nicht nur Gründe allgemein menschlichen Mitfühlens — sondern auch vor allem die Teilnahme an dem Schicksal unserer Volksgenossen, die noch in einer Zahl von mehr als einer Million, das große russische Leiden miterdulden und unter der Walze der Hungers- und Seuchennot der Vernichtung entgegengehen. So sind wir als Menschen und als Deutsche verpflichtet, uns mit dem grauenvollsten Kapitel des Geschehens unserer Zeit immer wieder zu befassen.

Auf dem uns hier zur Verfügung stehenden engen Raum kann die Vielgestaltigkeit, die Größe und Bedeutung der deutschen Volkssplitter in Sowjet-Rußland ja nur angedeutet werden.

Es werden im Juni dieses Jahres 170 Jahre, seit die ersten Siedler im Wolgagebiet ankamen und dort in einer völligen Wüste und Einöde das erste deutsche Dorf anlegten. Ihnen folgten dann im Laufe desselben Sommers (1764) Tausende weiterer Siedler, bis die Zahl beim Abschluß der Siedlerperiode 1867 27000 erreicht hatte. In dieser Wolgawildnis, in der die wilden Nomadenstämme der Kirgisen, Tartaren, Kalmücken, Baschkiren hausten, in der allerlei Räubergesindel vor dem Zugreifen der russischen Staatsgewalt sicher war und die wilden Tiere

ungestört hausten, beginnen die Deutschen einen so gigantischen Kampf um ihre Selbstbehauptung, wie er wohl einzig dasteht in der Siedlungsgeschichte aller Zeiten.

Wie oft sind während dieses Kampfes ganze Dörfer von den asiatischen Nomadenstämmen überfallen, bis auf den Grund zerstört und die Bevölkerung nach Asien in die Gefangenschaft abgeführt worden. Und immer wieder hat deutsche ungebrochene Zähigkeit von vorn angefangen, auf's Neue das Zerstörte aufgebaut, bis nach 60—70 Jahren die Widerstände gebrochen und Wüste und Asiatentum zurückgedrängt waren aus dem deutschen Siedlungsgebiet. In diesem Kampfe war eine neue Generation deutscher Menschen entstanden, die durch Not und Tod hindurch über alle Widerstände hinweg von Sieg zu Sieg geschritten waren. Wenn der Kampf der folgenden Jahrzehnte auch noch schwer genug war, so hatte die neue Generation sich doch an die Verhältnisse gewöhnt. Das Schlimmste war überwunden und es konnte ein zielbewußter Aufbau, eine sichere Weiterentwicklung die Ausdehnung der Siedlungen beginnen.

Bei Ausbruch des Weltkrieges war das deutsche Wolgagebiet, in der Größe des Bundesstaates Sachsen etwa, mit 204 großen deutschen Dörfern, von denen viele 8—10000 und mehr Einwohner zählten und Hunderten von kleinen Siedlungen in der östlichen Steppe mit annähernd 600000 Einwohnern die geschlossenste und bedeutendste deutsche Siedlung Rußlands. Durch und durch deutsch waren diese Menschen in Sprache und Sitte, in Wesen und Religion in allem Wandel der Zeiten geblieben. Fremde waren, obwohl sie die Deutschen von allen Seiten umgaben, in ihre Gemeinde nicht eingedrungen, Mischehen blieben unbekannt, die Reinerhaltung von Glaube und Volkstum (Rasse) war ihnen zu einer Selbstverständlichkeit geworden, über die nicht diskutiert wurde. Aus Schwaben, Pfälzern, Hessen, Sachsen und anderen deutschen Volksstämmen, die hier in gesonderten Siedlungen ihre Mundarten rein erhielten, war im russischen Raume ein neuer deutscher Volksstamm, der Typus eines neuen deutschen Menschen entstanden, den die neidischen Völker ringsum, der ewige Kampf mit den ungünstigen klimatischen und Bodenverhältnissen, die weite und tiefe Einsamkeit der russischen Steppe zu einem wortkargen, nachdenklichen, nur auf die Hilfe seines Gottes und die Kraft seiner Arme vertrauenden Menschen gemacht hatte.

Bei aller Treue der Wahlheimat gegenüber blieben sie zu tiefst verbunden mit ihrem deutschen Volkstum. Es gehörte zu den vornehmsten Aufgaben dieser deutschen Siedler, ihren Kindern nicht nur einen gesicherten Vermögensbesitz zu hinterlassen, sondern ihnen auch die inneren seelischen Werte, den Glauben der Väter, als unantastbares Heiligtum weiterzugeben. Wer je als Gast aus dem Reiche durch diese Siedlungen reiste, wird den tiefen Eindruck von der inneren Verbundenheit dieser Steppenbewohner mit dem alten deutschen Mutterland, wird ihre Sorge für ein wohlorganisiertes deutsches Schul- und Kirchenwesen nie vergessen.

Mit dem Ausbruch des Weltkrieges beginnt ihre große Leidenszeit. Sie werden mitverantwortlich gemacht für den Krieg, sie gelten als „Spione Kaiser Wilhelms" und werden als Feinde behandelt.

Der Bolschewismus setzt diesen Kampf in veränderter Form fort und erweitert und steigert ihn bis zur Vernichtung von Hunderttausenden deutscher Menschen. Wenn der Kampf offiziell auch nicht gegen den Deutschen als solchen geführt wird, sondern gegen seinen Besitz, seine Lebensgewohnheiten und Sitten, gegen das seelische Erbgut an Religiosität und innerer Verbundenheit mit der großen Vergangenheit des deutschen Volkes — so trifft die Verfolgung doch damit die Wurzeln, aus denen dieser deutsche Volksstamm seine Nahrung zog und bedeutet, folgerichtig durchgeführt, nur umso sicherer seine Vernichtung.

Es ist ein gigantischer Kampf, den die deutschen Siedler Sowjet-Rußlands seit Festsetzung des Bolschewismus — das sind nun 16 Jahre — gegen die sie stets bedrohende Vernichtung führen. Vor ihnen gähnt während dieser Jahre ständig der dunkle Abgrund. Mit verbissener Zähigkeit und einem fanatischen Glauben an die Gerechtigkeit ihrer Sache, mit einer grenzenlosen Hoffnung auf die helfende Hand des deutschen Brudervolkes, stemmen sie sich gegen den Sturz in die Tiefe, versuchen sie zu retten an seelischen Werten, was sie irgend retten können.

Sie verlieren durch die Sozialisierung der Banken ihr erspartes Geld, durch die Requisitionen ihr Barvermögen, durch die Nationalisierung ihre Häuser und ihren Boden, durch den Vernichtungsfeldzug gegen die Religion ihre Kirchen, durch das Einfuhrverbot von Bibeln, Gesangbüchern und religiösen Schriften die letzten äußeren Grundlagen ihres seelischen Lebens, durch die Gefangennahme und Verschickung

ihrer Geistlichen und aller anderen Männer ihres Vertrauens die gewohnte und gerade in dieser Zeit so notwendige Führung.

Darüber hinaus aber rast immer wieder der Hunger, Tod und Verderben bringend, den apokalyptischen Reitern gleich, über das Land. 1921 und 22, als der Ruf zum ersten Mal durch die deutschen Gaue scholl: „Brüder in Not" starben über 100000 Deutsche den furchtbaren Hungertod. Allein in den beiden ersten Jahren der Kollektivierung, 1928 und 29, wurden über 50000 deutsche Menschen, immer die wirtschaftlich Tüchtigsten, die Führer auf religiösem und wirtschaftlichem Gebiet, in namenloser Grausamkeit in die Urwälder Sibiriens und Nordrußlands verschickt, wo sie grauenvollen Untergang finden. Die zurückgebliebenen kollektivierten Massen arbeiten auf dem von ihren Vätern der Unkultur so schwer abgerungenen Boden für den bolschewistischen Staat unter härteren Bedingungen als einst die Sklaven auf den großen Plantagen ihrer Herren. Der Ernteertrag wird ihnen im Herbst abgenommen und sie, die den Sommer hindurch geschuftet, haben den Kampf mit dem Hunger aufzunehmen und zu sehen, wie sie sich und die Ihrigen ernähren. (Vgl. mein Buch: „In Kampf und Todesnot. Die Tragödie des Rußlanddeutschtums". 10. Tausend. 254 S. — Preis 2,50 RM. Zu beziehen durch das Zentralkomitee der Deutschen aus Rußland, Berlin NW. 52, Schloß Bellevue.) Nach einer Statistik, die das Januarheft der Zeitschrift des Verbandes der deutschen Volksgruppen in Europa „Nation und Staat" (Wien) aufstellt, sind in den einst fruchtbarsten Gebieten im letzten Jahr allein 140000 deutsche Bauern verhungert! Trotz der verhältnismäßig guten Ernte des letzten Sommers, setzt das Hungersterben, verbunden mit Hungertyphus und anderen Seuchen jetzt wieder in den deutschen Siedlungen ein. In den nächsten Monaten werden wieder Tausende zugrunde gehen. Schutz- und wehrlos sind sie dem Verderben preisgegeben. Eine Hilfsexpedition, die von außen — im Namen der Menschlichkeit — Hilfe bringen könnte, wird nicht zugelassen. Kein neutraler Europäer darf ohne Begleitung das Gebiet betreten oder darin seine objektiven Studien machen, weil das, was sich in den deutschen Dörfern abspielt an langsamer geistiger und wirtschaftlicher Verelendung, zu furchtbar ist, als daß man es der übrigen Welt zeigen dürfte. Die Welthilfe, die der internationale Innitzer-Ausschuß (Wien) erstrebt, wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zugelassen werden, weil Sowjet-Rußland ja sonst das Hungersterben im

„Paradies der Werktätigen" offiziell zugestehen müßte. Seine letzte Propagandamöglichkeit würde damit vernichtet. So bleibt uns Deutschen vorläufig nur noch die Möglichkeit der Einzelpaketsendungen, wie sie durch „Brüder in Not" getätigt wird. Das Zentralkomitee der Deutschen aus Rußland, Berlin NW. 52, Schloß Bellevue wird wie in all den vergangenen Jahren bemüht sein, den Landsleuten auf verschiedenen Wegen Hilfe zu bringen. Es braucht dabei die Unterstützung aller mitfühlenden deutschen Volksgenossen. Wer helfen will, wende sich daher an diese Organisation. Ist die Hilfe auch nur ein Tropfen auf heißem Stein, so stärkt sie doch den Glauben unserer unglücklichen Volksgenossen an die deutsche Hilfsbereitschaft. Und diesen Glauben — das Letzte, was sie noch haben — ihnen zu erhalten, muß heiligste Aufgabe jedes Deutschen sein, der etwas ahnt von ihrem grenzenlosen Leid.*

Die deutschen Menschen, die in Sowjet-Rußland Jahrhunderte hindurch den deutschen Namen in Ehren gehalten und ihm durch ihre wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen Ehre gemacht haben, blicken über alle chinesischen Mauern, die zwischen der alten Heimat und ihnen durch die Grenzsperre errichtet sind, hinweg auf das erwachte Deutschland in dem auch im Todeskampf unerschütterten Glauben an Deutschlands Hilfsbereitschaft: Denn die Worte von der Schicksalsverbundenheit aller Deutschen in der Welt, von der neuen Volkwerdung, die alle Deutschen drinnen und draußen umfassen soll, sind auch in den entlegensten Dörfern der Wolgadeutschen, der Deutschen in der Ukraine, in Sibirien und in Transkaukasien gehört worden.

Emil Sigerus

Von Ernst Jekelius

Der getreue Eckehart der sächsischen Volkskunst, Emil Sigerus, wurde am 19ten Februar 1854 als Sohn des Obernotärs Carl Sigerus, eines Mitarbeiters Stefan Ludwig Roths, geboren. Seine Mutter Julie war die Tochter des Bürgermeisters Martin von Hochmeister,

* Anm. Die Monatsschrift „Deutsches Leben in Rußland", vom Verfasser obiger Zeilen herausgegeben, unterrichtet fortlaufend über die Lage in Rußland. Preis 1 RM viertelj. Zu beziehen durch das Zentralkomitee der Deutschen aus Rußland, Berlin NW 52. Schloß Bellevue.

jenes tatenfrohen Kunstfreundes, dem Hermannstadt sein Theater, seine erste Buchhandlung, seine erste literarische Zeitung verdankt. Welch ein gerüttelt und geschüttelt Maß von Sturm und Drang, von Leid und Not erfüllen doch auch diese achzig Jahre sächsischer Geschichte, durch die der Nestor unserer Volkskunstforschung in aller Stille unbeirrbar seinen Weg ging. Seinen Weg, auf dem er das Leben unseres Volkes, indem er die kostbaren Blüten unserer Kunst hob und deutete, immer von Neuem reich befruchtete.

Schon der schönheitsdurstige Knabe, der seinen Vater, den Kreisinspektor, auf den Bereisungen seiner Gemeinden Talheim, Kastenholz, Rotberg, Burgberg und Neudorf oft und oft begleitete, freute sich des reichen und bunten, bäuerlichen Hausrates des sächsischen Dorfes. Wie wohl fühlte er sich in diesen guten Bauernstuben, die damals noch fast durchwegs mit ihren farbenfrohen Möbeln, mit den hohen Betten mit ihren drei, ja vier Reihen kunstvoll bestickter Pölster und den schönglasierten, behaglichen Kachelöfen prunkten. Ringsum an den Wänden standen und hingen von den froh bemalten Rähmchen, schimmernde Keramiken, Krüge und Teller, und blinkendes Zinngeschirr in festlichem Glanze. Während der Vater mit dem Ortsrichter seinem Amte nachging, saß der Knabe still vergnügt da und zeichnete sich die oft grotesken Figuren von den Tonkrügen oder die Blumengewinde von den Pölstern, die sein Entzücken bildeten, in ein Heft ab.

Auf einem mehrjährigen Aufenthalt in Österreich verfolgte daher der Jüngling die gerade damals einsetzende Aufstellung der Heimatsmuseen mit lebhafter Teilnahme. Er freute sich schon heimlich darauf, das hier Gesehene zu Hause dem eigenen Volke, bei den reichen Schätzen, die da zur Verfügung standen, noch schöner aufbauen zu können. Als er aber dann nach Hermannstadt zurückgekehrt, bald darauf versuchte, einen schönen, alten Henkelkrug in Weiß und Blau aus dem Jahre 1741 in das Brukenthalmuseum einzuschmuggeln, den er nach langem Handel von einem Trödeljuden erstanden hatte, sollte es ihm schlecht ergehen. Verlegen und mit Herzklopfen stand der junge, fünfundzwanzigjährige Mann in der Türe der Museumskanzlei, während der Kustos den Krug offensichtlich erstaunt nach allen Seiten drehte und wendete und mit unverhohlener Verwunderung nach dem Warum und Wieso fragte. Der zufällig anwesende Stadtpfarrer machte der peinlichen Szene rasch ein Ende, indem er dem Kustos, laut genug, daß es der junge Mann hören konnte, zuraunte:

„Esi en Asenn summeln mer net!" Damit war die Angelegenheit erledigt und der Krug wurde dem verlegenen Spender zurückgestellt, der das Lokal mit seinem Besitz fluchtartig verließ.

Heute haben wir in dem Brukenthalmuseum zu unserer Freude und zu dem Entzücken aller Fremden ein reich und mannigfaltig bestelltes Heimatmuseum als kostbarste und sinnvollste Ergänzung des von dem großen Spender uns vermachten Kunstschatzes. Es ist Emil Sigerus zu verdanken. Denn das betrübliche Erlebnis wurde für ihn nun gerade zum Anlaß, die Flinte nicht ins Korn zu werfen. Mit durchdringender Tatkraft, mit kluger Umsicht, mit wachsender Sachkenntnis und der ihm eigenen Freude an dem wahrhaft Schönen, machte er sich nunmehr daran, die mannigfaltigen, aus dem Gebrauch entschwindenden Werke unserer Volkskunst zu sammeln und uns Allen zugänglich zu machen. Und wie reich wurde die Ausbeute solchen Suchens! Wie freuen wir und unsere Gäste uns immer wieder an den reichen Schätzen unseres Heimatmuseums! An der vielgestaltigen Schönheit der langen Reihen der Krüge und Teller und Töpfe, die bald in Kobaltblau eingeritzt beschwingte Vögel, bald in entzückender Malerei springende Hirsche, bald auch in unerschöpflichem Reichtum bezaubernde Ornamentik aufzeigen. Wie freuen wir uns der überquellenden Fülle des hier aufgestapelten, mit köstlichen Kunstwerken weiblicher Nadelkunst gezierten Leinens. Wie behaglich sitzt es sich auf der geblümten Truhe in dem bunten Schimmer des heimlichen, alten Bauerngelasses. Wie manchem Deutschen hat sich da erst, in dieser traulichen Ecke, die ihn so urheimatlich berührt, die Zunge zu wahrhaft brüderlicher Aussprache gelöst. Wie stolz sind wir auf die bezwingende Kraft der aus lebendigem Schöpfertum geformten Gestalten auf den alten Kacheln.

In vier stattlichen Mappen hat Emil Sigerus uns die schönsten Muster siebenbürgisch-sächsischer Leinenstickereien aus einer reichen Fülle ausgewählt und bewahrt. Wir sind entzückt von der hieratischen Strenge dieser Arbeiten. Sie stellen dem primitiven Naturalismus völlig abgewandt das Wesentliche der Dinge in edler Kunst der Formen geradezu durchgeistigt dar. Dieser ausgesparte, auf das Essentielle der Figuren dringende, große Stil ist ein Zeichen wahrer Kultur. Wir finden in diesen Stickereien die uralte Ornamentik magischer Zeichen, der Feuerräder und Lebensbäume, die die bösen Gewalten fernhalten und die guten Kräfte anziehen sollten. Wir finden in ihnen besonders reich hervortretend die christliche Tiersymbolik des

Mittelalters: das Einhorn, das Symbol Christi, den die aufopfernde Liebe verkörpernden Pelikan und die die christliche Sanftmut bezeichnende Taube, vor allem aber immer wieder den Hirsch, der die nach Gnade dürstende Seele des Christen darstellt (Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, schreit meine Seele, Gott, nach Dir). Aber auch den das satanische Böse bezeichnenden Drachen der Unterwelt und den die Hoffahrt der Welt symbolisierenden Pfau. Wir finden das reiche Pflanzenornament des XV. Jahrhunderts, bei dem, wie die Ungaren der Tulpe, unser Volk der Nelke den Vorzug gibt, die in einer reizvollen Mannigfaltigkeit der Motive in diesen Stickereien erscheint. Wir finden endlich als den Abschluß einer reichen Entwickelung am Ende des XV. Jahrhunderts die spielerische Arabeske und die ironisierende Groteske. Konrad Hahn, der bedeutende, deutsche Volkskunstforscher, hat auf die Anfrage, ob es denn nicht möglich sein sollte, die Volkskunst bei uns neu zu beleben, geantwortet: „Sie können nicht auf der einen Seite durch die Aufklärung den Teufel austreiben und auf der anderen Seite in der Volkskunst, deren Größe in dem Bann des Bösen und in dem Rufen des Heiligen, also in der Magie, liegt, den Teufel wieder rufen." Die Wurzeln der Volkskunst greifen eben, wie die Wurzeln aller wahrer Kunst, in das Metaphysische und verdorren in dem trockenen Licht der bürgerlichen Vernunft. Emil Sigerus aber hat durch die Bewahrung dieser unserer wahren und tiefgründigen Kunstgeschichte ein großes Werk für unser Volk getan, ein Werk, das bei dem heutigen, völligen Versiegen der bäuerlichen Nadelkunst nicht mehr zu Stande gebracht werden könnte. Ein Werk, aus dem auch in der Zukunft Ströme der Anregung und Bereicherung in unser doch in der Kunst so karges Leben strömen werden.

Ein anderes großes Verdienst hat Emil Sigerus um die Erhaltung unserer Kirchenburgen. Welche Kraft strömt doch aus diesen mächtig zum Himmel strahlenden, von gewaltigen Ringmauern gesicherten Bauernkirchen. Wenn Sigerus in seinem Kirchenburgenbilderwerk in Deutschland wie bei uns auf die einzigartige Schönheit dieser Bauwerke nicht hingewiesen hätte, stünden diese Wahrzeichen unseres Volkes heute nicht mehr. Diese Zeugen einer Vergangenheit, die durch das Gebet und die Arbeit unserer Vorfahren groß war, stünden nicht mehr täglich mahnend vor uns. Mahnend und erinnernd an die Vorfahren, die mit dem Pfluge in der Hand das wüste Land rodeten und mit dem Schwerte in der Hand ihr Allerheiligstes, den Christen-

glauben, gegen die anstürmenden, wilden Völker verteidigten. Und wie ich der festen Überzeugung bin, daß unsere Vorfahren ohne die unüberwindliche Kraft dieses Glaubens nicht dieses unser Land in einen Garten wogender Ährenfelder, friedlicher Dörfer und lebendiger Städte hätten wandeln können, sondern dem wilden Ansturm der Zeiten erlegen wären, so bin ich auch der festen Überzeugung, daß uns diese mahnenden Bauernkirchen vor letztem Verfall bewahren werden. Wenn heute im Schutze der Kirchen unserer Väter die hellen Schulen aus frisch geschaffenem Bauwerk gebaut wurden und das heilige Gestein unserer Kirchenburgen nicht zum Bau von, die Erbschaft der Väter verschleudernden Schulen und kümmerlichen Dorfkirchlein verwendet wurde, so ist das vor Allem der nachdrücklichen Mahnung von Emil Sigerus zu verdanken.

Eine solche Mahnung des Geistes des alten Hermannstadt steigt auch aus seinen Büchern „Vom alten Hermannstadt", die in drei Bänden so vieles Gut ehrwürdiger Überlieferung uns getreulich vermitteln. Vor allem aber aus der „Chronik der Stadt Hermannstadt", die uns durch knappe Aufzählung des realen Geschehens erschütternden Einblick gewährt in das gerüttelte und geschüttelte Maß an Leid, das diese Stadt in acht Jahrhunderten zu tragen hatte, aber auch das erhebende Erlebnis des Geistes, mit dem sie es trug. Des Geistes der schaffenden und gläubigen Gemeinschaft, die unser Volk durch die Schrecken so vieler Jahrhunderte geführt hat. Und so berührt uns denn nun, da wir des hellsichtigen Greises, der vor kurzem seinen achzigsten Geburtstag feierte, ehrfürchtig gedenken, wieder ein Hauch von diesem Geiste. Ein Hauch von diesem Geiste, der unsere Vergangenheit so reich und unsere Zukunft so verheißend macht.

Warum wurde Stephan Ludwig Roth erschossen?

Von Dr. Gottfried Fittbogen

I.

„Sprachkampf in Siebenbürgen" — keine ungewohnte Melodie mehr. Zuerst wurde die reichsdeutsche Öffentlichkeit auf den Sprachkampf, den die Siebenbürger Sachsen gegen die ungarische Regierung zu führen hatten, in größerem Umfang zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aufmerksam. Der Allgemeine Deutsche Schul-

verein (der heutige VDA.), 1881 entstanden, fand hier seine erste große Aufgabe. Unter der rumänischen Herrschaft haben die Schwierigkeiten nicht aufgehört. Namentlich ist von störenden Eingriffen ins Schulwesen zu berichten.

Aber wann hat der Sprachkampf in Siebenbürgen begonnen? Er begann in dem Augenblick, in dem die universale Sprache, die bis dahin im öffentlichen Leben gebraucht wurde und der jede der Landessprachen sich ohne Demütigung unterordnete, in ihrer Herrschaft erschüttert und entthront wurde. Das war in Siebenbürgen die lateinische Sprache. Bis tief ins 19. Jahrhundert hinein wurden hier die Landtagsverhandlungen in lateinischer Sprache geführt, die Gesetze in lateinischer Sprache gedruckt, die Berichte und Briefe an die Regierung in lateinischer Sprache geschrieben und so fort. Das war ganz gut gegangen. Aber schließlich ging auch hier einmal die Herrschaft der universalen Vermittlungssprache, ging das Mittelalter zu Ende.

Welche Sprache sollte ihr Erbe antreten? Das war die Frage. Und über dieser Frage brach der Kampf aus.

Die magyarische Sprache hatte in kurzer Zeit einen gewaltigen Aufschwung genommen. Von den drei Völkern Siebenbürgens, das damals noch ein eigenes Kronland bildete, hatten die Magyaren, die zwei „Landstände" (den ungarischen Adel und die Szekler), stellten, die politische Führung. Die Sachsen waren der dritte Landstand, die Rumänen waren die zahlreichste Nation, sie hatten aber noch keine politischen Rechte. Die Magyaren nun wollten im wesentlichen ihre Sprache an die Stelle des Lateinischen setzen, damit aber konnten sich die anderen Nationen nicht einverstanden erklären, sie meldeten auch die Rechte der deutschen und der rumänischen Sprache an. Es galt nun, eine Lösung zu finden, die allen drei Nationen annehmbar war und die zugleich den Bedürfnissen des staatlichen Lebens gerecht wurde. Das war, auch bei gutem Willen, nicht ganz einfach.

Von deutscher Seite ergriff in diesem Augenblick Stephan Ludwig Roth das Wort, wies die magyarischen Übergriffe zurück und entwickelte die Forderungen der Siebenbürger Sachsen. Seine Schrift „Der Sprachkampf in Siebenbürgen" erschien 1842, und eben ist sie wieder neu gedruckt und mit einer historischen Einleitung versehen, im 4. Bande der Gesammelten Schriften und Briefe von Stephan Ludwig Roth, die Otto Folberth herausgibt (Verlag Krafft und Drotleff in Hermannstadt, für Deutschland Verlag Walter

de Gruyter u. Co., Berlin und Leipzig) erschienen. Sie kann heute auf besonderes Interesse rechnen. (Der Band enthält außerdem noch landwirtschaftliche und volkswirtschaftliche Schriften.)

Vieles davon hat nur noch zeitgeschichtlichen Wert, es ist natürlich für den Historiker auch heute noch von Interesse. Wichtiger ist das Grundsätzliche.

Hinter den Sprachen stehen die Völker, hinter dem Ringen der Sprachen kündigt sich das Ringen der Völker an. Und es ist schon damals ganz deutlich, daß die Magyaren ihre Sprache benutzen wollen, um mit ihr Nachwuchs von andern Völkern sich anzueignen und ihre Reihen so aufzufüllen. Roth macht sie da auf einem Widerspruch in ihrem Verhalten aufmerksam. Es ist ihnen, erkennt er an, gelungen, ihre Sprache zu einer Kultursprache zu entwickeln; sie haben sie um viele neue Worte und Ausdrucksmöglichkeiten bereichert, aber alle haben sie aus magyarischer Wurzel gewonnen. Sollte es mit den Menschen nicht ebenso gehalten werden wie mit den Worten? Aber hier beginnt der innere Widerspruch bei den Magyaren. „Ein fremdes Wort wollen sie nicht zwischen den ihrigen leiden, mit unerbittlicher Strenge scheiden sie es aus, aber sie tragen kein Bedenken, fremde Völker in sich aufzunehmen. Sie ahnen nicht, daß die fremdartigen Elemente eines oder mehrerer Völker ihrer Originalität eher den Garaus als fremde Wörter machen." Damit wird in der Tat ein verhängnisvoller Vorgang in der Entwiklung des magyarischen Volkes berührt. Die Magyaren der älteren Zeit waren von einer großzügigen Toleranz gegenüber den mitwohnenden Völkern; die Magyaren der Neuzeit werden von einer rigorosen Intoleranz reizbarer Eifersucht beherrscht. Gewiß, dazwischen liegen die französische Revolution und die von Herder ausgehende Romantik, liegt, von beiden Bewegungen hervorgerufen, das Erwachen der Völker. Aber liegt diese Anderung des magyarischen Volkscharakters nur an dem Erwachen des Volksbewußtseins? Noch die großen magyarischen Patrioten Graf Szechenyi und Franz Deak gehörten, so viel wir sehen, zu der älteren toleranten Art. Auch die ungarische Revolution von 1848 und 1849 wäre in ihrer verschärfenden Wirkung in Rechnung zu stellen. Aber sollte hier nicht auch die Einschmelzung so vieler volksfremder Elemente, die in den letzten hundert Jahren in großem Maßstabe erfolgt ist, und die dem kinderärmsten der mitwohnenden Völker die größte Vermehrung gebracht hat, ihre Wirkung

ausgeübt haben? Neulingen fehlt das sicher in sich selbst ruhende Selbstbewußtsein; fehlt das unbekümmerte seelische Gleichgewicht; durch forciertes Auftreten suchen sie ihre Ebenbürtigkeit zu erweisen. Woher also der Umschwung im Charakter des magyarischen Volkes? Haben vielleicht die Neulinge, die es massenhaft in sich aufnahm und die nun als besonders echte Magyaren sich zu erweisen bestreben, den Zug von Unduldsamkeit und Fanatismus in das Volk hineingetragen?

II.

Doch wie dem auch sei — mit der Schrift vom Sprachkampf beschreitet Roth den Weg, der ihn zum Tode führt. Bekanntlich wurde er während der ungarischen Revolution, als Siebenbürgen von der Revolutionsregierung annektiert wurde, die Siebenbürger Sachsen aber gegen Ungarn für die Selbständigkeit Siebenbürgens und für Österreich zu den Waffen griffen, von einem ungarischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt und als Rebell erschossen. Man hat oft gefragt: warum mußte er sterben? Juristisch, daran kann nicht der leiseste Zweifel sein, war sein Tod nicht notwendig. Wodurch also hat er seine Gegner so schwer gereizt, daß sie ihn hinrichten ließen? Wo liegt der sachliche Grund?

Diese seine „Schuld" beginnt schon mit seiner Schrift vom Sprachkampf. Aber dieser Schrift wegen hätte man ihn nie hingerichtet. Auch wenn er später Einwanderer aus Deutschland nach Siebenbürgen zu bringen suchte oder dem Kaiser im Jahre 1848 die Aufstellung von sächsischen Schützenkompanien vorschlagen ließ, so war das für sein Schicksal nicht ausschlaggebend; denn das Motiv für die Gewinnung deutscher Einwanderer war letzlich nicht national, sondern wirtschaftlich; sie sollten dem sächsischen Bauern, der noch an der rückständigen Dreifelderwirtschaft hing, die ertragreichere Wechselwirtschaft beibringen; und sein Vorschlag wegen der sächsischen Schützenkompanien wurde weder ausgeführt, noch wurde er auch seinen Richtern bekannt.

Und doch steckt der Keim zu seinem Tode schon in seiner Schrift vom Sprachkampf. An deren Ende heißt es nämlich: „Zum Schlusse noch eine warme Bitte an die Vorsteher des deutschen Volkes in Siebenbürgen. Auf unsere deutschen Brüder in den Komitaten traget weise Vorsicht und das Blut vergesse des Blutes nicht. Unus

sit populus!" (Eins sei das Volk!) Die deutschen Brüder in den Komitaten wurden sein Verderben.

Die Siebenbürger Sachsen bildeten damals (das müssen wir uns vergegenwärtigen) als dritter Landstand Siebenbürgens eine Verwaltungseinheit; sie hatten ein eigenes Territorium, den Sachsenboden, auf ihm waren sie die Herren; Angehörige der anderen Völker Siebenbürgens, die hier wohnten, waren politisch rechtlos und nahmen, wenn wir uns eines modernen Ausdrucks bedienen dürfen, die Stellung lediglich geduldeter Minderheiten ein, und zwar nicht nur die Rumänen, sondern auch die Magyaren. Außer diesen vollberechtigen Sachsen gab es aber noch andere Sachsen; eine Anzahl sächsischer Gemeinden nämlich lag außerhalb des Sachsenbodens, also auf Komitatsboden; sie gehörten nicht zum sächsischen Landstand, waren politisch rechtlos und standen unter der Herrschaft des magyarischen Adels, der diese Komitate Siebenbürgens verwaltete. Die ungünstige Rechtslage dieser Gemeinden also beunruhigte Roth und er sann auf ihre Besserung. Als daher die ungarische Revolution kam, als Volk gegen Volk stand, ließ Roth (denn es geschah kaum ohne sein Zutun) einen Teil dieser Gemeinden vom Adelsboden trennen und zum Sachsenboden schlagen; es war eine richtige Annektion, eine Erweiterung des sächsischen Territoriums — auf Kosten des Adelsbodens, also der Magyaren. Und Roth wurde von dem österreichischen General, der in Siebenbürgen kommandierte, als Kriegskommissär in diese Gemeinden geschickt. Das war es, was seine magyarischen Gegner als crimen laesae majestatis, als Hochverrat betrachteten. Das verziehen sie ihm nicht, und dafür mußte er mit dem Tode büßen. Denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen".

Die Sorge aber für jene Gemeinden, die ihm so teuer zu stehen kam, spricht schon aus den Schlußworten seiner Schrift vom Sprachkampf. Volk will zu Volk.

Gewitter

Von Erwin Neustädter

Hoch steht das Gras, die Rispen schwer geneigt,
In seiner Wirrnis geigt die Grille,
Doch ferneher des Dengelns Klingen steigt
Und bald gleißt über duftgen Schwaden Stille.

Doch lautlos aus dem heißen Gleißen baut
Mit mächtigen Wolkenkuppeln weithin dunkelnd
Ein Dom sich auf und drohende Wandlung braut
In düstrer Wölbung sich, von fernen Feuern funkelnd.

Nun neigt sich tief mit rauschendem Gewand
Der Wald und aus der Kuppeln Donnerhallen
Weit übers lauschend hingeduckte Land
Des Sturmchorales Bronzeposaunen schallen.

Das Wort der Macht, ein dröhnendes Metall,
Rollt schütternd hin, das tiefgebeugte Leben,
Bis in die Wurzel bangt es Widerhall
Doch schließt sichs zu in trotzigem Beben

Und bleibet stumm. Die finstre Feier vergrollt.
Nun segnend lindere Fluten fließen —
Und leuchtend hebt sein Antlitz, ungewollt,
Das Unterworfene auf in dankbar seligem Sprießen.

Eine Offizierswitwe

Von Hermann Klöß

„Mary, Mary: piiiz, piiiz!“

Die 82jährige Hauptmannswitwe stand, ihre dürren Arme gespensterhaft hochgehoben, in der offenen Zimmertür und rief nach ihrer Katze, so hohl und tonlos, daß ihre Stimme kaum bis in den Hof hinunterschallte. Dort trat ein rückwärts wohnender Schneidermeister aus seiner Werkstätte, beschattete seine Augen mit der flachen Hand und guckte herauf: „Im Nachbarhaus auf der Dachrinne spaziert sie, Abenteuern

nach; werdet sie heut' nicht heimkriegen, 's ist hoch!" Die Frau schlug ihr dunkelbraunes breites Wolltuch um die Schultern sowie um ihr staubgraues, vom Nachmittagsschlaf noch wirres Haar und eilte über die Treppe und den schlechtgepflasterten Hof auf die Gasse. Bald kehrte sie zurück, ans weiche Fell der Katze zärtlich ihre linke Wange geschmiegt:

„Miezi, Miezi, hast mich geängstigt, mich schwindelt; nie wieder darfst du über die Schwelle," — sie stopfte ihr das Näschen in den Fußwischer — „nie, nie!"

Wie sie nun das blankgeputzte saubere Tier in ihr Bett legte, das konnte sie nur als Mutter gelernt haben im Dienst an einem menschlichen Wesen; ihre knöchernen, tellerartigen Hände strömten Wärme aus, zwei Tränen sogar tropften auf's schneeweiße Linnen. Hatte doch an dieser selben Stelle früher ihr Kind geschlafen, die Ziehtochter, jede Nacht knapp neben ihr, träumend und im Traum oft auslangend nach dem Körper der Mutter. Sie hieß ebenfalls „Mary". Nach dem Tod des Hauptmanns im bosnischen Feldzug nahm die Witwe das elfjährige Mädchen zu sich, weil sie jemand zum Lieben brauchte an Stelle ihres Gatten. Dies schärfte sie dem Kinde häufig genug ein und wiederholte ihm stets ihre Lehre: „Gräm dich nicht, weil du Waise bist und ohne Geschwister; ich bin dir dreifach Mutter, lieb dich ohne die Grenzen, welche der Elternliebe die Natur zieht, allein dich, gefällst mir!"

Mary hörte ihr mit aufgesperrten Augen zu, die, während sie ihren Mund der Hauptmannswitwe zu endlosen Küssen hinbieten mußte, sich halb erschrocken, halb neugierig von der sie stürmisch Liebkosenden wegdrehten; sie wunderte sich, daß man sie niemals schlug, an den Ohren oder am Haare riß, wie es ihren gleichalterigen Hausgenossinnen im Hof drunten geschah, und ging nicht ungerne in etwas feierlichen Schritten jeden Nachmittag, sobald es dämmerte, zur Kirche mit, um neben ihrer Ziehmutter vor dem Altar des Hieronymus zu knien:

„Mutter", fragte sie dann beim Heraustreten, „warum geißelt sich der heilige Mann, war er böser als wir?"

„O, wir müßten uns unzähligemal mehr geißeln als der, Peitschenhiebe versetzen den nackten Rücken herab, bis unser Blut verrinnt, das sündige!"

Solche Reden wurden dem Mädchen umsoweniger verständlich, als zwischen ihnen beiden von Peitschenhieben nichts zu spüren war; auch keine Scheltworte fielen. Die Ziehmutter wich jedem Streite aus, um

nicht durch Strenge die Liebe des Kindes, das nicht ihres Bluts war, abzuschwächen; ihre Seele war beständig in Unruhe, wie sie seine Neigung dauernd an sich fesseln könnte, wo doch das sicherste Bindemittel des nahverwandten Blutes zwischen ihnen fehlte. Und so versuchte sie, anstatt die immer üppiger heranreifende Tochter mit Strenge zu erziehen, ihr jeden Tag alle ihre Wünsche zu gewähren, und steigerte den Drang des Mädchens, die freigebige Mutter zu liebkosen, ins Unermeßliche. Ja, als sie ihm eines Abends ein goldenes Kettchen um den Hals hing, daß dessen diamantenes Anhängsel ihm gerade in den wunderbar weichen beginnenden Buseneinschnitt zu liegen kam und dort glitzerte und Feuer schoß wie die Krone eines Zwergkönigs, da geschah es nachts, daß sich Mary, aus süßestem Traum auffahrend, ihrer Mutter an die Brust warf und, jede Schicklichkeit vergessend, sie mit ihrem halbnackten, vom Schlafe heißen Leib ganz überdeckte und preßte, daß die Frau in fürchterlichste Bedrängnis geriet. Gleich nachher schlief zwar das Mädchen wieder fest ein, während die Mutter wach lag; sie fühlte sich ausgeliefert diesem jungen Wesen, dessen Liebesausbrüche sie zwiefach erschütterten, weil sie lechzte darnach und doch ahnte, daß sie kaum mehr ihr galten.

Am Morgen wagte sie zum erstenmal, die Art ihrer Ziehtochter zu rügen: „Gemach, gemach," rief sie, als diese sich vor dem Spiegel mit ausgespreizten Fingern die Wölbung ihrer Brüste maß, „bist ungeduldig zu wachsen, statt dich kindlich zu erhalten, wie's keuschen Mädchen ziemt, bis sie Braut werden."

„Auch's Beten hab' ich satt, ich sag's Euch frei," antwortete das Mädchen gereizt, als machte sie sich Luft von lange verhaßtem Zwang; „der Hieronymus über Eurem Altar ist mir eine lächerliche Gestalt!"

„O, o," seufzte die Mutter, „dieser Heilige, der duldet und herrscht zugleich über seine Lüste."

„Er stellt sich nur selbst bloß damit; denn niemand vermag's, Ihr nicht, ich nicht" . . . so wandte sich ihr Ziehkind, verführerisch unbesiegbar lachend, nach der Hauptmannswitwe, daß sie sich bezaubern ließ und gleich mit ihren Küssen nach dem jungen Mund Marys haschte, die sich jedoch steif wegdrehte zur Strafe für den Tadel, den sie empfangen. Auch begleitete sie, als es dämmerte, ihre Mutter nicht in die Kirche und kam erst spät abends heim. Wie ein Stock lag sie nachts neben ihr, getrennt durch unsichtbare Granitwände und nicht mehr zu durchmessende Welten von ihr. Tagsüber schmückte sie sich

dann unaufhörlich, wechselte jede Stunde von neuem ihre Armbänder und Halsketten dem Einbruch der Dämmerung entgegen, ihre Ziehmutter aber mußte eine schüchtern an ihr versuchte Liebkosung nach der andern jäh abbrechen, weil das Mädchen entschlossen schien, Rechenschaft von ihr zu fordern über den Grad und die Art ihrer Liebe, deren geheimnisvolles Wesen sie niemals aufzudecken gewillt war.

Abend für Abend blieb Mary aus. Ein Handlungsgehilfe, der Wochen hindurch am Eingang der Kirche wie ein Fischer nach Forellen sein Netz nach ihr ausgespannt hielt, hatte sie endlich gefangen und mußte nicht viele Verführungskünste anwenden, um sie in seiner Wohnung sich bald gefügig zu machen. Fast schamlos bezeugte sie ihm ihre Lust, sich von ihm küssen und drücken zu lassen, und wie sie unter den heftigen, allzuhäufigen Liebkosungen ihrer Ziehmutter während ihrer reifen Kinderjahre täglich von früh bis spät das Leben als eine einzige Liebesaffäre ansehen gelernt hatte, die freilich eingeengt blieb durch die Begrenztheit ihrer eigenen Neigung der Hauptmannswitwe gegenüber, fühlte sie hier in der Behausung ihres jungen sinnlichen Handlungsgehilfen diese Grenze weichen und ihre Liebe, ihr gesamtes Sein mit sich reißend, uferlos dem Manne zuströmen. Das letzte Band, welches sie mit ihrer Ziehmutter verknüpfte, löste sich allmählich; nicht einmal die Mahlzeiten nahm sie mehr zu Hause, sondern ließ sich von ihrem Geliebten und seinen Freunden füttern. Wechselten sie einmal noch Worte miteinander, so gings um dieselbe Frage:

„Mary", eiferte die Mutter, „ich verbiete dir, aus meiner Tür zu treten; Hausarrest kriegst du, wochenlang. In den Winkel setz ich dich, an den Bettpfosten gebunden, wie früher, du garstiges, süßes Kind, daß du nicht weglaufen und dich nicht erwehren kannst meiner." Dabei strich sie ihr übers Haar, küßte sie auf Schläfe und Wangen, faßte sie am Nacken an und suchte ihr noch mädchenhafte Gesten, kindliche Liebkosungen zu entlocken, obgleich sie ahnte, daß ihr Ziehkind seine Keuschheit schon hundertmal preisgegeben hatte. Das Mädchen schüttelt sie ab:

„Meinst du, Mutter, das Türschloß sei fest genug? Meine Liebhaber brechen es auf, schleifen mich mit sich, und deine Küsse fallen ins Leere. 's ist aus, begreif doch, zwischen uns; deine Lippen schmecken mir nach Stroh. Nichts hast du in mir aufgezogen als die Sucht nach Liebhabern — du selbst warst dies mir eher als Mutter — ach, ins Riesenhafte; sie wechselt jetzt von dir zu den andern, bald zur ganzen Stadt. Sie sei das Leben, so faßt' ich's auf."

„Kind" entrang es sich der Frau, „Mußt' ich dir nicht die Eltern ersetzen, dich zwiefach lieben, mir Trost für meinen in Bosnien verscharrten Gatten schaffen? Güte war's, was mich trieb, mein weiches Herz, Schwachheit des Fleischs; verzeih mir!" Sie umklammerte die Kniee des Mädchens, welches sie verständnislos an den Handgelenken ergriff, ihr die Arme auseinanderbog und sich entfernte. In der gleichen Nacht verschwand sie mit ihrem Handlungsgehilfen; man hörte, sie habe sich einem Mädchenhändler angetragen, der sie weit weg entführte.

Seit dem Tage züchtete sich die Hauptmannswitwe ihr Kätzchen, das sie „Mary" taufte, und holte sich's jedesmal selbst von der Dachrinne des Nachbarhauses heim nach seinen Fluchtversuchen, wie heute, zur Verwunderung jenes Schneidermeisters im Hof, der auch diesmal unter dem Akazienbaum mit nach dem ersten Stock gereckten Halse stehen geblieben war und wartete, bis sie droben heraustrat: „Sie brechen sich's Genick bei Ihrem tollen Nachsteigen die Dachtreppe hinauf hinter der maledeiten Katz." „Lassens mich", entgegnete sie mit ihrer tonlosen Stimme, die Hand als Schalltrichter angelegt, „Sie schläft, meine Mary, kann nicht heraus durch's Schlüsselloch, bis ich zurück bin aus der Kirch'n." Vor Sankt Hieronymus dann, auf den Steinstufen knieend, spann sie die über dem Lager ihres einschlafenden Kätzchens ihr aufgetauchten Erinnerungen weiter und hielt Zwiesprache:

„Zeig du täglich mir die Striemen, Heiliger, deiner Geißelhiebe, daß ich an ihnen meß', ob meine auch lang und tief und blutig genug mir den Rücken hinunterlaufen, mein Fleisch zu zügeln, und das Gedächtnis an mein Ziehkind mir zu reinigen vom Nebel der Sinne, wie die Sturmgeißel das Sternlicht klärt."

Sprache und Volkstum

Von Bernhard Capesius

Im Kampf um Blut und Boden darf die überragende Rolle der Sprache für die Bildung des Volkstums nicht vergessen werden. Ja, in einem Buche „Mutter Sprache" von Schmidt-Rohr, das in der Schriftenreihe der Münchener „Deutschen Akademie" erschienen ist, wird sogar der Nachweis geführt, daß unter den vielen Begriffen, die wir mit dem Wort „Volk" verbinden (Untertanenschaft, soziale Klasse, Stamm, Glaubensgemeinschaft, Staatsbürgerschaft), der der

„Sprachgemeinschaft" am ehesten eine „echte Wesensgemeinschaft" bedeute und für praktisch-politische Zwecke am besten brauchbar sei. „Volk ist die aus der Kraft der Sprache gewachsene Gemeinschaft einheitlicher Geistigkeit und einheitlichen Seelentums, es ist Gruppenpersönlichkeit von Eigenprägung, die ihre Glieder in eine bestimmte Wesensart hineinzwingt. Das auf diese Weise begrifflich durch Sprache bestimmte deutsche Volk ist seiner Wesensart nach überdies entscheidend bedingt durch Blut und Boden, Kirche, Staat, Geschichte."

Während in Deutschland, aber auch für das Deutschtum der ganzen Welt sich unter Umständen ein Gegensatz zwischen einzelnen dieser genannten Faktoren ergeben kann (konfessionelle Spaltung, Judenfrage, Schweiz, Deutschamerikaner), ist für uns Sachsen die grundsätzliche Übereinstimmung gegeben und daher eine besondere Herausarbeitung der Sprache als gemeinschaftbildende Kraft kaum notwendig. Und doch kann es nicht unterlassen werden, immer wieder die Würde und den Wert unserer Muttersprache auch für unsere Volksgemeinschaft zu betonen. Denn auch diese Sprache bedarf der immer wachen Aufmerksamkeit und Pflege, soll sie ihre Aufgabe unter immer wieder geänderten Verhältnissen, in immer neuen Gefahren erfüllen können: Hüterin des Volksgutes zu sein.

Zweierlei Tätigkeit aber ist dabei vonnöten, die einander ergänzend erst das gemeinsame Ziel erreicht: eine erhaltende und eine fördernde. Zu der ersten gehört im besondern unsere sprachgeschichtliche Wissenschaft. Es ist heute beliebt, der historischen Wissenschaft „lebensferne", ja „lebenhemmende" Eigenschaften zuzuschreiben. Und doch steht sie, wie der Berliner Germanist Prof. Hübner neulich in einem Aufsatz ausführte, in dem von Moeller van den Bruck gezeichneten „konservativen" Sinn durchaus im Dienst aller aus echten lebendigen Wurzeln hervorwachsenden Erneuerung. Sprachgeschichte, Volksgeschichte war niemals „voraussetzungslose", rein intellektualistische Wissenschaft, wenn sie auch manchmal glaubte, es sein zu müssen. Insbesondere bei uns brannte sie von jeher in der Glut heißer Volksliebe, die manchmal nur zu sehr auch die Forschungsmethode, nicht nur ihr Ziel beeinflußte. Drängen heute auch die stärksten Kräfte in unserer Volksgemeinschaft dazu, „Geschichte zu machen" und nicht „zu schreiben", so wären sie dazu doch nicht imstande ohne das ihnen durch die Sprache überlieferte geistige, sittliche und gefühlsmäßige Erbe.

Fördernde Sprachpflege aber beinhaltet vielerlei Aufgaben und be-

darf zahlreicher Mitarbeiter: die Mutter im Hause bei der ersten Zwiesprache mit dem Kinde, der Lehrer in der Schule, der Pfarrer auf der Kanzel, der Vortragende und Redner in der Öffentlichkeit. Ja „jeder einzelne muß die Verantwortung gegenüber jedem Wort fühlen, das über seine Zunge geht, gegenüber jeder wertenden Stellungnahme zur Welt" (Schmidt-Rohr). Wenn das für Deutsche in deutscher Umgebung gilt, so noch viel mehr dort, wo Zweisprachigkeit nicht nur die Erhaltung der Volksgemeinschaft, sondern auch die geistig-sittliche Entwickelung des Einzelmenschen bedroht.

Eine besondere Aufgabe ergibt sich für uns auch aus dem starken Eigenleben unserer Mundart, das eine „doppelte Muttersprache" zur Folge hat. Diese Tatsache bedeutet eine Bereicherung unseres geistigen Volksdaseins. „Wer die heimische Mundart hört, atmet die Luft des Mutterhauses, fühlt sich geborgen in der Lebenswärme, die ihre von Gefühl gesättigten Klänge ausströmen" (Schmidt-Rohr). Auch diese Mundart zu pflegen, ist Aufgabe dort, wo sie aus Gedankenlosigkeit oder falschem „Vornehmtun" — also insbesondere im niedern Bürgertum — zugunsten eines „Jargons" abgelegt wird. Viel wichtiger aber ist es, daß die Hochsprache immer mehr und immer reiner Eigentum unserer geistig führenden Schicht werde. „Nur wer die Hochsprache in Wort und Schrift beherrscht, hat den Zugang gewonnen zu der die Nation umspannenden kulturellen Sphäre seines Volkes" (A. Bock in „Deutsche Mundartenforschung"). Die aus dem Blut geborene Mundart ist der Saft, der im Stamme hochsteigt, aber erst in der Krone reifen die vom Geist der Hochsprache befruchteten edelsten Früchte.

Für diese Sprachpflege, für diesen geistigen Aufbau im Dienste unseres Volkstums hat der „Klingsor" in seinem zehnjährigen Bestehen oft und oft geworben, zur allgemeinen Kenntnis unseres Volksschicksales, durch heimisches Schrifttum in sprachlich hochstehender Gestalt hat die aus dem „Klingsor"-Kreis hervorgegangene „Buchgilde" entscheidend beigetragen. Aus solchen sprachlichen Leistungen erwächst immer engere Verbundenheit mit den Brüdern im Reich und in der Welt. Auch das neue „Landestheater" ist gleichzeitig Dienerin deutscher Sprachpflege und deutschen Volkstumsgedankens. Durch die gemeinsame Hochsprache wird der Banater Schwabe und der Siebenbürger Sachse, die einander sonst nicht verstehen würden, dem hohen Gut deutscher Dichtung gleichmäßig zugeführt und für die Volksgemeinschaft gereift.

Unsere heimische Sprach- und Geschichtswissenschaft, unsere Volkskunde sind einmal als unfruchtbarer „Idealismus" bezeichnet worden. Gewiß mit Recht, wenn sie die „entscheidende Herrschaft über die völkische Lebensgestaltung beanspruchen." Aber wo sie sich bewußt als Diener und Mithelfer eines Höheren betrachten, da sollte ihr großer Wert nicht verkannt werden. Sprache, Volkstum und Glaube waren für Martin Luther eine dynamische Einheit, die handelnd erlebt wurde. Auch für uns können, ja sollen, nein müssen sie es auch heute noch sein.

Rundschau

Sächsische Chronik. Der innervölkische Streit hält weiter an. Die Kampfmittel sind bei den verantwortungsfähigen Männern beider Lager im allgemeinen loyaler geworden, die Kampfform blieb unverändert: volle Öffentlichkeit bei der Erneuerungsbewegung, Abgeschlossenheit bei der Einheitsbewegung.

Die Wirkung der Einheitsbewegung wird dadurch gehemmt, daß sie von einigen Leuten belastet ist, die im letzten Jahrzehnt Hindernisse einer rechtzeitigen Auffrischung unserer Körperschaften waren. Wer damals die Augen offen hielt, kann nun nichts anders als skeptisch sein, vernimmt er, daß jene, deren geringe Duldsamkeit in der Vergangenheit offenkundig wurde, jetzt als Bürgen der Gewissensfreiheit auftreten. Gleich skeptisch wird man, wenn Leute als Schildträger des Geistes auftreten, die mehr als ein Jahrzehnt hindurch geistigen Bestrebungen gleichgültig oder feindselig gegenüberstanden, sofern sich diese nicht in einen Vereinsbetrieb pressen ließen. Außerdem sehen wir in der Einheitsbewegung unter den Wortführern auch welche, deren Geltungssucht und Unzuverlässigkeit volksbekannt sind und viel dazu beitrugen, daß uns die letzten Jahre eine Vertrauenskrise brachten, weil die ungehemmte Rührigkeit und Streberei vor der wirklichen Leistungstreue so oft Nutzen ziehen durfte. Vielleicht muß es solche Menschen nach dem Plan der Schöpfung geben, um das Wachstum des Neuen durch den Gegensatz zu fördern, aber es ist doch auf die Dauer unmöglich, über dem augenblicklichen Parteivorteil, den sie bieten, ihre gemeinschaftslockernde Wirkung zu vergessen.

Würden die Einheitsbewegung nicht einige Personen belasten, so könnte sie manchen Fehler der Erneuerungsbewegung bessern und in der Auseinandersetzung mit dieser das wahre Erneuerungsgut unseres Volks schneller zum synthetischen Durchbruch bringen. Das könnte dann in einer auf hoher Ebene erfolgenden Aussprache geschehen, wenn auch auf der anderen Seite die wertvollsten Kräfte das Wort ergriffen. Statt dessen geht nun unser Streit leider oft um Schemen. Besonders die jungen Redner kämpfen gegen eine Fiktion, die sie sich von ihrem Gegner machen, so z. B. wenn man aus dem Wortlaut des unglückseligen Dienstbuches ohne Rücksicht darauf, ob es jemals durchgeführt wurde, ob es in Kraft ist, ob die Taten der NEDR-Mitglieder dem entsprechen, ein Bild der ganzen Erneuerungsbewegung macht. Dies ist ein ebenso unhaltbares Verfahren wie einiger blinder Erneuerungs-

Anhänger, die wahllos alle bisherigen Führer für wertlos erklären. Entscheidend ist doch der Geist und die Wirklichkeit, die sich in den Menschen einer Zeit und einer Bewegung äußern. Und diese Menschen kennen wir alle. In einem so kleinen Volk wie dem unseren weiß man, trotz hundert Versammlungsrednern, Wert und Tat, Gesinnung und Weg jedes Einzelnen, der in das Rampenlicht tritt. Man weiß, wer sich wirklich wandeln kann, wer nur seinen Ehrgeiz und seinen Posten sieht, wer ein Taktiker und wer ein Fanatiker ist, wer ein Lügner und wer ein Charakter. Heute, wo jeder laut seine nationalsozialistische Gesinnung bekennt, erlebt man aber die köstlichsten Schauspiele, wert einer aristophanischen Satire. Man begreift nicht, warum Menschen, denen niemand es glaubt, am wenigsten ihre Freunde, eine dumme Selbstverulkung treiben und uns weismachen wollen, was sie nicht sind. So wenig wie ein Parteibuch eine Gesinnung bestätigt, bestätigt sie ein Lippenbekenntnis.

Unsere Auseinandersetzung ist von unzähligen Fiktionen durchsetzt, unzähligen Ritten gegen Windmühlen. Es ist nicht wahr, daß unsere Führung restlos versagte, aber wahr ist es auch nicht, daß sie nie versagte; wahr, daß ihre Kampfführung zu wenig aus dem Volksganzen erfolgte, was im Ideenwandel unserer Zeit besonders verhängnisvoll wirkte und unsere Krise mitverursachte; es ist nicht wahr, daß jeder, der in unserem Volk führte, dem sogenannten „System" hörig war, aber es ist ebenso unwahr, ein solches „System" und seine Form, die Clique, schlankweg zu leugnen; es ist unwahr, wenn man die Führer der Erneuerungsbewegung als Menschen niederer Gesinnung verleumdet, aber es wäre ebenso unwahr, wenn man sie als fehlerfrei hinstellte; es ist unwahr, wenn man der Erneuerungsbewegung jede Aufbauarbeit abstreitet, denn hier genügt es nur, auf die durch ihre Organisation allein möglich gewesene außerordentliche Verlebendigung des gesamtdeutschen Einheitsgefühls in allen Siedlungen hinzuweisen; es ist nicht wahr, daß die Einheitsbewegung nur aus Leuten besteht, die um ihren Einfluß bangen, aber es ist ebenso unwahr, wenn man sie als eine Ausgießung des heiligen Geistes über einen Teil unseres Volkes hinstellt. In dieser Weise ließe sich nach rechts und links noch manches ins rechte Lot bringen. Würde jeder Redner, deren es heute viele beschränkte, karrieresüchtige, verhetzte und toll gewordene gibt, eine solche Überlegung anstellen und die allgemeine Kenntnis von den Menschen, mit denen er kämpft, in die Wagschale legen und würde man landbekannte Freibeuter jeder gegebenen Lage ausschalten, so könnte dieser Streit in Kürze enden, denn bei rechter Einschätzung des Tragfähigen und der wahren Leistungen fänden wir bald Boden, umsomehr als wir ja „weltanschaulich eines Sinnes sind" — was allerdings mit einem Fragezeichen zu beschließen ist.

Dieser Streit hat dennoch einen Sinn. Niemals ist das Aufflammen einer Bewegung ganz ohne Berechtigung und Gesetzlichkeit. Auch unsere Auseinandersetzung hat ihr Eigenleben und wird reif werden, wenn die Zeit dafür kommt. Unsere Kenntnis von den Menschen, die sie führen, konnte, solange unser Volk gleichgültig war, nur wirkungslos im Dunkeln murren. Heute, wo es aufgerüttelt ist, ist das nicht mehr möglich. Damit sind aber auch die Abwehrkräfte des Volkes gewachsen. Es kann heute nach außen auf den Plan gerufen werden. Fortan ist es die restlose Schuld aller Führer rechts und links, wenn wir uns ein Gut wie seinerzeit die Schulautonomie nehmen lassen, ohne daß von Dorf zu Dorf ein Sturm der Empörung schwingt und diese von uns einst so erfolgreich gemeisterte Waffe weiter stumpf

bleibt. Erkennt man dies, so muß man an die damals totgeschwiegene Versammlung vom 7. Juni 1931 zurückdenken, die ein solches Volkserwachen forderte, die ohne den Nationalsozialismus als Bekenntnis zu beachten, aus unseren bodenständigen Erfahrungen und Erlebnissen programmatisch aufstellte, was später sinngemäß im Volksprogramm durchgesetzt und neuerdings auch im Programm der Einheitsbewegung zur Formel wurde. Mögen heute noch so viele leeren Bekenntnisse für diese Gesinnung abgeleiert werden, es ist doch ein Sieg, daß es nur ein solches Bekenntnis geben kann, und er bezeichnet die geistige Entwicklung unseres Volkes, die folgerichtig aus dem Kriegs- und Nachkriegserleben der jüngeren Generation zum 7. Juni 1931 führte, dann in die Tat mündete, damit die ganze Volksbreite zu umfassen begann, wennauch die politische Betontheit manche Unebenheit aufwerfen mußte.

Der ideelle Sieg dieser Haltung ist vollendet und darum konnten die Anschauungsgegensätze über die Methoden in der letzten Zeit eine gewisse Annäherung erfahren. Diese erfolgte in der Kirchenfrage, dann in der Volksratssitzung vom 22. April, wo man sich in der Körperschaftsarbeit und einmütig in einer Entschließung für die Außenfront wieder traf, und ferner die Schieds- und Schlichtungsordnung beschloß, die seit langem nötig ist. Ja, man fand sich sogar bei wesentlicherer Arbeit; und daß die Regelung des Volksratseinflusses auf die parlamentarischen Vertreter gelang, ist nach fünfzehnjährigen Erfahrungen eine bedeutsame Tat.

Was bleibt an Gegensätzen? Führerprinzip und Totalitätsanspruch der NEDR. Über den letzten zu sprechen, ist Zeitvergeudung. Es gibt keine politische Gruppe, die ihn nicht erhebt. Gefährlich wäre er, wenn er die Zusammenarbeit mit anderen Gruppen ablehnte. Das ist nicht erfolgt, obgleich Vorbilder dafür nicht fehlen. Führerprinzip? Was hieran wirklich bedrohlich sein könnte, muß in einer von beiden Seiten beschickten Beratung geklärt werden. Wesentlicher ist etwas anderes: daß nämlich bei einer Klärung, die den Gegenwartsstreit abschließt, das wirklich Fruchtbare der Erneuerungsbewegung allgemeingültig werde, der Glauben an die Idee, die Kameradschaft über alle Stände hinweg, die übersächsische Gemeinschaftsverbundenheit, die tausendfältige Kleinarbeit. Diese Werte müssen sich ausbreiten, denn um sie ging das Erwachen unseres Volkes.

Zu den Kampfmitteln muß noch ein Wort gesprochen werden: Ununterbrochen hört man von der Wirklichkeit reden, die wir beachten müßten. Manchmal handelt es sich dabei aber um den Versuch, gegen den sächsischen Gegner den Staat aufzurufen, denn der übermächtig Dritte muß schließlich aufmerksam und in die Irre geführt werden, wenn vor seinen Ohren der Zweite dem Ersten ununterbrochen zuschreit, daß diesen die Wirklichkeit des Dritten nicht vertrage. Und selbst wenn die Denuntiantenabsicht fehlt, so ist eine solche Warnung, die sich gerne als wirklichkeitsnah ausgibt, nichts als eine politische Unklugheit. Zugleich aber eine Unwahrheit: in jeder Haltung drückt sich doch ein Wille aus; behauptet man, jener muß diesem auf die Dauer unerträglich sein, so unterstellt man jenem, daß er gegen diesen böse Absichten hegt. Dies aber ist, wenn wir Staat und sächsische Menschen meinen, eine Unwahrheit, denn es gibt keinen Sachsen, der staatsgefährlich wäre. Unser Streit ist ausschließlich ein innervölkischer. Wer mit gutem Gewissen seinen sächsischen Gegner zu warnen sucht, muß, sooft er sich hören läßt, diese Tatsache, die eine Ehrenerklärung für seinen Gegner ist, zum Ausdruck bringen. Das mag für manche Charaktere schwer sein, aber es gehört zur Klugheit und Wirklichkeit der Minderheiten-

politik, die Einheit des Volksganzen dadurch zu wahren, daß man über den volksbrüderlichen Gegner in bestimmten Fällen unbedingt die Wahrheit sagt und sich dafür leidenschaftlich einsetzt. Wer es nicht tut, wird als Schuft in unsere Geschichte eingehen. Leider hat das Außerachtlassen dieser Pflicht das Mißverstehen sächsischer Bestrebungen bei den Mitnationen ermöglicht und vertieft. Wenn dies zu ernsteren Folgen führt, so wissen wir heute schon, wer die Schuld daran trägt und diese Schuld ist unfilgbar.

Es gibt viele, die nicht sehen, daß unser Streit nicht bloß ein Jammer, sondern ein Ausdruck gesteigerten Gemeinschaftsgeistes ist. Die Durchsetzung einer neuen Haltung in das atmende Volk hinein, geht nicht wie das Bügeln einer Hose mit etwas Dampf und Glätte vor sich. Sie führt durch Einflußkämpfe, Rückschläge, Abirrungen, fällt in Schuld und reinigt sich, hat Unrecht und behält recht, weil es um das Schöpferische geht; sie braucht Fanatiker, Bedächtige, Kritiker und Gegner; sie wirkt oft chaotisch, wo schon die Synthese wächst. Seien wir nicht zu pessimistisch. Wir leben stärker als früher. Verrat und Verleumdung werden vergehen, ebenso Eitelkeit, Geltungssucht und Lüge. Unser Volksboden ist unterm Pflug.

Aber gerade, weil unser Volk heute aufgerufen werden kann, steigert sich die Verantwortung der Führer mehr als je. Wir haben in den letzten Wochen durch die Gesetzgebung (z. B. Mittelschulgesetz), durch die Verwaltung (Verlust der Bürgermeisterposten in Hermannstadt, Mediasch und Schäßburg), durch das Lockern unserer Beziehungen zu den Ungarn (die sich in manchen Orten offen gegen uns mit den Rumänen verbündeten), schwere Nackenhiebe bekommen, und man muß beschämt nicht nur das Fehlen eines Aufrufs an unser Volk, sondern überdies auch feststellen, daß wir uns in der Presse und in der ganzen politischen Haltung lange nicht so zu wehren wußten, wie früher bei geringeren Anlässen. Die Schuld trifft nicht das Volk — das schläft heute nicht mehr — sondern lediglich die Führer auf allen Seiten. Es ist unverantwortlich, daß wir Geld, Sonderausgaben und seitenlange Stellungnahmen in der Presse unserem Bruderstreit widmen, aber nicht den zehnten Raum den wirklichen Verlusten, der Schaffung eines breiten Widerstands. Schuld an diesem Versagen sind alle Gruppen. Gewiß ist die Lösung unseres inneren Zwistes wichtiger, aber was hilft uns die völkische Klärung, was der gestärkte nationale Wille, wenn wir darüber den Kampf an der Außenfront vernachlässigen?

Heinrich Zillich

Fest des 10jährigen Bestehens der Zeitschrift Klingsor. Am 1. April des Jahres 1924 erschien das erste Heft der Zeitschrift Klingsor. Hier ist nicht der Ort und ich bin nicht der dazu Berufene, die zehnjährige Spanne, die seither dahinfloß, nach Leistungen und Erfüllungen meiner Zeitschrift abzutasten. Ein Empfinden der Genugtuung bietet es mir aber, daß sich die Zeitschrift vielen Schwierigkeiten zum Trotz bis zur Gegenwart entwickeln und ausbreiten konnte und heute kraftvoll weiterschafft.

Zur Erinnerung an dies in unseren Verhältnissen noch niemals von einer anderen literarischen und kulturpolitischen Zeitschrift erreichte zehnjährige Bestehen gaben wir eine schön ausgestattete Festschrift heraus, die zahlreiche Bildbeilagen nach Kunstwerken unserer wichtigsten Maler und Bildhauer enthält und viele Beiträge der treuesten Mitarbeiter, Beiträge, die dem März-, April- und Maiheft des Klingsor entnommen wurden.

Am Tage vor Ostern, am 31. März, fand in der Aula der Honterusschule vor zahlreichen Hörern eine festliche Kundgebung statt, die durch Schuberts Forellenquintett eingeleitet wurde, das die Kronstädter Musiker Walter Schlandt, Willy Teutsch, J. Dudel, Walter Roth und Theimer spielten. Dann hielt ich eine Ansprache, in der ich Gründung und Weg des Klingsor, dessen äußere Schicksale und innere Bestimmtheit, Ziel und Wirkungsumfang darzustellen versuchte. Nachher sprach Alfred Pomarius über das Wesen unserer in der Zeitschrift zum Ausdruck kommenden Lebenseinstellung; er wies darauf hin, daß die Mitarbeiter der Zeitschrift, durch Freundschaft verbunden, in innerer Freiheit, all die Jahre hindurch einer Haltung Ausdruck waren, die in jeder Frage und Lebenseinzelheit den vollen Einsatz des ganzen Menschen fordert. Ohne programmatische Verengung oder parteiische Eingrenzung, einzig verbunden dem geistigen Tiefgang der Zeit und getragen von dem Bewußtsein eigener Verpflichtung entstand so die Einheitlichkeit der Gesinnung aus verschiedensten Herzen und Köpfen, die heute dem Klingsor in vielleicht klarerer Form als einst, aber dennoch genau in der gleichen Wesensart wie früher das Gepräge geben. Pomarius stellte dabei den Klingsor hinein in den Ablauf der geistigen Wandlung unserer Gegenwart, verglich seine Voraussetzungen mit dem künstlerischen Stil- und Sinnwandel seit der Zeit des Impressionismus und des Expressionismus und gab in eindringlicher, rednerisch außerordentlich guter Form ein Wesensbild unseres Strebens und Seins, für das ihm auch hier gedankt sei.

Ein großes Festmal vereinigte darauf weit über hundert Personen im Hotel Krone. Erst hier übersah man, wieviele Freunde der Zeitschrift nicht bloß aus Kronstadt, sondern aus allen sächsischen Städten Siebenbürgens herangeeilt waren, Mitarbeiter in erster Linie, und ebenso auch Vertreter der rumänischen Geistigkeit. Leider waren die geladenen Vertreter des siebenbürgisch-ungarischen Schrifttums am Erscheinen verhindert. In zahlreichen Ansprachen kam das Gefühl der Verbundenheit mit der Zeitschrift immer wieder zum Ausdruck. Der Inhalt der Reden, die ich durch einen Königstoast eröffnete, soll hier nicht wiedergegeben werden, doch sei den Kronstädter Freunden der Zeitschrift, für die Dr. Richard Thör sprach, dann Otto Folberth, der die Grüße der Deutschen Buchgilde in Rumänien überbrachte, Bernhard Capesius, der für die Vereinigung der rumänischen Germanisten sprach und zugleich für die im Altreich lebenden Sachsen ebenso gedankt wie Erwin Wittstock, der die völkische Aufgabe des Klingsor scharf unterstrich. Dank vor allem den drei Rednern der Rumänen, dem eigens zu diesem Zweck aus Bukarest nach Kronstadt gekommenen Ministerialdirektor im Unterrichtsministerium Emanoil Bucuta, der darauf hinwies, daß der Klingsor eine Türe geöffnet habe dem Verständnis der Rumänen für unsere sächsischen Bestrebungen, dem Dichter Cincinat Pavelescu, der launig die Nöte eines Zeitschriftenherausgebers aus eigener Erfahrung ausmalte, und schließlich unserem Mitarbeiter Universitätsprofessor Ion Sân-Giorgiu, der nach einer schönen Anerkennung für die Leistungen des Klingsor darüber sprach, daß ihm die Verbindung mit dieser Zeitschrift die Augen für das sächsische Wesen habe aufgehen lassen, so daß er es in der heutigen Zeit der Verdächtigungen als seine Pflicht empfand, in voller Öffentlichkeit für unser Volk einzutreten.

Zum Feste liefen viele Glückwunschschreiben ein; um nur einige zu nennen: von Bischof D. Dr. V. Glondys, Volksratspräsidenten Dr. Otto Fritz Tikeli, vom Präsidenten der NEDR Fritz Fabritius, vom deutschen Gesandten in Bukarest Grafen von

der Schulenburg, vom Direktor des Erdélyi Helikon Kós Károly, vom Präsidenten der Reichsschrifttumskammer Hans Friedrich Blunck, von der Deutschen Akademie in München, vom Deutschen Auslands-Institut, vom Führer des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland Steinacher, vom Börsenverein der Deutschen Buchhändler in Leipzig, vom Mitteleuropa-Institut in Dresden, dann von zahlreichen anderen Stellen im Reich, von Zeitschriften, Zeitungen, Mitarbeitern, Schriftstellern, Künstlern und Freunden. Viele Zeitschriften und Zeitungen widmeten hierzulande und besonders im Reich dem zehnjährigen Bestehen des Klingsor anerkennende Aufsätze.

Ich aber stand am nächsten Tage, nachdem auch ein kleineres Fest in meiner Wohnung verklungen war, unter dem starken Eindruck, dem ich schon in meiner Ansprache in der Aula der Honterusschule Ausdruck gegeben hatte: daß alle Beweise der Verbundenheit, die der Zeitschrift und mir galten, nichts als Beweise einer lebendigen Freundschaft waren, aus der unser Werk seine tragenden Stützen bezog.

Dank habe ich dafür abzustatten, Dank für eine zehnjährige wachsende Freundschaft zu vielen Mitarbeitern und Männern, aus denen inmitten des Lebens unseres Volkes eine vielfach über seine Grenzen hinausreichende Tat- und Arbeitsgemeinschaft wurde und noch mehr: eine Wesensgemeinschaft. Ich habe hier zu bekennen, daß ich und die jüngeren Mitarbeiter in den zehn Jahren niemals das Wunder dieser gemeinschaftlichen Arbeit vergessen konnten. Es gab keinen einzigen Fall, wo Ansichtsunterschiede oder Streitfälle uns getrennt oder auch nur für eine meßbare Zeit von einander entfernt hätten, obgleich doch viele Auseinandersetzungen verschiedenster Art unser Wirken begleitet und, wie sich immer wieder herausstellte, gefördert haben. Die Ganzheit des Lebens, die uns vorschwebte, war der Sinn und auch das Neue unserer Aufgabe — hierüber hat Pomarius das gültige Wort in seiner Ansprache geprägt. Und so mündet unser Rückblick und die Besinnung des Festes für mich und, wie ich hoffe, für alle Mitarbeiter und viele Leser dieser Zeitschrift in die Entdeckung eines sehr menschlichen und darum nicht weniger großen Gutes, das uns gewährt wurde: Freundschaft, tätige und langjährige Freundschaft um des Werkes und zugleich um der Menschen Willen, die es schufen und halten.

Heinrich Zillich

Das Deutsche Landestheater Rumäniens steht gegenwärtig mitten in seiner zweiten halbjährigen Spielzeit. Es hat vor Antritt dieser neuen Arbeitsspanne eine Umwandlung seines Personenstandes vorgenommen, ungeeignete Kräfte ausgeschieden, neue angeworben und zugleich — wie man aus den Aufführungen erkennen konnte — eine gewisse Routine gewonnen, die mit der Zeit vielleicht zu einem Stil unseres Theaters aufblühen wird. Die Bühne ist voll guter Ansätze, noch durchaus keine Erfüllung, aber ein vollgültiges Versprechen. Wir werden in einigen Monaten nach Beendigung der Spielzeit zahlreiche Fragen, die sich aus den Erfahrungen des letzten Jahres ergeben, eingehend behandeln, vor allem soll die zukünftige Spielplanregelung untersucht werden. Dann wird auch Raum für die Würdigung der außerordentlichen Leistung gegeben sein, die in der Errichtung und Leitung, der Aufrechterhaltung und dem Ausbau der Bühne liegt. Unsere Zeilen wollen nichts als einen Hinweis geben auf das im wesentlichen befriedigende Ergebnis, das schon heute diesem größten und mutigsten Versuch zur Lösung unserer alten Theaterkrise zugemessen werden darf.

Heinrich Zillich

Arbeitslager. Unsere Jugend rüstet wieder zum Dienst in den Arbeitslagern. Wenn diese Zeilen erscheinen und keinerlei Zwischenfälle des Mißverstehens die Durchführung der Pläne verhinderten, wird schon in den ersten Lagern in Seiburg und Elisabethstadt die Arbeit begonnen haben. In beiden Orten werden mehrere immer für zwei Wochen berechnete Lager abgehalten. Am 13. Mai beginnt ein zweiwöchiges Arbeiten am Schuler, im Juni ein längeres auf der Hohen Rinne.

Heinrich Zillich

Bewußte Sprachpflege. Wir vermerken die erfreuliche Tatsache, daß sich vor einigen Monaten in Kronstadt ein Zweigverein des Deutschen Sprachvereins gebildet hat. Der Deutsche Sprachverein arbeitet in 450 Zweigvereinen mit seinen rund vierzigtausend Mitgliedern in allen Teilen der Welt, wo Deutsche siedeln, nun schon seit einem halben Jahrhundert an der Verbesserung und Reinigung der deutschen Sprache, — eine Aufgabe, deren Bedeutung — ganz abgesehen von dem unmittelbaren Ziel, das sie verfolgt, — auch für die Bildung einer deutschen Volksgemeinschaft über alle Grenzen hinweg zumal heute mehr und mehr erkannt wird. — Besonders verweisen wir auf die Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, die „Muttersprache", die, nun schon im 49. Jahrgang stehend, in monatlich erscheinenden Heften (Auflage: 45 000) jedem, der sein Deutsch pflegen will, vielfältigste Anregung bietet. Wer sich öffentlich der deutschen Sprache zu bedienen hat, wird sie garnicht entbehren können. (Mitglieder des Sprachvereins beziehen sie kostenlos.)

Fritz Schnell

Sprachbesinnung. 1. Und noch einmal der Bindestrich! Die „Kleine Entente-Konferenz" ist eine Konferenz der (großen?) Entente von kleinen Ausmaßen oder von geringerer Bedeutung, keinesfalls eine Konferenz der Kleinen Entente. Meint man diese, so muß es heißen: Die Kleine-Entente-Konferenz. Und der „Eiserne Garde-Prozeß"? Geht der so? Natürlich nicht! Ebenso wenig wie die Sieben Richter-Waldungen. Es handelt sich hiebei nicht, wie man gerne glaubt, nur um eine Frage der Rechtschreibung, sondern um eine solche der Sprachrichtigkeit, also durchaus nicht um eine Kleinigkeit, auf die es ja nicht ankäme.

2. „Wir gedenken eurer", — eurer wessen? Eurer Liebe? Eurer Kinder? Nein, der Satz, der unvollständig erscheint, ist, so wie ihn sein Schreiber gemeint hat, schon zu Ende; denn er wollte ja sagen: wir gedenken euer (und nur so kann der Wesfall des persönlichen Fürwortes „ihr" lauten! „eurer" wäre der Wesfall des besitzanzeigenden Fürwortes). Ganz deutlich wird die Sache an folgendem Beispiel: „Wir gedenken euer und eurer Kinder."

3. „— unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet —". Von einem bestimmten Gesichtspunkt wird sich wohl etwas betrachten lassen, aber wie man es machen soll, um unter einen (Gesichts-)Punkt zu gelangen, unter dem man eine Sache betrachtet, ist schlechthin unvorstellbar.

4. „— nach etwa dreiwöchentlichem Aufenthalt —". Nach heutigem Sprachgebrauch kann das nur ein Aufenthalt sein, der sich alle drei Wochen wiederholt, (wie z. B. täglicher Besuch), was natürlich hier nicht gemeint ist; gemeint ist ein dreiwöchiger Aufenthalt. — Achtung auf diesen groben Schnitzer! Er verliert dadurch nichts von seiner Fehlerhaftigkeit, daß er sich auch bei Hermann Stehr (Die Nachkommen, Paul-List-Verlag, Leipzig 1933, S. 19), gewiß nur durch die Unachtsamkeit des Korrektors, findet!

Fritz Schnell

Neue Bücher und Schriften

Karl Benno von Mechow. Vorsommer. Roman. Albert Langen-Georg Müller Verlag, München. 1934. — Karl Benno von Mechow, den wir lieben und verehren seit seinem prachtvollen Reiterbuch „Das Abenteuer", hat mit diesem Roman das heilige Land vor uns ausgebreitet, durch das die Seele eines jungen Mädchens noch unerwacht, aber schon ahnungsschwer ihrer Reife entgegenschreitet. Es wird sich in der deutschen Romandichtung kaum ein Buch finden, das wie dieses, Zartes so zart und doch niemals weichlich, Verborgenstes und Reinstes so einfach und schön darstellt. Es geschieht wenig und doch sehr viel in diesem Buch; ein junges Mädchen, müde der Großstadt und ihrer Verpflichtungen, seelisch und körperlich ermattet, wird auf ein Gut gegeben, um sich dort zu erholen. Dem Gutsherrn wird sie zum Schicksal, aber er empfindet, daß Ursula noch zu jung ist, seine Liebe ganz zu begreifen und aufzunehmen. Es ist nicht die Zeit der Erfüllung, es ist erst die der Vorernte. Und obgleich das Mädchen ihn liebt, wird nur die Zukunft die Liebe ganz bewußt machen. Das ist aber bloß der Rahmen, innerhalb dessen sich eine unsäglich tief empfundene Menschenwelt bewegt und wiederspiegelt. Diese Ursula ist eines der wundervollsten Mädchen, die wir kennen; dieser Thomas ist ein herrlicher Mann, wie ein Pferd aufschreckend, leidenschaftlich und doch wieder unter dem Griff seines Willens und seiner Einsicht von einer klaren und starken Verhaltenheit; die Welt, in der sie leben, steht erdennah da, aber darüber schaltet Gott. Ein großes, reines und gotterfülltes Buch, das uns in einem ganz innerlichen und bedeutsamen Sinn erhebt.

Heinrich Zillich

Selma Lagerlöf. Tagebuch. Albert Langen-Georg Müller Verlag, München. 1934. — Das Tagebuch der fünfzehnjährigen Lagerlöf ist eine sehr erwünschte und dankenswerte Gabe, nicht etwa literaturhistorischer Art — obgleich es erstaunlich ist, wie dies Kind innerhalb ihres recht mädchenhaft-kindlichen Erlebnisses doch schon alle Zeichen einer großen erzählerischen Begabung verrät — nein, dies Buch ist wert, daß man es liebt, weil es eine schöne und reine Mädchenseele enthüllt. Man ist versucht, an K. B. von Mechows „Vorsommer" zu denken. Heinrich Zillich

Wilhelm Schäfer. Die dreizehn Bücher der deutschen Seele. Volksausgabe. Albert Langen-Georg Müller, München. 1934. — Die riesigen und einzigartigen Ausmaße des unvergleichlichen Buches können wir hier nicht einmal abtasten. Wir können sie nur in Erinnerung rufen. Es erschien schon vor mehr als einem Jahrzehnt und wurde in der Zwischenzeit zu einem der heiligen Bücher der Deutschen, zu der „Bibel der Deutschen", wie man es mit Recht genannt hat, denn ein solches Buch seiner Geschichte, eine so unerhört tiefe Deutung seines Geschicks, eine so mythische Sehergabe, wie diese, durch die wir unseres Seins und seiner Sendung sehend werden, hat kein Volk. Wir dürfen es unser Schicksalsbuch nennen. Doch dies weiß man schon seit langem und es ist erhebend, daß das Buch ein Echo fand. Nun soll es in die Weite wirken. Darum hat der Verlag diese Volksausgabe zum Preise von 4·80 in Leinen herausgebracht. Es sei ihm dafür gedankt. Geht hin und kauft sie euch.

Heinrich Zillich

Friedrich Vogt und Max Koch. Geschichte der Deutschen Literatur. 5. Auflage in 3 Bänden, neubearbeitet von Dr. Willi Koch, 1. Band. Verlag Bibliographisches Institut A. G., Leipzig. 1934. — Die berühmte Literaturgeschichte von

Vogt und Koch beginnt in neuer Bearbeitung durch Dr. Willi Koch, nach dem Stand der gegenwärtigen Erkenntnisse und Ereignisse ergänzt, zu erscheinen. Wer den ersten schon vorliegenden Band in der Hand gehabt hat, der die Anfänge der germanisch-deutschen Dichtung bis zum Ausgang des Barock behandelt, wer die prachtvollen Abbildungen darin sah, sich in den Text vertiefte, der spürt, daß in dieser weiträumigen und lebendigen Literaturgeschichte ein Werk vor uns liegt, das, wie bisher, auch in der Zukunft seine Leser und Schüler finden wird. Ein Band kostet 9·50 Mark, das ist durchaus nicht viel bei der ganz wunderbaren Ausstattung. Hoffentlich greifen auch bei uns, wo diese Literaturgeschichte von früher her nicht unbekannt ist, viele zur Neubearbeitung. Heinrich Zillich

Friedrich Heiß. Deutschland zwischen Nacht und Tag. Volk und Reich Verlag, Berlin. 1934. — Ein schön ausgestattetes Bilderbuch, das uns durch die Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahren nach dem Kriege führt. Einleitend wird davongesprochen, daß Deutschland im Ausland oft mißverstanden werde. Das Buch wolle zeigen, was das deutsche Volk erlebte und wie es ist. In knapper Zusammenstellung und graphischen Darstellungen wird verdeutlicht, was Deutschland im Kriege opferte — dann aber spricht die Photographie, man sieht greifbar vor sich das Elend der Inflation, die politische, seelische und körperliche Not, sieht die nationalsozialistische Aufstiegswelle in vielen Einzelheiten, sieht Menschen und Landschaften, Bauern, Städter, Arbeiter, Frauen, Mädchen, Kinder, Süd und Nord und Osten und Westen, sieht das Werk, den Hörsaal, die Grube und den Pflug. Man sieht mit einem Wort in den Bildern zahlreiche Zeugnisse deutschen Wesens in Not und Aufstieg, in der Natur und im ewigen Geistesraum. Das Buch will der Aufklärung dienen, aber es wurde mehr: ein lebensgetränkter Deutschenspiegel. Heinrich Zillich

Kurt Hielscher. Rumänien, Landschaft, Bauten, Volksleben. Mit Vorwort von Octavian Goga. Leipzig, Fr. A. Brockhaus, 1933.

Wenn ein so berühmter Fotokünstler wie Kurt Hielscher, der schon eine ganze Reihe von klassischen Bildwerken z. B. über Spanien, Italien, Jugoslawien, Deutschland veröffentlicht hat, dessen Einzelaufnahmen gelegentlich in den schönsten illustrierten Zeitschriften zu sehen sind, den Weg nach unserem entlegenen Lande findet, um es mit seiner bewährten Kamera gewissermaßen für Europa zu entdecken, wenn diesem Künstler durch eine großzügige Unterstützung der Regierung, wie er selber zugibt, seine Aufgabe ganz ungeheuer erleichtert worden ist, wenn er beispielsweise im Auto allein über 25 000 Kilometer innerhalb der Grenzen Rumäniens in Begleitung von Dolmetschern und Führern zurücklegen konnte, um eine Beute von 5000 Bildern einzuheimsen, und wenn er also nun als Auslese davon 304 Bilder in Kupfertiefdruck in einem Bande, der dem rumänischen König gewidmet ist, herausgibt, dann darf mit Fug und Recht sein Werk mit dem strengsten kritischen Maßstab gemessen werden. Kann Kurt Hielschers Rumänienband diesem Maßstab standhalten?

Natürlich ist es ein Prachtband, ist ganz gewiß das schönste einschlägigste Werk, das bisher über Rumänien veröffentlicht worden ist. Als solchem ist ihm auch schon von vielen Seiten z. T. in überschwenglicher Weise Anerkennung gezollt worden. Auch wir wollen für das Werk ausdrücklich danken. Es wird sein gut Teil dazu beitragen, daß die Schönheiten Rumäniens und die Schönheiten unserer engeren Heimat Siebenbürgen im Ausland bekannter werden, als sie es bisher waren.

Aber —

Und nun wollen wir die mancherlei Aber aufzählen, die die kritische, es sei nochmals betont: die bewußt kritische Betrachtung der Bilder dieses Bandes uns in die Feder zwingt.

Vor allem: wie ist es um die Antwort auf die große, die entscheidende Frage dieses Buches bestellt, die Hielscher selber sehr klar empfunden und in die Worte gekleidet hat: „Wird sich mir die Seele des Landes auch diesmal wieder offenbaren?" Ich kann mir nicht helfen, nach wiederholter Durchsicht seiner Bilder komme ich immer wieder zum Ergebnis: nein, leider war es diesmal nicht der Fall. Wohl hat er tüchtige, rechtschaffene Arbeit geleistet. Wer wollte das bestreiten? Aber das Letzte, gerade das, worauf es ihm ankam und ankommen mußte, blieb ihm versagt. Er spürt in seinem Buch die Seele unseres Landes nicht auf. Dies Buch ist zwar bis zum Rande gefüllt von sauberem Können, von zähem Bemühen, von strengem Pflichtgefühl, ja von ernster Verantwortung, aber es enthält zu wenig Freude, zu wenig unbeschwertes Entdeckerglück, zu wenig Spiel des Zufalls, viel zu wenig Humor, kurzum zu wenig Unmittelbarkeit. Das Leben, das wirkliche Leben unseres Landes kommt zu kurz darin. Es ist alles viel zu wohl überlegt, was Hielscher auf die Platte bannt. Die Trachtengruppen sind gestellt. Die Menschen in ihnen erscheinen wie Puppen. In den Landschaftsbildern, den viel zu wenigen echten Landschaftsbildern der Sammlung, bricht sich das Wesenhafte unserer Landschaft nicht überzeugend genug Bahn. Die Unmenge der festgehaltenen kirchlichen Altertümer verleiht dem Werk erstrecht einen musealen Charakter. Um zusammenzufassen: das Unlebendige, das Starre herrscht vor und wirft auch über die guten und starken Bilder seine Unlust und verleidet sie uns.

Gewisse Mängel des Buches sind übrigens zweifellos den Auftraggebern bzw. den Führern des Künstlers in die Schuhe zu schieben. Wir wissen nicht, wer sie waren. Aber daß sie ihn einseitig berieten — bewußt oder unbewußt, bleibt sich letzten Endes gleich — geht schon aus der auffallend geringen Anzahl von Bildern aus dem ungarischen Lebensraum Rumäniens hervor. Wir Sachsen schneiden in dieser Beziehung nicht schlecht ab. Und doch haben auch wir einen nationalen Einwand zu erheben. Die Beschriftung der Bilder ist in vier Sprachen gehalten: in Deutsch, Englisch, Rumänisch, Französisch. Im deutschen Text werden der Hauptsache nach zwar unsere ortsüblichen deutschen Bezeichnungen gebraucht, immerhin gibt es Bilder, die wie folgt beschriftet sind: Im Apuseni-Gebirge, Schloß Balta, Turda-Schlucht usw. Zu deutsch lautet es aber richtig: Im Erzgebirge, Schloß Kokelburg, Tordaer Schlucht und wir müssen Gewicht darauf legen, daß die siebenbürgischen Ortsnamen in der deutschen Sprache so verwendet werden, wie wir sie gebrauchen.

Überhaupt: warum hat der deutsche Fotokünstler Kurt Hielscher zur Mitarbeit an seinem Rumänienband nicht auch einen eingesessenen, ortskundigen Deutschen zugezogen? Es wäre seinem Werk jedenfalls wertvollste Förderung widerfahren und ganz gewiß wäre sie ihm freudigen, ja dankbaren Herzens gewährt worden.

Otto Folberth

Ein Lexikon — aber noch mehr! Das deutsche Nachschlagewerk von heute, wie wir es am ausgeprägtesten und wohl auch am vollendetsten im „Großen Brockhaus" finden, zeigt ein ganz anderes Gesicht, als wir dies bei dem Konversationslexikon von ehedem gewohnt waren. Schon rein äußerlich kündet sich dies an: eine ver-

schwenderische Fülle von Karten und Bildern, bunten und einfarbigen, in den mannigfachsten, sorgsam ausgewählten Druckverfahren hergestellt, unterstützt heute das Wort in eindringlicher Weise. Mit Recht hat der „Große Brockhaus" das unschöne Wort „Konversationslexikon" abgelegt und nennt sich heute schlicht und treffend „Handbuch des Wissens". Die Art und Weise, wie er das gesamte deutsche Geistesgut unserer Zeit uns zugänglich macht, läßt seine Aufgabe weit über den Rahmen, in den ein Konversationslexikon von früher gestellt war, hinausgehen. Wir schlagen den 17. Band* auf, der soeben erschienen ist. Wie kommt es, daß sich der Mensch in einem Segelflugzeug, also ohne Motor, stundenlang in der Luft halten kann? Fünfzehn Bilder und ein klarer Text geben Antwort. Wenn wir jetzt in der Zeitung von Hangsegeln, Wolkensegeln, Wärmesegeln oder Frontensegeln lesen, werden wir Bescheid wissen. Ein wichtiges Kapitel ist „Siedlung" mit dem bemerkenswerten Abschnitt „Politische, soziale und volkswirtschaftliche Bedeutung der Siedlung". Begrüßenswert ist übrigens auch, daß bei jedem geographischen Namen, soweit er auf einer Karte vorkommt, im Text die Karte und das Gradfeld angegeben werden, — eine Neuerung, durch die uns viel Suchen erspart wird.

Otto Maull. Deutschland — Eine Länderkunde. Verlag Bibliographisches Institut A. G., Leipzig. Der Grazer Otto Maul, schon bekannt durch verschiedene größere Werke, schildert in geradezu meisterhafter Weise das deutsche Reich mit seinen Eigenschaften als Kulturraum, Wirtschaftskörper und Staatswesen. Wie auf einer Wanderfahrt ziehen die einzelnen Landschaften von Ostpreußen bis Oberbayern vor den Augen des Lebens vorüber. Unter Verzicht auf jegliches gelehrte Beiwerk ist die Sprache vielmehr schlicht und jedem, der Deutschland kennt oder kennen lernen will, zugänglich. Mannigfache farbige Kartenbeilagen, Bildertafeln und charakteristische Landschafts- und Städtebilder vervollkommnen den Gesamteindruck. Das Buch kann nur wärmstens empfohlen werden. Arthur Wildebrandt

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt dieser Nummer. Der erste Teil dieses Heftes ist dem Wolgadeutschtum gewidmet. Johannes Schleunig, der dabei zu Worte kommt, ist der verdienstvolle und unermüdliche Helfer des furchtbar leidenden Bruderstammes. Peter Huchel, von dem wir einige Gedichte veröffentlichen, wird manchen Lesern, auch aus früheren Beiträgen im Klingsor, bekannt sein. Er, den Familienbeziehungen mit Siebenbürgen verbinden und der in Kronstadt seit Monaten lebt, gehört zu den wichtigsten Lyrikern des gegenwärtigen deutschen Schrifttums.

Die Festschrift zum 10jährigen Bestehen des Klingsor, ein umfangreiches Heft mit vielen Abbildungen kann gegen Voreinsendung von 80 Lei an den Herausgeber oder durch jede Buchhandlung bezogen werden.

* „Der Große Brockhaus", Handbuch des Wissens in 20 Bänden, Band 17: Schra—Spu (In Ganzleinen RM. 23.40; bei Umtausch eines alten Lexikons nach den festgesetzten Bedingungen RM. 21.15).

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Getragen von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Hermann Konnerth, Dorftanz

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
11. JAHR JUNI 1934 HEFT 6

Gedichte

Von Oskar Walter Eisek

Verzückung

Alle Bäume grünen
Mitten in meinen Augen,
Und der Himmel reißt
An den Mauern der Stadt,
Ein Strom im Sturm.

Wie meine Hände
Dich suchen im Gras,
Dich suchen, warme Verschwiegenheit.

Wie mein Blut dich erwartet
In jedem Versäumnis,
Im keimenden Feld.

Oh, die Wolken sind weiche Nester,
Umflogen von blinkenden Vögeln,
Vor der Stirn Überschwang
Rollt die Sonne
Mit weißer Musik.

Der Schmerz, ein verlornes Gehöft,
Sinkt vor nahen Sternen zurück,
Denn die Glieder schmelzen mir in deine Erde,
Die Lippen erwarten deinen Tau,
Warme Verschwiegenheit.

Geständnis

Die Furchen des Weges
Werden Linnen vor deiner Gestalt,
Und mein Geringstes kniet nieder,
Da du in den Abend winkst.

Du bist ein jubelnder Vogel
Über dem brachen Widerklang meines Tales,
Wenn du lautlos erscheinst,
Wallen die Wälder in Überschwang.

Entsinkt deinen Händen der Tag,
Staut sich Armut um jeden Schritt,
Vor Wolken straucheln die Türme,
Und Träume sinken uferlos, allein.

Die wartende Schale der Stirn
Füll mit dem Tau eines Sommers,
Daß wieder das Sinnbild der Sterne
Tauche hinab in dies Angesicht.

Um deinen Gang wird das letzte
Erblassen der Weite noch farbig.
Du bist letzter Minzenduft
Im verrosteten Land.

Hand im Rausch

Hand, im Abend weiß verschlossne Blüte,
Die den Schlaf ruft mit entferntem Wort,
Findest du, Geschöpf des Zwielichts,
Noch zurück zu meinem Glas?
Laß dich heut nur führen, junge Waise,
Lärmend in die Schenke meines Bluts.

Bleibst so weit von mir,
Bleibst verstummt in andrer Ruh,
Wo mein Herz nicht seine Flügel zückt,
Wund gespannte Flügel über starrer Stadt.

Kleine Elfe, die müd schimmernd lockt,
Oh, du flammst nicht mehr
Um denn heißen Wein,
Willst nicht küssende Geliebte sein
Meinen wehen Schläfen.

Erschauter Tod

Beglückte Hügel stehen noch im Tag,
Auf den erschlafften Hängen süße Glut;
Der Wind treibt Herden in den Wald,
Der Gnade ist und guter Zaubermantel
Um des Entsinnens Weg.

Du trägst dein Schweigen sanft,
Als wäre es ein Kind, das schläft.
Es beugt dein Harm sich über dich,
Es beugt dein Leib sich über dich,
Die sinkend noch schauende Flamme.
Der Abend wuchs in deine ganze Welt,
Allein du zauderst noch,
Du lächelst wie der Traum
Vor kalter Frühe.

Geplündert fliehn die Ufer um den See,
Der einen Schein noch in die Tiefe bettet.
Sieh, Licht und Tod sind Geschwister geworden,
Und der stumme Beruf des Herbstes
Klingt in dir auf.

Mein erstes Buch im Ledereinband

Von Heinrich Zillich

Die ersten Bücher, die ich glühend liebte bis zur Selbstverwandlung, waren Karl Mays Reisebeschreibungen. Noch heute blüht wohl der Sträucherbusch in meines Vaters Garten, wo längst andere Leute wohnen, jener Busch, darin mein Wigwam stand, blätterüberflutet, umwuchert von zähen Bodenkräutern, in denen die Mokassins schlüpfrig wurden. Der Garten war groß und hatte mancherlei verwilderte Baumhecken und Dickichte — eines hieß seltsamerweise „Rohrgeschäft" — und von Busch zu Busch zog sich die Kriegsfährte. Der Marterpfahl einer Linde wartete seiner Opfer und bot sich, wenn es nötig war, auch als Auslug in die einsame Bergwelt der Anden dar. Das Gras der Savannen wandelte sich leicht zur Salzwüste, durch die Hadschi Halef Omar den schwankenden Todespfad wußte. Jahrelang ritt ich

ein und denselben prachtvoll gebogenen Ahornstecken, den Hengst Ri, der den deutschen Helden Kara ben Nemsi von Bagdad nach Stambul und durch das Land der Skipetaren getragen hatte.

Dann verrauschte plötzlich diese weite Welt. Wolken, Wind und Berge nahmen ihr eigenes Gesicht an, aber sie blieben wandelbar wie ein Menschenantlitz. Unsägliche Trauer, endlose Freude kam aus ihrem geheimnisvollen Wechsel. Noch wartete irgendwo das Abenteuer und war doch gegenständlicher geworden. Ich las Körner und liebte Lenau und die vielen ungarischen Knechte, die ich um mein siebenbürgisches Vaterhaus tätig sah, schienen mir nicht Söhne von Bergbauern, sondern Roßhirten. Sah ich sie Tschardas tanzen, war die Täuschung vollkommen. Dann kamen Jahre, wo keine starke Liebe mich an ein Buch band, wenngleich die deutsche Romantik dauernd um mich summte, das ganze ungeheuere Gut großer Gedichte und auch der bloß klingenden Reime aus den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Aber man schritt siebzehnjährig durch die Welt, las maßlos viel in sich hinein, hob brausend berührt von Nietzsche die Augen in eine Zukunft, die groß und mühsam und klar sein sollte, während sie immer mehr das Gesicht des Krieges annahm, in den wir jungen Burschen hinauslaufen wollten und der um unsere Schulbänke tönte. Nur im Blut der stillen Träume, nur in der Sehnsucht, in der versponnenen Knabenhaftigkeit, die ihre Augen schon geöffnet hatte, in der wachsenden Lebensgier klang wie der Ruf der Freiheit und der herrlichsten Mannheit — abenteuerfroh und fast noch wie ein Echo aus den Savannen, obschon dunkler und sündhafter — Richard Dehmel. Ich kannte alle seine Gedichte. Ich wußte viele auswendig. Ich erlebte manche mit schmerzhafter Stärke. Da ging ich zum Beispiel einmal aus der Stadt hinaus, unserem Vaterhause zu, das mitten in der Hochebene lag, vorbei an den Gehöften deutscher und rumänischer Bauern. Der Abend kam über die Berge und füllte die Niederung. Die Telegraphendrähte surrten und trugen ihre Kriegsberichte von den blutigen Fronten auch in dies Land der Bewahrung. Ich hörte Dehmels dunkles Du aus den Telegraphendrähten brausen und schritt wie er der Heimat zu und wußte noch nicht, daß wir Auslanddeutschen unser ganzes Leben lang einem dunkeln Du nachschreiten, von der Heimat ins Mutterland und von dort wieder in die Heimat, Wanderer des Deutschen und Künder des Deutschen. Ich wußte es noch nicht und Dehmel wußte es auch nicht, aber ich hörte das dunkle Du.

So kam es denn, daß ich nur einen Wunsch hatte, Dehmels Gesammelte Werke zu besitzen. Man schenkte sie mir in einer schönen in Leder gebundenen Ausgabe. Das war zu Weihnachten 1915. Im Mai des nächsten Jahres rückte ich endlich zu den Kaiserjägern ein, kostete fern der Heimat in Oberösterreich und Tirol den Kaserndrill, stieg etliche Monate später die Südfront hinan. In einer Nacht beim Marsch durch ein Dorf flatterte ein Zettel an einem Hause. Darüber zitterte ein Lichtlein. Ich trat an das Papier und las, daß Rumänien Österreich den Krieg erklärt, daß es meine Vaterstadt besetzt habe. Es war noch ein Schulkamerad in meinem Zug. Wir sprachen wenig in dieser Nacht. Wir marschierten. Wir hatten Flüchtlinge schon oft gesehen, Menschen auf Wagen voll Hausrat, Menschen, die man mit der Wurzel aus der Erde gerissen hatte. Wir dachten an solche Bilder und konnten nicht sprechen.

Bei uns daheim waren sie geflüchtet. Halbe Dörfer standen leer. Die Herden weideten unbewacht im Freien. Mein Vaterhaus war unversperrt und wenn man den Schlüssel auch im Tore umgedreht hätte — es hätte nichts genützt. Nicht die Soldaten drangen über die Schwelle, die Häusler und Kleinbauern der Umgebung taten es. Sie kamen mit Leiterwagen gefahren und luden auf, was sich von der Stelle rücken ließ. Sie schlugen das Schnitzwerk, das ihnen gefiel, aus den Schränken und ließen anderen Raum, die auch die Schränke wegkarrten. Sie schlugen die Glühbirnen auf den Boden und hockten dann nieder und verrichteten ihre Notdurft auf die Teppiche. Sie waren außer Rand und Band und meinten, es werde nie wieder ein Gendarm durch die Dörfer gehen.

Als mein Vater mit den vormarschierenden Truppen in das Haus trat, waren die Fenster geöffnet, die Scheiben zerbrochen, draußen im Garten lag Gerümpel und wertvolles Gut. Aus einem Winkel kroch heulend unser Dackel. Aber nun ging die Angst durch die Gegend um und berührte die Bauern im Schlaf, daß sie heimlich des Nachts aufstanden und die Pferde schirrten. Sie luden die Diebsfracht auf die Wagen und brachten sie vor unseren Garten, wo sie mein Vater am Morgen fand. Da öffnete er das Gartentor weit, damit sie in der Finsternis unerkannt bis vor das Haus fahren konnten. Und sie verstanden und luden ab, emsig und furchtsam bei Nacht und Nebel, aber wenn sich die Stuben davon auch zu füllen begannen, zerstört und verwüstet war unser Eigentum.

Nach vielen Monaten kam ich aus dem Felde auf Urlaub. Ich ging durch das Vaterhaus. Manches grüßte mich vertraut, manches war neu und ungewohnt. Aber die Linde im Garten blühte, das „Rohrgeschäft" wucherte grün, auf den etwas verwahrlosten Wegen ging immer noch der Kindertraum. In einer stillen Stunde sichtete ich mein Knabengut. Es fehlte viel davon und was da war, zeigte Schmutzspuren. Wenige meiner Bücher standen noch in einem unbekannten Regal, verfärbt wie die Bände, die wir in den Tornistern getragen hatten. Ich nahm sie in die Hand. Drei Bände legte ich auf den Tisch. Drei Bände Richard Dehmel. Ich erkannte sie erst, als ich sie öffnete, denn einen Einband hatten sie nicht mehr. Das schöne braune Leder hatte jemand abgezogen wie die Haut eines Tieres. Leder war teuer und selten zu jener Zeit. Ich begann zu lesen. Kein Echo in mir. Ich las die glühenden wilden Liebesgedichte — kein Widerhall. Und wie so oft in früheren Tagen versuchte ich den Band zu streicheln. Das weiche Leder war weg. Das Buch lag spröd und rauh in meinen Fingern. Der Traum war aus. Ich schnallte das Bajonett um und ging auf die Landstraße. Ich hatte wahrlich nicht an Dehmel gedacht, als ich durch den Krieg schritt. Aber vielleicht wartete sein Erlebnis hinter den größeren Erlebnissen der Gegenwart. Unbewußt, doch ersehnt. Und nun war alles dahin, als ich ihn wieder zu fassen glaubte, den wilden Dichter in seinen schöngebundenen Büchern. Zerstört wie diese, zersetzt, der kostbaren Fassung bar schien auf einmal, was rufend in mir noch vor wenig Jahren geklungen hatte. Ich ging traurig und leer in die Ebene hinaus.

Da kam mir ein Mann entgegen, der sich seltsam verkrümmt von der blauen Bergferne abhob. Sein Schatten glitt lang über die Straße heran und zuckte, als er in die Wegkehre schritt, haarscharf auf mich zu und im gleichen Augenblick bewegte sich die Gestalt vor dem roten Himmels- und Bergausschnitt, durch den die Abendsonne sank. Aus dem Feuer schien er plötzlich auf mich zuzuschreiten und ich nahm es für ein freudiges Kommen, denn ich kannte den Kerl, diesen halb verkrüppelten Taglöhner, der mir Weidenpfeifen geschnitzt hatte, der Gärtnersbursch und weiß Gott noch was alles bei uns gewesen war. Als er mich sah, zog er die Pelzmütze vom Kopf und lachte. Er schwatzte los und ich kam gar nicht dazu ein Wort zu entgegnen. Dabei war das Männlein nicht etwa zudringlich. Seine Augen liefen mit einer halb vertrauten Achtung über meine Offizierskleidung und

als ich ihm die Hand reichte, zuckte sogar Stolz durch das verdorrte Gesicht. Während er weitersprach, zog er einen Lederbeutel, der an einem derben Band hing, von der Hüfte nach vorn, griff hinein und meinte: „Herr Leutnant, zur Begrüßung sollen Sie meinen Tabak kosten. Der ist aus Rumänien geschmuggelt."

„Her damit!" sagte ich, aber da wurden meine Augen starr. Der Lederbeutel war recht groß und aus mehreren Teilen zusammengenäht, an der Außenseite rauh und unscheinbar. Die Innenseite aber, die sich, während er darin wühlte, an der Öffnung nach außen stülpte, zeigte ein wundervoll weiches braunes Leder. Das Leder meiner Dehmel-Bände.

Ich griff zu und riß ihm den Beutel weg. Ich stülpte ihn vollends um. Ja, das braune Leder. Und darin verwischt, aber noch zu entziffern in goldenen Lettern der alte wohlbekannte Titel, mitten durchgeschnitten, und nicht nur ein Titel. Dies verdammte Männchen hatte alle drei Einbände zusammengenäht, hatte zwei Abteile in den Beutel gefügt und hielt darin Zwiebel, Tabak, Brot und etliche Münzen.

„Du Schweinekerl, dies hast Du mir gestohlen!" rief ich und hatte nicht übel Lust dreinzuschlagen.

Er leugnete nicht. Er stand da und sah mich kaum an, nein, er schüttelte das Haupt und meinte schließlich aus voller Überzeugung: „Ich bin doch ein Esel."

Und nun brach in mir doppelt der Ärger durch. Warum, wollte ich wissen, hatte der Kerl die Bücher zerstört? Warum, wenn schon gestohlen sein mußte, hatte er nicht die drei Bücher, so wie sie waren, behalten?

„Was hätte ich damit anfangen sollen!" sagte er und seine Augen blickten verzweifelt auf den Beutel. Das war nun freilich wahr, was hätte dieser Kerl mit Richard Dehmel anfangen sollen! Und sieh, nun schwatzte er wieder los: „Ich kann ja nicht lesen. Und die Bücher habe ich Ihnen ja wieder zurückgetragen. Herr, und Sie können sie noch immer lesen, denn Sie lesen nicht das Leder —" Da schien es mir beinahe, als wenn er in seiner Angst schon wieder etwas verschmitzt wäre.

Und so zog ich weiter und ließ den Wicht mit seinem Beutel stehen, in dem er seine Angst davontrug, denn er mochte wohl glauben, daß ich ihm die Gendarmen auf den Hals hetzte. Ich ging weiter. Der Abend sank. Und ich dachte etwas verquält daran, ob denn nur der

schöne Einband mir fehlte, um wieder zu Dehmel zu finden, zu jener rauschenden wilden Sinnlichkeit. Dann wurde mir klar, daß mit dem Einband wohl endgültig der Weg zu jenem drängenden Dehmel dahin war. Doch die Felder verdunkelten sich, mein Auge wurde heller, schon versuchte ein Stern zu funkeln und die Grillen wisperten schneller. Jeder Laut ward bilderreicher, das Gewohnte sonderbarer, hinterm Wald der Himmel bleicher, jeder Wipfel hob sich klarer.

Und du merkst es nicht im Schreiten,
wie das Licht verhundertfältigt
sich entringt den Dunkelheiten.
Plötzlich stehst du überwältigt.

Ich kam nach Hause, als die Sterne dicht und an manchen Stellen wie ein voller Strauß zitterten. Ich ging sehr schnell zum Tische, wo noch die drei verunstalteten Bände lagen und begann zu lesen, von einem tieferen und kühleren, einem reineren und helleren Drängen bewegt. Ich überschlug viele Gedichte, aber ich fand einige wenige, daraus ein Dehmel sprach, den ich früher nie verstanden hatte und der sich nun mit der klaren Gestalt der Größe vor den wilden Stürmer stellte, dessen Lederbeutel voll Tabak und Zwiebeln nicht mehr mein war.

Gerechtigkeit

Von Oskar Kraemer

Aufmerksamkeit kann zunächst nur erwecken, was die Frau auf einem Karren vor sich herschiebt: eine nicht ganz saubere und an zwei Stellen schadhafte Strohmatratze und einen vollgepfropften Sack. In dem Sack steckt außer andern Dingen offenbar auch ein Paar Schuhe. Die Absätze und Sohlen spannen von unten her die grobe Sackleinwand.

Die Strohmatratze und der Sack lenken die Aufmerksamkeit auf das Paar. Und dann hat es vielleicht etwas Auffälliges an sich, daß die Frau sich unten auf dem Fahrweg mühsam durch den klebrigen Straßenschmutz arbeitet, indes der Mann auf dem höher gelegenen Gehsteig völlig unbeschwert dahinschreitet.

Der Mann hält nicht immer gleiche Linie mit der Frau. Es liegt ihm wohl daran, die Zusammengehörigkeit mit der da unten etwas in Frage zu stellen. Hin und wieder hebt er die rechte oder die linke

Hand und wirft einen Blick auf die lackierten Fingernägel oder schiebt ein aus der oberen Rocktasche hervorsehendes Spitzentaschentuch zurecht. Auf seine Lippen ist vielleicht etwas Rot aufgetragen. Unter den blauschwarzen buschigen Augenbrauen sehen zwei dunkelleuchtende Augen etwas schwermütig drein. Es könnte wundernehmen, daß sein blauer Anzug keinen übertrieben eleganten Schnitt hat. Er ist ein Zigeuner und die dort unten eine Zigeunerin.

Sie ist nicht seine Mutter, dazu ist sie zu jung und sie ist — man erkennt es gleich — auch nicht seine Schwester. Sie ist diejenige, die sich etwas, das ihr verloren gehen wollte, wieder heimholt. Ihr Schritt hat daher etwas Bestimmtes und Entschiedenes. Was es mit dem Mann oben auf dem Gehsteig gegeben hat, hat mit ihrem Sieg geendet. Aber sie ist gutmütig und läßt in ihrem anschmiegsam freundlichen Blick nicht viel davon merken.

Der Mann hat sich mit dem Erlebnis auseinanderzusetzen, das zu der Strohmatratze auf dem Karren geführt hat.

„Nein," sagt er, „mit den großen Herren ist nicht auszukommen. Mit keinem von ihnen. Sie sind alle ungerecht, ohne Unterschied. Auch er ist nicht anders. Ich habe ihm doch noch ganz andere Stückchen aufgeführt als das, dessentwegen er mich jetzt hinausgeworfen hat. Es ist doch gar nichts, was ich diesmal getan habe. Und doch hat er mich nicht damals, sondern jetzt auf die Straße gesetzt. Auch nicht ein einziges Wort durfte ich sagen. Wo bleibt da die Gerechtigkeit?"

Er zieht den Hut vom Kopf, fährt sich mit den Fingern durch das dichte Haar und setzt ihn von neuem und kühner zurecht.

„Damals, als er mich mit ihr — wegen der ich dich verließ — in seinem Schlafzimmer fand, da hat er nur gelacht."

„Gelacht?" fragt die Frau vom Fahrweg herüber, „ich hätte etwas ganz anderes getan".

„Laut gelacht. Er schickte mich hinaus auf meinen Platz im Vorzimmer. Und ihre Strafe war, daß sie sich vor ihm wieder ankleiden mußte. Langsam reichte er ihr selbst alle ihre Sachen, das Hemd, das Kleid, einen Strumpf nach dem andern, einen Schuh nach dem andern und trieb seinen Spott mit ihr eine Stunde lang. Und immer hörte man ihn lachen. „Ich will dir verzeihen," sagte er, als sie gegangen war, „weil du wenigstens einen guten Geschmack bewiesen hast. Ich habe mich herrlich unterhalten....." Das, denke ich, war doch ein ganz anderes Stückchen. Und gar nichts hat er mir angetan".

Mit einer nachlässigen Handbewegung zieht der Mann auf dem Gehsteig einen Taschenspiegel aus der Westentasche. Er betrachtet sich aufmerksam, schiebt die roten Lippen auseinander und bleckt die wundervollen Zähne.

„Damals war er freilich verdammt wild, als er mich in seinem Anzug erwischte. Vor allen Leuten versetzte er mir eine furchtbare Ohrfeige ....."

„Das hättest du auch nicht tun dürfen," sagt die Frau, die den Karren schiebt.

„Ihr Frauen", sagt der Mann, und er spricht auf einmal in höchster Erregung, „könnt auch nicht das Geringste begreifen. Nicht darum handelt es sich jetzt, ob ich das hätte tun dürfen oder nicht. Ich hätte es nicht tun dürfen. Aber war das nicht eine ganz andere Sache, als die von heute früh? Dafür hätte ich doch sogar eingesperrt werden können. Und was ist geschehen? Sie ist sogar zu meinem Vorteil ausgegangen. Er sagte, den Anzug könne er nach mir doch nun nicht wieder anziehen. Ich müsse ihn behalten und er werde mir ihn vom Lohn abziehn. Nun, und hat er mir etwas abgezogen? Nein! Es ist ein Anzug aus dem allerbesten Tuch."

Er sieht befriedigt an sich hinab.

„Und diesmal wegen dieser Kleinigkeit, die im Vergleich zu allem Früheren doch rein gar nichts ist, gleich diese große Geschichte. Nein, wirklich, dieses hätte ich nicht von ihm erwartet. Er ist ungerecht, wie alle übrigen. Mit keinem von ihnen kann man auskommen. Wenn sie doch alle miteinander der Teufel holt."

Der Mann zieht eine Zigarette aus der Hosentasche, stellt sich in einen Torwinkel und reibt ein Zündhölzchen an.

„Nicht den geringsten Grund hatte er heute früh, sich aufzuregen. Daß ich seine Zahnbürste benützt habe, spricht doch für mich. Ist es nicht schön von mir, daß ich, sein Untergebener, aus dem er etwas gemacht hat, mir die Zähne putze. Wenn ich mir die Zähne mit seiner Bürste putzte, so hat er sich die seinigen doch ebenso gut mit der meinigen geputzt, nur daß sie nicht mir gehörte. Ihm darf vor mir ekeln und mir nicht vor ihm? Und dann deswegen, nach allem was war, gleich: hinaus auf die Straße! Ist das Gerechtigkeit, wie man sie von einem Herrn, von einem wirklichen Herrn, erwarten kann? Selbst wenn er mich darum bäte, würde ich nicht zu ihm zurückkehren."

Vor einer Tür im Bretterzaun bleibt der Mann stehen, und hält auch der Karren mit der Strohmatratze und dem Sack. Die Frau geht zur Tür. Sie ist verschlossen. Der Karren wird ganz nahe an den Zaun geschoben, der Sack aufrecht an die Zaunstecken gelehnt. Mann und Frau nehmen auf der Strohmatratze Platz.

„Was wird die Alte sagen," fragt der Mann, „wenn sie sieht, daß du mich wieder ins Haus bringst?"

„Was wird sie sagen?" antwortet die Frau, „diesmal wird es nicht viel geben. Sie kann doch leicht einsehen, daß du im Recht bist."

Aber der Mann senkt doch, nachdenklich und als ob ihn Sorge bedrücke, den Kopf.....

Der Charakter

Ein philosophisches Bruchstück

Von Alfred Pomarius

Charakter ist der Lebensstil einer Individualität.

Charakter ist also irgendwie Gesetzlichkeit, Gesetz vor allem menschlichen, Gesetz auch überhaupt organischen Daseins.

Das ist zunächst nur Wort-, keine Sacherklärung, und dazu sehr abstrakte, magere Worterklärung.

Und doch deutet sie auf den sachlichen Kern hin. Denn Gesetz, das „ewige, eherne", ist das Starre, Gleichbleibende, Unwandelbare. Träger aber des Starren, Gleichbleibenden, Unwandelbaren ist in der Weltwirklichkeit der Raum.

So hängt Charakter in seinen metaphysischen Wurzeln irgendwie am Raum.

Träger aber alles Fließenden, aller Veränderung, des Zufälligen und damit des Gesetzwidrigen und Charakterlosen ist die Zeit.

So hängt Charakterlosigkeit in ihren metaphysischen Wurzeln irgendwie an der Zeit.

Von hier aus fällt ein scharfes Licht auf das Wesen von Gesetz und Charakter im organischen, besonders im tierischen Dasein.

Organisches Dasein ist beseeltes Dasein. Es steht unter der Führung der Seele. Was aber ist Seele? Auf diese Frage eine erschöpfende Sacherklärung zu empfangen, wird man sich aus dem Kopfe schlagen müssen. Man wird mit dem Versuch einer Beschreibung vorlieb nehmen müssen. Seele ist der eine Pol, der bestimmende Pol organischen

Daseins. Die eine hauptsächliche, ganz unbezweifelbare Eigenschaft des Seelischen ist seine Unräumlichkeit. Ganz selbsttätig wird dadurch der Blick des Erkennens darauf hingelenkt, daß Seele etwas Zeitliches sei. Und es ist unleugbar, Seele hat die kennzeichnenden Eigenschaften der Zeit: strömendes, rastloses Treiben, ständiger Wechsel, immer erneutes Werden und Vergehen. Schlankweg zu sagen, Seele ist Zeit, wäre falsch; dazu ist Zeit zu sehr bloße Form. Es wird so sein, daß Seele substanzieller ist als Zeit, aber Zeit das Schema des rein Seelischen.

Wie immer dies nun „eigentlich" sei, die enge Beziehung zwischen Seele und Zeit und damit zwischen Leben und Zeit ist da und ist grundlegend. Darum begreift man, warum lebendiges Dasein so viel gesetzloser ist als lebloses Dasein. Warum das Organische so vielfältig, zur Vereinzelung neigend, einzigartig ist.

Alles Organische ist verglichen mit dem Anorganischen charakterlos.

Womit nicht gesagt ist, daß es nicht seine eigenen Formen von Gesetzmäßigkeit und damit von Charakter habe. Sie stammen aus seinen Beziehungen zum Raum und werden durch diese gestaltet. Schon Seele selbst ist nicht etwa bloße Zeit, sondern ein Prinzip, das in den Raum wirkt, also Eigenbeziehungen zum Raume hat. Es muß in der Seele selbst etwas Raumartiges sein, ein „Trieb zum Raume." Es ist das, was man Gedächtnis nennt.* Gedächtnis ist jene Seite des Organischen, die seinen rastlos vorwärts treibenden Drang hemmt, die das Gesicht der Zeit rückwärts wendet, indem es die Vergangenheit in die Gegenwart hineinballt!

Auf dem Gedächtnis ruht alles Eigengesetz, aller Charakter des Seelischen, weil auf ihm Wiederholung, Rhythmus, Wiederkunft ruhen, ohne die es Gesetz nicht geben kann.

Durch Gedächtnis senkt Seele ihre Wurzeln in den Raum und bildet sich der Materie ein. Deshalb ist auch der Körper, jener andere Pol des organischen Daseins, in seinem jeweiligen artgemäßen Sosein die im Raum aufgespeicherte und erstarrte Gedächtnisleistung vorausgegangener Generationen.

Man versteht hieraus, daß im organischen Einzelwesen der Aufbau des Charakters oder Lebensstils folgende Schichtung zeigt.

Grundlegend für diesen Lebensstil ist das Gesetz des Körpers und

* Gedächtnis ist zum Unterschied der bewußten Erinnerung etwas Unbewußtes.

damit das Gedächtnis der Ahnen. Vom Körper und seinem Aufbau im weitesten Sinne hängen die Form- und Wirkenstypen des Organischen ab. Im Körperbau liegt die unwandelbarste, weil am stärksten raumgebundene Schicht des organischen Charakters.

Darüber erhebt sich, weniger raumgebunden, aber noch immer vom Gedächtnis der Ahnen bestimmt, die den besonderen tierischen Charakter prägende Schicht des Instinktes. Instinkt ist der durch Gedächtnis erblich fixierte und ausgerichtete Trieb.

Auch beim Tier noch feststellbar, aber für sein Eigengesetz nicht wesentlich, ist die dritte Schicht des organischen Charakters, die eigentlich individuelle Schicht, bestimmt durch Gewohnheit. Gewohnheit ist durch Eigengedächtnis fixierter Trieb.

*

Soweit der Mensch organisches Wesen und Tier ist, gilt all dies auch für den Menschen. Und der Mensch ist Tier, in gutem und in schlechtem Sinne.

In desto besserem Sinne, je reiner und überwiegender in seinem Innenleben der organische Charakter erhalten ist, also das Zusammenspiel von körperlichem und Instinktgesetz. Menschen, die dies haben, sind solche der unbewußt organischen Sicherheit und des reinen Seelenstils. Es sind die Rassemenschen. Rasse haben heißt beim Menschen einen unverbildeten organischen Charakter haben. Praktiker wissen welch unschätzbaren Bestandteil dieser im menschlichen Gesamtcharakter bildet. Hier liegen die tiefen volkserzieherischen Angelpunkte der Rassenlehre.

Bis hierher ist menschlicher Charakter eine klare, eine naturhafte Angelegenheit. Eine stille, paradiesische Küste. Zum menschlichen Gesamtcharakter aber gehört noch unendlich viel wesenhaft Anderes. Ein Meer von ungeheueren und ungeheuerlichen Wirklichkeiten und Möglichkeiten.

Sie liegen in der Tatsache beschlossen, daß der Mensch zwar auch Tier, aber darüber hinaus noch etwas grundsätzlich Anderes ist. Es kommt in ihm zu dem räumlichen Pol des Körpers und dem zeitlichen Pol der Seele noch ein Drittes hinzu, was deutsche Philosophie der Gegenwart (Klages) wohl unverlierbar der Erkenntnis sichergestellt hat, ein überraumzeitlicher Pol, der Geist.

Damit erscheinen die Möglichkeiten von Eigengesetz und damit Lebensstil und Charakter im Menschen dem Tiere gegenüber wesen-

haft verschoben. Denn es gibt außer dem Raume noch eine andere und zwar ihm ungeheuer überlegene Sphäre des Unwandelbaren, Ewigen, und damit des Gesetzes: die Sphäre des Überraumzeitlichen. Ich will sie hier nicht benennen, sondern nur feststellen, daß sie es ist, die durch den Geist im Menschen sich organischem Leben einbildet.

Die Eigenart menschlichen Charakteraufbaues wird nun dadurch bezeichnet, daß neben die raumartigen Gesetzesbildner der lebendigen Seele überragend der überraumzeitliche Gesetzesbildner Geist tritt. Jenes wesenhaft Gesetzlose, das in jedem Falle, sowohl vom Körper, als auch vom Geist her einer Bindung in bestimmten festen Richtungen unterworfen wird, ist die freie Triebenergie der Seele.

Diese Energie ist im Tiere zum weitaus überwiegenden Teil körper- und instinktgebunden. Die Spanne des ungebundenen Teiles ist sehr gering. Darauf beruht die Ausgeglichenheit tierischen Daseins.

Damit nun jene Energie überhaupt für einen andern Krafteinfluß verfügbar werde, muß sie aus ihrer früheren Gebundenheit entbunden werden. Und das ist im Menschen der Fall. In ihm erscheinen alle Instinkte aufgelockert, alle Triebe entbunden. Sein Innenleben zeigt im Vergleiche zum Tier eine Ausgangslage, die am besten als Anarchie der Triebe bezeichnet wird.

Die große Hauptfrage für das Zustandekommen menschlichen Charakters ist nun die, wie aus dieser Anarchie der Triebe eine neue Ordnung des Gleichklanges der Triebe wird, die, vom Geist geführt, sowohl die Ausgeglichenheit zwischen Geist und Seele sichert, als auch dem Körper gibt, was des Körpers ist.

Die Erfahrung lehrt, daß die Erfüllung dieses „sowohl als auch" dem menschlichen Geist nur in Ausnahmsfällen möglich ist. Daher man so selten unter den Menschen das findet, was man einen vollkommenen Charakter nennt.

Auf die Ursachen dieses Versagens der menschlichen Natur kann hier nur bruchstückweise hingewiesen werden.

Zum Ersten hat es darin seinen Grund, daß die lebendige Triebenergie, indem sie der Führung der Seele entzogen und der des Geistes unterstellt wird, ihrer natürlichen Bestimmung entzogen wird. Sie wird in bestimmter Hinsicht vergewaltigt, in einer ihrer bisherigen Natur fremden Richtung verwendet. Darin liegt ein tiefes Moment der Störung, der Reibung und Unvollkommenheit.

Der sachliche Unterschied dieser Richtungsverschiedenheit läßt sich kurz

so andeuten; während der Instinkt die lebendige Triebenergie unbewußt auf die Erfüllung organischer Zweckmäßigkeiten richtete, richtet der Geist sie bewußt auf die Erfüllung von Kulturtaten.

Hier meldet sich nun eine zweite ganz grundlegende Quelle metaphysischer Unzulänglichkeit der menschlichen Natur: Das Bewußtsein. Sein Wesen und seine Rolle innerhalb menschlichen Daseins sind durchaus vom Geist her bestimmt, obwohl es als Erscheinung aus dem Bereich organischen Lebens stammt. Auch das Tier hat Bewußtsein, aber sozusagen um punktförmiges, nur in kurzen Augenblicken aufleuchtendes. Im Menschen ist es aber zu einem dauernden Lichtband auseinandergezogen, das wie ein zeitloses Auge betrachtend und zuschauend über der vergleitenden Linie des Lebens schwebt. Man sieht leicht ein, daß diese Eigenschaft vom Geist her stammt, wenn man in Rechnung stellt, daß Geist in reinster Form ruhendes, selbstgewisses Schauen in der Ewigkeit ist. Man ersieht daraus auch, daß das menschliche Bewußtsein Ichbewußtsein sein muß.

Für die Charakterbildung ist hiebei zweierlei ausschlaggebend. Erstens daß das Ichbewußtsein individuell ist. Das Eigengesetz seelisch-geistigen Lebensstils muß vom Gesetzesbildner Geist in jedem Individuum frisch aufgebaut werden. Erst der Mensch ist also das Einzelwesen in Reinzucht, gegenüber dem Tier als wesentlichem Artwesen. Es ist selbstverständlich, daß hiebei nicht alle durch die Auflockerung der Instinkte entbundene Triebenergie ordnend gebunden werden kann. Vielmehr bleibt im Menschen dauernd ein Teil dieser Energie frei, so daß es grundsätzlich ungewiß bleibt, ob und wann bei einem bestimmten Menschen die Charakterbildung abgeschlossen ist.

Ferner ist von folgenschwerer Wichtigkeit, daß nun im menschlichen Innenleben alles ins Bewußtsein treten kann, besonders all die Zweckmäßigkeiten und Bedürftigkeiten seines rein organischen Daseins, und die Triebe und ihre Wunschbilder. Daß sie aus dem Dämmerlicht des organischen Seelentums in die blendende Helle des Ichbewußtseins treten, noch dazu in instinktentbundenem Zustande, verleiht ihnen eine ungeheuer übersteigerte Gefühlswertigkeit. Sie wuchern zu phantastischer Mächtigkeit auf und in der Folgewirkung dieser tragischen Lage schlägt im Menschen leicht die Anarchie der Triebe in eine Diktatur der Triebe um, bevor die Wirksamkeit des Geistes Zeit hat, die Bändigung der Triebe vorzubereiten und ins Werk zu setzen. In solchem Falle tritt an Stelle des Geistes als Herrscher über die ge-

samte Triebenergie einer oder mehrere Triebe. Dann tritt das ganze seelisch-geistige Leben in den Dienst der Wunschbilder dieses Triebes. Die so entstehenden menschlichen Typen sind zu bekannt, als daß sie im Einzelnen müßten geschildert werden. Es ist besonders einer der organischen Triebe, dessen derart diktatorischem Auftreten der Mensch kaum entgehen kann, es ist der Selbsterhaltungstrieb. Die tausend Schattierungen und Abarten seines diktatorischen Auftretens sind die Egoismen. Ohne sie ist schwer ein menschliches Einzelcharakterbild zu denken.

Das Verwickelte im Aufbau menschlichen Charakters wird gerade an dieser Stelle dadurch bewirkt, daß die Diktatur der Triebe auch eine bloß teilweise sein kann, so daß neben ihr eine beschränkte Bändigung der Triebe im Dienste von Geistesleistung stattfindet. Ja dies ist wohl die Regel, woraus sich die Zweideutigkeit der meisten Charakterbilder beim Menschen erklärt.

Das Gesagte kann die Fülle von Problemen nur andeuten, die sich hier melden. Es zeigt aber daß man sich hier, auf dem Kampfplatz des Geistes mit den Trieben, im eigentlichen Gebiet menschlicher Charakterbildung befindet. Wird hier auf dem Feld seelisch-geistiger Auseinandersetzung ein Eigengesetz des Individuums herausgebildet, dann spricht man in betontem Sinn vom Vorhandensein von Charakter. Im anderen Falle aber von Charakterschwäche oder Charakterlosigkeit. Diese wird also auch im Menschen bezeichnet dadurch, daß die Bindung der Triebe fehlt.

Diese Schicht menschlichen Gesamtcharakters wird wohl am besten der ethische Charakter genannt.

Bloß der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß im Menschen noch eine dritte Charakterschicht feststellbar ist, der geistige Charakter der sich als individuelles Eigengesetz eines menschlichen Einzelgeistes darstellt. Es wird greifbar in den verschiedenen Begabungen und Talenten, die der Mensch im Hinblick auf sein Kulturhandeln zeigt und vollendet sich in Geistestypen, wie dem Soldaten, Künstler, Priester, Gelehrten.

Gebet an die Mutter

Von Michael Wolf-Windau

Alle, die im Dunkeln fahren,
die zu Dir sich aufgemacht,
birg in Deinen weichen Haaren
heiß und froh wie eine Nacht!

Alle, die sich nach Dir sehnen,
welche tief gefallen sind,
laß an Deine Brust sich lehnen,
sprich mit ihnen warm und lind.

Allen, die Dich je erfaßten,
stark und fest wie einen Stab,
nimm doch von den vielen Lasten
eine von den Schultern ab!

Alle, die sich Dir vertrauen,
in der Tage heißem Schrei'n,
laß, Du Heiligste der Frauen,
süß an Dir geborgen sein!

Was ist die Kirche?

Von Konrad Möckel*

In den politischen Auseinandersetzungen der letzten Monate war außerordentlich viel von der Kirche die Rede. Alle öffentlich sich hervorwagenden Stimmen sind sich bei uns darin einig, daß die Kirche geschützt und erhalten werden müsse. Man liest in den Zeitungen, daß sie einer unserer größten Werte oder gar unser größter Wert sei; unsere Kirche ist ein Kulturfaktor, vielleicht sogar ein solcher „ersten Ranges"; sie ist die Hüterin unserer Eigenart — und was der Formulierungen mehr sind. Das hat man bei uns immer gehört und es bietet gar nichts neues. Aber gerade in dieser großen Übereinstimmung des Gestern mit dem Heute liegt hier das Auffällige. In unserm Verhältnis zur Kirche kommt etwas unerfreulich Ruhendes, Stagnierendes zum Ausdruck. Das Verhältnis zu ihr war doch gerade auch nach

* Siehe zu diesem Beitrag die Mitteilungen der Schriftleitung.

dem Urteil der jungen, bewegten Generation durchaus kein richtiges — und hat sich dennoch innerlich nur ganz wenig oder gar nicht geändert. Der innere Mensch ist in einem Maße in Bewegung, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr der Fall gewesen ist. Und doch glaubt dieser in Umwälzung befindliche Mensch der größten Geistesmacht seiner Volksgeschichte gegenüber weitgehend in Neutralität verharren zu können. Die deutliche Antwort auf dies Verhalten ist die Verwirrung und Ratlosigkeit, die allenthalben von der Kirchenfrage ausgelöst wird. In seiner Art geht daher der äußerste Flügel der Volksbewegung ganz folgerichtig vor, wenn er wenigstens eine ganz klare innere Stellung zur Kirchenfrage bezieht, indem er nämlich das Christentum entschieden ablehnt (Deutsche Glaubensbewegung). Aber wie steht es mit der großen Mehrheit derer, die sich zu „positivem Christentum" bekennen? Wie steht es damit besonders bei uns Sachsen?

Die Kirche ist nachgerade ein „politischer Faktor" geworden. Sie wird im Volksprogramm der Unterstützung der Volksgemeinschaft versichert unter der Voraussetzung, daß sie „sich restlos für unser Volk einsetze und in den völkischen Aufgabenkreis einfüge". Gedacht ist dabei natürlich an die in Landeskonsistorium, Bezirkskonsistorien, Presbyterien, im geistlichen Stand und allen sonstigen organisatorisch erfaßbaren Teilen vorhandene ev. Landeskirche. An diese Kirche denkt man, wenn man sich in Zeitungen und Reden mit der „Kirche" beschäftigt. Diese Kirche wird gewertet vom Standpunkt der Kollektivverantwortung für das Wohl der deutschen Volksgemeinschaft. Dieser Kirche hält man vor, daß die deutsche Volkserhebung sie vom Untergang errettet habe, daß erst die Erneuerungsbewegung ihr neue Bedeutung gegeben habe. Dieser Kirche droht man gelegentlich offen oder verhüllt und gibt ihr zu verstehen, daß sie doch bloß von Volkes Gnaden ihr Leben habe und sich darum „restlos" zur Verfügung stellen müsse.

Durch unsere Presse geht weithin eine Stimmung, in der man die Kirche zum „Gegenstand" hat, sich ihr „gegenüber" weiß. Aber es fragt sich, ob man überhaupt so von der Kirche reden kann. In der politisch-weltanschaulichen Auseinandersetzung werden zwei unerlaubte Vereinfachungen vorgenommen, damit man die Möglichkeit zu dieser Einstellung finde.

1. Man tut, als ob die Kirche eine Organisation sei. Aber jedermann weiß doch recht gut, daß die Kirche nicht gleichbedeutend ist

mit irgendwelchen Kirchenbehörden oder einer beamteten Autorität. Was die Kirche allerdings weiter noch ist, wenn man etwa nicht mehr das vielbeschuldigte Landeskonsistorium packen kann, das verschwimmt im Nebel unklarer, widerspruchsvoller Meinungen.

2. Man tut, als ob man selber nicht zur Kirche gehöre. Aber jedermann weiß doch recht gut, daß er selber zur Kirche gehört und damit auch in irgend einem Sinne für sie mitverantwortlich ist. In wie weit? Wo liegt diese Verantwortung? Das wird undeutlich im Nebel allgemeiner völkischer Redereien.

Die Besinnung auf diese beiden ganz elementaren Wahrheiten ist natürlich noch recht weit von einem eigentlichen Verständnis der Kirche. Aber sie kann uns doch weiter führen. Diese Besinnung lehrt uns nämlich in der Zusammenschau mit der Tatsache, daß immer wieder beteuert wird: „Die Kirche ist wichtig für das Volksleben" — daß hier der Schwächepunkt in der Front der Erneuerungsbewegung liegt, der nicht durch politische Disziplin und stramme Zucht ausgeglichen werden kann. Die Methode der politischen Disziplin haben vielfach die „Deutschen Christen" in der Kirchenfrage versucht — sehr zum Schaden nicht etwa nur der Kirche sondern des weitern Aufbaues der Volksgemeinschaft. Wenn es auch manchmal ganz anders aussehen mag, im Endergebnis liegen die Dinge doch so, daß die überhebliche und oberflächliche Art, in der man über die Kirche denkt und redet, zur politischen Verkrampfung und zum Stocken der innern Weiterentwicklung der Erneuerungsbewegung führt. Diese Stockung wird freilich dadurch unheilvoll gefördert, daß es auf Seite derer, die angeblich mit Ernst die Kirche hüten, zu allen Zeiten viele gibt, die kaum ahnen, was in Wahrheit Kirche ist und die daher, ohne es zu wissen, ein entstelltes Bild von der Kirche bieten. Aber es ist nichts als ein Zeichen eigener Unsachlichkeit und Schwäche, wenn man in aufgeregter Leidenschaft den Blick nicht lösen kann von kirchlichen Verkündigern, die in irgend einer Weise ihre Schuldigkeit nicht tun, von Behörden, die vielleicht schiefe Maßnahmen beschlossen, von politischen Entgleisungen, die irgendwie mit der Kirche verknüpft waren. Dahinter steckt dann oft eine kläglich altmodische, „aufgeklärte" Anschauung, die ganz weit weg ist vom wahren Verständnis für das Wesen der Kirche, eine Anschauung, die im krassen Gegensatz zu jeder Art von Volkserneuerung und persönlicher Umgestaltung des eigenen ich-haften Wesens steht.

Es ist also hoch an der Zeit, daß die sehr ernste Frage nach dem Wesen der Kirche von denen, die bei uns politische Verantwortung tragen, bewußt und nicht nur so nebenher angegangen werde. Es kann nicht hoch genug bewertet werden, daß eine St.-L.-Roth-Schar bei uns im Geiste der Erneuerungsbewegung den Ernst der Kirche vertritt. Die Verkrampfung des politischen Stellungskrieges wird dadurch aufgelockert und wenigstens die Richtung einer möglichen Verständigung gewiesen. Aber solche Anfänge genügen noch nicht. Hier bedarf es der bewußten Zusammenarbeit aller, die irgendwie zur Führung berufen sind. Auch das genügt noch lange nicht, daß Opferarbeit für die Kirche geleistet wird, daß Ordnung gehalten wird in den eigenen Reihen bezüglich der pünktlichen Zahlung der Kirchentaxen und was dergleichen mehr ist, wie sehr wir auch alle diese Bestrebungen anerkennen müssen. Es genügt so lange nicht, als man noch glaubt der Kirche in irgend einem Sinne „gegenüber" zu stehen. Denn es ist vom eigentlichen Leben der Kirche aus gesehen ganz unwesentlich, daß der Kirchenweingarten rigolt, daß die Umfriedung des Kirchhofes hergestellt wird, daß Ordnung in das Taxenwesen kommt usw. Das alles ist bloß wesentlich vom Standpunkt der wohlgeordneten Volksgemeinschaft her gesehen. Die Kirche wird in Wahrheit nur dadurch gefördert, daß Menschen selber bereit sind sich unter das Wort Gottes zu stellen.

Damit tritt der entscheidende Gesichtspunkt in den Vordergrund. Was heißt denn: sich unter das Wort Gottes stellen? Das heißt ganz und gar auf dem Boden der Wirklichkeit und namentlich auf dem Boden der eigenen Volksgebundenheit bleiben. Ja es läßt sich unschwer zeigen, wie sehr gerade der im christlichen Sinne Gott-Gläubige völkisch bis in die Knochen nicht nur sein kann, sondern sein muß. Aber unter dem Worte stehen, heißt für all das, was irdisch erlebt und erfahren wird, einen Maßstab haben, der nicht aus den irdischen Gegebenheiten, nicht aus dem Psychologisch-Verständlichen, nicht aus dem Wirtschaftlich-Notwendigen, nicht aus dem Politisch-Erstrebten, also auch nicht aus dem Volkstum selber stammt. Unter dem Wort stehen, heißt auch noch für das große Wir der Volksgemeinschaft Urteil und Wegrichtung erfahren von der Macht her, die unbedingt das letzte Wort redet über Völker- und Einzelschicksale, ohne sich an unsere noch so edeln Wünsche und Meinungen zu halten.

Unter dem Worte stehen, heißt in der Kirche stehen. Somit ist Kirche

zwar immer in ganz hohem Maße eine Sache der Eigenart, der Volksart; ja man muß sagen, daß sich nirgend die Wesensart eines Volkes deutlicher zeigt wie in seinen Kirchen. Aber man verkenne nicht, daß hier auch zugleich der Machtanspruch der Gesetze, Sitten, Rechte und Pflichten gebenden großen Volksgemeinschaft zu Ende ist, beziehungsweise hier erst anfängt. An diesem Sachverhalt wird dadurch nichts geändert, daß Menschen und Einrichtungen, durch die diese Wahrheit verkündet wird, oft eben — menschlich-allzumenschlich sind. Es gilt hier die Sache zu sehen und nicht an Unwesentlichem zu haften. Zur Sache aber gehört eben dieses, daß nur derjenige überhaupt ein Recht hat über die Kirchenfrage zu reden, der bereit ist, sich in ihr inneres Leben zu vertiefen, sich bekennend in dies Leben einzureihen. Was würde man über eine Behörde sagen, die bei der Anlage eines Elektrizitätswerkes sich etwa bloß von aesthetischen Gesichtspunkten leiten ließe und die Turbinenbauer und die Elektrotechniker dabei nicht entscheiden dürften? So aber liegen die Dinge, wenn Menschen, die oft nicht einmal eine blasse Ahnung davon haben, was etwa das Wort „Gottesfurcht" in ihrem eigenen Leben zu sagen hätte, die gar nicht darnach fragen, welche reale Macht, welche Jahrtausende hindurch erprobten Geistesgesetze hinter diesem und ähnlichen Worten zu finden sind, sich unterwinden, öffentlich über „die Kirche" zu reden, politische Urteile über sie zu fällen und das Leben der Kirche in ihre eigenen Pläne und Ziele einbauen wollen!

Die Kirchenfrage liegt überall in deutschen Landen derzeit sehr im argen. Sie wird immer tiefer in die Verwirrung hineingeführt durch die ahnungslose und zugleich überhebliche Art, in der man hier glaubt, Ordnung schaffen zu können. Wer da der Meinung ist mit seiner eigenen Klugheit, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit allein zurecht kommen zu können, wo es um's Ganze geht, wo also auch der Kirche ihre Arbeit und ihre Bedeutung angewiesen werden soll, der ist damit eben schon in die Irre gegangen. Denn die grundlegende Wahrheit der Kirche, die sie als Auftrag an die Welt auszurichten hat, ist eben gerade diese: daß auch die wunderbarsten menschlichen Charakter- und Geistesgaben nicht genügen zum wahren Aufbau, zum innern Wachstum in der Welt.

Auf die Frage unserer Überschrift: „Was ist die Kirche?" soll hier nicht eine theologisch-gelehrte und dogmatisch-richtige Antwort versucht werden. Solche Antworten wirken heute für die meisten Menschen wie abgegriffene Redensarten, weil das tiefere Verstehen-Können

für diese Fragen selber stumpf und abgebraucht ist. Aber dies eine soll mit aller Deutlichkeit gesagt werden: Die Kirche ist nicht eine „Einrichtung", die etwa mit Volksrat und Kreisausschuß irgendwie verglichen werden oder als Tätigkeitsbereich politischer Parlamentarier angesehen werden kann. Leider wird gelegentlich in allen politischen Lagern schlimmster Mißbrauch mit dem Wort „Kirche" getrieben. Es ist freilich gar keine Frage, daß an den Lebensäußerungen und schon gar an der Organisation der Kirche Kritik geübt werden muß und daß uns allen hier sogar ungeheuer große Aufgaben gestellt sind. Aber zu dieser Kritik sind darum gerade ausschließlich die berechtigt, die mit ganzem Ernst bereit sind, sich mit der eigenen Existenz in die Kirche hineinzustellen, die gewillt sind, selber Kirche zu sein! Wer nie dran denkt, die Gottesdienste zu besuchen — und zwar regelmäßig und im Bewußtsein seiner Zugehörigkeit zur Gemeinde zu besuchen — der überlasse das Urteil über die Fragen der Verkündigung andern. Wer nicht selber im Innersten an Mißständen im kirchlichen Leben leidet, weil damit ein Stück seines eigenen Lebens in Unordnung ist, der hat auch nicht das geringste Recht zu Kritik und Forderung der Kirche gegenüber. *Denn die Kirche ist in Wahrheit die innerste und tiefste Seite des Volkslebens. Sie hat mit allem Volksleben dies gemeinsam, daß man bekennend und leistend im heiligen Ring stehen muß, ehe man seine eigenen Fragen und Wünsche laut werden lassen darf.*

Es ist daher völlig sinnlos, wenn von mancher Seite unmißverständlich angedeutet wird, daß die Kirche sich hüten solle, unbequeme, dem Tagespolitiker unliebsame Meinungen zu äußern, denn es könne ihr Verderben sein... Glaubt man etwa, daß unser Pfarrerstand oder unsere Konsistorialräte „die Kirche" seien? Die Kirche als lebendiger Organismus ist in keines Volkes Hand gegeben, am allerwenigsten in den Willen derer, die sich politisch betätigen. Sie steht auf ewigem Grund und ist ein Geschenk vom Himmel. Wohl aber ist die Kirchenfrage so recht eigentlich die entscheidende Volksfrage. Wer die Kirche zerstört, vernichtet damit das Volksleben; wer die Kirche vergewaltigt, verkrampft damit das Volksleben, macht es krank und mißgestaltet. Ein gesundes, ruhig atmendes Kirchenleben ist der Ausdruck der Kraft und des inneren Frieden im Volke. Darum gibt es auch für unser armes, zerquältes Volk keine brennendere, *politische* Frage als diese: *Was ist die Kirche?*

Hans Leifhelm

Von Josef Weinheber

Aus dem Schwarm der noch immer mit dem Rilkegift uferloser Musikalität infizierten Lyriker der jüngeren Generation um vierzig hoben sich, noch am Rande des gestrigen Deutschland, allmählich einige Namen heraus, die sich durch eine bestimmte Eigenart von dem formalen Epigonentum ihrer in eine jambenerstarrte Psychologie verstrickten Mitstreiter deutlich unterscheiden. Diese Eigenart heißt: Die Entdeckung des Stoffs als eines selbsttätigen Kunstausdrucks.

Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit eine affenartig geschäftige Prosaproduktion, die dem literarischen Kunst- oder besser Zerstreuungsbedürfnis mit einer immer wilder gehäuften Stofflichkeit den Mund stopfte, bis es den Wust einfach nicht mehr hinunterbrachte: inwieweit dieses traurige Schreibgewerbe zur Inthronisation des Königs Stoff in der benachbarten Lyrik beigetragen hat. Sicher ist, daß auch hier eine barbarische Welle, als Reaktion auf die Zärtlingswelt der Rilkenachbeter, sich gründlich und siegreich etablierte.

Man machte es sich nicht schwer: Man verzichtete ebenso auf ein geistiges Fundament wie auf eine kunstrevolutionäre Tat. Man legte sich ein entsprechendes Vokabular zurecht, ein Rüstzeug naturalistischer Fachwörter, die allesamt Dinge nannten, welche einer vom Dichter gewählten engen Sphäre entstammten, die er zu beackern sich festgelegt hatte: Bauerntum, Kleinbürgertum, Handwerk und Proletariat, wobei die Auffahrt mit den Dingbezeichnungen des Landstreicher- und Verbrecherjargons schloß. Wenngleich mitunter den Dichtern mit diesen Fachwörtern selbst kleine Irrtümmer unterliefen (indem man beispielsweise den Otter mit der Otter verwechselte), so machten sich Bezeichnungen wie Forke, Gewann, Hufe doch sehr gut und erweckten bei den gewissen Schreibstubenmenschen, die das Land bloß aus dem gelangweilten Blick von den Fenstern eines Salzkammergutlhotels kennen, Vorstellungen von Echtheit, deren Zauber sie sich nicht zu entziehen vermochten.

Zwischen den beiden Polen einer outrierten bäuerlichen Holzschnittlyrik und einer großstädtisch zigeunerhaft aufgemachten Slangpoesie ergaben sich wohl Nuancen, dem Wesen nach bestand und besteht kein Unterschied. Ich sage besteht, weil die eine oder die andere Dichtererscheinung der angedeuteten Richtung ja bereits mit Ruhm in das

neue Deutschland eingegangen ist und sich anschickt, als der lyrische Ausdruck der nationalen Erhebung zu gelten. Dazu hilft ihr jene für das Gedicht reklamierte Volkstümlichkeit, jene triviale Leichtverständlichkeit, die neuerdings als das allein Seligmachende hingestellt wird. Und so schielt man nach dem Volkslied, ohne freilich seinen Herzenston zu treffen, da die Renaissance ja doch größtenteils in den Händen abgebrühter Literaten liegt. Eine Entwicklungslosigkeit ohnegleichen ist die Folge eines solchen nach rückwärts gewendeten Kunstwillens: Man sperrt sich in die Klausur seines Fachs, um mit den dürftigen Einrichtungsgegenständen in der Zelle mehr oder weniger wild herumzurumoren.

Der leicht allgemein werdende Irrtum, daß das Kunstwerk nur dann echt sei, wenn es auf möglichst viele, in ihrer Anlage und Bildung divergierende Menschen wirke und seine Größe im geraden Verhältnis zur Breite seiner Wirkung stehe, seines Eingehens in die Gefühlssphäre möglichst Vieler, wirkt hier bis in das Werk jener Dichter nach. Sie scheinen sich damit abgefunden zu haben, zu ihrem Publikum niederzusteigen anstatt eine Auswahl der Besten desselben zu sich emporzuziehen.

*

Diese generelle Betrachtung mußte vorausgeschickt werden, weil in Leifhelms Werk, das mit dem Band „Gesänge von der Erde", (Gedichte. Verlag Albert Langen-Georg Müller, 1933.) sichtlich einen Mittelpunkt seines Schaffens darstellt (der Dichter steht im dreiundvierzigsten Lebensjahr), verwandte Komponenten unter einer Retusche durchschlagen, die ein kunsternster Wille, mehr mit horchendem Herzen als mit schreibfertigen Fingern und mit der Geduld eines, der sich Zeit lassen will, darüberlegte. Diese Komponenten lassen sich erkennen in der deutlich begrenzten Welt bäuerlichen und erdhaften Elements, das die überwiegende Mehrzahl der Gedichte kennzeichnet; in dem bloß episch Beschreibenden vieler Strophen, die nichts anderes sind als Prosa in einer schönen, da und dort durch eine Inversion lyrisierten Berichtssprache (Die Lichtung, Der Fluß, Am Grat in den Uralpen, Die Menschen u. a.). Dieser Eindruck einer rein epischen Kunstübung im lyrischen Gewande verwischt sich auch dort nicht, wo der Dichter die Dinge aus einem gesteigerten Gefühl heraus direkt anspricht (Die Sonne, Die Bergblumen), und eine seltsame Liebe zur Länge gibt wohl den Gedichten etwas erdhaft Schweres, naturhaft Umfassendes (Walt

Whitman), verwischt aber dadurch auch die Wirkung der in ihnen gleichwohl streng eingehaltenen Strophik. Die gleichsam wissenschaftliche Behandlung der Themen, die mit den programmatischen Gedichtüberschriften gegeben sind, verstärkt noch den Eindruck des episch Gesagten. In „Bergblumen" z. B. wird kaum eine Blume der alpinen Flora vergessen, sie werden so getreu aufgezählt, als ob der Dichter befürchtet hätte, man könnte ihm einen Verstoß nachweisen, wenn er etwa die Orchidee oder das Zyklamen darin nicht aufführte; in dem Gedicht „Die Vögel" nennt er Pirol, Adler, Rabe, Flamingo, Möwe, Sperling, Amsel, Meise, Fink, Lerche, Bergdrossel, Kuckuck, Rohrdommel und Käuzchen und schließt zurückkommend das Gedicht mit dem Pirol.

In einer solchen Aufzählung der Dinge, in der Schoppung des Gedichts mit gegenständlichen Bezeichnungen erweist sich abermals eine Verwandtschaft mit der oben erwähnten Schule: Es wird hier Formung versucht nicht mit lyrischem Sprachelement, sondern Genüge gefunden an der bloßen Reihenfixierung der bunten Erscheinung des Dings, um damit auf die Gestaltung seines Wesens zu verzichten; ein Versuch, wieder einmal an Stelle der Tiefe die Breite in das lyrische Gedicht einzuführen, der umso verhängnisvoller ausfallen muß, als er von einem echten Lyriker unternommen wird. Denn diese Begnadung, auch im mißglückten Versuch noch spürbar, scheidet ihn wahrhaftig von seinen mehr oder weniger berühmt gewordenen Mitstrebenden, und als solcher dokumentiert er sich in einigen Gedichten der Sammlung, die das gerade Gegenteil dessen darstellen, was der großen Mehrzahl der Gedichte den Grundton gibt. In diesen anderen Gedichten wird die neue epische Richtung, die gleichwohl alter Schiller mit einem zeitgemäß aufgelockerten Sprachgut ist:

Nichts ist auf Erden verloren,
Was wir dem Leben getan,
Darum sind wir geboren,
Daß wir auf unserer Bahn
Dienen dem hoffenden Leben
Zu des Gestirnes Ruhm,
Das uns zu Leben gegeben,
Doch nicht zu Eigentum.

siegreich durchbrochen, sodaß die lyrische Gestalt, die Leibwerdung dichterischer Idee im Wort gelingt wie etwa im Schlangenlied:

Sieh, wie ein Geisterpfad
Läuft's durch die Gräser hin,

Schon kommt es nah heran,
Eh' ich gewärtig bin,
Schon hebt sich dicht vor mir
Züngelnd das Schlangenhaupt,
Von der Spiräen Blust
Schneeig bestaubt.
Schlange, schöne Schlange,
Dein Leib glänzt so hell,
Schlange, schöne Schlange,
Wie adernder Quell,
Schlankes du, blankes Tier,
Pfeilend gezückt,
Wie deine Schläfen schmückt
Mondene Zier!

Oder im Sommerlied:

Die Erde liegt versunken,
Von heißer Sonne trunken,
Umhüllt vom Ruch des Thymian,
Es schwanken sacht die Dolden,
Die Blüten weiß und golden,
In vielverschlungener Sternenbahn —

das nicht allein durch die formale Deckung an die protestantische Gebetbuchlyrik des Abendliedes eines Matthias Claudius erinnert; und schließlich in „Mit dem Sichelmond ...", einer der reifsten Sprachschöpfungen, welche im Deutschen gedichtet wurden:

Auch im fremden Land,
Wo ich dir so fern,
Wo ich lange schon verschollen war,
Strahlt dein Angesicht
Mit dem Abendstern,
Weht am nächtigen Himmel hin dein Haar,
Tanzt dein schlanker Fuß
Mit dem Sichelmond,
Winkt mir lieblich deine weiße Hand,
Grüßt dein Lächeln mich,
Das im Lichte wohnt,
Süßer Trost im bittern Menschenland —

Ein Gedicht wie dieses hebt freilich weit hinaus über den stoffbetonten Neurealistenkreis von Billinger bis Zernatto, dem der Dichter sonst, wenn auch mit Einschränkungen, zuzuzählen wäre. Die ergreifende Schönheit einer schlackenlosen Gestaltung läßt eine Untersuchung gar nicht mehr zu, ob der Dichter, wie in den anderen Gebilden etwa,

uns irgendetwas, das ihm wichtig ist, sagen wollte; betonen etwa, daß es ihm nicht um den individuellen Menschen geht, sondern um das ewige, in die unendliche Reihe gefügte Weben der Natur, darin der Dichter, der dahinter zurücktritt, nur ein Teil tönender Erscheinung ist. Wir haben es nicht zu untersuchen, denn es ist sekundär in der Kunst: Ein Was, und kein Wie.

Viel ist über die Magie des Worts in Leifhelms Gedichten gesprochen worden. Und so gewiß er sie dort nicht hat, wo sie ihm zumeist anbehauptet wird (etwa in den George'schen Anapästen „Verwandlung im Wald" seines ersten Gedichtbändchens „Hahnenschrei", wo es eben der Anapäst schafft und nicht der Wortzauber), so gewiß hat er sie im Schlangenlied und im Sichelmond: Überirdische Gebilde in diesen Gesängen von der Erde, welche eine Programmatik aufheben, die von Sonne, Wind, Bergen, Wassern und Wolken redet. Hier singt sich auf dem Hintergrund einer süßen Kantilene der Mensch zur Erlösung hinan, der Mensch, der sonst so selten sichtbar wird in den Gedichten Leifhelms; der Leidende, dem sich alles Schicksal in der göttlichen Form, dieser letzten Zuflucht des Einsamen, verklärt. Und das ist große Kunst. Denn nur dort, wo der Mensch sichtbar wird, eben dieser Einzelne, Schwergeprüfte, der die Stimme für alle ist, nur dort geschieht von des Geistes Gnaden die Verzauberung. Was daneben hergeht, die Strömungen, Stile und Meinungen, im Schaffen wie in der Kritik, sind nicht Kunst. Sie sind Literatur und zum Sterben verurteilt wie der Tag, der sie bestimmt hat.

Rundfunk

Von Georg Scherg *

„Die Wiener Sinfoniker, unter Leitung von Max Schönherr, spielen das Violinkonzert in A-dur, Werk zweihundertneunzehn, von Wolfgang Amadeus Mozart. Solist: Professor Georg Kuhlenkampff. Wir schalten um auf den großen Konzerthaussaal".

Ein eigentümliches Summen tönt durch den Raum. Ein Klingen und Sichherumbewegen um den Kammerton „A". Die Instrumente stimmen. Eine Flöte spielt noch einmal einen schwierigen Läufer. Da! Mitten im Spiel bricht sie ab. Man vernimmt ein leises, zweimaliges

* Siehe zu diesem Beitrag die Mitteilungen der Schriftleitung.

Klopfen — die Instrumente verstummen. Eine geheimnisvolle Stille fliegt durch den Saal. Jetzt schlägt ein Klavier einen D-moll-Akkord an. Der Künstler stimmt seine Geige.

Abermals ein zweimaliges Klopfen ... ein lauter A-dur-Akkord ertönt, er löst sich auf, erklingt einzeln in Prim, Terz, Quint, Oktav, setzt sich gebrochen fort, moduliert hinüber nach E-dur, erklingt wieder in Terzen. Ein brillanter Läufer leitet die ganze Stimmung nach A-dur zurück — und mit gebrochenem A-dur-Akkord schließt die Einleitung.

Eine Geige setzt ein. In schweren, langsamen Vierteln führt sie einsam die Melodie. Nun kommt das Orchester mit begleitenden Zweiunddreißigsteln dazu. Wie ein Märchen klingt das Adagio; leise und geheimnisvoll beginnt es, erzählt von fernen, schönen Erlebnissen. Doch dieses Trauern um vergangene Zeiten hält nicht lange an. Durch einen plötzlichen Übergang, vom langsamen zu einem rascheren Tempo, gelangt ein überaus heiteres Wesen zum Durchbruch.

Ein jubelnder Bogenstrich fliegt auf, flattert im Saal umher. Da! Das Thema erscheint eine Oktave tiefer, löst sich in Sechzehntel auf, steigt zwei Oktaven höher — und ist plötzlich in Moll da: aber die Stimmung schlägt nach fast endlosem Triller und einer Akkord-Passage nach E-dur um. Und nun ist das Anfangsthema in der Quinte da, bricht sich in Oktavensprüngen, in Läufern in der höchsten Lage: ein ungeheuer ausgelassenes, jubelndes Toben.. Und nun die Kadenz: Da soll nun der Künstler sein eigenstes Empfinden und Können offenbaren. Er beginnt mit breiten, wuchtigen Bogenstrichen, ereifert sich in Sechzehnteln und Passagen bis in die höchsten Lagen. Doppelgriffe bringt er mit solcher Sicherheit und Klangfülle, daß man unwillkürlich das Empfinden hat, es spielten zwei Künstler. — Mit der Kadenz ist der erste Satz zu Ende.

Ein ruhiges Adagio ist der zweite Satz. Es erklingt in langsamen, sehnsuchtsvollen Tönen; immer breiter und voller schwellen sie an. Grandiose Bilder, entstanden aus Todesschauer, Schmerz und Verzweiflung, Aufbäumen gegen das Schicksal und Verzagen werden zu Tönen. Ein Schleier liegt über dem Ganzen. Ein Schleier der Befangenheit, der Verlassenheit. Bald hebt er sich; und wie im Gebet dringen die schönen, heiligen Klänge zum Himmel. Und zum Schluß, wie ein Sicheinfinden in alles Schwere, ein tröstendes Aufjubeln der Geige.

Und nun der letzte Satz. Ein heiteres Menuett, in dem Mozart sich so gibt, wie sein ganzes Leben und Schaffen war. Lustig, immer gut aufgelegt, immer abwechslungsreich. Ab und zu von kurzen Kadenzen unterbrochen, fließt das heitere perlende Klingen dahin; ausgelassen, himmelhoch jauchzend. Und zum Schluß, wie eine Prophezeiung — das Ende. Wie eine Prophezeiung deshalb, weil Mozart so plötzlich verschied.

Ein ganz leiser kaum hörbarer A-dur-Akkord der Geige, mit je einem halben Ton als Vorschlag.

Ein Jahr Deutsches Landestheater in Rumänien

Von Heinrich Zillich

Unsere Sorge galt seit vielen Jahren der Schaffung eines deutschen Theaters in unseren Strichen, das unabhängig von der augenblicklichen Lage und Richtung der reichsdeutschen Bühne den ewigen Werten deutscher Dichtung zu dienen vermag. Dabei leitete uns keine trügerisch-schöngeistige Weltfremdheit, die sich einbildet, es sei uns vergönnt, trotz der heimischen begrenzten Ausbreitungsmöglichkeiten völlig folgerichtig nur diesen Weg zu gehen. Theater ist immer auch eine Sache des Publikums, Sache des Volkes und von dessen Begehr und Lust abhängig. Darum durfte schon in der Planung unsere Bühne kein Theater sein, das sich ausschließlich den größten Werken der Dichtung widmete, es mußte wirklich Volkstheater sein, Bildfülle des ganzen Lebens, Trägerin auch der leichteren Kunst, der Posse, des Schwankes, der Operette. Nur eines blieb unverrückbar: es durfte nicht dem Unlebendigen, dem Leeren, der Mode dienen.

Unzählige Ansätze seit Jahren, unzählige Formen des Versuches, die sich fast alljährlich wandelten! Bemühungen, durch Gastspiele reichsdeutscher Truppen ein Theater, das allen Wissenden in seiner Vollendung vorschwebte, zu schaffen, nachdem frühere Bestrebungen zur Errichtung eines eigenen Theaters gescheitert waren. Es scheiterte aber auch nach mehrjährigen sehr wertverschiedenen Gastspielen dieser Weg am Geldmangel und an anderen Schwierigkeiten. Etwa um 1931 standen wir vor dem Ende. Keine Möglichkeit bot sich mehr, ein Berufstheater deutscher Zunge bei uns spielen zu lassen. Aus einer Notwehr des Volkes selbst begann damals das Laienspiel einen gesunden und in

manchen Äußerungen recht erfreulichen Aufstieg zu nehmen, den wir auch weiter pflegen müssen. Einen Ersatz der Berufsbühne konnte es natürlich auch in seiner bedeutsamsten Form, in der des Spiels, wie es zum Beispiel von der Stephan-Ludwig-Roth-Schar geschaffen wurde, nicht bieten.

Da brachte nun die im Vorjahr erfolgte Gründung des Deutschen Landestheaters durch Gust Ongyerth den Durchbruch einer Lösung, die außerordentlich kühn angelegt war und doch auf gesicherten Erfahrungen ruhte. Diese Erfahrungen sind zweierlei Art; einmal boten sie sich Ongyerth aus seinen eigenen langjährigen Arbeiten, die seit 1924 mit fast allen deutschen Gastspielen im Lande verknüpft waren, dann aber in der Volksbühnenbewegung in Deutschland, wo auf dem Tragboden einer Theatergemeinschaft des Publikums, durch eine feste Bindung der Theaterbesucher an die Bühne in Form von im Vorhinein bezahlten Mitgliedsbeiträgen, die dann später in Besuchsvergünstigungen zurückerstattet werden, eine wirtschaftliche Sicherung der Spielzeit ermöglicht wird, zugleich aber auch ein inneres Band zwischen Bühne und Zuschauer geschlungen werden kann. Man mochte nun allerdings im Zweifel sein, ob sich hierzulande eine so große Organisation werde durchsetzen lassen, weil unser Volk schon früher bei gescheiterten Gründungen herangezogen worden war. Aber der Gedanke, daß nur auf diesem Wege ein Theater zu schaffen sei, das bis zum letzten Bühnenmitglied aus der eigenen Mitte aufgestellt wird, hatte eine überraschend große Werbekraft. Die Theatergemeinschaft entstand in kürzester Zeit und wächst noch heute hin über alle deutschen Siedlungsgebiete in Rumänien. Sie bog dabei eine geistige Klammer von Ort zu Ort, von Provinz zu Provinz, die in solcher Weise noch vor wenig Jahren gar nicht hätte geschlossen werden können.

Eine andere Überraschung war es, daß, auf solche Weise wirtschaftlich unterbaut, ein Ensemble ausschließlich aus heimischen Kräften zusammengestellt werden konnte. Auch hier vermochte nur eine erfahrene Kraft einen solchen Versuch zu wagen. Jeder andere als Ongyerth hätte es früher schlankweg verneint, wenn man ihn gefragt hätte, ob es genügend befähigte deutsche Schauspieler im Lande gäbe, die eine Truppe bilden können. Dieser Zweifel wurde widerlegt. Die erste Halbjahrsspielzeit begann, die zweite folgte und nun ist auch sie beendet. Wir haben den Abschlußbericht des Direktors in der Hand und vermögen Rückblick zu halten.

Im Mittelpunkt jeder Bühnenwirksamkeit im auslandsdeutschen Bereich, wo jedes öffentlich gesprochene deutsche Wort einer Aufgabe und geistigen Zucht unterstellt sein muß, hebt sich der Spielplan ab. Er entscheidet darüber, ob eine Bühne innere Lebensberechtigung hat oder nicht. Die Form der Wanderbühne, die für uns unabänderlich bleibt, schließt die Grenzen der Spielplangestaltung ziemlich eng. Dann muß weiter beachtet werden, daß unser Publikum in den verschiedenen Siedlungen durchaus ungleiche Bedürfnisse zeigt. Hier spielen Überlieferung, fremde Einflüsse, Bildung, die Höhe des künstlerischen Mitempfindens und der deutschen Bewußtheit stark mit. Im Banat wird sich zum Beispiel auf längere Zeit hinaus kein deutsches Theater durchsetzen können, das dem Singspiel oder der Operette nicht einen geistig kaum zu rechtfertigenden großen Raum anweist. Dies gilt nicht nur im Banat. Auch in siebenbürgischen Städten wird die Operette verlangt. Darum kommt man schwer herum. Erst im Laufe der Zeit wird hier ein Wandel möglich sein. Die Bühne selbst muß erziehen und umerziehen und weil sie wirtschaftlich vom Publikum abhängig ist, mit dem sie nicht nur geldlich, sondern auch gefühlsmäßig verbunden bleiben soll, wird sie dieser Lust der Zuschauer nachgeben, aber in einer wieder erzieherischen Art: durch gute Auswahl der Operetten und leichteren Stücke. Ob hier das Landestheater eine in jedem Falle glückliche Hand bewies, bleibe dahingestellt. Bedeutsamer erscheint, daß die Gesamtanlage des Spielplans für das erste Jahr befriedigen durfte. Es wurden gespielt:

1. Klassische Werke: Friedrich Schiller: „Wilhelm Tell", Friedrich Schiller: „Kabale und Liebe", W. Shakespeare: „Der Kaufmann von Venedig" H. v. Kleist: „Der zerbrochene Krug", Johann Nestroy: „Lumpacivagabundus".

2. Schau- und Lustspiele: Friedrich Griese: „Mensch, aus Erde gemacht", Möller und Lorenz: „Die große Chance", Max Mell: „Das Apostelspiel", Anton Wildgans: „In Ewigkeit, Amen", N. Gogol: „Der Revisor", Adolf Kihn: „Meiseken", Hermann Bahr: „Das Konzert", Ioan San-Giorgiu (Draser): „Der Held des Tages", Tudor Musatescu (Rottmann): „Titanic-Walzer", Hans Johst: „Propheten".

3. Oper: Lortzing: „Der Wildschütz".

4. Singspiele: „Das Dreimäderlhaus", nach Schubert „Das ferne Lied", von Fritz Schuller (Uraufführung), „Der Vetter aus Dingsda", von Künecke, „Schwarzwaldmädel", von Jessel, „Walzer aus Wien", von Johann Strauß, „Die Frühlingsfee", von Viktor Corzilius.

5. Märchenspiele: Peter Keller: „Robinson Crusoe".

Man wünscht sich für die Zukunft eine stärkere Beachtung des neuzeitlichen Dramas und, so seltsam dies gerade hier klingen mag, eine

gewisse Vorsicht bei der Auswahl klassischer Werke, deren befriedigende Aufführung, wie die vergangene Spielzeit bewies, sehr große Schwierigkeiten überwinden muß, die nicht immer ganz gelöst werden konnten.

Das erste Halbjahr bot die eindrucksvollere künstlerische Leistung. Vielleicht lag dies zu einem Teil auch daran, daß man kaum ein so gutes Ensemble erwartet, daß man sich vorher innerlich darauf eingestellt hatte, dem Landestheater, das Blut vom eigenen Blute war, mit größtem Wohlwollen gegenüberzutreten, einem Wohlwollen, das angesichts des kühnen Beginnens jedes Verständnis für die Anfangsschwächen miteinschloß. Als dann aber die Erwartungen übertroffen, vor allem nach wiederholten Aufführungen das künstlerische Wachsen der Truppe empfunden wurde, war das Wohlwollen in solcher Weise nicht mehr nötig. Man beobachtete die zweite Spielzeit, bei der mehrere Personenumbesetzungen erfolgt waren, kühler.

Vom Standpunkt der Spielbeurteilung ist es für die Zukunft entscheidend, daß in diesem ersten Jahre überhaupt der Grund eines Theaters gelegt und mit der Erziehung einer fähigen Schauspielerschaft begonnen wurde, die auch noch weiter nach Wert und Entwicklungsmöglichkeiten ausgesiebt werden muß. Es ist ja gerade das Schöne an dieser Bühne, daß sie im Werden ist, daß sie aus unserer Mitte wird und daß sie künstlerisch ernst zu arbeiten vermochte.

Das Personal belief sich auf rund 40 Personen; unserer Ansicht nach war es zu groß. Auch hier muß das erste Jahr als ein Lehrjahr gelten, aus dessen nur am Schluße sich einstellenden finanziellen Schwierigkeiten, die auch ein unbeabsichtigt rasches Ende der Spielzeit erzwangen, die Erfahrung wohl gezogen werden darf, daß ein verkleinertes Ensemble während der besten im Winter gelegenen Spielmonate dazu verhelfen kann, daß für Rückschläge und Ausfälle ein Notfond gesammelt werde. Unabhängig von der Theatergemeinschaft muß das Theater in Zukunft seine Ausgaben selbst decken, während ein gesunder Grundsatz die Einnahmen aus der Theatergemeinschaft der Vergrößerung des Bühnenmaterials zuzuweisen hätte.

Ein richtiger Gedanke ist es weiter, die Reisekosten dadurch zu ermäßigen, daß die Fahrten sowohl der Schauspieler als auch der tragbaren Bühnenmittel und Kostüme fortan auf eigenen Kraftwagen unternommen werden, für die gegenwärtig eine Sammlung veranstaltet wird. Zu diesen wirtschaftlichen Voraussetzungen gehört nun aber auch,

wie Ongyerth es ankündigt, daß die rechtliche Lage des Theaters und der Theatergemeinschaft geklärt, die Frage der wirtschaftlichen Rechnungslegung und Verantwortlichkeit in genaue Satzungen gegossen werde, die vor allem einen Gesichtspunkt verankern, das Gemeinschaftseigentum des deutschen Volkes in Rumänien an diesem Theater. Welche Form dabei gewählt wird, ist weniger wichtig, als daß dieser Grundsatz klar hervortrete, denn er allein bietet auch für die Zukunft die Bürgschaft dafür, daß die breite Opferfreude unseres Volkes diesem jüngsten Kinde unserer Kultur treu bleibe.

Eine notwendige Forderung richtet sich auf eine mehr als bisher übergeordnete künstlerische Erziehung des ganzen Ensembles, — gleichgültig ob es im Schauspiel oder Singspiel oder in der Oper verwendet wird, — durch eine einzige hochwertige Theaterkraft. Diese Forderung ist nun durch die Anstellung von Fritz Hintz-Fabricius erfüllt worden.

Das Landestheater gerecht zu beurteilen, ist leicht. Gewiß war sein Weg mühevoll, aber es hat nicht bloß in künstlerischer Hinsicht mehr geleistet als man füglich erwarten konnte, es hat auch zugleich wirtschaftlich besser durchgehalten als manche befürchteten, wenngleich der Rückschlag zu Ende der Spielzeit recht unangenehm ist. Es hat außer in Bessarabien und in der Bukowina in allen deutschen Gebieten gespielt und damit doch eine Tätigkeitsweite bloß angepflügt, die ganz außerordentliche Ausdehnungen noch verträgt. In dieser räumlichen Verbreiterung liegt zugleich eine seiner wesentlichsten Aufgaben. Wir können ihm und seiner Leitung, aber auch unserem Volke danken, daß hier mit Mühe und Schweiß ein guter Anfang in nicht sehr günstiger Zeit gemacht wurde.

Sentimentalität ist absichtliche Empfindung, also falsche, unwahre, unwirkliche Empfindung oder Übertreibung einer wirklichen. Nun lassen sich Empfindungen aller Art machen oder übertreiben, nicht nur die zarten und zärtlichen, sondern auch die heftigen und gewaltsamen. Es gibt nicht nur sentimentale Güte und Innigkeit, sondern auch sentimentale Härte, Gewaltsamkeit, Rücksichtslosigkeit, Kraftmeierei!

Otto Homberger

Rundschau

Chronik. Das Schwergewicht des deutschen Volkstums liegt in Rumänien auf den zwei großen Siedlungsgebieten Siebenbürgen und Banat. In beiden hält, wennauch gemildert und weniger lebhaft, der monatelange Kampf der Geister an, ein Kampf, dessen weltanschauliche Seite und deren zwangsweise Entwicklung hier schon oft betrachtet wurden, so daß er diesmal außerhalb der Beurteilung bleiben mag, da sich in seinem Kerne wenig verändert hat; es sei nur die Feststellung gemacht, daß sich das zahlenmäßige Wachsen der Erneuerungsbewegung fortsetzte. Der Kampf hat auch eine Außenseite, die immer mehr an Wichtigkeit und Ernst gewinnt. Diese Seite deckt sich vollkommen mit dem uralten Kampf um unser völkisches Dasein inmitten unserer staatlichen Bestimmtheit. Die „Außenfront" ist, wie wir schon im letzten Heft betonten, wieder einmal besonders stark bedroht. Darum wird es zur Pflicht, nicht bloß eine vorübergehende, sondern eine wirklich geschlossene dauernde Einheit in der Haltung „nach außen" zu suchen und zu bewähren. Diese Aufgabe läßt alle anderen an Dringlichkeit weit hinter sich. Sie kann nur gelöst werden, wenn sich die beiden großen Siedlungsgebiete hierin beispielgebend erweisen. Das erfordert nach so langem Streit um Grundsätze und Gesinnungsbeweise ein sehr kühles politisches Rechnen. Wie wichtig die beiden Siedlungsgebiete sind, ermißt sich daran, daß der durchschlagende Erfolg der Erneuerungsbewegung bei den Volksratswahlen in Beßarabien, wodurch dort eine selten einmütige Haltung und die Schaffung eines neuen, dem sächsischen stark angenäherten, in Einzelheiten aber der Erneuerungsbewegung mehr angepaßten Volksprogrammes ermöglicht wurde, kaum weitere Wellen schlug. Beruhigend ist es wohl, daß nicht nur in diesem Siedlungskreis, sondern auch in der Dobrudscha eine gesunde Einigkeit durchbrach, aber entscheidend ist die Lage in Siebenbürgen und im Banat. Es gehört wenig Phantasie dazu, um zu erkennen, daß hier die äußeren Fragen, so ernst sie sich uns aufwerfen, eine klärende Bedeutung auch für den inneren Streit bringen werden.

Heinrich Zillich

Der dichtende Bauer am Vortragstisch. Der den Lesern unserer Zeitschrift wohlbekannte, dichtende Bauer Michael Wolf aus Windau gelangte, durch eine Einladung aus seinem ländlichen Kreise herausgerufen, in die kleine Welt der sächsischen Städte. Dies ihn geistig außerordentlich bewegende Erlebnis führte ihn, der nun auch der Stadt das Seine sagen, seine bäuerliche Botschaft bringen wollte, an den Vortragstisch. Er liest lebendig, natürlich, getrieben, aufgeschlossen und mit Begeisterung. Was er liest? Eine reiche Auswahl seiner durchaus aus dem Leben des Bauern strömenden Gedichte. Wie das Leben unserer Bauern schwingen diese Dichtungen zwischen Aussaat und Ernte, zwischen Arbeit und Gebet, zwischen Erde und Himmel. Aus einigen, ganz wenigen, aber voll erfühlten und ganz durchlebten Elementen baut sich Wolfs Dichtung auf. Wir sehen die markigen Gestalten der Bauern an ihrer schweren, aber sinnvollen Arbeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Wir erleben die heilige Erde, über die die Jahreszeiten in ihrem Wandel mit Menschenglück und Menschenleid hinweggehen. Wir erleben immer wieder die von einer wahren Demut erfüllte Andacht in der Dorfkirche: Pfingsten mit der Ausgießung des heiligen Geistes, das mystische Wunder des Abendmahls, den Erntedank für den Ährensegen.

Die großen Merkmale des evangelischen Menschen tauchen erschütternd in diesen Bekenntnissen eines wahren Christen auf; Sünde und Buße, Reue und Gnade. Das Sakrament erscheint in der ganzen Fülle seines göttlichen Mysteriums. Denn das ganze Leben dieses Bauern ist bewegt von dem Geist, der hinter den Dingen steht. Das Leben des Bauern erscheint hier bei aller Handgreiflichkeit der Menschen und Dinge, aus denen wir den Duft des Brotes und den Ruch des Weines spüren, das Rascheln der Ähren und den schweren Schritt des Sämannes hören, das windbewegte Spiel der Blütenbäume und das leuchtende Gold des Kelches schauen, durchaus irrational. Man spürt überall den Geist, der hinter den Dingen steht. Dies dem Schöpfer und der Schöpfung näher am Herzen liegende bäuerliche Leben ist überall von dämonischen Gewalten bedroht und von himmlischen Mächten gesegnet. Und diese tiefe Erfahrung ist es, die uns letzten Endes der Dichter Michael Wolf zu verkünden hatte. Zu verkünden hatte in einer Zeit, da wir mit allen unsern stolzen Errechnungen scheitern mußten, da wir die große Unbekannte, da wir Gott nicht errechnen konnten.

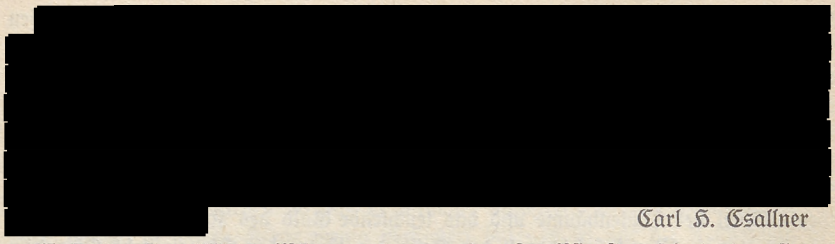
Und nun mag Michael Wolf zurückkehren zu seinen Genossen an den Pflug und in seine Dorfkirche, um in ihrer Hut seine Reime weiter zu schmieden.

Dr. Ernst Jekelius

Schülerolympiade in Mediasch. Die schöne Veranstaltung der geistigen und körperlichen Olympiade der Coeten der deutschen Mittelschulen unseres Landes fand heuer in Mediasch zu Pfingsten statt. Der geplante Bericht über dieses erfreulich gut verlaufene Ereignis muß verschiedener äußerlicher Umstände halber für die nächste Nummer zurückbleiben.

Sprachbesinnung.

„Heim



Carl H. Csallner

75 Jahre Kronstädter Männergesangverein. Zu Pfingsten feierte der Kronstädter Männergesangverein, der sich um die Pflege des deutschen Liedes in Siebenbürgen sehr verdient gemacht hat, sein 75. Stiftungsfest und gab aus Anlaß der breit angelegten Festlichkeiten auch eine Festschrift heraus, die ein lebendiges Bild seines Wirkens bietet, aus dem man später einmal Bausteine eines kulturgeschichtlichen Rückblicks wird entnehmen können. In manchen der zahlreichen Festreden fiel ein besorgter Ton auf, wenn die Nachwuchsfrage nicht bloß dieses Gesangvereins zur Sprache kam. Tatsächlich zeigt es sich, daß unsere Jugend für das vereinsmäßig betriebene Singen wenig Verständnis hat. Die Gründe dieser Entwicklung seien hier nur gestreift. Sie scheinen mir in einer gewissen Überlebtheit der Vereinsform als solcher zu liegen, was sich ja auch sonst bemerkbar macht. Ich glaube nicht, daß der Sport, wie oft behauptet wird, die Lust am Gesang behindert, auch die Lust am Kunstgesang nicht. In den Arbeitslagern und in der ganzen bündischen Jugend findet man eine starke und ursprüngliche Sangeslust, wenn sie ja auch durchaus nicht den Anspruch erheben kann, als künstlerische Leistung in Erscheinung zu treten. Die Lust ist aber da und auf deren Grundlage muß der Weg zum gepflegten und künstlerisch wertvollen Gesang betreten werden können, wenn eben die Formen, in denen sich bisher die Gesangspflege bewegte, also die Form des Vereins, so weit abgewandelt wird, daß die Jugend sie nicht mehr als drückend und wesensfremd empfindet. Vielleicht empfiehlt es sich, daß die alten Vereine eine Verbindung mit den Jugendverbänden aufnehmen und ohne Erwägung organisatorischer Fragen versuchen, aus der dort gesammelten Jugend gesangsfreudige Jungen und Mädchen zu einem Sonderchor zu vereinen und diesen durchaus noch im Rahmen der Bünde gesanglich zu schulen. Dadurch wäre, wie es sich auch gehört, das Können und Lernen, die Zucht, der Chor, in den Mittelpunkt der gemeinsamen Bestrebungen gestellt. Alles weitere wird sich dann wohl finden. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Heimische Lyriker. Es ist noch nicht lange her, da betrachtete man eine Zusammenstellung „Heimische Dichter" als Aufforderung zu nachsichtiger Beurteilung. Die Zeiten sind vorüber. Heute nimmt man Heimisches eher mit einem Gefühl der Erwartung in die Hand, es ist als stünde man am Tor neuer Erfüllungen. Man denkt nicht einmal daran, Ansprüche herabzuschrauben.

Ein Donauschwabe, Peter Barth, legt auf zweihundertzweiundzwanzig Seiten fast ebensoviele Gedichte vor (Flammengarben. Gedichte. Druck und Verlag

J. Keller, Timişoara [so!] 1934). Das ist ein bißchen viel. Man spürt die volkliche Jugendfrische der Banater Brüder, die des deutschen Klanges froh sind. Auch Peter Barth stellt einen ganzen Abschnitt von Gedichten über „Volk und Heimat" zusammen, den dritten der Sammlung. Gute Absicht allein tut's aber nicht. Schwäbische Heide und Bergland werden lebendiger, ja manchmal mit ganz eindringlicher Lebendigkeit gezeichnet im zweiten Hauptteil: Natur im Wechsel. Landschaften und Stimmungen stehen da, die im tiefsten echt und — schwäbisch sind. Das Verlöschen staubigheißer Heidesommertage, Abend- und Nachtbilder, aus zwei-drei Eindrücken impressionistisch hingestrichelt, dergleichen bringt Barth nett, wirklichkeitsnah, ohne überflüssigen Schwall. Wo er philosophisch wird — der Sammlung erster Teil ist Gott, Welt, Mensch und Liebe überschrieben —, ist der gehaltliche Tiefgang zu gering. Barth ist offenbar noch jung. Vielleicht auch hat er die Auswahl der Gedichte hier nicht gut getroffen. Man empfindet sie rein mengenmäßig als zu viel.

So greift man mit dem Gefühl einer kleinen Erleichterung nach dem schmalen, hübsch ausgestatteten Bändchen, das ein Bistritzer Landsmann, Reinhold Fritsch, zeitgemäß „Erbhof. Balladen und Lieder" betitelt (Wolf Heyer Verlag, Berlin o. J.). Gemessen an den Gedichten Barths ist Fritsch bewußter, gewählter, literarischer. Für meinen Geschmack zu literarisch, ohne durchschlagend starke Eigennote. Der frischen Unbekümmertheit des Donauschwaben gegenüber wirken seine Gedichte nachempfunden. Fritsch liebt die Anklänge an's Volkslied, nicht nur an's echte, sondern auch das von Hermann Löns. In der Stoffwahl stoßen Anklänge an die Spätnaturalisten auf. Das gibt grelle Wirkungen, aber künstlerisch wenig ergiebige. Der Dichter bewegt sich gelegentlich scharf am Rande des schmalen Weges, der das Erhabene vom Lächerlichen scheidet. Ein sympathisches Kopfbild, das den Gedichten vorangeht, stellt den Verfasser ebenfalls als ganz jungen Mann dar. Man wird also abwarten und wünschen, daß der Dichter mehr sich selbst, weniger literarische Reminiszenzen gebe.

Egon Hajek ist den Lesern dieser Blätter kein Unbekannter. Er hat eine Handvoll schöner Gedichte, zu einem Bändchen vereinigt, im Verlag der Buchhandlung des Christlichen Vereins junger Männer in Wien erscheinen lassen (Leuchter von oben. Religiöse Dichtung). Das Krasse, Schreiende, das manchen seiner Frühgedichte eignete, ist hier überwunden. Aus Reichtum inneren Lebens Geschautes und Erlebtes hat sich auf stillem Grunde klar abgesetzt. Halbverhaltene Klänge mit satten Untertönen rühren an die Besinnlichkeit des Lesers. Man hat an den Gedichten eine ernste, stille Freude.

„Die andere Stimme" nennt Oskar Walter Cisek einen Gedichtband (Verlag von Wolfgang Jeß, Dresden 1934). Nomen est omen. Wie so sehr anders diese Stimme ist, ermißt man am deutlichsten, wenn man sie am Klang der natur- und volksliednahen Barth und Fritsch prüft. Es ist die Stimme Hölderlins und Trakls. Stofflich, sprachlich und gehaltlich stehen Ciseks Schöpfungen hoch über dem Gewöhnlichen. Nicht reagiert in ihnen der Dichter die kleinen Erlebnisse des Tages unmittelbar ab. Aber es klingt starkes, aufwühlendes Erleben der Seele in ihnen aus. Hindurchgezwängt durch Pforten der Läuterung, ist das warme, pulsende Blut aus ihnen abgeflossen. Dafür ist den Gedichten herbe Süße, brennendes Feuer, spiegelnde Glätte geworden.

Karl Kurt Klein

Josef Magnus Wehner. Sieben vor Verdun. Ein Kriegsroman. Volksausgabe. Albert Langen-Georg Müller, München, 1934. — Der schon vor einigen Jahren erschienene große Kriegsroman Wehners, eine der gewaltigsten und reinsten Darstellungen des Kriegs an dem furchtbarsten Punkte der Westfront, liegt nun in einer Volksausgabe vor. Es seien unsere Leser darauf aufmerksam gemacht.

Heinrich Zillich

Deutsche Jugend am Werk. Berichte aus den Arbeitslagern der deutschen Jugend in Rumänien 1933. Buchdruckerei Johann Götts Sohn, Kronstadt, 1934. — Das Landesamt für Arbeitsdienst hat mit dieser Broschüre eine notwendige Veröffentlichung herausgebracht. Der Arbeitsdienst unterliegt trotz mehrjähriger schönen Entwicklung noch vielen Mißdeutungen, wenngleich er die Jugend selbst, soweit sie gesund ist, restlos überzeugt und angeworben hat. Es gibt auch kein deutsches Blatt in Rumänien — sieht man von einigen üblen Ausnahmen ab — das dem guten Gedanken im Wege stünde, aber so oft in Wort und Schrift der Lagerdienst auch unterstützt wurde, es fehlte bis heute eine ernste zusammenfaßende und ausführliche Darstellung des Aufgabenumfangs und der Leistungen. Das nun ist in der Broschüre „Deutsche Jugend am Werk" erfolgt. An der Spitze des Heftes steht der Schöpfer der ganzen Bewegung Dr. Alfred Bonfert mit einem Aufsatz über die Entwicklung unseres Arbeitsdienstes; über die Arbeitslager der Erwerbslosen, die in mancher Hinsicht eine Sonderbehandlung erforderlich machen, äußert sich Fritz Cloos und Martha Heltmann-Capesius untersucht die Möglichkeiten, Aufgaben und Leistungen der weiblichen Arbeitsdienstpflicht. Es schließt sich ein Überblick an über den Arbeitsdienst in Deutschland (von Albert Klein) und über den Arbeitsdienst in anderen Ländern (Gustav Barth). Es folgen dann viele Berichte aus den rumänisch-deutschen Lagern, gesondert nach Siedlungsgebieten; aus ihnen ist zu entnehmen, daß mit Ausnahme der Dobrudscha alle Gebiete ein eigenes Amt für Arbeitsdienst haben, und außer Beßarabien* auch schon Arbeitslager veranstalteten, besonders häufig natürlich Siebenbürgen. Diese Berichte können hier im Einzelnen nicht besprochen werden. Sie sind recht verschiedenartig. Neben den nüchternen Aufzählungen und statistischen Angaben über die einzelnen Lager, ihre Belegschaft und Arbeitsleistung finden sich Schilderungen aus dem Lagerleben, belebt auch von Bilderbeilagen, Gedichten, Späßen usw. Das Heft ist über seine werbende Bedeutung hinaus beachtenswert nicht bloß als wertvolle Äußerung eines volksverpflichteten Wollens unserer Jugend, sondern zugleich als eine Gelegenheit, mehrere der jungen Führer unserer Zukunft durch ihr Wort kennen zu lernen, hinter dem hier die Tat steht; mehrere Mitarbeiter des Heftes sind in weiten Kreisen bekannt, sind Hoffnungen und Bürgen des Kommenden, wie ihre ganze Arbeit, durch die heute schon Hunderte unserer jungen Männer und Mädchen hindurchgingen, eine wachsendes Geschlecht, das wir bejahen dürfen.

Heinrich Zillich

Johannes Linke. Ein Jahr rollt übers Gebirg. L. Staackmann Verlag, Leipzig 1934. — Der bisher unbekannte Dichter hat sich mit diesem Roman in die vordere Front des deutschen Gegenwartsschrifttums gestellt. Er schildert ein Walddorf in Bayern an der Böhmischen Grenze, er schildert das Leben des Dorfes selbst mit seinen unzähligen Gestalten, ohne daß eine einzige besonders hervortreten würde oder eine durchgehende Handlung den ungeheuren Stoff zusammenfaßte. Und dennoch

* Das aber in diesem Frühling sein erstes Arbeitslager erlebte. Die Schriftleitung.

bleibt eine hohe künstlerische Einheit gewahrt, die nur zu fühlen ist. Ein Jahr rollt übers Gebirg — das heißt, ein Jahr des ganzen Dorfes, das der Dichter wirklich, so unerhört das klingt, mit seinen tausend Einzelheiten zu schildern vermag. Dutzende von Schicksalen treten hervor, wie sie im Bauernleben hervortreten, für eine Woche, für einen Tag, aber das Jahr rollt weiter. Der Roman, wenn man ihn so nennen will, gibt einen äußerst lebendigen sozialen Aufriß dieses Walddorfes mit seinen Bauern, Häuslern, Holzbitzlern, Gauern und Schelmen, Frauen, Dirnen, mit seinen Nöten und seiner urhaften Gemeinschaftsgebundenheit. Und was uns, die wir aus anderem deutschen Stammesblut herwuchsen, besonders packt, ist die besondere Spielart des deutschen Wesens, die hier dichterisch gestaltet wurde, diese geradezu unglaubliche Lebensunbedenklichkeit, diese Saftigkeit und Derbheit, die im Norden Deutschlands, aber auch bei uns eine durchaus andere, ernstere Prägung hat. Ein freies und großgesehenes Bild deutschen Menschentums, mit viel bluthaftem Empfinden für die ewigen Gegebenheiten des Bauerntums und Waldlebens hat uns Linke hier geschenkt und wird unseres Dankes sicher sein dürfen. Heinrich Zillich

Das Innere Reich. Zeitschrift für Dichtung, Kunst und Deutsches Leben. Herausgeber Paul Alverdes und Karl Benno von Mechow. Albert Langen-Georg Müller, München. — Die neue Zeitschrift ist schon mit den Namen ihrer Herausgeber gekennzeichnet. Daß hier aus verantwortungstiefem Kunstwissen, aus einem deutschen Kerne und innerer Verbundenheit mit den Hintergründen alles Daseins geschaffen, diese Zeitschrift ein bedeutende Rolle spielen und wesensechtem Dichtertum helfen wird, ist klar — darüber braucht es keiner Worte -- ja, die Monatsschrift wird darüber hinaus wegweisend und dienend in die geistige Gestaltung der Gegenwart eingreifen können, und da dies von Seiten der Kunst geschieht und der Dichtung, deren volksgestaltende Aufgabe so oft übersehen wird, ist es umso wichtiger. Nur eine Randbemerkung erscheint uns doch am Platze: bei aller Gediegenheit der beiden bisher erschienenen Nummern, durch die auch einige neue Talente hervortreten — das Gesicht der Zeitschrift ist noch nicht klar. Vielleicht liegt es in ihrem Wesen, nicht allzu eindeutig gefaßt werden zu können, weil sie einem noch vorerst Undeutlichen dient, dem Inneren Reich der Deutschen, aber man wünscht sich doch eine entschiedenere und mehr hervortretende Zielsetzung und sei diese auch nur durch eine dauernd erfolgende Gegenwartsbetrachtung verdeutlicht, also durch das altbekannte Mittel einer Chronik, die zur Form einer Zeitschrift, die in die Zeit zu wirken hat, mitgehört. Heinrich Zillich

„Gând Românesc". Zeitschrift, herausgegeben von J. Chinesu, Klausenburg, 1933. Dieses erste Heft der von der großen rumänischen Kulturvereinigung Astra herausgegebenen, weiter erscheinenden Zeitschrift ist ein Programm.

„Der Zweck dieser Zeitschrift", sagt der Herausgeber im Vorwort, „ist, alle guten Kräfte Siebenbürgens zu wecken, alle Fragen dieses Landesteils im Auge zu behalten, mit anderen Worten, die Tradition der Astra, der Gegenwart angepaßt, fortzusetzen."

Dieser politische und kulturpolitische Ton ist auch in den folgenden Beiträgen zu hören: „Zweck der Astra und Bedeutung der Jugend in ihrem Kreise" von dem gegenwärtigen Vorsitzenden der Astra Juliu Moldovan; im Aufsatz „Alte und neue Generationen", in dem I. Hațiegeanu eine scharfe Herausarbeitung des Generationsproblems anstrebt, ebenso im Artikel „Bemerkungen zu den ungarischen Revisions-

bestrebungen" von C. I. Codarcea. Praktische Aufsätze über „Neuorientierung unseres Ackerbaues", über „Banken, Kredit" usw. verstärken den politisch-wirtschaftlichen Charakter der Zeitschrift.

Besprechungen über Bücher, Vorträge usw. zeigen denselben Willen zur Stärkung des siebenbürgischen Rumänentums.

Allerdings ist diese nationale Richtung objektiv: so wird eine Studie des Miko Imre: „Az erdélyi falu és a nemzeti kérdés" unparteiisch gewürdigt; auch seine Hauptthese, daß beim Bauern der Nationalismus mehr dem materiellen Vorteil entspringt.

Und die vor einiger Zeit erschienene Schrift des Josif Schiopul: „Contribuţiuni la istoria Transilvaniei în şcoalele XII şi XIII" wird vom Kritiker D. Prodan abgelehnt: Diesem scheint die Beweisführung des Autors, der zum Schluße kommt, daß die deutschen Ritter nie im Burzenlande gewesen sein, unglaubwürdig und nicht überzeugend.

A. Hellmann

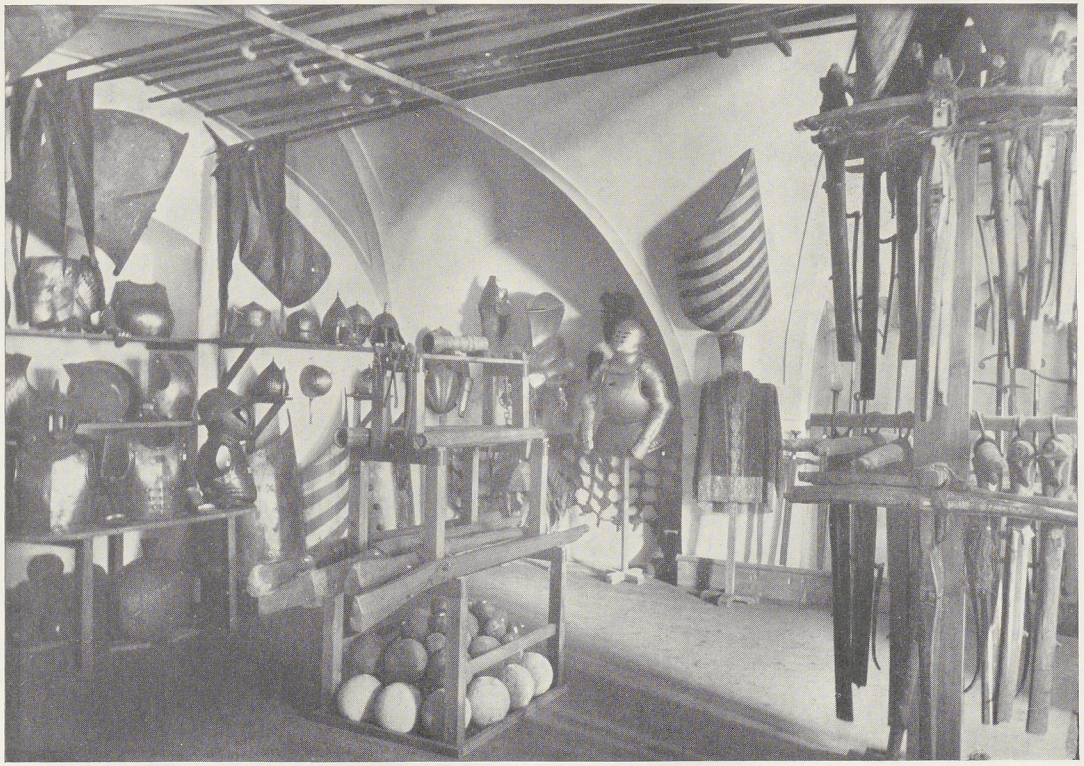
Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Oskar Walter Cisek, von dem wir einige Gedichte bringen, hat kürzlich einen sehr schönen Gedichtband herausgebracht, auf dessen Würdigung in der Bücherschau wir hier besonders hinweisen. Die Geschichte Heinrich Zillichs „Mein erstes Buch im Ledereinband" möge als ein etwas verspäteter Hinweis auf den Tag des Buches beachtet werden. Die kleine Skizze von Georg Scherg „Rundfunk" ist die bei der Schülerolympiade in Mediasch als beste literarische Arbeit befundene Einsendung; ihr Verfasser ist ein Kronstädter Septimaner; wir erinnern daran, daß wir auch die bei der Olympiade in Schäßburg prämierte literarische Arbeit vor zwei Jahren veröffentlichten.

Einiger Worte bedarf die Veröffentlichung des Aufsatzes „Was ist Kirche?" von Stadtpfarrer Dr. Konrad Möckel, weil heute die Gefahr einer Mißdeutung von Rechts und Links der politischen Lager naheliegt, wenn ein Geistlicher das Wort zu einer Frage nimmt, die ihrem Inhalt nach durchaus unpolitisch, nichts als die Frage nach Gott ist, aber in einer äußerst bewegten Zeit auch politische Bereiche streift. Wir halten es für notwendig, daß Möckel mit Entschiedenheit den ewigen Kern der Kirche, oder wie wir laienhafter sagen wollen: aller Kirche, herausstellt und vor ihm nichts anderes duldet. Er beschränkt damit weder die Kritik an der äußeren Form der Kirche, noch den Willen, diese Form zu ändern, wohl aber gibt er ein Recht hiezu nur jenen, die sich der „ewigen Kirche" restlos verpflichtet fühlen. Hierin aber können wir ihm nicht ohne Einwand folgen. Die äußere Form der Kirche ist gewiß glaubensmäßig und bekenntnishaft durchleuchtet und bestimmt, doch ohne selbst Bekenntnis und Glauben zu sein, sie ist von dieser Welt und darum der Lebensform des Volkes (der Obrigkeit) unterworfen, also auch von hieraus wandelbar, ja sich zu wandeln verpflichtet, wenn dabei nichts geopfert wird, was der ewigen Kirche ist, Glauben und Bekenntnis. Über diese Fragen zu sprechen wird sich wohl noch eine Gelegenheit ergeben.

Druckfehlerberichtigung: Im letzten Heft Seite 169, 4 Zeile der 1 Strophe „seichter" statt „leichter", in der nächsten Zeile „Hamen" statt „Hammer", in der zweiten Zeile der 2. Strophe „blickt" statt „liegt".

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Ion-Raţiu-Straße 6
Getragen von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Die Waffenkammer des Baron Brukenthalischen Museums zu Hermannstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
11. JAHR JULI 1934 HEFT 7

Neue Liebe

Von Georg Maurer

I.

Liebe bricht aus grünen Ranken.
Heimlich in dem dunkeln Nest,
voll von schattenden Gedanken,
halten wir uns beide fest.

In den schmerzgefügten Fingern
tragen wir ein junges Glück.
In dem tiefen See Erinnern
lischt der letzte graue Blick.

II.

Schwinge, Gold von bunten Fiedern,
misch dich reiner Seligkeit:
In den aufgebrochnen Liedern
schimmert unten noch das Leid.

Kletternd suchen wir die Hänge.
Sonne fängt in Schatten sich.
Irren tausend Weg' und Gänge,
fanden sie doch dich und mich.

III.

Ständ mir Grund und Himmel offen?
Blickt ich durch die dichten Zweige
auf den Bergsee? Könnt ich hoffen,
daß er selige Bilder zeige —

Bänd mein Herz nicht stark an deines
aller Gluten heißes Drängen?
Würdest du und ich nicht Eines,
müßt uns alle Welt beengen.

IV.

Weißt du noch von jenen Blüten
voll des Lachens an den Zweigen,
die wir mit den Fingern rührten,
die den Himmel schöner zeigen?

In den Augen, Liebste, blinken
Gold der Seen und Himmelsauen.
Von den Quellen dürfen trinken
und uns selber wir erschauen.

V.

Dieses Lichtes Blütenschein
trifft uns, Liebste, in das Herz.
Die Gedanken spiegeln rein
Erd und Himmel innenwärts.

Unserm frohen Blute spricht
kräftig diese Sonne zu,
zündet unser innres Licht,
das wir nähren: ich und du!

Die andere Liebe

Von Arnold Roth

„Asnath, wenn ich in deine Augen sehe, muß ich immer an Gott denken." Asnath schwieg. Ihr dunkles Auge glänzte. Wind strich über sie hin, liebkoste ihr glattes Haar, kam mit Sommergeheimnis beladen und brachte Süden mit.

Das Meer war grenzenlos. Aus dem Horizont rollte es gewaltig heran. Schaumgarben sprühten an den verwitterten Felsblöcken empor, entfalteten sich zischend, stürzten über sie hin.

Nun sprach er noch leiser als zuvor: „Ists nicht seltsam, Asnath, daß ich immer an Gott denken muß, wenn ich in deine Augen schaue?"

Sie verstand den Sinn seiner Worte nicht, aber sie wußte: Es war etwas in ihr aufgegangen und hatte sich aufgetan wie eine seltene Blüte. Wonniges Schweigen erfüllte ihre Brust. Eine süße Bangigkeit rann durch ihre Glieder.

Eine Woge schäumte an den Felsblock, auf dem sie saßen und warf einen Strauß funkelnder Wasserperlen empor.

In den Höhen entfaltete sich blau die Dämmerung.

So war die Zeit erfüllt.

Er fühlte: nun mußte etwas Großes geschehn. Es mußte etwas über diese Welt hereinbrechen. Vielleicht eine Sündflut? Vielleicht, daß das Meer sich teilte? Vielleicht, daß der Himmel sich auftat?

Wie hatte er diese Stunde herbeigesehnt! Und nun war sie endlich gekommen, nun saß Asnath jung und atmend neben ihm, er hielt ihre braune Hand ... aber die Fernen waren gewaltig zwischen ihnen und wollten nicht weichen und das Weh in seiner Brust wurde nur tiefer.

Wie konnte Gott den Menschen so einsam gemacht haben? Warum hatte er den Weltenraum gelegt zwischen Mensch und Mensch, zwischen Seele und Seele? Warum rief Gott ihn mit solcher wunderbaren Macht aus den stillen Augen dieses Mädchens? Und diese Augen, sprachen sie nicht zu ihm? Immer wieder? Auch in dieser Stunde?: „Es ist ein Abgrund zwischen dir und mir. Ewigkeit ist zwischen uns gebreitet. Heimweh nach mir, das ist deine Liebe. Und deine Liebe bleibt, solang die Sehnsucht bleibet."

Ach, war es nicht immer so gewesen in seinem Leben? Die Blumen, die Steine, die Tiere, die Wolken des Himmels, alle riefen sie ihm zu: „Komm, komm". Heimweh trieb ihn zu allen und doch konnte er nicht eingehen zu den Dingen. Asnath lehnte ihr Haupt an seine Brust und blickte mit stillen Augen zu ihm empor.

Langsam neigte er die Stirne.

Nun war Nacht über den Himmel ausgebreitet wie ein gewaltiger Strom. Beladen mit funkelnden Sternen strömte sie feierlich dahin über den Häuptern der beiden.

Zögernd begann Asnath mit flüsternder Stimme: „Nun möchte ich so mit dir sitzen dort unten auf dem stillen Meeresgrund. Immer, immer so". Sie hielt inne und lauschte. Rauschend überschlugen sich die leuchtenden Schaumkämme auf dem dunkeln Gewoge.

„Wie schwer es atmet", begann Asnath wieder, „Schau, ich denke immer: Wer das Meer nicht liebt aus tiefster Seele, der ist zu klein für die Ewigkeit." „Ja Asnath, der ist zu klein für die Ewigkeit."

Fast unhörbar, aber heiß und innig kam es über ihre Lippen: „Sag mir, was ist die Liebe?"

„Ich weiß es nicht. Das kann wohl niemand sagen. Vielleicht aber ist sie dieses: Sehnsucht nach Gott."

Und nun war Schweigen.

Tiefer neigte sein Antlitz sich zu ihr hinab. Auf dem Grunde ihrer Augen glänzten die Sterne, spiegelte sich das funkelnde All.

Da brach es schluchzend aus der Brust des Jünglings: „Asnath, Asnath, ich kannte einen, der wollte seine Seele behalten und mußte sie verlieren. Aber ich habe sie wiedergefunden!"

Das Meer versank. Die Sterne vergingen.

Es war alles neu geworden . . .

Worte an Asnath

Von Arnold Roth

Das erste

Die Wolken schweben alle hin zu dir.
Wenn du ihn nennst, vergeht der Abendwind.
Du bist das Meer, aus dem der Tag beginnt,
Bleib immer fern, sei niemals ganz bei mir.

Den Sommerwald durchflutet schon die Nacht.
Nun fließen alle Weiten in dich ein
Und sind bei dir wie Kinder müd und klein
Und schlummern bis das Morgenrot erwacht.

In dir sind alle Dinge wunderbar,
Du bist sehr sanft, wie das gedämpfte Licht,
Das durch die Scheiben alter Dome bricht
Und sich hinbreitet scheu vor den Altar.

Das zweite

Der Sommer leis verglüht
Und war so weit.
Dein stilles Lächeln blüht
In später Zeit.

Welle um Welle springt
Über den Strand.
Mit deinem Schweigen sinkt
Abend ins Land.

Wiese und Wind verging
Schon lang, schon lang,
In deinen Augen hing
Dunkler Gesang.

Das dritte

Weil du bist muß Gott auch sein,
Denn du kommst aus ihm wie eine Blüte.
Weil du lächelst ist Gott nicht aus Stein,
Denn du bist ein Strahl aus seiner Güte.

Bin ich es, der dein Schweigen ganz versteht,
Und deine Hände, die so scheu und lind
Wie Tauben jung auf meinen Schultern sind?
Ich fühle wie aus dir der Himmel weht
Und daß in dir ein ew'ges Reich beginnt.

Sieh, deine Stirne leuchtet kühl und rein,
Du trägst auf ihr des Lächelns Widerschein
Von jenen Sonnen aus den Kinderzeiten.
Münde in mich. Wir wollen uns bereiten.
Wir werden wie ein milder Abend sein.

Das vierte

Hab ich dich nur erträumt?
Hat dich meine Sehnsucht geboren?
Hab meine Jugend verloren,
Um dich meinen Sommer versäumt.

Vielleicht bist du längst nicht mehr,
Vielleicht bist du nie gewesen,
Hab dich nur sehnend gelesen
Aus Blüte, aus Stern und aus Meer.

Wann wirst du endlich sein,
Du Ferne, du Wunderbare?
Siehe, schon tausend Jahre
Bin ich allein.

Die alte Schusterin auf dem Graben

Eine Anekdote, erzählt

Von Misch Orend

Die alte Schusterin auf dem Graben hatte einen Sohn der war achtzehn Jahre alt. Ihr Mann war gestorben und so besorgte sie allein mit ihrem Sohn die Wirtschaft. Wenn sie allein in der Stube saß, den Hanf spann und ihr Sohn die Pferde tränkte, verglich sie die Töchter der vornehmsten Bauern miteinander, welche wohl für ihren Sohn die Passendste sei. Er war groß und stark, hatte blaue Augen und erbte die ganze Wirtschaft.

Sein Freund wohnte fünf Häuser weit in derselben Gasse; sie waren beide zusammen in die Schule gegangen, waren zusammen konfirmiert worden und setzten zusammen zu Pfingsten die Maibäume. Man konnte nicht sagen, wer stattlicher war, der Schusterin Sohn oder sein Freund, sie waren gleich stark und keiner der anderen Burschen traute sich mit ihnen Händel anzufangen.

Die Schusterin war stolz auf ihren Sohn. Zur Konfirmation hatte sie ihm einen neuen Dolman machen lassen, obwohl ihr Mann einen guten zurückgelassen hatte, den man ihm selbst zur Konfirmation erst neu gekauft hatte. Die blaue Farbe war freilich vom Regen und von der Sonne etwas rötlich geworden. So mußte der Sohn einen schwarzblauen haben, wie in der Wolff an der Herrenzeile seinem Sohn gekauft hatte.

In diesem Jahr war ihr Sohn nun so recht in den Dolman hineingewachsen, den die Schusterin vorsorglich größer hatte machen lassen, als er ihn damals mit fünfzehn Jahren brauchte. Schon seit mehr als einem Jahr hatte sie die aufgesteckten Ärmel herunter gelassen. Wenn er zur Kirche ging, stand sie hinter den Blumentöpfen am Fenster und sah ihm nach.

Der Freund ihres Sohnes hatte keinen neuen Dolman zur Konfirmation bekommen, aber in diesem Sommer hatte ihm sein Vater einen weißen Kirchenpelz machen lassen. Die Blumen darauf waren nicht mit Wolle gestickt, sondern mit bunter Seide, der erste Kirchenpelz im Dorf, der mit Seide verziert war.

Nach acht Tagen war die Schusterin mit ihrem Sohn auch in die Stadt zum Schneider gefahren. Als der erste Schnee gefallen war, kamen die beiden Burschen zum erstenmal mit ihren neuen Pelzen in die Kirche.

Die alte Schusterin auf dem Graben sprach nie mit ihrem Sohn vom Heiraten, sie redete überhaupt nicht gerne unnötiges Zeug. Sie ging auch nicht in die Rockenstube, wo so viel über Nichts gesprochen wird. Zuweilen besuchte sie die Gevatterin, die Mutter von dem Freund ihres Sohnes. Hier wurde mancher Heiratsplan besprochen. Hier erfuhr die Schusterin, wen ihr Sohn aus der Rockenstube nach Hause begleitete. Ihrem Sohn zeigte sie ihre Liebe nicht, sie sprach kurz mit ihm und nur über Hof und Wirtschaft. Sie tobte zuweilen im Hof bei dem geringsten Anlaß.

Sie ließ niemand mit sich spaßen und galt bei den Kindern als eine böse Frau, weil sie es nicht duldete, daß sie viel vor ihrem Hause spielten, obwohl gerade dort ein trockner und sonniger Platz war. Und doch kam es zuweilen vor, daß sie mit einer Schürze voll Apfeln ins Gassentürchen trat und sie unter die Kinder verteilte.

So hatte sie all die Jahre gelebt, seitdem ihr Mann gestorben war, die Männer sahen sie mehr als Mann denn als Frau an, und es gab keine Männerarbeit, an der sie nicht mithalf.

Ihr Sohn war achtzehn Jahre alt geworden. Es ging dem Frühjahr entgegen. Sie hatte gewebt und die gebleichte Leinwand in den Truhen. Manches feine Tischtuch war darunter mit breiten eingeklaubten Streifen. Im Schuppen waren schon die Ackergeräte hergerichtet für die neue Aussaat. Da schreien eines Tages die Hühner im Schuppen und stieben mit lautem Geschrei in den Hof. Der Sohn hatte gerade die Pferde gefüttert, trat in die Stalltür, um zu sehen, was im Hofe los sei.

Eine fremde Katze lief an ihm vorüber mit gesträubten Haaren und benahm sich ganz sonderbar. Sprang hinter den Hühnern und kroch, als er näher kam, auf den Hahnenbalken im Schuppen. Er nahm eine Gabel und wollte sie vertreiben. Wie er nach ihr schlug, sprang sie ihm auf den Kopf, biß und zerkratzte ihm Gesicht und Hände.

Die Katze war tollwütig. Bald zeigtee sich auch an ihm die Krankheit. Nach einigen Tagen fing er an wild zu werden. Die alte Schusterin konnte ihn anfangs noch besänftigen, später wurde es so schlimm, daß sie Nachbarn herbeirufen mußte, die ihm die Hände und Füße banden und ihn so auf das Bett legten, bis der Anfall vorüber war. Der Schaum hing ihm vor dem Mund und die Augen traten aus den Höhlen. Wer ihm nahe kam, wollte er beißen.

Er fühlte, wenn die Wut über ihn kam und sagte es der alten Schusterin. Die lief dann schnell, die Nachbarn zur Hilfe zu holen. Nach einer Woche starb er. Am Ostersonntag war das Leichenbegängnis, die Burschen trugen ihn zu Grabe.

Die alte Schusterin war gänzlich niedergeschlagen, es war ihr, als ob sich ihr die Sinne verwirrten. Sie ging im Hof hin und her und wußte nicht was sie tat, aus dem Stall in die Scheune, aus der Scheune in den Keller und aus dem Keller auf den Aufboden.

Mit keinem Nachbarn sprach sie ein Wort und als ihre Gevatterin — die Mutter von dem Freund ihres Sohnes — nach ihr sehen wollte, ließ sie sie allein in der Stube stehen und kam nicht hervor.

Am Sonntag ging sie nicht mehr in die Kirche, um nicht die Burschen zu sehen und traf sie zufällig auf der Gasse den Freund ihres Sohnes, kehrte sie sich nach der andern Seite. Selbst ihrer Gevatterin wich sie in großem Bogen aus, kein Mensch traute sich ihr Trost zuzusprechen.

So gingen die Wochen dahin. Die Frühjahrsarbeiten waren in vollem Gange, von früh bis spät stand sie in der Wirtschaft oder auf dem Feld draußen und tobte mit den Knechten.

Eines Tages suchte sie auf dem Aufboden aus einer alten Truhe ihren gesamten gesponnenen Flachs zusammen nnd fuhr damit in die Stadt. Ein Weber mußte ihr ein großes Tuch weben, in einem Stück, das auf keinem Bauernwebstuhl hergestellt werden konnte. Für das Tuch suchte sie die größten und schönsten Streifen aus, die der Weber hatte, die sollte er in das Tuch weben. In die Mitte kam der größte, zwei junge Männer mit wallenden Haaren, im Dolman und mit hohen Stiefeln an. Sie hielten brennende Kerzen in der Hand, dazwischen stand der Doppeladler und darüber saßen zwei Engel mit Flügeln und trugen ebenfalls brennende Kerzen in der Hand. Über dem Ganzen hingen Blumen und Gewinde.

Zu beiden Seiten des großen Streifens kam ein schmälerer mit ernsten Vögeln und Männern; dann noch zwei schmälere mit einer Vase und einem kleinen Vogel, der ein Sträußchen im Schnabel hielt. Am Rand wurde je ein ganz schmaler und einfacher Streifen angebracht.

Das Tuch mußte in Zwillich gewebt werden, damit es recht lange halte; und dem Weber trug sie auf, keinen Fehler in den Streifen zu machen, denn sie kenne sich aus im Weben und zahle ihm keinen Kreutzer, wenn ihr das Tuch nicht gefalle.

Als es dann fertig war, brachte sie es nach Haus. Am Pfingstsonnabend trug sie es auf den Pfarrhof und schenkte es der Kirche zum Andenken an ihren Sohn mit der Bestimmung, daß die gemalte Kirchenfahne darin eingewickelt werde. An den Pfingsttagen solle das Tuch auf den Altar gelegt werden.

Die Wochen vergingen, die Arbeit drängte sich, Tag für Tag waren die Leute auf dem Feld. In langen Reihen gingen die Männer in der Früh auf die Wiesen mähen. Es war Hochsommer.

Auch der Sohn der Gevatterin ging mit seinem Vater mähen. Eines Tages zerbrach ihr grüner Wasserkrug. Sie mußten in der großen Hitze ohne Wasser mähen. Erst am Nachmittag kamen sie auf eine andere Wiese, in deren Nähe ein Brunnen mit kaltem Wasser floß. Der Bursch ging hin, trank von dem kalten Wasser und legte sich dann in den Schatten einer dichten Weide. Und so hatte er sich erkältet. Nach einigen Tagen starb auch er.

Als er auf den Friedhof getragen wurde, stand die alte Schusterin am Fenster hinter den Blumentöpfen und ließ den Leichenzug an sich vorüberziehen. Und als dann die Trauernden wieder die Gasse heruntergekamen, um nach Hause zu gehen, trat sie in die Gassentüre und erwartete die Gevatterin. Und als die Gevatterin ganz nahe herangekommen war, sah sie sie an. Da blieb die Gevatterin plötzlich stehen und sprach: „Bist Du nun zufrieden Gevatterin?“ Und die alte Schusterin antwortete: „Ja, jetzt bin ich zufrieden.“

Von diesem Tage an sprach sie wieder mit ihrer Gevatterin und auch mit den übrigen Nachbarn. Nach einem Jahr nahm sie sich einen Vetter an Kinderstelle auf und vermachte ihm den Hof und die ganze Wirtschaft.

Das Fahnentuch hängt heute noch in der Kirche und noch immer wird die alte Fahne darin eingewickelt. In diesem Jahr sind es hundert Jahre, daß die alte Schusterin auf dem Graben das Fahnentuch der Kirche geschenkt hat. Nur die alten Leute wissen noch von dieser Geschichte.

Die Waffensammlung des Baron Brukenthalischen Museums

Von Julius Bielz

Die Leitung des Baron Brukenthalischen Museums ist mit Unterstützung der Gesellschaft der Museumsfreunde seit einer Reihe von Jahren bemüht, das Museum zum sächsischen Volksmuseum auszubauen. Wenn dies nur schrittweise und mit Überwindung großer Schwierigkeiten möglich ist, liegt es nicht zuletzt an der Gleichgiltigkeit weiter Kreise unseres Volkes gegenüber diesem in ideeller und materieller Hinsicht überragenden Kulturbesitz, dessen sich wohl kein anderer so kleiner Volkssplitter rühmen kann und der die gesammte Volksgemeinschaft zu regerer Anteilnahme und Opferwilligkeit verpflichtet.

Im Zuge der Ausgestaltung des Museums konnte im letzten Jahre die Waffensammlung neu geordnet und der Allgemeinheit zugängig gemacht werden. Sie enthält überwiegend Gebrauchswaffen des 15. — 17. Jahrhunderts, wie sie von den Zünften als Kriegswerkzeuge gehandhabt wurden; Reste der einstigen gewaltigen Wehr der Haupt-Hermannstadt. Die alten Gebrauchswaffen mögen zum guten Teil in der Stadt selbst erzeugt worden sein. Die Waffenwerkstätten Hermannstadts und Kronstadts werden schon im 14. Jahrhundert gerühmt und das häufige Vorkommen der Meister-Namen: Bogner, Pfeilschnitzer, Armbruster, Bolzmacher, Swertfeger, Tartschemacher, Plattner, Kugelgießer, Pulvermacher in den städtischen Steuerregistern des 15. und 16. Jahrhunderts läßt den Schluß zu, daß die Waffenerzeugung für den siebenbürgischen Heerbann vornehmlich in den Händen sächsischer Meister lag. Prunkwaffen, die nach dem Zeugnis der Verlassenschaftsprotokolle im Hause unserer Patrizierfamilien selten fehlten, sind nur wenige auf uns gekommen. Die Bestände der Waffensammlung zählen annähernd tausend Stück und füllen eine Waffenkammer und einen Sonderraum für Orientalische- und Jagdwaffen. Die Ausstellung ist — soweit es die engen Raumverhältnisse zuließen — den Grundsätzen der historischen Waffenkunde gemäß erfolgt und hat die Unterscheidung der Waffen in die vier Hauptgruppen: Trutz- oder Angriffswaffen, Schutz- oder Verteidigungswaffen, Fernwaffen und Pulverwaffen mit ihren verschiedenen Untergruppen nach Tunlichkeit berücksichtigt.

Unter den Trutzwaffen ist die vornehmste, das zweischneidige gerade Ritterschwert durch Formen vertreten, die durch den Knauf unterschieden, dem 12. und 13. Jahrhundert, dem Zeitalter unserer Einwanderung, angehören. Spätere Reiterschwerter mit durchgebildetem Gefäß und Fußvolksschwerter, sogenannte Landsknechtsschwerter fehlen in der Sammlung, während der mächtige Zweihänder und dessen Abart mit geflammter Klinge, der Flamberg, drohend aus der Reihe ragt. Vom Säbel, dem einschneidigen Krummschwert orientalischer Herkunft, sehen wir eine späte Entwicklungsreihe vom 17. Jahrhundert bis zum Militärsäbel der einzelnen Truppengattungen vor dem Weltkrieg. Der Degen ist, abgesehen von einer Sonderform, dem langen dreischneidigen Panzerstecher des 17. Jahrhunderts, nur in neuzeitlichen Offiziers- und Galadegen vertreten.

Von langschaftigen Stangenwaffen, die die Körperlänge des Trägers überragen, sehen wir Spieße verschiedener Art, die Partisane den seltenen „Frieauler Spieß" mit zwei abwärts gebogenen sichelförmigen Schneiden, die Couse und der Helmbarte. Letztere, die vollkommenste alte Stangenwaffe, gleich gut zum Angriff und zur Abwehr geeignet, von den Schweizern erfunden und in den Kämpfen bei Morgarten und Sempach im 14. Jahrhundert zuerst gebraucht, ist in den einfachen Formen des 15. und in den ornamental bewegten Fomen des 16. Jahrhunderts vorhanden. Den Türken entlehnt wurden die über 3 Meter langen, leichten, fähnchengeschmückten Reiter-Spieße, die „Copyen mit Fähnlein", deren Schäfte bunt bemalt sind und die zur Bewaffnung der von der Stadt aufgestellten Reiterfähnleins gedient haben dürften.

Als Schlagwaffe spielte der Streitkolben, der Buzogány in der Bewaffnung eine große Rolle. Die siebenbürgische Kriegsverordnung vom 22. Juni 1536 bestimmt rücksichtlich der Sachsen, daß diejenigen, welche ein Vermögen von 12 fl. besitzen, mit Panzer, Wurfspieß, Handbüchse samt Pulver und Kugeln, Streitkolben und Streitaxt; dagegen diejenigen, die ein Vermögen von 6 fl. besitzen, bloß mit einem Streitkolben, Lanze oder Wurfspieß, Streitaxt, Schild, und einem Bogen mit Pfeilen auszurücken hätten. Der Streitkolben mit bronzenem oder eisernen Kant- oder Kugelkopf wird später in prunkvoller Ausführung zum Herrschafts- und Gerichtszeichen, das auch von den Sachsengrafen getragen wurde. Als bäuerliche Schlagwaffe finden wir in der Sammlung den Kriegsflegel, der aus kurzem Holzstiel und einer mit eiserner

Kette daran befestigten Eisenkugel besteht. Lange schmale Streitäxte mit stark verbreiterter gerader Schneide aus dem 14.—15. Jahrhundert und spitze Streithämmer beschließen diese Waffengruppe. Ihr ist aus räumlichen Rücksichten eine Zusammenstellung von Spornen und Hufeisen angeschlossen.

Die Schutzwaffen, die in der Hauptsache aus Schild, Helm, Panzer und Harnisch bestehen, sind an erster Stelle mit 42 leichten und schwereren Reiterschilden oder Tartschen aus dem 16. Jahrhundert vertreten. Sie weisen unter dem Einfluß des Orients eine flügelförmige, Form auf, deren oberer Teil in eine Spitze ausläuft. Ihr Fichtenholzkern ist mit Roßhaut bespannt, die mit rot-weißen Schrägbalken, oder mit reicher ornamentaler und heraldischer Bemalung verziert ist. Dieser durch Zahl und Verschiedenartigkeit der Bemalung bemerkenswerte Bestand von Tartschen hat durch eingehende Beschreibung im III. Heft der „Mitteilungen aus dem Baron Brukenthalischen Museum" auch in ausländischen Fachkreisen gebührende Beachtung gefunden.

Die Entwicklung des Helmes können wir über die gotischen Formen des einfachen Eisenhutes, dann der „Schallern" mit Sehspalt und der Beckenhaube aus dem 15. Jahrhundert, bis zu den geschlossenen Helmen mit aufschlächtigem Visier des 16.—17. Jahrhunderts verfolgen. Die leichten, vorne offenen Sturmhauben ohne Gesichtsschutz und der vom Orient stark beeinflußte ungarische Reiterhelm, die „Zischägge", mit dem langen, vielfach geschobenen, krebsschwanzartigen Nackenschirm und dem senkrecht beweglichen Naseneisen, wurden bis ins 17. und 18. Jahrhundert getragen. Unter türkischem Einfluß ist eine hohe, spitze Sturmhaube entstanden, deren Glocke durch Kehlungen in schmale, senkrechte Segmente geteilt ist, die von geätztem und vergoldetem Rankenwerk überdeckt sind. Als ein Prunkstück der zweiten Gruppe der Schutzwaffen, ist ein Panzerhemd des 17. Jahrhunderts aus kunstvoll genietetem und geschweißtem Ringgeflecht anzusprechen, dessen Halsteil, Brust und Armel teilweise vergoldet und mit sternförmigen Zierarten versehen sind.

Von der Schönheit des gotischen Harnisches gibt uns ein „geschifteter" Rücken mit hintern Achselteilen, den „Fügen" und ein gefingerter Handschuh nur ein mangelhaftes Bild. Ein Turnierharnisch, ein deutsches Stechzeug vom Anfang des 16. Jahrhunderts, ist auch nur mit dem gewichtigen Stechhelm, dem Brust- und Rückenharnisch und der Hentze mit fester Stauche für den linken Arm, der die Zügel

führte, erhalten geblieben. Vielleicht ist dieses Stechzeug noch gelegentlich des Reiterkampfspieles auf dem großen Platz in Hermannstadt verwendet worden, das 1579 vom Senat der Stadt aus Anlaß der Feier des Friedensschlußes zwischen Stefan Báthori und dem russischen Großfürsten Basilius veranstaltet wurde und das Gustav Seivert in seiner „Stadt Hermannstadt" schildert. Hier fallen noch eine gotische Roßstirn und ein gotischer, eisenbeschlagener Krippensattel ins Auge. Ein Prunkharnisch um 1550 mit reicher vergoldeter Tiefenätzung und dazugehörigem Roßzeug, einstens eines Albert Huet würdig, vermag nurmehr mit wenigen, mäßig erhaltenen Teilen: Helm, Brust- und Rückenpanzer, Kragen, Achselstück mit Vorderflug, Armröhren und Roßstirn, die Bewunderung der Nachfahren zu erregen. Einfacher und bequemer in der Form zeigt sich ein „geriffelter" d. h. mit getriebenen Längsrippen verstärkter „Maximilian"-Halbharnisch, nach seinem angeblichen Erfinder Kaiser Maximilian I benannt.

Der Plattenharnisch, dessen Gestaltung mit der jeweiligen Modetracht in enger Wechselbeziehung stand, hatte den Zweck, Hieb und Stich unwirksam zu machen und gegen Bogen- und Armbrustpfeile, in den Anfängen der Pulverwaffe auch gegen Kugeln, Schutz zu bieten. Im Laufe des 17. Jahrhunderts konnte er aber der wachsenden Überlegenheit der Feuerwaffe nicht mehr standhalten und verschwand allmählich. Aus der Verfallszeit des Harnisches finden wir mehrere Formen von Brust- und Rückenpanzern mit dazugehörigen Sturmhauben und späte geschobene Reiterküraße. Das urkundlich schon früh nachweisbare Vorkommen des Plattner-Namens in Siebenbürgen beweist, daß Harnische auch in den sächsischen Städten handwerksmäßig hergestellt wurden, doch dürfte die Einfuhr, besonders aus Nürnberg, überwogen haben. Siebenbürgische Meistermarken konnten in der Sammlung bisher nicht festgestellt werden. Mittelbar aber hat Valentin Siebenbürger, der 1531 in Nürnberg Meister und dort seßhaft wurde, für siebenbürgische Plattnerkunst Zeugnis abgelegt mit zwei prächtigen Harnischen des Berliner Zeughauses, die sein Meisterzeichen tragen.

Von der wirksamen mittelalterlichen Fernwaffe, dem Bogen, der gemäß der oben erwähnten siebenbürgischen Kriegsverordnung noch 1536 für die ärmere Bevölkerung vorgeschrieben war, ist kein Stück in der Sammlung erhalten, dafür zählt sie 24 Armbrüste aus der Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Die Armbrüste dürften in

Hermannstädter Werkstätten erzeugt worden sein. An die bebeinerte Holzsäule mit Faden- Nuß- und Abzugsbügel ist mit dem „Einbund" aus Riemen und Hanfstricken, der kunstvoll aus verleimten Ochsenhornschichten zusammengesetzte, elastische Bogen befestigt. Der Bogen ist zum Schutze gegen Witterungseinflüsse mit Birkenrinde überzogen, auf die ein rotes oder schwarzes Fischhautmuster, oder in Schwarz-Weiß reiches Rankenwerk mit Jagdszenen und dem Wappenschild der Hunyadis, dem Raben mit dem Ring im Schnabel, aufpatroniert ist. Die gleichen Armbrüste im Ungarischen Nationalmuseum in Budapest stammen ebenfalls aus Hermannstadt.

Pulvergeschütze sind in Hermannstadt schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts durch das Vorhandensein einer Bombarde oder Donnerbüchse urkundlich bezeugt. Die Handschrift der Zeugmeister Hanns Haasenwein und Conrad Haas von Dornbach aus den Jahren 1417—1569 mit ihren wertvollen Zeichnungen von Geschützen und Kriegsgeräten — verwahrt im Sächsischen Nationalarchiv — zählt in Hermannstadt im Jahre 1552 7 Quartana, 6 Singerin, 7 Walckana, 12 Walckanet, 12 Scharfendinlein, 2 Wurfmörser und 1 Steinbüchse, insgesamt 47 Geschütze, welche in Hermannstadt selbst, in Wien, Innsbruck, Nürnberg und Olmütz gegossen worden waren. Trotzdem ist bedauerlicherweise nicht ein einziges Geschütz unserer Waffensammlung erhalten geblieben. Sie enthält nur einige Stein- und Eisenkugeln verschiedener Kaliber.

Die Handpulverwaffen weisen ein scheinbar sehr altes Stück auf, eine kurze, geschmiedete Handbüchse ohne Schaft von 29 cm Rohrlänge und 42 mm Bohrungsdurchmesser. Die Hakenbüchsen sind in der alten Form des frühen 15. Jahrhunderts mit Stangenschaft und Zündvorrichtung ohne Schloß und in der späteren Form mit durch Eisenbänder „gebundenem" Schaft und dem früheren Luntenschloß vertreten. Kurze Gewehre mit Schwammschloß und Drückerabzug und Musketen mit Luntenschloß und Bügelabzug aus dem 17. Jahrhundert sind noch zu Hunderten vorhanden und standen offenbar bis ins 18. Jahrhundert im Gebrauch. Dagegen scheint das Radschloß-Gewehr nicht recht in Aufnahme gekommen zu sein, da es nur in ganz wenigen Exemplaren in der Sammlung vorkommt. Die in Frankreich erfundenen Steinschloßgewehre, die sich mit der Verwendung des Feuersteins und des Batterieschlosses auf das Schlagfeuerzeug gründen, sind im 18. Jahrhundert auch bei uns gebräuchlich geworden. Viele der in der Samm-

lung befindlichen Steinschloßflinten zeigen aber die im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts aufgekommene Umänderung in das Perkussionsschloßgewehr. Auf solchen sehen wir auch das Düllenbajonett in verschiedenen Abwandlungen als Hau- und Stichbajonett. Das österreichische Militärgewehr ist vom Zündergewehr System Augustin 1842 angefangen, mit allen bedeutenderen Systemen bis zum Mannlicher-Repetiergewehr des Weltkrieges vertreten und auch ausländische neuzeitliche Gewehrtypen fehlen nicht.

Frühe Faustpulverwaffen läßt die Sammlung vermissen, während Steinschloßpistolen des 18.—19. Jahrhunderts in vielen Formungen, einige auch mit kunstvoll eingelegten Schäften und damaszierten Läufen, dann Perkussionsschloßpistolen des 19. Jahrhunderts verschiedener Herkunft, Drehpistolen mit mehreren Läufen und Revolver in anschaulicher Auswahl vorhanden sind.

Wir wenden uns dem Nebenraum zu. Orientalische Waffenkunst hat prächtige Arbeiten geschaffen, die wir in einigen Beispielen kennen lernen. Ein langer, in einen Schlangenkopf endigender, türkischer Musketenlauf mit Silbertauschierung ist das älteste Stück. Türkische Gewehre des 17. Jahrhunderts mit Schnapphahnschlössern fallen durch silbereingelegte Läufe mit Laufschmiedmarke und durch Schäftungen auf, die mit Bein, Perlmutter und Messingstiften verziert sind. Neuere montenegrinische Gewehre sind durch die überlangen Läufe und die zarten Kolben gekennzeichnet. Krummsäbel sind da und Handschare mit in Silber eingelegten arabischen Inschriften auf den geschwungenen Klingen. In der Fenstervitrine sind neben silberbeschlagenen Pistolen, bosnische Patrontaschen aus durchbrochen gearbeitetem und graviertem, vergoldetem Silber und ein breites orientalisches Dolchmesser mit geätzten Ornamenten bemerkenswert. Zwei türkische Ledersättel sind einfacher Art.

Dieser Raum beherbergt noch eine Auswahl von Jagdwaffen. Eine Radschloßbüchse aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eröffnet die Reihe, Flinten mit Eisenschnitt-Verzierung und Rokokobeschlägen auf dem Schaft setzen sie fort, Gewehre, deren Lauf sich nach der querovalen Mündung trompetenartig erweitert, die „Tromblons" dienten auf kurze Distanzen zu Streuschüssen mit gehacktem Blei. Vorderlader, Jagd- und Scheibenbüchsen mit kräftigen aus der Lauflinie hinausgebogenen Schäften leiten zu den Perkussions-Hinterladergewehren neuerer Zeit über. Pulverhörner aus Hirschhorn mit

eingeritzten oder eingebrannten primitiven Ornamenten aus dem Formenschatz der Volkskunst und einige späte, gravierte Hirschfänger beschließen die Gruppe der Jagdgeräte und damit auch unsern kurzen Weg durch die Sammlung.

Es ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der einst bedeutenden Wehrhaftigkeit der siebenbürgisch-deutschen Stadt, die „nicht nur des ungarischen Reichs, sondern der ganzen Christenheit schirmendes Bollwerk, Mauer und Schild" gewesen war, den uns die Waffensammlung des Baron Brukenthalischen Museums bieten kann. Möge sie der Pflege stolzer Erinnerungen an jahrhundertelange Kämpfe um Heimatsboden und Volkstum dienen.

Was ist die Kirche?

Eine unzeitgemäße Frage

Von Emil Neugeboren

„Was ist die Kirche?" fragt Konrad Möckel im Juniheft des Klingsor und gibt darauf die Antwort, wie sie ein Siebenbürger Sachse, der sich innerlich zum Christen bekennt, wohl geben kann. Die Kirche sei nicht die äußere Organisation, wie sie in den kirchlichen Körperschaften und in den Geistlichen in die Erscheinung trete. Auch nicht eine Einrichtung wie Volksrat oder Kreisausschuß. Sondern sie sei „in Wahrheit die innerste und tiefste Seite des Volkslebens". Sie stehe auf ewigem Grund und sei ein Geschenk des Himmels. So kann, wie gesagt, ein Siebenbürger Sachse antworten, der „unter dem Wort Gottes steht" oder guten Glaubens ist, dort zu stehen. Ein reichsdeutscher Barthianer kann mit dieser Antwort und Begriffserklärung schon nicht einverstanden sein. Denn ihm ist Volkstum „Sünde", vielleicht geduldete und entschuldbare Sünde, auf keinen Fall aber etwas, wessen der Christ sich rühmen darf. In der Bibel, d. i. im christlichen Teil derselben, ist von Volkstum als einer gottgewollten Einrichtung keine Rede. Und die Bibel ist bekanntlich für diese Christen die alleinige und ausschließliche Offenbarung Gottes.

Aber auch unter uns Sachsen wird die Antwort Möckels nur geteilte Zustimmung finden. Zwar wenn man eine Abstimmung darüber veranstalten würde, könnte sie schon eher eine Mehrheit erhalten. Einfach weil die wenigsten wüßten, was sie unter der „Bereitschaft,

sich unter das Wort Gottes zu stellen", verstehen sollen. Auch weil sie von sich aus keine andere Formulierung geben könnten. Denn sicherlich wird niemand behaupten wollen, die verschiedentlichen kirchlichen Körperschaften und der Herr Pfarrer seien die Kirche. Oder: die Kirche sei eine politische Organisation, die sich zufällig jener gewissen äußeren Bräuche bediene, wie wir sie im Gottesdienste kennen. Und überhaupt, weil es den allermeisten als ganz überflüssig erschiene, sich dieser Frage wegen irgendwie mit dem Herkommen und der Überlieferung in Gegensatz zu stellen; vom Bekennermut liest man bei uns mehr in den Zeitungen, als man ihn in der Wirklichkeit findet. Immerhin gibt es doch auch solche unter uns, die weder sich selbst, noch anderen ein Hehl daraus machen, daß sie in unserer „Volkskirche" heute weiter nichts sehen, als eine, ihres eigentlichen Inhaltes für die Gegenwart entkleidete Hülle, der in der Hauptsache nur der Beruf geblieben ist, ein äußerer Mittelpunkt des kulturellen Lebens unseres Volkes zu sein. Anders ausgedrückt: die Kirche ist nur die Schulerhalterin und damit die Trägerin unseres Deutschtums.

Das ist im Verhältnis dazu, was uns die Kirche sein könnte und was sie uns — vielleicht — einst war, viel zu wenig. Ich kann diejenigen verstehen, die sich als vermeinte Christen über eine solche Feststellung entrüsten. Auch bin ich keineswegs der Meinung, daß es wünschenswert wäre, daß es immer so bliebe. Vielmehr glaube auch ich, daß ein Volk ohne Religion, ein Volk, das nicht Gott auf allen seinen Wegen sucht, verkümmern, verdorren muß. Das ändert aber an meiner Überzeugung nichts, daß sich diejenigen, die überhaupt über das Thema „Kirche" selbständig nachdenken, zum größeren Teil außerhalb einer Kirche im Sinne Möckels stellen. Seit Jahrzehnten kenne ich Presbyter, Bezirkskonsistorialmitglieder, Kuratoren (fast hätte ich auch gesagt: und Pfarrer), tüchtige, tätige, verdiente Männer auf diesen Posten, die das Christentum innerlich ablehnen oder zum allermindesten eine Prüfung auf ihren rechten Glauben nicht bestehen würden. Sie haben sich ausschließlich als Mitarbeiter der Schulerhalterin und Kulturpflegerin „Kirche" gefühlt.

Wer an diesen Tatsachen zweifelt und sich selbst einen anderen Tatbestand einreden will, der lege sich einmal die Frage vor: Wenn unsere Schulen der Verfügung der Kirche vollständig entzogen würden — wie viel Menschen in Stadt und Land würden noch Kirchensteuern zahlen wollen? Wenn die Kirche sich auf ihre rein kirchlich-christlichen Auf-

gaben zurückzöge — welche Rolle würde sie binnen der kürzesten Zeit in unserem Volksleben noch spielen?

Das sind natürlich keine neuen Erkenntnisse und Erwägungen. Und die theoretisch und grundsätzlich einzig richtige Schlußfolgerung daraus wird ebenfalls bei uns schon seit vielen Jahrzehnten gezogen. Sie lautet, jene ihres „eigentlichen", d. i. religiösen Inhaltes fast vollständig entleerte Hülle müsse mit neuem Leben gefüllt werden, mit neuem Gottesatem, mit Vorstellungen, Begriffen, Gefühlen und Handlungsantrieben aus Tiefen, die jenseits unseres individuellen Daseins liegen, und diese müssen mit dem überkommenen völkischen Inhalt in Eins verschmolzen werden zu einer Lebensmacht, die uns als Menschen und als Deutschen über das Elend und die Nichtigkeit des Alltags hinaushebt und uns die Kraft zur Weltüberwindung gibt. Ein hohes Ideal wird uns vor die Augen gestellt, das uns mit heißer Sehnsucht erfüllt und dem zu dienen Beseligung zu schaffen verspricht. Mehr als eine frühere Zeit, die wir noch selbst erlebt haben oder deren Kenntnis uns aus der Vergangenheit überliefert ist, scheint die Gegenwart geeignet, es zu verwirklichen. Denn, wie alle großen Menschheitskatastrophen, hat auch der Weltkrieg mit seinen namenlosen Leiden und mit seinen entsetzlichen Gräueln in Millionen das Verlangen nach Liebe und Güte, nach Halt und Ruhe im Ewigen erweckt. Der Boden scheint besser bereitet zu sein, als je, um aufzunehmen die „Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen". Manches sehnende Herz hat sicherlich erreicht, wornach es verlangt hat, aber ebensoviel andere sind unbefriedigt geblieben und haben sich wieder abgewendet, um sich mit früheren Surrogaten weiter zu behelfen. Denn was man ihnen bot, war die alte leere Hülse, die gute und wohlmeinende, hochgesinnte Menschen vergebens annehmbar zu machen bestrebt waren. Die wackeren „Diener am Wort" bemühen sich auch bei uns, Samen auszustreuen und wollen es nicht bemerken, daß er seine Keimfähigkeit verloren hat. Vergeblich ist all das Bemühen, aufzufrischen, was schon vor einem Jahrhundert keine Triebkraft mehr hatte. Welche Riesenarbeit hat doch die deutsche Theologie darauf verwendet und verschwendet? Und wenn nun neue „Richtungen" und Schulen sich auftun und sagen: das war alles nichts, wir haben den richtigen Schlüssel gefunden, um aufzuschließen, was je länger, je mehr sich dem Leben verschloß, so stoßen sie weithin auf Zweifel und kühle Ablehnung.

So wird auch bei uns das Ziel richtig gesehen — der Weg dahin

ist verfehlt. Es ist der alte, der schon einmal in die Irre geführt hat. Die Abkürzungen oder Umwege, die Serpentinen oder Viadukte, die man dazu gebaut hat, helfen nichts. Wer nicht erkennen und anerkennen will, daß auch für die Religion das Wort des Predigers Salomo gilt, daß alles seine Zeit hat und jegliches Ding seine Stunde; wem es nicht klar geworden ist, daß jede Zeit in ihrer Sprache Worte, Begriffe, Gleichnisse, Gedankenhüllen sucht für einen ewigen und in einem Kern ewig unfaßbaren Inhalt — der merkt nicht, daß er sich vergebens dem Rad der Entwickelung entgegenstemmt. Aufhalten kann er es nicht, wohl aber kann er andere zu demselben hoffnungslosen Tun verleiten, kann sie abhalten, unbefangen nach neuen Wegen zu suchen. Unsere Zeit will ihre Sprache sprechen, auch wenn es um die höchsten Güter der Menschenseele geht, ja da erst recht.

Man wird unserem Volk vergeblich einzureden versuchen, es müsse zurück zu Denk- und Gefühlsformen, die ihm fremd geworden sind, weil alle jene Deutungen, Umdeutungen und Hineindeutungen, deren Gegenstand die Bibel von jeher war, nicht mehr ausreichen, um den Menschen von heutzutage festzuhalten, ihm auf seine Fragen Antwort zu geben, ihm seinen Gott finden zu helfen. Das Endergebnis dieser krampfhaften Bemühungen wird nur sein, daß sich auch denen, die das tiefe Bedürfnis nach Durchleuchtung ihres Lebens mit dem Strahl aus der Ewigkeit haben, diese Sehnsucht abstumpft, weil sie nicht befriedigen kann, was man ihnen bietet. So gehen bei uns heute schon viele durch die Welt, Menschen, die weder gedankenlos, noch verbildet sind, sondern sich freudig einer religiösen Weltanschauung zuwenden würden, die imstande wäre, ohne gewaltsame Verrenkung der Begriffe der Gesamtheit unserer Gedankenwelt und unserer sittlichen Empfindungen einen ewigen Hintergrund zu geben.

Wenn man mich nun fragt: was soll aus unserer evangelisch-sächsischen Kirche werden? oder in der Formulierung Möckels: was ist die Kirche? — so kann ich nur eine Meinung ausdrücken, von der ich ganz gut weiß, daß sie energische, tatenfrohe, selbstbewußte Menschen nicht ansprechen wird, sondern scheinbar auf der Linie jener schwächlichen Kompromisse steht, deren wir auch in der Politik nachgerade überdrüssig geworden sind. Ich sage: seien wir froh, daß sich unserem Kirchenbegriff im Laufe der Jahrhunderte, insbesondere der letzten sieben, acht Jahrzehnte, ein Inhalt mitangeschlossen hat, der eigentlich nach rein christlicher Auffassung nicht dazu gehört: der

nationale. Stoßen wir uns auch nicht daran, daß dieses hinzugekommene Gedanken- und Gefühlselement heute schon mehr Raum einnimmt, als ihm eigentlich zukäme, daß es für so viele den religiösen Gehalt hat. Denn dadurch wird im Grunde genommen unsere Kirche heute noch aufrecht erhalten — geben wir uns darüber keiner Täuschung hin. Die Kirche hat unserem Volkstum einen Hort und eine Stütze geboten, als die staatlichen Formen dahingefallen waren. Das Volkstum leistet ihr schon seit lange den Gegendienst, indem es sie zusammenhält. Es ist ein Kompromiß, das Menschen mit klarem Begriffsbedürfnis nicht zu befriedigen vermag, das aber notwendig ist, sollen nicht Volkstum ebenso, wie Kirche schweren Schaden leiden. Die Kirche muß auch weiterhin unsere Kulturgüter hüten und pflegen, und das Volkstum, eben dadurch, daß es ihr diese Hut und Pflege anvertraut, ist ihr „weltlicher Arm", es hält das Volk an ihrer Seite und bereit sie zu tragen. Ein Kompromiß, das aber nur vorübergehend sein wird. Im Heimatsland unseres Geistes, wie Franz Gebbel Deutschland so schön nennt, hat die große Auseinandersetzung begonnen, die schon seit vielen Jahrzehnten erwartet werden mußte. Der Kirchenstreit im protestantischen Deutschland, über den wir so viel zu lesen bekommen, ist erst ein kleiner Anfang dazu. Der Kampf bewegt sich erst nur in einem Nebengelände. Der größere Teil der Streitenden weiß noch gar nicht, worum es eigentlich geht. Nur eine verhältnismäßig kleine Zahl ist sich dessen bewußt, daß die Frage vorliegt: Christentum oder eine artgemäße oder zeitgemäße Religion? Die Formulierungen der letzteren sind auch noch unklar und unreif. Der Stein ist aber ins Rollen gekommen und wird nicht stillstehen, bis nicht aus dem Chaos der Meinungs- und Richtungsverschiedenheiten die deutsche Religion der Zukunft aufsteigt, die all das, was die bisherige religiöse Entwickelung der Menschheit an Wahrheit und an lebenserhaltender Kraft hervorgebracht hat, als überwundenes Moment in sich faßt.

Es gilt für uns bis dahin, unsere Kirche in der Form zu erhalten, die sie bis heute angenommen hat, wenn auch nur als eine völkische Organisation. Damit dann nicht der Aufbau der Gemeinschaft von Grund auf neu vorgenommen, sondern nur der neue Inhalt in das leer gewordene Gehäuse gebracht werden muß. Dann wird dafür aber auch das Volkstum, das jetzt nur als ein fremdes Element gewissermaßen in die christliche Kirche eingeschmuggelt erscheint, eine Tatsache, die wir alle gerne übersehen, weil wir bessere Deutsche als Christen

sind, zu seinem vollen Recht kommen, als im Wesen mit der Religion des deutschen Menschen verbunden und ihr organischer Bestandteil. Noch ein paar Jahrzehnte Geduld! Dann wird die Frage: was ist die Kirche? eine alle befriedigende Beantwortung finden!

Die zeitgemäße Frage!

Von Konrad Möckel

Es war mir klar, daß mein kleiner Aufsatz „Was ist die Kirche?" nicht unwidersprochen bleiben würde. Beim Schreiben war mir auch schon deutlich, wo überall sich der Widerspruch erheben könne. Ich habe mich nicht getäuscht. Auch darin nicht, daß man mir mit Unduldsamkeit entgegentreten werde. Die Frage nach der Kirche ist nach Neugeboren unzeitgemäß. Das muß zunächst sehr in Erstaunen versetzen. Viele Hunderttausende von Deutschen betrachten es als die wichtigste Volksangelegenheit, daß endlich die Frage nach der Kirche geklärt werde. Darnach streben Menschen in allen Lagern und von jeder geistigen Haltung her. Aber Neugeboren's Ausführungen zeigen mit verblüffender Offenheit, was sonst nur — ich benütze seine Worte — als ein fremdes Element gewissermaßen in die christliche Kirche eingeschmuggelt erscheint! Es ist gut, daß solche Dinge mit naiver Deutlichkeit gesagt werden: Denn das ist ja gerade der Kern der „unzeitgemäßen" Fragen, um die es jetzt überall unter den Deutschen geht. Soll das Kreuz Christi auf den Altären unserer Kirchen stehen bleiben oder nicht? Das ist die einfachste Form der Frage. Neugeboren antwortet: es geht ein Zerfall des Christentumes vor sich. Heute glaubt doch niemand mehr im Ernst an solche „gewaltsame Verrenkung der Begriffe der Gesamtheit unserer Gedankenwelt"! Oder er täuscht sich mit seinem Glauben über sich selber. Oder — er ist eben verrenkt in seinem Denken und Fühlen. Kirche freilich muß sein — aber nicht die christliche. Der Weg zur völkischen Gläubigkeit bahnt sich an. Es findet eine allmähliche Umbildung der Bekenntniswelt der Deutschen statt. Allerdings wohin diese Umbildung führt, darauf bleibt uns Neugeboren die Antwort schuldig. Er weiß auch nur, daß ein Sehnen da ist, das mit dem jetzigen Weltzustand sich nicht abfinden kann. Aber es ist ein neues Bekenntnis doch schon da — wenn auch unklar und unreif — und darum ist die Frage nach der Kirche — unbequem! Jetzt soll nicht darnach gefragt werden, was die Kirche ist, bis die

völkische Religion den Zeitpunkt für gegeben erachtet zum Angriff überzugehen, also nicht mehr eingeschmuggelt werden braucht, und die Reste des Christentums selber ausfegen kann.

Um weiter zu reden bedarf es einiger Feststellungen. Erstens. Es heißt offene Türen einrennen, wenn auf die Unklarheiten hingewiesen wird, die bei führenden Leuten in der Kirche bestanden und bestehen. Davon habe ich selber schon vor fünf Jahren mit großer Offenheit in meinem Buch „Volkstum und Glauben" gesprochen (siehe besonders S. 58—60). Ich weiß sehr wohl darum, daß tausende gerade in unserer Kirche nur noch um eine völkisch-kulturelle Aufgabe in ihr wissen. Zweitens. Es braucht mir auch niemand zu sagen, daß das Kanzelwort und viel andere fromme Rede völlig unwirksam geworden ist. Wieder sage ich, daß ich selber in Wort und Schrift diese Tatsache ungezähltemale anerkannt habe. Davon zu reden, woran dies liegt, würde aber heißen eine ausführliche Abhandlung über dies Thema beginnen. Drittens. Ich lasse mir als gläubiger Christ von niemandem sagen, daß ich auch nur im geringsten an Volksliebe und Deutschempfinden irgendjemandem nachstehe. Ich lasse das auch von meiner Kirche nicht sagen, wenn sie wirklich Kirche ist und also alles Heil ausschließlich von dem auf Golgatha Gekreuzigten erwartet. Die theologischen Anschauungen der Barthischen Schule interessieren mich in diesem Zusammenhange nicht. Ich weiß, daß meine Volksliebe durch mein Christ-sein erst den vollen Sinn und die ganze Tatkraft bekommt, deren ich fähig bin. Ich weiß, daß mein ganzes Leben darum ein großer Volksdienst sein muß — weil ich Christ bin.

Dagegen ist es sehr bedauerlich, daß Neugeboren sehr viele Dinge einfach nicht weiß, die man eben wissen muß, ehe man es wagt, über solche „unzeitgemäße" Fragen zu reden. So merken seiner Meinung nach die „Diener am Wort" nicht, daß der Same seine Keimfähigkeit verloren hat, daß es vergeblich ist aufzufrischen, was schon vor einem Jahrhundert keine Triebkraft mehr hatte. Wo lebt Neugeboren? Weiß er denn nichts davon, wie viele tiefe, christliche Gläubigkeit zumal im Westen und Süden Deutschlands lebt und seit dem Kriege eher zu- als abgenommen hat? Weiß er denn nicht, daß modernste Menschen, junge Menschen, die wahrhaftig weder verrückt noch im Geiste verrenkt sind, die Bibel als ihren größten Schatz ansehen? Weiß er denn nicht, wie in Asien und Afrika der Glaube an die Weltherrschaft Christi wächst und wächst und all die — oft sehr kläg-

lichen — Versuche einer heute längst veralteten Mission in den Schatten stellt? Weiß er denn nicht, daß trotzdem sehr viele unter uns — fast hätte ich gesagt: wir alle — der Meinung waren, der Same sei wirklich ohne Leben, dies Leben plötzlich da war, an den verschiedensten Punkten hervorbrach, und alle unsere sehr klugen, aber falschen philosophischen Berechnungen über den Haufen warf? Er weiß leider nichts davon. Unentwegte Aufklärer sehen nicht, daß die Lage des Christentumes von den Kaisern Rom's an bis nach Sowjetrußland immer die gleiche war: eine gläubige Minderheit, die in Kampf und Leiden die „Verständlichkeit" der Welt überwindet und dadurch, vielleicht sterbend, dem Kulturleben immer wieder den Dienst erweist, daß es sich nicht in seiner Selbstherrlichkeit totläuft, sondern neue Wege für sinnvolles Leben erschlossen werden. Aber wenn auch der Einzelne untergeht, die evangelische Botschaft ist seit zwei Jahrtausenden da in einzigartigem Wachstum. — Sehr aufschlußreich sind auch Bemerkungen wie diese: „. . . in der Bibel, d. i. im christlichen Teil derselben . ." — Ja, wer über die ernstesten Glaubensfragen, die Frage nach der Kirche mitreden will, der muß doch einigermaßen wissen, wie moderne Christen über die Bibel denken; er muß wissen, daß in der Bibel kein „Christlicher Teil" ausgeschieden werden kann. Und er muß ferner wissen, daß die Bibel „bekanntlich" für k e i n e n Christen die „alleinige und ausschließliche Offenbarung Gottes ist", daß aber für alles wahre Gotterleben das deutende, lösende Wort in der Bibel steht.

Aber wozu rede ich? Was ich in meinem Aufsatz „was ist die Kirche?" sagen wollte, war ja gerade dieses: davor zu warnen, daß Leute — wie eben jetzt Neugeboren — über die Kirche reden, ohne von ihren Geistesgesetzen auch nur etwas zu ahnen. Daher kann ich nur dringend bitten, daß doch jedermann, der über diese Dinge sich zu reden gedrungen fühlt, zunächst ein wenig die moderne apologetische und evangelistische Literatur ansehe, damit wenigstens die gröbsten Mißverständnisse aus dem Weg geräumt werden können. Es gibt heute eine überaus reiche Auswahl großer und kleiner Schriften, in denen man kurz oder ausführlich lesen kann, was die Christen über die Zeit, die Welt und ihren eigenen Glauben zu sagen haben.

Ich frage zum Schluß: warum greift mich eigentlich Neugeboren an? Warum soll über die Kirchenfrage von einem Christen nicht öffentlich geredet werden? Wenn es stimmt, daß der Same der christlichen

Botschaft seit einem Jahrhundert schon tot ist, — warum läßt man dann nicht jedermann ruhig sein Bekenntnis zu seinem Kirchenbegriff hersagen, ohne weiter darauf zu achten? Ist der Sieg der völkischen Religion denn vielleicht doch nicht so gewiß? Ist es denn so schwer zu ertragen — daß es immer noch Christen gibt? Allerdings: dies alte, ewig sterbende und ewig lebende Christentum weiß, was es will und woran es sich zu halten hat. Es darf getrost davon reden. — Wo ist Halt, Kraft und Ziel einer „völkischen" Kirche? Wohlgemerkt: nicht der Halt des Volkstumes selber, das sich seiner Kraft und seines Lebensrechtes vor Gott und Menschen bewußt ist! Worin liegt die Kraft einer bekenntnismäßig „völkischen" Kirche? — Es ist vielleicht doch ganz „zeitgemäß", wenn wir uns heute schon und nicht erst in Jahrzehnten über diese Frage aussprechen.

Was bedeutet uns Hans Pfitzner?

Von Walter Schlandt





Melchior Palágyi

(† 13. Juli 1924)

Von Werner Deubel

Es war eine der ersten kulturellen Amtshandlungen der deutschen nationalsozialistischen Regierung, daß sie den eigenwüchsigsten und bisher bestgehaßten Denker Ludwig Klages an die Berliner Universität berufen hat. Damit wurde mit einem Schlage die früher totgeschwiegene oder wütend befehdete Lebensphilosophie, deren Schöpfer Klages ist, als das nach Nietzsche größte geistige Ereignis in Deutschland der breitesten Öffentlichkeit sichtbar und in ihrer zentralen Bedeutung für die Grundlegung einer erneuerten deutschen Kultur kenntlich.

Geistesgeschichtlich ist Klages allein mit Kant zu vergleichen, dessen großer Gegenspieler und Überwinder er ist. Kant nämlich vollendet die von Plato und Paulus ausgehende Entwicklung des logozentrischen Denkens, er ist der Systematiker des bis vor kurzem noch unumschränkt herrschenden gräkojudaischen Weltbildes. Demgegenüber vollendet Klages die bisher immer wieder abgedrängte Entwicklung kulturrevolutionärer Bemühungen aus gräkogermanischer Denkart (Heraklit, Goethe, Nietzsche) in seinem System des biozentrischen Weltbildes. Ganz allein der geschlossenen Front der offiziellen Wissenschaften gegenüberstehend, hat Klages in einem einzigen zeitgenössischen Denker einen richtungsverwandten Verbündeten gefunden: in dem Mathematiker und Naturphilosophen Melchior Palágyi, dem Begründer des naturwissenschaftlichen Neuvitalismus und Schöpfer mächtigster Torsostücke eines neuen weltmechanischen Systems.

Darum: wer heute mit höchster Verantwortung und unterm Einsatz aller Kräfte mitarbeitet an der Erneuerung unserer Kultur, der kann an den revolutionären Forschungsergebnissen Palágyis unmöglich vorübergehn. Wir haben umsomehr Grund, das Andenken dieses einzigen und einzigartigen Bundesgenossen der deutschen Lebensphilosophie voll Dankbarkeit lebendig zu halten, als Palágyi zeitlebens in Deutschland das „heilige Herz der Völker" verehrt, seine wichtigsten Schriften in (klassisch klarer) deutscher Sprache verfaßt hat, schließlich ganz nach Deutschland übergesiedelt, am 13. Juli 1924 in Darmstadt gestorben ist und auf dem dortigen Waldfriedhof in deutscher Erde liegt.

Wie Nietzsche mit Recht der große Entlarver der menschlichen Selbsttäuschungen genannt wird, so ist Palágyi als der Entlarver der mensch-

lichen Sachtäuschungen zu bezeichnen, und für die „Umwertung aller Werte“ wie für die notwendige Erneuerung der Weltausdeutung überhaupt fände man schwerlich ein bezeichnenderes Motto als den lapidaren Satz Palágyis: „Die Quelle der Möglichkeit aller menschlichen Verwirrung ist darin zu suchen, daß wir für geistig halten können, was bloß lebendig ist, und für lebendig, was bloß geistig ist“. Alle bisherige „Erkenntnistheorie“, eingeschlossen zumal die Kantische Lehre von den „Anschauungsformen“, krankt an dem grundsätzlichen Irrtum, daß sie Erlebnisse für Bewußtseinstatsachen hält.

Erst Palágyi hat diesen vielhundertjährigen Irrtum des logozentrischen Denkens zerstört. In einer meisterhaften Zergliederung des Wahrnehmungsvorgangs* gelang es ihm, nicht nur die bewußtseinsunabhängige Selbständigkeit des Erlebens nachzuweisen, sondern am Sinneserlebnis eine wichtigste Funktion, die Selbstentfremdung, nachzuweisen. Auf die Selbstentfremdung des Lebensprozesses im (Tast-) Erlebnis ist demnach unsere gesamte Wahrnehmung der Außenwelt zurückzuführen.

Mit der epochalen Lehre von der Phantasie stößt Palágyi noch tiefer in vitalistisches Neuland vor. Er findet, daß jedes Erleben in sich polarisiert ist in eine körperliche und eine seelische Komponente, d. h. in Empfindung und Phantasmen vitueller Bewegungen. Damit erbringt Palágyi den exakten Nachweis für das, was Klages „Schauung“ nennt; und auf ihr hinwiederum beruht bekanntlich das Herzstück der Lebensphilosophie, die Lehre von der Wirklichkeit der Bilder.**

Aber auch der metaphysische Hauptgedanke der Lebensphilosophie, der Urgegensatz von Geist und Leben, findet sich bei Palágyi bestätigt und mustergültig nachgewiesen. Es gehört zu den bedeutendsten Entdeckungen seines biologischen Forschens, das alle (auch die außermenschlichen) Lebensvorgänge ein zeitlich verfließendes stetiges Geschehen darstellen, das (nur im geschichtlichen Menschen) unterbrochen und gegliedert wird von den Pulsstößen unzusammenhängender zeitloser Bewußtseinsakte. Selbst dem Nichtfachmann wird einleuchten, daß Palágyis Auffassung der Lehre vom Bewußtsein als einer „Pulslehre“ zählbarer Bewußtseinsakte unabsehbarer Perspektiven eröffnet.

* In „Naturphilosophische Vorlesungen“ und „Wahrnehmungslehre“ (mit einer Einführung von Klages), erschienen bei J. A. Barth, Leipzig, 1925.

** Im III. Bande des Hauptwerks von Klages „Der Geist als Widersacher der Seele“.

Schon diese eben kurz gekennzeichneten Forschungsergebnisse würden genügen, Palágyi den großen entdeckerischen Geistern zuzuordnen. Es steht aber noch aus, von seinen womöglich noch gewaltigeren Eroberungen seiner Weltmechanik zu berichten. Eine naturwissenschaftliche Lebenslehre wiederzufinden, war bekanntlich bereits ein Hauptanliegen des ersten deutschen Kulturrevolutionärs, nämlich Goethes. In gleicher Kampfstellung, wie Goethe gegen Newton (und Kant), aber in weit umfassenderem Angriff, als ihn Goethe je planen konnte, gelingt es Palágyi, die mechanistisch-kausale Weltauslegung des gräkojudaischen Denkens zu zertrümmern. In Anwendung des (ebenfalls bereits von Goethe und der Romantik wieder aufgenommenen) Urgedankens der Polarität entdeckt Palágyi die polare Zusammengehörigkeit von Raum und Zeit: der Raum wird stetig ein anderer im zeitlichen Strömen, die Zeit entfaltet sich und erscheint in immer neuen Räumen. Als mathematisches Symbol für den solchergestalt „fließenden Raum" findet Palágyi das vierachsige Koordinatensystem, in dem sich der dreidimensionale Raum auf einer vierten (Zeit-)Achse fortbewegt.

Damit ist Palágyi der erste europäische Wissenschaftler, der nicht dem alten Irrtum des logozentrischen Denkens verfällt, die Welt als ein atomistisch aufgebautes und mechanistisch bewegtes totes Sein zu deuten, sondern — an Heraklit anknüpfend — die Wirklichkeit als ein Werden und lebendiges Geschehen aufzufassen und — zu erweisen. Diese kopernikanische Entdeckung, niedergelegt 1901 in der Schrift „Neue Theorie des Raumes und der Zeit" * wurde 1905 von Einstein aufgegriffen und unter Verschweigung des Namens ihres Finders zu jener „Relativitätstheorie" verbogen und verdorben die es für einige Zeit zu schwindelhaftem Weltruhm gebracht hat.

Zur Rettung des schöpferischen Kerns seiner Lehre hat Palágyi mit seiner denkwürdigen Rede** auf dem 85. Naturforschertag in Wien jede Art von naturwissenschaftlichem Relativismus vernichtet und zugleich einen noch weiterreichenden Neugedanken seines weltmechanischen Systems ans Licht gestellt. Es bedeutet die grundsätzliche Überwindung der Newtonischen Physik, wenn Palágyi, mit jedem Monismus brechend, das gesamte Geschehen der physischen Wirklichkeit herleitet aus

* Wiederabgedruckt in dem Nachlaßband „Weltmechanik" bei J. A. Barth, Leipzig, 1925.

** „Die Relativitätstheorie in der modernen Physik", nachzulesen im Nachlaßbande „Zur Weltmechanik" (J. A. Barth, Leipzig, 1925).

der Wechselwirkung zwischen dem Aether als dem ruhenden Träger erregender Impulse und der Materie, in der diese Impulse als Bewegungen erscheinen. Die Grundbegriffe der bisherigen Physik (einschließlich der „Kausalität") kranken daran, daß sie nur die tote Materie, den entseelten Rest der in Wahrheit garnicht gegenständlichen, sondern geschehenden Wirklichkeit, zu fassen bekommen. Nur ein wieder die volle Wirklichkeit umfassendes weltmechanisches System wie dasjenige Palágyis, das auf der Doppelpolarität von Zeit und Raum und von Aether und Materie beruht, konnte die Schwierigkeiten, unter denen die alte Physik heute leidet, beheben und die notwendige Umgestaltung der physikalischen Grundbegriffe herbeiführen.

Unter den hohen kahlschäftigen Kiefern des Darmstädter Waldfriedhofs trägt ein schmaler Grabstein die fremdklingende Inschrift: „Melchior Palágyi". Wohl niemand in Darmstadt weiß mehr um das gewaltige Leben, das hier in deutscher Erde schläft, und keiner ahnt, daß dieser Name, engverknüpft mit der deutschen Geisteswende, einst auferstehen und in weithinhallendem Klang die Größe seiner europäischen Bedeutung offenbaren wird. Das Grab ist vergrast und ungepflegt. Windgefegte welke Blätter haben sich in den wirren Efeuranken verfangen. Selten, daß eine Manengabe dies Grab schmückt und aus dem Leuchten lebendiger Blumen ein Widerschein der Feuer strahlt, die dieser Tote, die Geister entzündend und erhellend, in der Seele trug.

Als wir einst im Wartesaal des Frankfurter Hauptbahnhofs zusammensaßen und über Wesen und Sinn, Geschichte und Verfall Ungarns sprachen, da wurde Palágyi von einer leidenschaftlichen Wallung durchtobt, wie sie in solch elementarer Gewalt uns Nordländern fremd ist. Alles um sich her vergessend und mit den herrlichen dunkelglühenden Augen durch Dunst und Wände in unausdenkliche Ferne blickend, so, als messe er die weltumspannende Macht seiner Gedanken am tötlichen Schicksal seiner Steppenheimat, sank sein Antlitz in die schützende Hand; und während ein lautloser Weinkrampf den alten Mann schüttelte, hörten wir die Klage, die er heiß flüsternd hervorstieß: „Ich bin der letzte große Ungar!"

Er, der 1914 in einem dalmatischen Badeorte vom Kriegsausbruch überrascht, im letzten überfüllten Gästezug einen Mitfahrenden ohrfeigte, weil dieser sich weigerte, einer Dame seinen Sitzplatz zu überlassen, — er, der eine Stunde lang, immer tiefer erglühend, von jener brandenburgischen Kurfürstin, der Begründerin der Berliner Akademie,

sprechen konnte und mit den Worten abbrach: „Wenn sie nicht schon seit dreihundert Jahren tot wäre, so könnte ich mich förmlich in sie verlieben", — ja er war in jeder Faser seines feurigen Wesens ein Ungar.

Dennoch war Deutschland sein Schicksal, so wie umgekehrt aus den eingangs dargelegten Gründen Palágyi zu unserem Schicksal gehört und seine wichtigsten Bücher nach Gehalt und Form immer zu den wertvollsten Kostbarkeiten des deutschen Schrifttums zählen werden.

Ob heute in seiner ungarischen Heimat sein Gedächtnis noch lebendig ist, wissen wir nicht. Doch möchten wir es vermuten nach einer einzigen leidenschaftlichen Klage wie der folgenden, die vor zehn Jahren der Dichter Bela Telekes unter der Überschrift „Ungarischer Ruhm" dem Genius des Dahingegangenen nachgesungen hat:

„Deiner Worte Blitze scheuchten
Finsternisse vor sich her,
Und wir sahen ferne leuchten
Ew'ge Wahrheit, unvernichtbar. —
Mag die Nacht dein Wort verschlingen,
Deine Stimme nie mehr klingen,
Weltgeheimnis, einmal sichtbar,
Hüllt uns nun kein Nebel mehr.

Licht aus unserm Blut entzündet,
Mußtest andern Völkern scheinen.
Wenn sie dich im Grab beweinen
Und zum Chore ungeheuer
Deines Ruhmes Kunde schwillt,
Schweigt dein Ungarn, noch erblindet,
Doch der Tag wird einst erfüllt,
Da dein Volk erwacht, geklärt,
Stolz in deines Geistes Feuer
Seiner Götter Glanz verehrt."

Was ist eine Nation?

Von Hasso Härlen

Zu dieser Frage, möchte mit dem Folgenden ein Reichsdeutscher das Wort nehmen, der im Reiche lebt, der sich selber aber mit Stolz einen Auslanddeutschen nennt, weil er im Auslande geboren wurde und dort seine Jugend verbrachte. Nun muß er inmitten der Binnendeutschen fast täglich neu empfinden, daß ihn das Erlebnis der aus-

landdeutschen Jugend von denen unterscheidet, unter denen er jetzt lebt. Unbewußt oder nur halb bewußt nahm er in seiner Jugend Erfahrungen in sich auf, die nicht haben kann, wer nie mit Fremdvölkischem und Fremdstaatlichem in Berührung kam. Die Tatsache, daß solche Erfahrungen da sind, trat später ins Bewußtsein. Sie wurde Ursache des Stolzes, Auslanddeutscher zu sein, weil ja eine jede Erfahrung den Menschen reicher macht.

Wenn gefragt wird, was eine Nation sei, so wird doch keine Antwort erwartet, die in allgemeingültiger Weise eine erschöpfende Begriffsbestimmung des Wortes „Nation" gibt. Eine Nation ist etwas Wirkliches, und nichts Wirkliches läßt sich begrifflich erschöpfend bestimmen. Man kann immer nur irgendwelche besonders einprägsamen aus der Fülle der Merkmale auswählen, wenn man sagen will, was eine Nation ist. Wir wollen deshalb überhaupt keine Bestimmung des Begriffs Nation geben, sondern wir wollen an einem wirklichen Beispiel die Merkmale der Nation aufzuweisen suchen. Das Beispiel aus der Wirklichkeit wird für uns die deutsche Nation sein, nicht nur, weil sie uns am nächsten liegt, sondern auch, weil unter den Deutschen die größte Mannigfaltigkeit hinsichtlich der nationalen Zugehörigkeit besteht.

Die gestellte Frage soll also so beantwortet werden, daß gesagt wird, wer als der deutschen Nation zugehörig betrachtet werden muß. Wir Deutschen haben in der grundlegenden Frage der Minderheitenproblematik immer den Standpunkt vertreten, daß das Bekenntnis entscheidend sei. „Deutscher ist, wer Deutscher sein will" — diese These war und bleibt der Ausdruck der deutschen Auffassung. Selbstverständlich darf hier der Wille nicht in äußerlicher Form verstanden werden. Man wird also nicht behaupten dürfen, daß die Vielen, die aus irgendwelchen Zweckmäßigkeitsgründen den Einbürgerungsantrag stellten, nach ihrer Einbürgerung nun als Deutsche im Sinne der deutschen These anzusehen seien. Man will noch lange nicht Deutscher sein, wenn man die Vorteile der deutschen Staatsangehörigkeit genießen möchte. Der Wille, Deutscher zu sein, kann vielleicht nur im Sinne eines leidenschaftlichen und zu Opfern bereiten Willens verstanden werden. Es kann nur der Wille gemeint sein, am deutschen Schicksal teil zu haben.

Wenn wir also begriffliche Festlegungen treffen wollten, dann würden wir sagen, die deutsche Nation sei eine Willens- und Schicksalsgemeinschaft. Wir würden damit zugleich eine Unterscheidung vom

deutschen Volke als einer Blut- und Sprachgemeinschaft getroffen haben. Die Unterscheidung ist selbstverständlich auch nur begrifflich, nicht wirklich; doch kann sie zu weiterer Klärung dienen, wenn man sich bewußt bleibt, daß all diese Begrifflichkeiten die Wirklichkeit nur in sehr unvollkommener Weise wiedergeben. Wenn wir die Vorstellungen „Nation" und „Volk" einander gegenüberstellen, dann zeigt sich auch hier wieder eine begrifflich nicht faßbare Mannigfaltigkeit der Verschiedenheiten. Mit der Vorstellung „Volk" verbinden wir den Gedanken eines ursprünglichen Treueverhältnisses zu dem Führer. Man spricht ja von Volk in sehr viel weiterem Sinne (es sei etwa an den Ausdruck „Kriegsvolk" oder „Fußvolk" erinnert). Das deutsche Wort ist von viel größerem Vorstellungsreichtum als das notwendigerweise strengere Fremdwort Nation. Das ist nur ein Beispiel; es könnten leicht noch ganz andere Gegensätze aufgezeigt werden, die sich mit dem Vorstellungspaar Volk — Nation einstellen.

Wir haben als Merkmal für die Zugehörigkeit zur deutschen Nation den Willen und die Bereitschaft herausgestellt, am deutschen Schicksal teil zu haben. Einen Mann, der aus Begeisterung für Goethe oder Richard Wagner deutsch spricht, in Deutschland lebt und Deutschland als seine geistige Heimat bezeichnet, obgleich er ursprünglich einem nichtdeutschen Volke und Staate angehörte, werden wir deshalb nicht ohne Bedenken der deutschen Nation zuzählen. Denn die Begeisterung für Goethe und Wagner ist noch lange nicht Teilhaber am deutschen Schicksal. Aber wer als Deutscher im Auslande die deutsche Not leidet, wer für sein Deutschtum kämpfen und Opfer bringen muß, der gehört damit der deutschen Schicksalsgemeinschaft an, wenn auch seine staatsbürgerliche Gewissenhaftigkeit verbietet, sich mit der deutschen Nation eins zu fühlen. Kein Deutscher in der Welt ist ja enger mit dem deutschen Schicksal verbunden, als der, der im Kampf für sein Deutschtum steht!

Rundschau

Die Stephan-Ludwig-Roth-Schar. Es erscheint mir auf den ersten Blick ein wenig gewagt, in einer Zeitschrift wie dem „Klingsor" über unsere St.-L.-Roth-Schar zu sprechen. Denn was wir im Winter mit unserer Arbeit in Stadt und Land begonnen haben, das ist ja nur ein bescheidener Anfang. Vom Herausgeber dieser Zeitschrift aufgefordert, habe ich mich entschlossen, einiges aus unserer Schararbeit zu erzählen und es damit auch weiteren Kreisen unseres Volkes zugänglich zu machen.

Als im Herbst des verflossenen Jahres das Arbeitslager in Großschenk unter ungeheurer Beteiligung der Bevölkerung der Umgebung seinen festlichen Abschluß fand, da stand der Winter vor der Türe. Das Großschenker Arbeitslager hat, wie wohl kaum ein anderes, die ganze stattliche Gemeinde mitergriffen, so daß sich auch die Bevölkerung zahlreicher an unserer Arbeit beteiligte, ja am letzten Arbeitstag da erhielten wir aus der Gemeinde einen Zuwachs von rund 200 Mann. Der Funke hatte gezündet und das Feuer der Begeisterung begann Flammen zu schlagen. Freilich wird damals wohl in manchem die Frage aufgetaucht sein: Wird das auch weiterhin brennen? Wird es auch weiterhin einen ordentlichen Schein geben, dieses Feuer, oder wird mit dem Lagerabschluß alles wieder zurücksinken in die alte Nacht?

Diese Frage bedrückte uns, nicht nur angesichts der Kameraden, die nun das straffe Lagerleben wieder verließen, sondern auch besonders angesichts der Gemeinden, in denen die einzelnen Lager gearbeitet hatten.

Wir hatten unsere Arbeitslagerpflicht getan. Wir hatten die Fackel geworfen. Nun gingen wir wieder auseinander. Aber schon kurze Zeit nach dem Lagerabschluß erhielten wir Aufforderungen aus mehreren Gemeinden, darunter aus solchen, in denen ein Arbeitslager gewesen war, wir sollten nun aber auch weiterhelfen. Irgendwie über den Winter die Arbeit in diesem Geist weiterführen und vertiefen.

Zunächst wußten wir nicht, was zu tun sei. Aber klar war uns dies Eine: der Ruf muß gehört werden. Es muß etwas getan werden. Freilich waren wir uns über die Art der Weiterarbeit noch nicht klar.

In erster Reihe sollten Gemeinden irgendwie betreut werden, die abseits liegen und keinen Pfarrer haben. Körperliche Arbeit kann im Winter nicht geleistet werden, aber eine andere Arbeit ist genau so wichtig und tut dringend not: die seelische Stärkung und Kräftigung der Gemeinden.

Das war uns zunächst einmal klar geworden: Was im Sommer an körperlicher Arbeit in den Arbeitslagern geleistet wird, das muß nun im Winter an seelischer Vertiefung geleistet werden.

Aber wie? Und von wem?

Eines Tages erschien unser Großschenker Lagerführer Fritz Cloos bei mir und sagte: „Hier muß etwas geschehen. Arbeite einen Arbeitsplan aus, ich will dasselbe tun und dann stecken wir einmal die Köpfe zusammen und sehn was dabei herauskommt."

Gesagt, getan. In kurzer Zeit war der Entwurf für unsere Schar fertig. Wir gingen damit zu Herrn Pfarrer Wilhelm Staedel und legten ihm unsere Pläne vor. Pfarrer Staedel begrüßte sie aufs wärmste und versprach, uns in allen Dingen zu unterstützen. Wir baten ihn, er möchte uns als geistiger Berater ständig zur Seite

stehn. Freudig sagte er zu und plötzlich im Gespräch rief er: „Wißt ihr, wie eure Schar heißen soll?" Wir hoben erwartungsvoll die Köpfe. „Stephan-Ludwig-Roth-Schar für Christ-Deutsche Aufbauarbeit."

Dieser Name blieb. So entstand unsere St. L. Roth-Schar. Ihr Name sagt klar was sie will, dies nämlich: Christliche und Deutsche Aufbauarbeit leisten in unserem Volk und zwar durch religiöse und deutsch-völkische Erziehung und Vertiefung. Dafür sollen Bibelstunden, liturgische und Hauptgottesdienste in den Gemeinden gehalten werden. Es sollen zweitens völkische Stunden angesetzt werden. Die Gemeinden sollen gestellt werden vor die ernste Pflicht, die damit vor uns aufgerichtet wird. Es sollen weiterhin besondere Jugendstunden stattfinden und schließlich sollen sich in offenen Singstunden Alt und Jung finden und sich das Herz erquicken an deutschem Gesang aus unserer besten Zeit.

Die Scharkameraden aber sollen einzeln in den Bauernhäusern untergebracht werden und dadurch nicht nur einen unmittelbaren Einblick in die Wirtschaft unseres sächsischen Bauern erhalten (von der der Städter keine blasse Ahnung hat), sondern auch am prasselnden Herdfeuer oder am Tisch beim einfachen Bauernessen den Weg zum Herzen unseres Bauern finden.

Um die Arbeit in Angriff nehmen zu können, bedurfte es geschulter Kameraden. Denn es ging nicht an, etwas zusammenzureißen, um „die Sache zu schmeißen". Davon konnte hier gar keine Rede sein. Hier mußte saubere und zuverlässige Arbeit geleistet werden. Das Beste war uns gerade gut genug für unsere Bauern. Es dürfte vielleicht am Platze sein, hier etwas über die Zusammensetzung der Schar zu sagen. Nur wenige Kameraden kann sie naturgemäß umfassen. Es sind vorläufig zehn. Fünf Jungen und fünf Mädchen und zwar: Lehrer, Kaufmann, Arbeiter, Theologe und Beamter, in letzter Zeit gehört noch ein Bauernbursche dazu. Von den Mädchen: Lehrerin, Kinderwärterinnen, Erzieherin u. a.

Wie sieht nun die praktische Arbeit dieser Schar aus? Mit einfachen, dürren Worten will ich es sagen. Am Samstag nachmittag fahren wir los. Auf der Bahnhaltestelle erwarten uns die Schlitten oder Wagen und dann geht es oft noch stundenlang durch das verschneite Land.

Um 8 Uhr beginnt der Gemeindeabend, der sich in einen heiteren und ernsten Teil gliedert. Wir beginnen immer mit dem heiteren Teil (sächsische Gedichte und Lieder), weil wir dadurch gleich den Weg zu den Herzen der Zuhörer finden. Nach einer kurzen Pause folgt der ernste Teil, eingeleitet durch ein gemeinsames Lied. Ein kurzer, eindringlicher Vortrag füllt diesen zweiten Teil des Abends, der mit Abendlied und Nachtspruch geschlossen wird.

Nachher sitzen die Scharkameraden mit ihren Hausleuten wohl noch ein Stündchen um den Herd bei einem heißen Tee und besprechen, was uns Deutsche alle bewegt. Sonntag vereinigt uns der Gottesdienst wieder. In den Gemeinden die keinen Pfarrer haben, wird er von unseren Scharkameraden besorgt. Nachher versammeln wir die Dorfjugend zu einer kurzen Jugendstunde.

Nach dem Mittagessen findet für Männer und Burschen die völkische Stunde statt, für Frauen die Frauenstunde, für die Mädchen die Mädchenstunde und schließlich werden auch die Schulkinder beschäftigt. Dies alles findet zu gleicher Zeit in verschiedenen Räumen statt.

Eine offene Singstunde vereinigt uns wieder.

Und als Abschluß und Abschied von der Gemeinde findet eine Abendandacht in der Kirche statt. Je nach der Jahreszeit, Advent oder Passionsandacht. Alte, deutsche Weihnachts- und Passionslieder geben dieser schönsten Feier den wunderbaren Goldgrund und Rahmen .....

Dies ist in rohen Zügen die Arbeit der St.-L.-Roth-Schar auf dem Lande. Was ich hier aufzeichnete ist natürlich nur dürres Astwerk. Das lebendige Grün muß man erleben auf den Fahrten selbst. So haben wir schon zahlreiche Gemeinden besuchen können.

Für das Wirken in der Stadt hat sich die St.-L.-Roth-Schar vergrößert. Hier ist es besonders das Laienspiel, das im Mittelpunkt ihrer Arbeit steht. Laienspiel, nicht wie es heute oft aufgefaßt wird, auch hier bei uns: Dilettantenspiel. Laienspiel ist etwas grundsätzlich anderes.

So hat sie in der Leidenszeit ein Passionsspiel eingeübt und fuhr damit auch auf die Gemeinden des Burzenlandes hinaus.

Hier auf diesen Fahrten erlebten wir wahrhaftig, was Gemeinschaft, was Laienspiel heißt. Da war nicht Kaufmann, da war nicht Lehrer oder Handelsangestellter, sondern da war Freund, Kamerad, Bruder!

Weitere Pläne liegen der Schar vor und harren der Ausführung.

Ich will nur einen herausgreifen: Im Sommer soll im Rahmen einer großen Jugendfeier auf der Marienburg „Der Niebelunge Nôt", das Nibelungenlied im Laienspiel von der St.-L.-Roth-Schar aufgeführt werden. Es ist zum großen Teil wörtlich aus der Edda übernommen und soll ein machtvolles Bekenntnis sein.

Die St.-L.-Roth-Schar hat ihre Arbeit aufgenommen und wird sie weiterführen in dem Geist, in welchem ihr großer Führer, dessen Namen sie trägt, gewirkt hat: Sie will ringen um die Verlebendigung unseres evangelischen Glaubenslebens und sie will mit aller Macht unser Volk aufrütteln Arnold Roth

Die vierte Schülerolympiade ist in Mediasch abgehalten worden in den Tagen vom 19. bis zum 22. Mai. Die Stadt hatte festliches Aussehn. Die Häuser waren beflaggt, die Fenster geschmückt. Die Bevölkerung nahm warmen Anteil an allen Veranstaltungen. Sie machte das Fest der Jugend zu ihrem eigenen. Das war das Schönste daran. Und noch etwas. Es war das erstemal, daß Banater Schüler daran teilnahmen. Das gab ihr ein ganz besonderes Gepräge. Sie trat aus dem engen Rahmen einer sächsischen Veranstaltung heraus und wurde zu einer Angelegenheit des Gesamtdeutschtums unseres Vaterlandes. Noch mehr wäre dies zum Ausdruck gekommen, wenn auch die Beßarabier dabei gewesen wären. Angemeldet waren sie, mußten aber leider auf Anordnung des Ministers in letzter Stunde abdepeschieren. Hoffentlich sind sie zum nächstenmal in Bistritz mit dabei. Dann wird der Gedanke der Zusammengehörigkeit unserer deutschen Stämme noch nachhaltiger wirken als diesmal und ein besseres Stück vorwärtskommen als durch hundert schöne Zeitungsaufsätze.

Das Fest wickelte sich reibungslos ab. Seinen Höhepunkt hatte es in der eindrucksvollen Weihestunde am Denkmal Stephan Ludwig Roths, wo der Rektor der gastgebenden Schule, Dr. Folberth, in begeisterter Rede unsern Helden feierte und die Vertreter der Schülerschaft das Grab mit Eichenkränzen schmückten.

In den turnerischen und sportlichen Wettkämpfen zeigten sich die Schüler von der besten Seite. Es wurde mit Ernst und Hingabe um die Palme des Sieges gekämpft und man konnte auf allen Gebieten beachtenswerte Leistungen sehen. Und eine besondere Freude hatte man an den gesunden, durchgebildeten und sonngebräunten Körpern der Jungen und ihren leuchtenden, zukunftsfrohen Augen.

Großen Zuspruchs erfreuten sich die Wettbewerbe in Vortragskunst und Musik. Der Andrang dazu war so groß, daß man die Gedichtvorträge im letzten Augenblick in die Kirche verlegen mußte. Die musikalischen Darbietungen fanden aus Gründen der Durchführbarkeit trotz ebenso starkem Besuch im Festsaale der Schule statt. Auch hier gabs, auf beiden Gebieten, zum Teil künstlerisch recht hochstehende Leistungen. Die Zuhörer gingen freudig mit, man fühlte die heilige Hingabe der Sprecher und Spieler an die hohen Aufgaben der Kunst.

Auf verhältnismäßig weniger hoher Ebene standen die schöngeistigen Arbeiten und die geistes- und naturwissenschaftlichen Abhandlungen. Auch die Zahl der Bewerber war hier recht klein. Das mag wohl damit zusammenhängen, daß die Schüler heute übersättigt sind vom Lernstoff aller Art und nur sehr schwer zu geisteigener Arbeit kommen. In der Musik geben sie wieder, hier müßten sie schaffen.

Während der ganzen Zeit des Festes waren Malereien und Zeichnungen ausgestellt, Lichtbilder und Modellierarbeiten, und verschiedene Gegenstände der Handfertigkeit. Auch hier gabs viel Schönes und Sehenswertes.

Alles in allem, die Olympiade gab eine treffliche Schau über die Arbeit eines jungen Geschlechtes an Geist und Körper. Gustav Schuster

Neue Bücher und Schriften

Lichter in der Zeit. Kurze Geschichten gesammelt und herausgegeben von Hans Dittmer, Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen. Preis kart. 3.60 Mk. geb. 4.80 Mk. Manche glauben, daß in unserer Zeit der Hochöfen und der Flugzeuge, der Radioantennen und Wirtschaftskriege das christliche Erlebnis endgültig versunken sei. Fünfundsechzig in diesem stattlichen Band vereinte Geschichten, die von Tauchern und Fliegern, von Dichtern, Denkern und Soldaten, von Studenten, Arbeitern und Bauern erzählt, aus hervorragenden Büchern, aus Briefen und Zeitungen gesammelt wurden, bezeugen das Gegenteil. Ein Licht von dem ewigen Lichte fällt aus jeder dieser Geschichten auf unsern grauen Alltag mit seinen Fabriken und Bergwerken, seinen Schützengräben und Wolkenkratzern, seiner Unrast und Not. Neben dem gottergebenen Bauern, der sein urwüchsiges Leben auf der Scholle führt, steht der junge Krieger, der in der Nähe des Todes den Atem des Herrn der Geschichte spürt, neben dem von Gott ergriffenen Arbeiter der vom Schöpfer zur Verkündigung des Sinnes der Welt berufene Dichter, neben dem von der Tiefe der Urwahrheit beseeligten Denker der kühne sich in der Hand des Ewigen wissende Flieger. Männer, wie die Weltflieger von Gronau und Hans Bertram, wie die Forscher D. Sorge und Ernst Schäfer, wie die Dichter Erich Dwinger, Ernst Wichert, Hans Frank, Paul Ernst und Felix Timmermann und unser Heinrich Zillich bekennen sich hier neben vielen Stimmen aus dem Volke zu der ewigen Wahrheit. Wo das Leben in seinem ganzen Ernst, in seiner ganzen Kühnheit, in seiner ganzen Tiefe aufsteht,

da steht der Mensch vor Gott. Der Bürger freilich, der hinter seinen Scheuklappen von materieller Sicherung und ideologischem Vorurteil einhergeht, weiß auch nichts von solchem freien Bekenntnis. Ihm bricht die Welt zusammen, wenn ihm diese Stützen verloren gehen. Doch aus den Trümmern entsteht eine neue Welt. Einen Blick in das Werden dieser Welt gewährt uns dieses Buch.

Dr. Ernst Jekelius

Thomas von Aquino: Summe der Theologie. Herausgegeben von Dr. Joseph Bernhart, 2 Bände. (Kröners Taschenausgabe Bd. 105) in Leinen geb. Mk. 4·— pro Band).

Die blauen, flexibeln Bändchen von Kröners Taschenausgabe sind uns noch aus der Zeit des Siegeszuges der Naturwissenschaften bekannt, da man sich der Entschleierung der Welträtsel nahe glaubte. Die aufklärerischen Schriften von Häckel und Darwin fanden durch diese Ausgaben reiche Verbreitung. Die Tage, die ein schreckhaftes Ende fanden, sind vorbei. Die Bücherei erlangt durch die mustergültige, wohlfeile Ausgabe von Auswahlbänden aus christlichen Standardwerken neuerdings Bedeutung und Aktualität. Neben eine feine Auswahl aus dem Werk des Taschristen Sören Kierkegaard, neben eine schöne Ausgabe wesentlicher Lutherschriften, neben eine Auswahl aus Augustins Bekenntnissen und Gottesstaat tritt nun eine volkstümliche Ausgabe von Thomas von Aquinos Summe der Theologie. Aus den sechsunddreißig Bänden dieses Meisterwerkes der Scholastik des großen Kirchenvaters der katholischen Kirche hat der bedeutende katholische Denker Dr. Joseph Bernhart das zusammengetragen, was uns heute zumeist angeht. Der erste Band enthält die Gedanken über das Wesen Gottes und die Schöpfung, der zweite, vor dem Erscheinen stehende Band wird sich mit dem Menschen und seinem Heil befassen, wobei auch die uns heute so sehr beschäftigenden Mächte, wie Recht, Staat, Gesellschaft, Sitte, ihre Behandlung finden werden. Durch ein erleuchtendes Vorwort, durch eine gründliche Einleitung, Inhaltsangaben, Überleitungen und Anmerkungen bringt uns der Herausgeber den Kern des Werkes des hervorragenden Kirchenmannes nahe. Wer die Tiefe und Weite katholischer Weltanschauung wirklich kennen lernen will, greife zu diesem Werk, das auch heute noch von der katholischen Kirche als sinnvollste Darstellung ihres Glaubensgehaltes angesehen wird.

Dr. Ernst Jekelius

Else Ernst: Begebenheiten im Rosenmond. Roman. Paul Neff Verlag, Berlin 1934.— Dem Novellenband „Das Spukhaus in Litauen", mit dem die Witwe des Dichters Paul Ernst im vergangenen Herbst die Freunde der Dichtung überraschte, läßt sie jetzt einen Roman folgen — wiederum eine Überraschung! Wie im Spukhaus erfreut auch in dem neuen Buch die glückliche Mischung der fraulichen Eigenart mit dem Einfluß und dem Widerklang der Meisterschaft von Paul Ernst. Die Fabel des Buches von Frau Ernst erinnert in manchem an den kleinen Roman „Grün aus Trümmern" des Mannes. Was bei Paul Ernst zum Gegenwartsroman wurde, in dem das Geschehen der letzten zwanzig Jahre durchleuchtet und das ausgesprochen wird, was der deutsche Mensch des werdenden Reiches unausgesprochen und tastend gefühlt hat, das wird bei der Dichterin zur zeitlosen Erzählung. Die Bindungen und Bedingungen unserer Zeit fallen weg; was Frau Ernst erzählt, hat die Allgemeingültigkeit des Märchens, aber auch seine Ferne und Weltentrücktheit.

Märchenhaft schön und märchenhaft unwirklich ist die Geschichte von dem Erben, dessen Erbe zerronnen ist und ihm durch das geliebte Mädchen wieder zufließt. Ganz und gar nicht märchenhaft, sondern sehr wirklichkeitsnah ist aber die Grundlage des staatlichen Geschehens, das sich um diese Liebesgeschichte rankt. Darin spürt man den Geist des gestorbenen Dichters, daß seine Frau mit selbstverständlicher Sicherheit die notwendige Wirklichkeit des Staates darstellt: das Verantwortungsbewußtsein des Staatsoberhauptes, das über dem Gesetz steht und das wie ein Gott den Schlechten ebenso wie den Guten zum höheren Zweck verwendet. Jeder hat seine Aufgabe, jeder ist wertvoll, wenn er an seinem Platze steht — diese geistig freie und kühne Weisheit des Dichters Paul Ernst spricht auch aus dem Buche von Else Ernst. Es spricht aus ihm die Einsicht in die höhere Wirklichkeit der göttlichen Ordnung, für die Regen und Sonnenschein gleich notwendig, gleich gut und gleich schön sind.

Hasso Härlen

Mia Munier-Wroblewska: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Roman aus dem Banat. Verlag Eugen Salzer, Heilbronn. 154 S. Preis geb. 3 Rm.

Die bekannte baltische Dichterin hat vor einiger Zeit die Gebiete der deutschen Minderheiten des Südostens besucht. Es ist offenbar zu Studienzwecken geschehen und die Besuche haben literarische Früchte getragen. Eine Kostprobe liegt vor in diesem Banater Roman. Es ist kaum nötig darüber zu sprechen, daß der Roman gut geschrieben und fesselnd zu lesen ist. Die Verhältnisse des Banates, das nun auf drei Staatsgebiete zerrissen und zerteilt ist, sind geschildert, wie sie sich dem deutschen Besucher darbieten, der einige Wochen im Lande weilt und mit Verständnis den völkischen Problemen nachgeht. Der Kenner merkt freilich, vor allem an Einzelheiten, daß die letzte Verbundenheit mit Land und Leuten fehlt; im Banat gibt es z. B. keinen ungarischen Mädchennamen Wlasta, ungarische Orts- und Familiennamen können nicht in polnischer Rechtschreibung auftreten und dgl. Das Geschehen des Romans ist gruppiert um das Leben und Erleben eines Schwabenmädchens, das als Waise im Haus des reichen Bauern heranwächst, durch den Widerspruch der Zieheltern auf den einzigen Sohn des Hauses verzichten und einen ungeliebten madjaronischen Beamten heiraten muß. In dieser verfehlten Ehe verliert sie sich einmal an den katholischen Priester, einen Typus des Geistlichen, der, selber halber Schwabe, die Schwaben zu Madjaren machen will. Die Frucht des Fehltrittes der Frau, ihr einziger Sohn, wird Lehrer und greift, unter der Mutter bewußtem Einfluß, kräftig ein in die Deutschtumsbewegung im Banat. Das Buch schließt mit dem Ausblick auf den starken Anstieg dieser Bewegung unter den Schwaben.

Hans Lienert

Ernst Wurm. So lange die Erde steht. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1934. Was uns vorerst interessiert: der Autor ist ein Deutscher aus Rumänien, wahrscheinlich aus dem Altreich. Der Roman, den er als Erstlingswerk vorlegt, spielt bei uns zu Lande und schildert den Kampf zwischen den gesunden Kräften des Volkes, die sich in einer patriarchalisch-mächtigen Dorfrichtergestalt beinahe mythisch verdichten, und der oberflächlichen, verstandhaften und seichten Macht der Stadt, die den gewaltigen Bauer wohl verwunden, aber nicht fällen kann. Ein Thema also, das nicht neu ist, aber bemerkenswert angepackt wurde. Dieser Ernst Wurm hat Begabung, doch fehlt ihm noch viel, um sie rein hervortreten zu lassen.

Vor allem ein inneres und wirklich lebendiges Verhältnis zur Sprache. Ein Satz, wie dieser: „Eine, die gern mit ihm ginge ... verführt ihn beinahe zur Naturhandlung ...“ ist blutloses Zeitungsdeutsch. Das Geschehen wird oft seitenlang wie ein Bericht hingeschluddert. Zahlreiche tote Stellen werden dann wieder unterbrochen von wenigen dichterisch belebten Episoden; man legt das Buch unbefriedigt weg und erwartet doch mit einiger Hoffnung reifere und tiefere Arbeiten des Verfassers.

Heinrich Zillich

G. Tutoveanu. Gedichte. Auswahl. In's Deutsche übertragen von A. Flachs. 1934. — Der rumänische Dichter Tutoveanu wird von der rumänischen Kritik unter die Semănătoristen, d. h. die Mitglieder jener Strömung gerechnet, welche ihr Haupt in O. Goga sieht und eigenständige, von ausländischen Einflüssen freie Dichtung anstrebt. Es überwiegt die vaterländische Note; rumänisches Land und rumänischer Bauer sind auch hier die Hauptthemen.

Was den Übersetzer anbelangt, so muß betont werden, daß Flachs schon früher das Verdienst hatte, in einer Anthologie dem deutschen Leser eine Vorstellung von der rumänischen Lyrik des 18. und 19. Jahrhunderts zu geben. Das frühere wie auch das vorliegende Werk sind unbedingt als Kulturleistungen zu würdigen. Sie sind allerdings nur ein Anfang, denn künstlerisch sind diese Übersetzungen nicht immer genügend durchgearbeitet.

A. Heltmann

Sextil Puşcariu. Deutsche Kultureinflüsse auf das Rumänische Volk. Verlag W. Groman, Jena und Leipzig 1933, 23 Seiten. — Dieser Vortrag, den Prof. Puşcariu im Rumänischen Seminar der Berliner Universität gehalten hat, hat erklärlicherweise gedrängte Form und kann also nicht viele Einzelheiten bringen. Er gibt aber eine ausgezeichnete Übersicht und neue Gesichtspunkte, wie sie eben nur ein so hervorragender, alle Einzelheiten beherrschender Forscher bieten kann.

Das ältere Rumänentum hat deutsche Kultureinflüsse durch die siebenbürger Sachsen erfahren. Sachsen waren als Künstler beim Bau rumänischer Kirchen im Altreich tätig. Sachsen haben die ersten rumänischen Texte gedruckt und übersetzt.

In der lateinischen Renaissance des Siebenbürger Rumänentums macht sich deutscher Einfluß selbst in Sprachformen kenntlich „Anotimp“ ist nach den deutschen „Jahreszeiten“ geformt usw.

Selbst im 19. Jahrhundert, das den starken französischen Einfluß auf das Rumänentum erfährt, besteht der deutsche Einfluß: in Musik, Oper, Theater und Dichtung. Ebenso in Technik und bildender Kunst. Der Erbauer der großen Donaubrücke, Saligny, ist ein Deutscher. Sehr schön beantwortet dann Puşcariu die Frage in welchem Verhältnis Eminescu zum deutschen Geist steht.

Virgil Tempeanu. Sărmanul Enric. (Der arme Heinrich) übersetzt 1932. — Eine Übersetzung, geschmückt auf dem Titelblatt mit dem Bild des mittelalterlichen Ritters. Der Übersetzer bietet eine getreue und wohlklingende Übersetzung, die an sich, im besonderen aber von unserer Seite, Anerkennung und Dankbarkeit verdient; umsomehr ist Tat und Name des Autors zu merken, als er auch die Gudrunsage ins Rumänische übersetzt hat.

A. Heltmann

Kurt Erich Rotter. Die letzte Leidenschaft. Roman. 168 Seiten. Augartenverlag Wien-Leipzig. — Ein Roman aus unserer heutigen Jugend; ein Spiegel dessen, was in den jungen Herzen lebt und in die Welt äußerer Ereignisse drängt. Wie aus dem

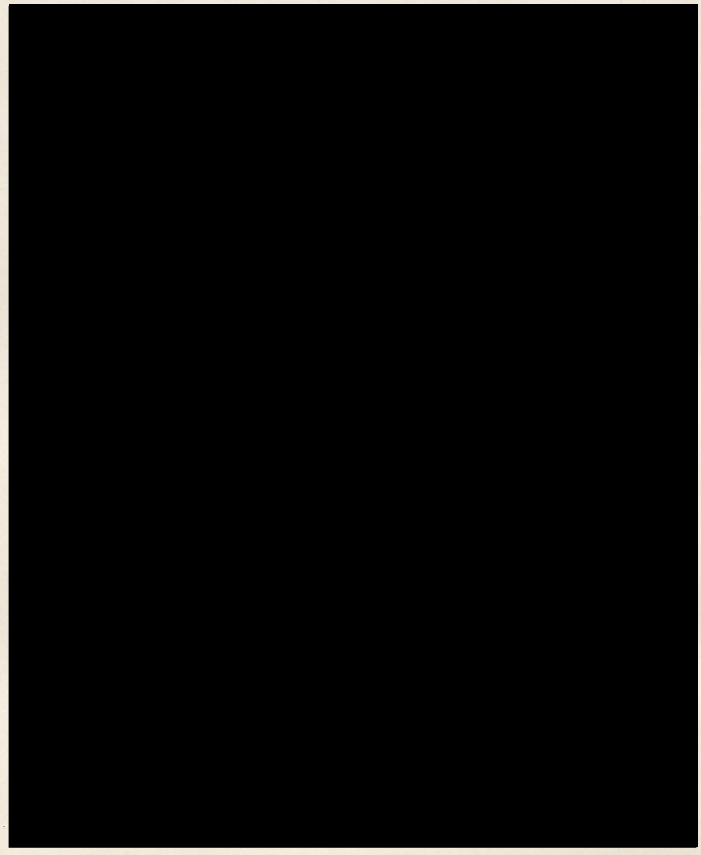
Kinde der Mann wird; wie das Knabenhafte ins Männliche wächst; wie Drang und Sehnsucht nicht dem andern Geschlechte gilt, sondern einerseits Halt und Führung sucht in vorbildlicher, kernhafter, heldischer Haltung des reiferen Kameraden, andererseits darnach strebt in echtem Führertum reiner Freund und Lebenshelfer zu sein. Bei solcher Haltung ergibt sich als „letzte Leidenschaft" die Liebe zu den Bergen und ihrer Bezwingung im Sommer und Winter. Wie aus der Umgebung der Kleinstadt und der staubigen Schulluft die Jungen hinausdrängen und wie sich ihnen die Berge erschließen bis zum Absturz des Führers im Karwendelgebirge nächst Innsbruck, — das ist der Inhalt dieses aufschlußreichen, mit feiner Einfühlung und spannend geschriebenen Romans. Hans Lienert

Josef Winckler. Der Großschieber. Ein Roman mit Kommentaren. Brunnen-Verlag (Willi Bischoff) Berlin. Geb. Rm. 5— Josef Winckler, schon aus dem Weltkrieg bekannt, aus Rich. Dehmels Kreise kommend, hat sich durch seine scharf zugreifende, rücksichtslos kennzeichnende und glänzend darstellende Kunst mit einer Reihe viel beachteter Bücher einen guten Namen gemacht. Der vorliegende Roman ist abgeschlossen worden im März 1933 „nach vierzehnjähriger Verwilderung in der Stunde des Aufbruchs". Er ist eine scharfe, fast karrikierende Schilderung der Zustände in einer ruhigen rheinischen Gartenstadt, in die ein schwindelhafter Großschieber einbricht und mit allen Mitteln verbrecherischer Korruption seine kulturschänderischen Geschäfte „tätigt". Es ist viel bissige Kritik in dem Buch und fast erschreckend wirken die grellen Bilder des deutschen Lebens, besonders der stark verjudeten „vornehmen" Gesellschaft, die in der Nachkriegszeit Deutschland an den Rand des Verderbens zerrte. Man atmet auf, wenn man wieder aus dem Bann dieses Buches treten darf, — und fragt nachdenklich: „wars wirklich so?" Und dann stimmt man gerne ein in des Dichters Hoffnungswort, daß diese Welt mit dem Aufbruch 1933 endgiltig gestorben sein dürfte. Hans Lienert

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Wir lassen heute wieder zwei unseren Lesern schon bekannte junge heimische Dichter zu Wort kommen: Georg Maurer und Arnold Roth, auf die besonders hingewiesen sei. Der Kronstädter Musiker Walter Schlandt ist schon einmal bei uns hervorgetreten, ebenso Julius Bielz, der verdiente Ehrenkustos des Brukenthalischen Museums in Hermannstadt. Die anderen Mitarbeiter sind bekannt. In der Rundschau erscheint diesmal keine Chronik der letzten Ereignisse, weil in den Tagen des Redaktionsschlusses für dieses Heft Geschehnisse zu verzeichnen waren, deren Auswirkung auf unser Volk erst nach einiger Zeit richtig abgeschätzt werden kann. Solange konnten wir aber mit dem Erscheinen des Heftes nicht warten. Die Betrachtung der Lage wird im Augustheft erfolgen.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Getragen von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Fritz Kimm, Zeichnung

Atelier O. Netoliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
11. JAHR AUGUST 1934 HEFT 8

Pflügender Bauer

Von Heinrich Zillich

Er hebt den Sterz und drückt die Schare ein.
Die Rosse schnauben. Dunkel quillt der Grund.
Und was er denkt, das ackert er hinein,
denn Gott ist nah und sieht auf seinen Mund.

Und wenn er flucht, gerät die Furche krumm.
Und wird er träge, springt der Pflug heraus.
Nur wenn er dient der Scholle grad und stumm,
streckt sich der Ackers Fruchtleib wartend aus.

Drum lobt er Gott mit jedem Schritte sehr
und keucht doch mühsam unter dem Gericht
und schreibt ins Erdreich Zeil um Zeile schwer
ein flurenbreites heiliges Gedicht.

Der Sommer

Von Heinrich Zillich

Frühling und Herbst sind die Jahresbogen, die Frucht und Tod verbinden. Die eine Brücke hebt, noch weiß beschneit, das Leben aus der Erstarrung. Hebt es in steiler Wölbung an das Ufer einer anderen Welt, durch die das stürmische Grün der Erneuerung leuchtet. Die andere Brücke in linder Biegung ruht mit einem Ende im Gebüsch der Ernte, schwingt sich frei und bunt in den Raum, gleitet nieder in Schnee und Regen, durch die wir nicht hindurchblicken können, denn der Schwaden des Nebels hüllt die Fernsicht.

Dem Schwarz der Brache und dem Weiß der Unfruchtbarkeit ist der Winter treu. Er kennt keine Wandlung. Den Lebensschlaf deckt der Helm des Todes. Grausamer funkeln die Sterne, bleiern warten die Wolken. Doch wenn durch Tage der Schnee, ruhlos und schwer

fiel, als sei der Himmel eingebrochen, glänzt manchmal die Sonne in einem endlosen Blau, das vom Wiederschein des Sommers nachgedunkelt hat.

Er beginnt im Grün, er endet im Grün, der Sommer. Sinkt seine Macht, so leuchtet das Grün noch fort in röllich erwachter Trockenheit, bereit, sich in die Farbenglut der Verwesung zu versprühen. Wo er antrat, rufen die Früchte, frühe Beeren in Wald und Busch, seine Reife aus. Und Reife krönt ihn, wenn er dem Herbst Raum läßt und ihm die Butte des Winzers und den Korb des Gärtners überreicht. Ernte ist sein Gesang und Ernte tönt er noch weit hinein in den September und Oktober.

Beeren, Gemüse und all das zählbare Gut des Bodens und der Sträucher wird rot und saftig, wenn er kommt. Und geht er, so trommeln die Birnen und Äpfel den Marsch dumpf in das schwarzgrüne Gras der alternden Wiese. Dazwischen aber rauscht sein größtes Geschenk, das niemand zu zählen vermag, das wir bündeln und dreschen, heben und mahlen, das wir schlagen und sicheln in einer über die Länder hinwogenden Schlacht der Übernahme und Beute. So ungeheuer umragt uns seine Freigebigkeit. Sie trägt die Farbe der königlichen Ehre, gelb und das rostbraune Gold des Reichtums. Sie ist trocken wie das blonde Haar schöner Frauen. Und ist zugleich ein Meer, in dem der Wind Wogen aufwirft. Rauh fühlt sich die Frucht an. Reiß' die Grannen vom Korne, lasse es tanzen auf der Handfläche. Hart ist die Reife hier von übermächtiger Schöpferkraft, die in jedem Korn ruht und es glasig und spitz formt einem Geschoß gleich, das Leben verschießt und in seiner Winzigkeit alle Ährenfelder der Welt birgt.

Wo wir solche Ernte hielten, sehen wir durch die Stoppeln dankbar den Boden, dem wir niemals entrinnen. Flurenbreit lag das Getreide darüber. Mit jedem Sensenschritt legten wir ihn frei und sehen nun beides vor uns, die Ernte und den Schoß der Ernte, während wir den Wetzstein aus der Scheide ziehen und das alte Gebet des Sensenschleifens in den glühenden Sommertag senden, den das Dengeln beschließt und das Sausen der Pferde am Mühlwehr. Hier ist des Sommers breiteste Heimstatt, hier im Felde und am Saume des Getreides, wo die Mohnblumen brennen. Hier verschränkt er seine bloßen Arme hoch über dem Lande. Er brütet, sagen die Menschen, denn stockende Hitze ist sein Segen. Ferne erklingen die langen ein-

förmig-tiefen Töne der Druschmaschine. Und auf den Wegen schwanken die Erntewagen wie Elefanten. Manchmal schiebt er mit der Schulter ein Gewitter über den Horizont, bläst die Regentropfen im Sacke der Wolken zu Millionen Hagelkernen um, schleudert den Blitz und läßt ihn sich zweigen wie einen Baum, stürzt Wetter und Teufel über das Land, mitten hinein in seine eigenen Gaben, sinnlos grollend in Donnern, daß nun verdirbt, was er geschaffen. Wallt ihm Staub entgegen von den Straßen, stößt ihm das Gebet der Schnitter an die stahlblaue Stirn, so löscht er sie aus mit der Flut des Wolkenbruchs.

Doch die dauernden Hochwasser liebt er selten; an den Abenden geht er einsam bei den Bächen vorbei, schüttelt die feuchten Äste hier und da. Hält den Atem an, wenn ihn ein Lied erreicht, legt die Hände unter das Haupt und verstummt. In seinen geöffneten Augen zuckt der Sternschnuppen lautloser Sturz.

Die Frühe hebt er aus Feuern empor, die mitleidlos sengen in weißer Glut. Der Wind ist verbannt, das Wasser verdampft, ehe der Mittag naht und der Feldbäume Schatten wie eine Scheibe handspannenweit um den Stamm dunkelt. Trinke das Dulden in dich, Ast und Blatt, rege dich nicht, schließe die Augen, Blume, und du, Mensch, der den Krug an die Lippen hebt! Niemand blickt dem Sommer ins Mittagsauge, nur der Blinde, der die köstliche Abendweite nicht sieht, wo der Atem sich löst und die Nacken der Schnitterinnen müd in die Arme der Knechte sinken.

Auch auf den Bergen liegt er und der Meere Strand lacht er an, nimmt einige Wolken, zerfetzt sie in kleine schneeige Tüchlein. Die tanzen wie Flocken um ihn. Und sind jählings zergangen. In die Landstraßen stößt er seinen Stock wirbelnd hinein, daß sich der Staub daran emporkreiselt, und schwingend im Summen der eigenen Hitze schüttelt er den Mantel des Staubes ab, zieht das Wasser zu sich aus dem nächsten See herauf, schlägt nieder mit der Faust Sturm und Sturzflut und glättet den Spiegel aufs neu, färbt das graufe Mordwasser blau und blickt bis zum Grund, wo die Algen seinen Sonnengruß spüren und schweifend sich dehnen und biegen im Flirren der Fischschwärme.

Dann geht er durch die Wälder, die seinen Schritt hören und die Blätter leise heben, damit er darunter vorbeischreite. In Tränen duftet das Harz an der Tannenrinde. Der Vogel ruht im Geäst, das Wild blinzelt im Gebüsch. Mücken hängen in Schleiern um sein Haupt.

Milder ist seine Herrschaft, sind die Felder leer. Da steht er verträumt in den Gärten, deren Schatten sich wieder dehnt. Einen Kranz von rotgeflecktem Efeu trägt er um die Stirne, wenn er sein letztes Feuer dem Herbste schenkt: nimm es und färbe die Trauben damit! Und ist hinter den Bergen entschwunden, über denen ein fernes Wetterleuchten noch zuckt und nicht mehr zu uns findet.

Der Zigeunerhund

Von Otto Alscher

Die Ahorne oberhalb der Quelle geben nur mehr ein kleines Fleckchen Schatten. Die abfallende Wiese flimmert vor Sonne, darüber hinaus aber Täler, Wald, in die Tiefe steigende Bergrücken und fern Felder an Hängen mit kleinen Blockhütten.

Ich esse und lausche in das mittagsstille Land. Von unten kommt der tiefe volle Klang von Herdenglocken, nun Stimmen links, dann tauchen sie auf, eine Reihe holztragender Zigeuner, Weiber und Burschen, gebückt unter der Last Fallholz. Es sind nicht die ansässigen Dorfzigeuner, sondern wandernde Zeltzigeuner, an den Silbermünzen in den Haaren, den bunten Kleidern der Weiber erkennbar. Sie blicken herauf, sehen mich, grüßen aber nicht, sie sind ja niemand untertan, ihr freies, ungebundenes Wandern läßt sie die Seßhaften verachten und gibt ihrer freiwilligen Verfemung Stolz und Abweisung.

Hinter den Zigeunern schleicht einer ihrer Hunde nach. Ein magerer, langbeiniger Köter, das weiße Fell struppig und schmutzig.

Die Zigeuner verschwinden rechts den Weg weiter in dem Wald. Der Hund aber hat einen Augenblick angehalten, nur zögernd schleicht er weiter, wittert gierig herauf, nun hält er wieder, dann, statt seinen Besitzern zu folgen, wendet er sich oberhalb des Weges ins Gebüsch.

Sogleich weiß ich, was der Hund vorhat. Und richtig, nach einer Weile höre ich ober mir ein leichtes Rascheln, dort, im Gebüschrand steht der Hund und lugt herüber.

Ich rühre mich nicht. Dann merke ich, daß der Hund bis zu den Ahornbäumen herangeschlichen ist, wo er hinter einem Stamm lauert. Obwohl er sehr hungrig sein mag, wagt er es doch nicht sich frei zu zeigen und zu betteln.

Einen Lammsknochen, der von meiner Mahlzeit übrig geblieben

ist, aufnehmend, schleudere ich diesen bis in die Nähe des Tieres. Mit erschrecktem Knurren fährt der Hund davon, doch macht er eine Schwenkung, erfaßt den Knochen und verschwindet damit im Gebüsch.

Es dauert nicht lange, so ist der Hund wieder da. Nun ist er etwas mutiger geworden, versteckt sich nicht mehr, umkreist mich von weitem, sobald ich aber eine Bewegung mache, hält er mißtrauisch an.

Ich nehme einen der Knochen, zeige ihn dem Hunde und pfeife. Er duckt sich, zu raschem Sprung und Zugreifen bereit, wedelt nicht, bleibt weiter fremd und wartet nur. Ich werfe den Knochen seitwärts des Hundes ins Gras.

Erst bis ich mich wieder abwende, schleicht der Hund hin, nimmt den Knochen auf und verschwindet damit im Gehölz.

Ob sich der Hund soweit heranwagen wird, um sich die in meiner Nähe liegenden Mahlzeitreste zu holen? Ich zünde mir eine Pfeife an und warte ruhig; der Sucher meiner Taschenkamera ermöglicht es zu sehen, was hinter mir vorgeht, ohne, daß ich mich umdrehen muß.

Der Hund ist wieder da. Vorsichtig pürscht er sich näher, immer wieder mißtrauisch wartend, findet er etwas, so nimmt er es leise auf, kriecht wie ein Dieb davon und ist bald wieder da. Schon hat er sich so weit näher gewagt, daß er seitwärts von mir etwas aufnehmen kann. Einmal aber merkt er, daß ich ihn anblicke, da fletscht er stumm die Zähne, aber seine Augen sind voller Angst.

Bald hat er alle Reste aufgefressen, da hole ich aus dem Rucksack das letzte Stück Brot hervor, lasse nur etwas Wurst übrig, und werfe es ihm zu.

Es ist seltsam. Was ich ihm zuwerfe, sieht er nicht als Gabe an, er nimmt die Bissen erst auf, wenn ich nicht hinschaue und schleicht dann, als habe er etwas Gestohlenes in Sicherheit zu bringen. Dieser Hund hat scheinbar nie erfahren, daß ein Mensch ihm etwas gerne gibt — oder hat er es von seinen Besitzern gelernt, alles was er tut und sich nimmt, als verboten zu betrachten?

Nun habe ich nichts mehr zu verteilen, der Hund wird mich jetzt wohl bald verlassen. Aber er schleicht noch immer in meinem Rücken herum, darum wende ich den Kopf und sage zu ihm: „Geh nachhause, ich kann dir nichts mehr geben!“

Verstanden hat er es scheinbar nicht, denn er setzt sich entfernt nieder und wartet ruhig, bis er glaubt, daß ich mich nicht mehr um ihn

bekümmere. Da schleicht er sich wieder vorsichtig heran und ich merke, daß er es auf den Rucksack abgesehen hat.

Nun will ich etwas versuchen. Ich lagere mich so, daß der Rucksack im Bereich meiner rechten Hand ist und tue, als würde ich schlafen. Lange Zeit vernehme ich nichts, dann ein leises Knistern, der Hund schleicht sich wie ein Fuchs an. Nun ist es wieder still, gewiß will er sich überzeugen, ob ich wirklich schlafe. Jetzt knistert es wieder ganz nahe, Papier raschelt neben mir, eine Schnalle klirrt — blitzschnell werfe ich mich herum, ein Griff, und ich habe den Hund beim Nacken.

Ich halte ihn so, daß er nicht beißen kann. Der Hund schreit voll Todesangst, sucht sich zu befreien, doch kommt er nicht los. Ich spreche ruhig auf ihn ein, streichle ihn, er sträubt sich noch immer, doch sein Heulen wird schwächer, geht in ein Winseln über. Wie ich ihn dann hinter den Ohren kraule wird er ganz still, doch merke ich, daß er nur auf die Lockerung meines Griffes lauert, um zu entwischen.

Ich nehme die Wurst und halte sie ihm vor. Er greift nicht danach, winselt nur ungeduldig. Bis ich ihm die Wurst zwischen die Zähne zwinge und langsam freigebe.

Der Hund bleibt noch immer auf dem Boden gedrückt liegen, nun merkt er, daß er nicht mehr gehalten wird, in der geduckten Haltung kriecht er weiter, richtet sich langsam auf und schleicht davon, wie noch immer von der Angst gebannt, von der Meinung befangen wieder zurückgeholt und festgehalten zu werden.

Doch der Hund verschwindet nicht im Gebüsch. Er schleicht unschlüssig am Waldrand entlang, als wisse er nicht, wohin er sich wenden soll, als sei ihm jede Orientierung verloren gegangen. Nun bleibt er auch eine Weile sitzen, schaut zu mir herunter, bellt anklagend auf, setzt seinen Kreis wieder fort, als suche er noch immer nach einem Weg, den er nicht finden kann.

Der Hund ist verwirrt. Es ist, als wäre ihm seine bisherige Weltanschauung genommen, als wären ihm all seine Erfahrungen mit den Menschen umgestürzt, habe er durch mein Streicheln, mein Füttern etwas Neues kennen gelernt, das so gewaltig auf ihn einwirkt, daß er es noch immer nicht erfassen kann.

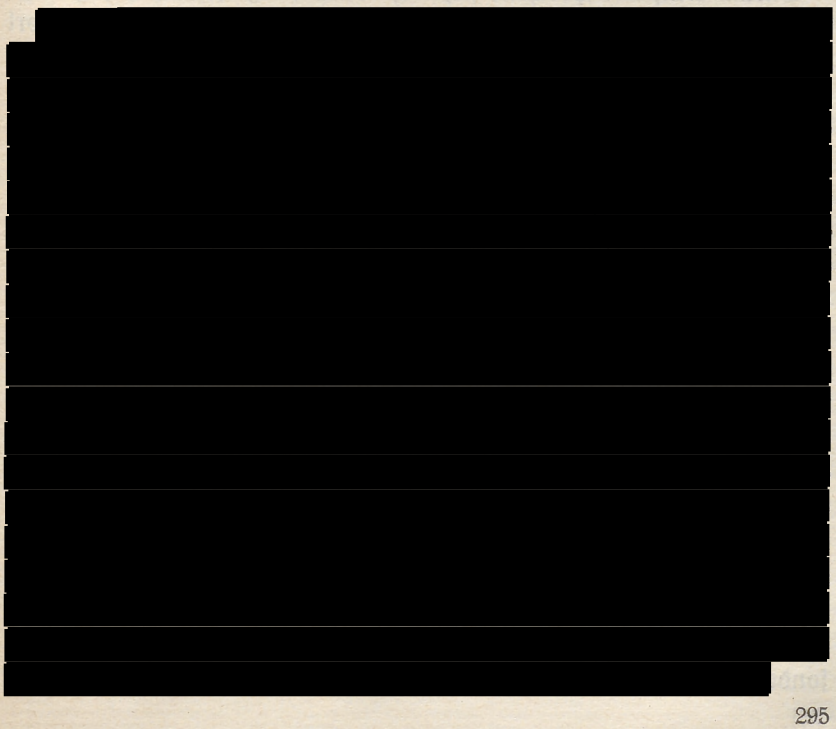
Ich erhebe mich, um meinen Weg fortzusetzen. Ob mir der Hund folgen wird? Nein, er bleibt wieder sitzen als habe er sich noch immer nicht zurechtgefunden, als sei es ihm noch immer ungewiß, was ich

für ein Wesen bin, das ihn in der Gewalt hatte und doch nicht schlug, ihm sogar noch Gutes tat. So lasse ich den Hund auf der Wiese zurück.

Nach einer halben Stunde komme ich zum ersten Dorf im Tale. An seinem Rande liegt eine Siedelung von Zigeunerzelten. Schon blicken mir Erwachsene und Kinder mißtrauisch nach, bellen mich einige Hunde an. Und unter diesen auch der Hund von der Waldwiese, den ich fütterte, den ich streichelte. Aber er scheint mich nicht mehr zu kennen, gleich den anderen Kötern kläfft er mir nach, der Hund hat sich wiedergefunden, er hält wieder an seinen bisherigen Erfahrungen fest, ich bin ihm der Anderrassige, der Feind, mit dem er nichts gemein haben will, den er abwehrt, um ihm die trennende Linie zwischen sich und mir zu beweisen. Jene freiwillige Grenze, die auch seine Herren, die Wanderzigeuner stolz und zufrieden mit ihrer Welt sein läßt.

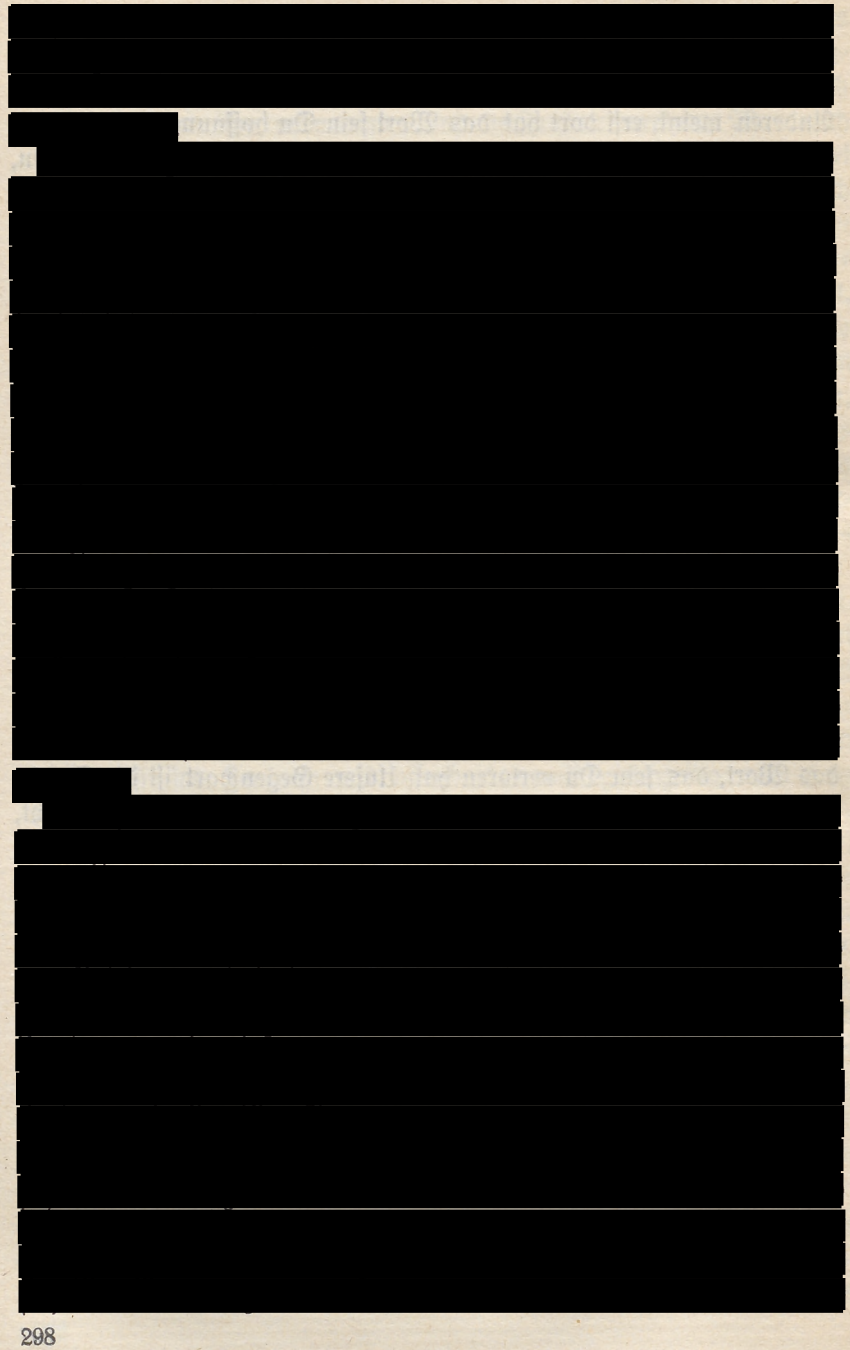
Das Wort ohne Du

Von Erwin Reisner

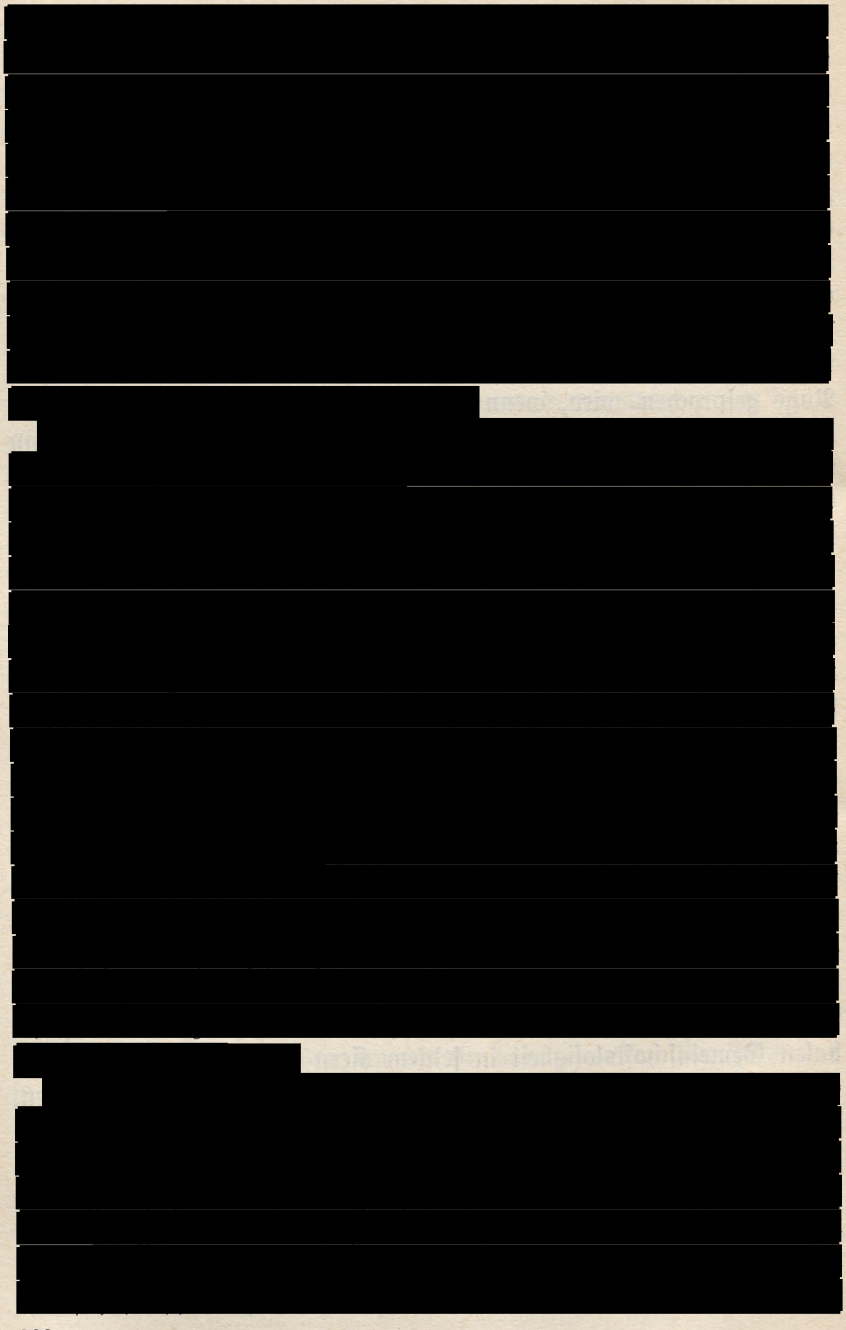


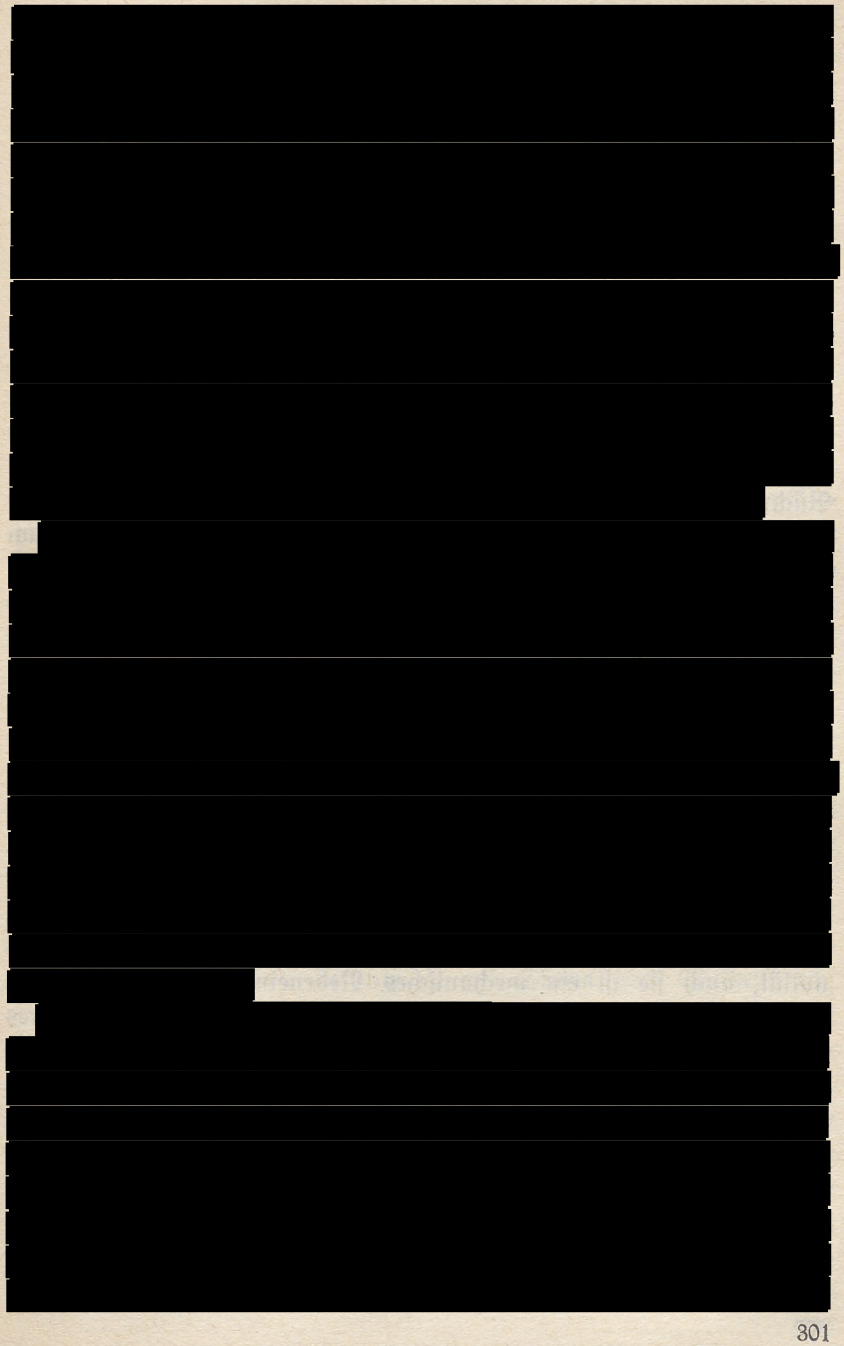
















Wetterzauberei

Von Julius Teutsch

Wie der Glaube des Urmenschen an ein Jenseits schon in der Eiszeit ihn bestimmt haben mochte, seine Toten in liebevoller Weise in die Erde zu betten und ihm die Werkzeuge und Waffen, sorgsam angeordnet mitzugeben, ebenso hat er sich in vorgeschichtlicher Zeit über Himmelserscheinungen seine Vorstellungen gemacht, worüber uns Griechen und Römer unterrichten und vieles sich in Gebräuchen, Sprüchen, Redensarten, Flüchen und Schimpfworten, in Zaubereien und Heilmitteln erhalten hat bis zum heutigen Tage. So wie in allen Ländern und bei allen Völkern, so auch bei allen Bewohnern des Burzenlandes. Wenn sengende, drückende Hitze und Trockenheit im Tiefland die Saaten zu vernichten drohen und Menschen und Tiere nach Abkühlung lechzen, Quellen und Bäche versiegen, oder wenn an anderen Orten durch anhaltenden Regen den Früchten auf und in der Erde Verderben droht, wenn ein Ungewitter mit unheimlich schwarzen Wolken heranzieht, mit Sturm und Wolkenbruch, mit Hagel, Blitz und Donner Menschen und Tiere verängstigt oder gar tötet, wenn oft Felder und Dörfer von Wassermassen überflutet werden, dann wird durch Bittgänge und Gebete, durch Zeichen, Kundgebungen, Zaubereien, Beschwörungen, Drohungen, Besänftigungen und Beschwichtigungen der Zorn der Götter und der entfesselten Geister abzuwehren oder wenigstens zu mildern versucht. Die Götter konnten es allen Menschen nie recht machen, bald war zu wenig, bald zu viel Regen, in beiden Fällen waren die Saaten gefährdet und so haben die Menschen, vor allem die Priester und

Zauberer gegen Geld und gute Worte das Wettermachen versucht und in vielen Fällen den Erfolg mit einem guten Geschäft abgeschlossen. Nicht nur in den Balkanländern, sondern auch im Norden Europas, in Mitteldeutschland, Bayern, Schlesien, Österreich-Ungarn, Rumänien finden wir analoge Erscheinungen.

Regen

Wer kennt nicht den grünen Laubfrosch als Wetterfrosch im Gurkenglas mit der kleinen Holzleiter? Wieviel erstaunte Kinderaugen haben sich weit aufgetan, wenn der junge Laubfrosch mit seiner kühlklebrig sich anfühlenden Haut am nächsten Morgen oben auf dem Leiterchen stand und schönes Wetter andeutete? In älterer Zeit war vielerorts die Ansicht verbreitet, das Frösche mit dem Regen auf die Erde herabgekommen seien. In der Broser Gegend geben Zigeuner, nach mündlicher Mitteilung meines Freundes Karl Haldenwang, beim Ziegelschlagen einen Frosch oder eine Kröte in eine Kiste, damit schönes Wetter bleibe. Aus Mediasch wurde der „Kronstädter Zeitung" vom 19. Juni 1858 berichtet: Ein Pröbchen klassischen Aberglaubens. Die Trockenheit und Hitze der jüngsten Vergangenheit wurde von einigen Unverständigen, die nichts von Meteorologie wissen, dem Umstande zugeschrieben, daß die hiesigen Ziegelmacher einem Lurch einen Laib Brot als Speise vorgelegt und ehe dieser Lurch es nicht verzehre, werde kein Regen erfolgen.

Manche glauben an Teufelskünstler, welche die Witterung in ihrer Gewalt hätten und Hagelwetter über diesen oder jenen Hattert führen oder Überschwemmungen und Düre machen könnten. In einem Bericht des Schirkanyer Pfarrers Samuel Barbenius vom 16. Oktober 1789 über den Aberglauben in Siebenbürgen finden wir erwähnt, daß im Jahre 1777 im Frühjahr eine trockene Witterung während des Aufbaus der Parochie in Schirkanyen war und das Volk den Maurermeister verdächtigte, für seine Arbeiten beständig gutes Wetter gemacht zu haben. Die Dorfbewohner hatten einst den Ziegelmachern in der Gemeinde den Tod geschworen, wofern die trockene Witterung anhalte, worauf ein fruchtbarer Regen fiel.

Bei den asiatischen Ureinwohnern Nepals, den Newars hat sich ein Froschkultus entwickelt. Die Frösche wurden als Gehilfen der Priester bei der Regelung der Regenverhältnisse betrachtet. Das Hauptfest der Frösche war am 7. Oktober. Als Ort hiezu wurde ein Sumpf

gewählt, wo sich Frösche aufhielten. Ein Newarpriester brachte nach sorgfältiger Reinigung des Gesichtes und der Hände in fünf Messingschalen Reis, Blumen, Milch, Zinnober (?), Weihrauch und Wasser dar und betete dabei: Heil Dir, Porameswara (gemeinsame Ehrung für Frösche und andere Newar-Gottheiten) empfange diese Gaben, sende rechtzeitig Regen und segne unsere Ernten.

Frösche dürfen nicht belästigt werden.

Bei den Bergjuden im Kaukasus ist Semirei der Gott des Regens, des Donners und des Blitzes. Bei Dürre fasten sie den ganzen Tag und beten zu Semirei, daß er Regen „batmanweise" (eimerweise) sende, während die Kinder mehreremale um den Kirchhof herumlaufen und Semirei anrufen. Während dessen haben einige Weiber Frösche gefangen und ihnen seidene Kleidchen angezogen. Das ist ein gottgefälliges Werk und der Frosch, der ohne Wasser nicht leben kann, vereinigt sein Flehen um Regen mit den Bitten der Menschen.

Es wird regnen: Wenn man einen Ameisenhaufen zerstört oder wenn Ameisen wandern, ebenso wenn die Bienen böse sind oder rasch nach Hause kommen. Das Marienkäferchen (Hergotisken) ist ein Wetterprophet. Hält man es auf der Hand und es fliegt fort, wird gutes Wetter, will es nicht fliegen, schlechtes, fliegt es gegen Morgen, regnet es. Man sagt: Sticht dich zur Zeit der Heuernte eine Wespe, so mußt du dich beeilen, das Heu unter Dach zu bringen, denn es kommt Regen. Die Spinnen scheinen eine besondere Empfindlichkeit für Wetterwechsel zu haben, daher sie seit alten Zeiten als Wetterpropheten betrachtet worden sind. Schon Plinius erwähnt die Spinne als solche und dieser Glaube hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten. Neben der Kreuzspinne gilt die Haus- oder Winkelspinne für die beste Wetterprophetin, in Deutsch-Kreuz heißt sie „de Wadderspann" (die Wetterspinne). Wenn im Herbst lange Fäden in der Luft schweben, sagt man: det Wadder bleiwt noch gat, „de Wadderspann spannt" (das Wetter bleibt noch gut, die Wetterspinne spinnt). Als Wetterpropheten gelten auch die Gelsen, wenn sie an warmen Abenden in Schwärmen spielend fliegen. Nach Einigen sollen sie schönes Wetter anzeigen, nach Andern den Regen. Auch die Leuchtkäfer zeigen den Wetterwechsel an. Ein sächsischer Aberglaube ist es, wenn man sagt: Wie das Wetter in den zwölf Tagen von Weihnachten bis zum Dreikönigstag ist, so ist es nachher in den zwölf Monaten des Jahres. Man sagt bei uns, wenn sich jemand aufhänge, entstehe ein Sturm-

wind (ist germanische und slavische Vorstellung). Die Krähe beeinflußt den Regenfall, ebenso das Krähen des Hahnes. Dies kommt in den Wetterregeln des sächsischen Bauern zum Ausdruck. Wenn die Eidechse matt ist, die Blindschleiche aber besonders lebhaft Jagd auf Regenwürmer macht, ändert sich das Wetter. Wenn der Schlammbeißer, ein alter Wetterfisch, „Wettergrundel", aus dem schlammigen Grund bis nahe der Wasseroberfläche emporsteigt und unruhig Luft schnappend hin und her schwimmt, so darf man bestimmt Regen oder Gewitter erwarten. Schlechtes Wetter steht bevor, sobald Roßkäfer sich am Abend überaus rege tummeln, oder Hornissen deutlich ihr Gebrumme ertönen lassen. Wenn Fliegen träge an der Stubendecke hängen, Grillen ihr Gezirpe einstellen, Wegschnecken schon bei schönem Wetter zahlreich umherkriechen, Bremsen das Vieh stark verfolgen, Regenwürmer über dem Erdboden erscheinen, die Hausspinne ihren Hinterleib nach außen stellend im Winkel sich verkriecht, ist mit nahendem Regen zu rechnen. Star, Pirol, Kiebitz, Buchfink verfügen über besondere Regenrufe. Schwalben fliegen vor einem Regen knapp über dem Erdboden, sagt das Volk, in Wirklichkeit jagen sie nach Fliegen und Käfern, die matt am Boden, Planken, Hütten und Häusern sich niedergelassen haben.

Auf das Wetter bezügliche Gebräuche der Rumänen des Dorfes Peşterea (Törzburg) — nach einer Mitteilung des Herrn A. Prox, Assistent am Burzenländer sächsischen Museums in Kronstadt:

Bei langanhaltender Dürre oder Regen werden auf Verlangen des Volkes von der Geistlichkeit Wallfahrten organisiert. Wallfahrtsorte sind: die kleine Kapelle in der Eremitenhöhle (Colţul lililor), sowie das Kreuz auf dem Gipfel des kleinen Königstein. Letzterem wird besondere Wirksamkeit zugeschrieben.

Bei langanhaltendem Regenwetter müssen 7 Witwen in einem Tuche (Gewebe, Leinen o. ä.) den Regen „einfangen" (das Tuch wird von allen 7 Teilnehmerinnen angefaßt und ausgespannt, bis es vom herabströmenden Regen naß ist), um ihn darauf unter Hersagen besonderer Zauberformeln zu begraben. Dieser Brauch wird heute nur noch äußerst selten ausgeübt und dürfte bald eingehen, da die Jugend ihm wenig Verständnis entgegenbringt.

Ein Ungewitter wird von einem Grundstück oder Hause weggebannt, wenn man eine Axt in die Erde schlägt oder ein Messer davor steckt. Im Juni 1934 sah ich, wie meine Dienstmagd in den Hof lief und ein Küchenmesser mit Kraft in die Erde stieß.

In Manduria wird bei großer Dürre eine Prozession unter Beteiligung sämtlicher geistlicher Korporationen veranstaltet, wobei ein Bild des heiligen Petrus vom Flusse Bevagno nach Manduria getragen wird. Die Teilnehmer hängen sich große Steine und Kreuze an, tragen Dornenkronen auf dem Kopfe und andere Marterwerkzeuge. In den Händen halten sie große Zweige von Wacholder und Mastix. Während des 5—6 Stunden andauernden Umzuges werden Litaneien und Gebete hergesagt.

Um das Wasser zur Erzeugung von Regenwolken zu veranlassen, warfen die Huzulen einen Mohnkopf in einen Brunnen oder in eine Quelle, die Rumänen in Siebenbürgen legen ein Grabkreuz in ein fließendes Wasser und in Frankreich werden aus Holz geschnitzte Heilige aus Kapellen oder Kirchen in eine Qelle oder in einen Teich gelegt. An manchen Orten wurden Tote ausgegraben, deren Köpfe herumgetragen und schließlich in ein Wasser geworfen. Das erinnert an die früheren Menschenopfer, die wahrscheinlich auch in Europa beim Regenzauber gemacht wurden. In Afrika ertränkt man heute noch den Zauberer selbst, wenn er keinen Regen macht. Viel heiterer klingt ein Bericht aus Java, wo — wenn alle Gebete und Opfer erfolglos geblieben sind — die Priester und die Dorfältesten, also das ganze Presbyterium, einen Bach abdämmen und darin ein Bad nehmen.

Auf den Hebriden werden vor Beginn der Feldarbeiten der Pflug und die Pferde mit geweihtem Wasser besprengt. In Schlesien und im Brandenburgischen werden in einigen Gegenden auch jetzt noch alle, welche zum ersten Male mit dem Pflug auf das Feld fahren oder nach der Aussaat zurückkehren, mit Wasser übergossen, wobei der für das ganze Jahr nötige Regen erbeten wird.

Am Ostertage werden an vielen Orten auch die Frauen begossen, weil sonst der Flachs im Jahre nicht wachsen würde, darum lassen es die Frauen willig über sich ergehen (Haltrich). Ich halte das bei uns am zweiten Ostertage übliche „Bespritzen" für einen ähnlichen, alten Fruchtbarkeits- und Regenzauber. Das „Übergießen" hat sich in der Stadt dahin verfeinert, daß man zuerst fragt, ob es erlaubt sei zu spritzen? und es dann, ohne eine Antwort abzuwarten, mit einem feinen, duftenden „Rosen- oder Kölnischwasser" behutsam tut, während die Burschen auf dem Lande ohne zu fragen mit reinem Quellwasser ausgiebig davon Gebrauch machen und dabei Krüge und Eimer benützen.

Dafür, daß das Spritzen bei uns zu Ostern ein Fruchtbarkeits- und Regenzauber war, kann ich außer durch die vorher angeführten Bräuche auch noch durch andere meine Annahme bekräftigen.

In Szent-Gericze und Umgebung im Komitat Maros-Torda findet zu Ostern unter dem Titel „Határkerülés és husvéti öntözés a Nyárádi vidéken" (Hattertumgang und Osterspritzen auf dem Nyáráder Gebiet) ein Umgang statt. Am Ostersonnabend versammelt sich die Jungmannschaft der Gemeinde am Marktplatz, wählt unter sich nach alter Gepflogenheit einen „Dullo-biztost", etwa im Range eines Stuhlrichters, einen Richter, Geschworene, Heiducken 2c., um Ordnung zu halten und an Störenfrieden die verhängte Strafe mit Haselstockstreichen durch die Heiducken sogleich vollziehen zu lassen. Gleich nach der Wahl beginnt die Prozession der etwa 30 Burschen, welche zu dem Brachfeld, das im Jahre 1894 (es war die Dreifelderwirtschaft) mit Weizen bebaut werden soll, ihre Schritte lenken. Unter Singen von Psalmliedern wird Gott gebeten, die Felder zu segnen, eine gute Ernte werden zu lassen, reichlich Regen zu spenden und dem Vieh und den Bewohnern gute Gesundheit zu geben, damit sie die Erntearbeiten verrichten können, der Allmächtige möge sie vor Hagel und Feuer durch seine göttliche Gnade beschützen. Dieser Bittgang dauert mit mehreren Ruhepausen oft bis zur Morgendämmerung, was ihnen den Namen der „Hajnalozók" eingebracht hat, was in übertragenem Sinne die in der Zeit der Morgendämmerung lebenden, meines Erachtens nach die Jugend zu bedeuten hat.

Inzwischen hat ein Teil der Jungen Tannenzweige besorgt, um die Häuser der heiratsfähigen Mädchen zu schmücken. Diejenigen, die leer ausgehen, werden nicht zum Tanz geladen und auch nicht bespritzt. Die Tannen werden mit roten Eiern und farbigen Bändern behängt.

Nun vereinigen sich beide Gruppen der Jungen am zweiten Ostertage, um die Mädchen zu begießen. Mit Zigeunermusik treten sie in den Hof eines mit Tannenzweigen geschmückten Hauses ein, in welchem sich die Töchter oder Tochter des Hauses zu tun gemacht hat in leichter Kleidung, weil sie wissen, was ihrer wartet. Die Burschen begießen sie, ja, wenn ein Brunnentrog vorhanden ist, wird sie einfach hineingelegt, bis sie vollständig durchnäßt (lucskos) ist. Darauf ruft die Hausmutter die Jungen herein und traktiert sie mit Kolatschen, Likör, Wein, gibt ihnen rotgefärbte Eier und eventuell auch Geld. Die Burschen sagen abwechselnd Feiertagswünsche und danken Gott,

daß sie diese Feiertage erleben durften, bitten ihn um den Segen für das ganze Haus und schließlich um Entschuldigung dafür, daß sie die Blume oder Blumen des Hauses begießen dürfen, damit sie nicht vertrocknen und verwelken und bitten, die Töchter Nachmittag zum Tanz freizugeben.

In Rákospalota ist ein ähnlicher Brauch, beschrieben von Novak J. Lajos. Am Ostermontag wurden die Mädchen eingesperrt, um sich für den Gottesdienst festlich anzuziehen. Die Burschen haben aber den Kirchgang nicht abgewartet und sind zeitlich früh darauf ausgegangen, ihre Angebeteten zu begießen (meglocsolni). Wenn sie das Eingangstürchen gesperrt fanden, sprangen sie über den Planken. Es kam vor, daß sie, wenn nicht anders zu den Mädchen zu gelangen war, Tür und Decke durchbrachen, und so einstiegen. Sie wurden herausgezerrt und bekamen einige Eimer Wasser, dann konnten sie sich für die Messe anziehen. Einen Eimer Wasser bekamen die alten Frauen und die kleinen Mädchen. Wenn sie den Mädchen bei dem Kirchgang auf der Gasse begegneten, so mußten sich diese die schönen Kleider ausziehen, wurden aber derart begossen, daß sie nach Hause mußten, um sich umzuziehen. Dieser starke Unfug wurde polizeilich streng verboten und der Brauch behördlich eingestellt, seit der Zeit gehen die Jungen nur mit etwas wohlriechendem Wasser „spritzen".

Am Johannistage versuchen die Burschen (beim Johannisfeuer) ein Mädchen mit Wasser zu begießen.

Bei den Griechen galt Zeus als oberster Wassergott und wurde hauptsächlich auf Bergen verehrt. Wolkenbildungen, Regen, Blitz und Donner waren seine unmittelbaren Äußerungen.

Bei großer Dürre in Griechenland ziehen Zigeunerkinder von Haus zu Haus unter Gesängen und Bitten um Regen. An ihrer Spitze befindet sich ein vollständig entblößtes, aber mit frischem Laub vom Kopf bis zu den Füßen verhülltes Kind, welches mit Wasser begossen wird. Das Kind heißt περπερία, περπερίτσα (Perperia). Bei den Germanen am Rhein und in Posen wurde ein Regenzauber ausgeübt, der dem Umherziehen der Perperia im Wesentlichen entspricht.

In Altrumänien werden bei großer Dürre nach Ostern nackte, um Hals und Lenden mit Attichpflanzen (Sambucus ebulus) umwundene Zigeunermädchen mit Wasser besprengt. Es heißt Paparuda (bulgarisch Peperuga). Dabei bitten sie um Regen, wofür sie in den Häusern

kleine Naschereien und Geld erhalten. Das Regenlied, das sie singen, lautet in dem Idiom der Muntenia (dakorumänisch) folgendermaßen:

Paparudă
Se adună
Dă ploaie
Dă ploaie
Ca să crească recoltele
Recoltele şi viile
Viile şi erburile
Erburile şi pădurile
Pădurile şi verdeţurile.

In deutscher Übersetzung lautet dies etwa:

Paparuda
Sammelt sich
Gib Regen
Gib Regen
Daß die Ernten wachsen
Die Ernten und die Reben
Die Reben und die Gräser
Die Gräser und die Wälder
Die Wälder und die Wiesen (Fluren).

Auch der Scaloian hält um die Zeit der Paparudă seinen Umzug. Doch beteiligen sich aktiv nur Kinder daran, fast ausschließlich nur Mädchen. Der Caloian, Scaloian oder Scaloi ist die Personifikation der Dürre. Es wird eine menschliche Figur aus Lehm dargestellt (bis etwa 25 cm lang) und in einen kleinen Holzsarg gebettet, der mit Blumen geschmückt wird. Auf dem Leichentuch (pânza ochilor oder obrazului) liegt der Scaloi. Um den deckellosen Sarg (iron fără pleopă) hocken die Mädchen nieder und wehklagen und jammern (jale, bocete) in herzzerbrechender Weise:

Caloiţe, Caloiţe.	Caloiţe, Caloiţe.
Dă ne doamne o ploiţă	Gib uns Herr einen Regen
A murit Scaloi	Scaloi ist gestorben
Dă ne doamne ploi.	Herr gib uns Regen.

Oder sie singen, die Weise der Totenlieder der Alten nachahmend:

Nene Iene	Nene Jene
Scaloiene	Scaloiene
Deschide portiţele	Öffne die Törchen
Să curgă ploiţele	Daß die Regen fließen
Deschide poarta mare	Öffne das große Tor
Să curgă ploile mai tare.	Daß die Regen stärker fließen.

Nun bricht der Leichenzug auf. Voran wird ein grüner, mit allerlei Flitter und bunten Bändern herausgeputzter Baumast getragen, der überall im Lande brad, d. h. Tanne genannt wird, obwohl er fast niemals einer solchen angehört. In Bustea wird ein Weidenzweig oder Akazienast (salcâm, türkisch salkym) verwendet. Der Ausdruck brad weist den Kundigen abermals zu den Südslaven.

Der Trauerzug bewegt sich nun dahin, voran, wie gesagt, der Bradträger, dann folgen Kinder mit (aus Papierlappen hergerichteten) Fahnen (slav. steag=Fahne); vor dem Sarg wird eine brennende Wachskerze (priveghetoare, vergl. slav. privideti) getragen; Jammern und Wehklagen erfüllt die Luft. Auch die Kohlenpfanne mit dem süßlich duftenden Weihrauch fehlt nicht. Befindet sich ein fließendes Wasser am Orte, so wird der Sarg mitsamt dem brennenden Licht, dem Bach oder Fluß übergeben. Die Kinder singen ihr: Caloițe, Caloițe usw. und stehen und schauen und schauen und stehen, bis der Sarg mit dem zuckenden Totenlicht in der Ferne ihren Blicken entschwindet.

Ist kein Bach in der Nähe, so wird der Sarg auch wohl in einen Brunnen oder in eine Wasserlache (Teich oder Weiher) geworfen oder regelrecht begraben.

Diese letztere Sitte leitet zu den Gebräuchen der Rumänen in Siebenbürgen herüber. Im rumänischen Tiefland in der Steppe herrscht die regenlose Zeit, die Dürre vor, hier heißt es also den Scaloi, die Personifikation der Dürre unschädlich zu machen, hier in Siebenbürgen, wo (gerade im Gegenteil) der Regen häufig im Übermaß fällt, muß das Abbild des Regens, der böse Geist des Regens symbolisch vernichtet werden. Daher begraben hier die rumänischen Bauern die mumă oder baba ploi unter ähnlichen nachahmenden Zeremonien, nur wird hier das Grab gerne auf einer überschauenden Anhöhe errichtet, zu Häupten des Grabhügels wird ein Kreuz und ein Weißdornzweig aufgepflanzt. Die ethnographische Sammlung des Burzenländer sächsischen Museums enthält zwei solche „muma ploaiei", bei denen der beigegebene Zweig (im Gegensatz zum Tannenzweig beim Scaloian) ein Weißdornzweig ist.

Die muma ploaiei ist die Personifikation des Regens und stellt eine meist aus dem Griffende eines Kehrbesens gemachte Puppe dar von 20 bis 40 cm Länge, mit mehr oder weniger bunten Fetzen angetan, mancherorts in der Tracht der Dorfbewohner bekleidet, oder es dient

dazu nur der nackte Besengriff. In Neustadt (Burzenland) wird sie aus Lehm geformt. Diese Puppe wird nun in einen kleinen, aus Schindeln oder Brettchen gezimmerten Sarg gelegt, mit Blumen bekränzt und in einem Zimmer regelrecht aufgebahrt und mit brennenden Kerzen umstellt. Dazu bestimmte Klageweiber und Kinder betrauern die Tote und singen:

Muma ploaiei a murit	Die Mutter des Regens ist gestorben
Şi a soarelui a 'nviat,	Und jene der Sonne ist auferstanden
Să se coacă grânele	Damit das Getreide reife
Să 'ncepem cu pânele,	Damit wir mit dem Brote beginnen
Să facem colăcei[1]	Damit wir Kolatschen machen
Să dăm la sărăcei,	Daß wir den Armen geben
Să facem pânuliţe	Daß wir Brötchen machen
Să dăm la chiculiţe;	Daß wir dem Kleinen (Kinde) geben.
	(Neustadt)

Oder:

Muma ploaiei a murit	Die Mutter des Regens ist gestorben
Soarele a răsărit,	Die Sonne ist aufgegangen
Să se coacă grânele	Und das Getreide wird reif
Să facem prescurile,[2]	Machen wir prescurile
Colindeţi[3] pe la băeţi	Colindeţi für die Kinder
Păpuşele[4] pe la mătuşele!	Papusele für die Tanten.
	(Rosenau)

Oder:

Inceată ploaie călătoare	Halt ein reisender Regen
Că te-ajunge soarele	Denn die Sonne holt dich ein
Şi-ţi taie picioarele,	Und schneidet dir die Füße ab
C' un maiu c' un paiu	Mit einem Schlägel, mit einem Strohhalm
Cu căciula lui Mihaiu	Mit der Kappe des Mihail (Michael)
Plină de coji de mălaiu.	Voll von Maiskleie.
	(Rosenau)

Es folgt der Umzug oder Leichenzug, dem ein Apfelbaumzweig (bei dieser Regenmutter war es ein Weißdornzweig mit einem Blumenstrauß geschmückt, davor ein primitives Doppelkreuz), behängt mit Äpfeln und Nüßen, vorangetragen wird. Die übliche Leichentorte (Koliva, rum. und slav.) fehlt auch nicht und erscheint in Form von semmelgroßen Weizenbrötchen ebenfalls am Zweige befestigt. Diesem folgt

[1] Kolaci, slavisch, Kuchen, Stritzel.

[2] Prescura, slavisch proscura, Meßbrot.

[3] Aus dem Slavischen, kolenda, Weihnachten, Weihnachtskuchen.

[4] Papusa=Puppe, slavisch papusoiu, auch Mais, kann auch Maiskuchen bedeuten.

der Sarg, darauf einer als Priester verkleidet und einer mit einer Kuhglocke unausgesetzt läutend, ferner die Klageweiber und endlich das Volk unter fortwährendem Gesange obiger Verse. Der Zug bewegt sich in strömendem Regen bis ans Ende des Dorfes, wo auf einer Anhöhe oder auf einem Kreuzwege, möglichst in der Nähe eines Kreuzes, der Sarg vergraben wird. Bei dem Kreuze angelangt, soll, wie ich aus zuverlässiger Quelle (mehrere Male belegt) erfahren habe, eine alte Frau (baba) sich vollkommen entkleiden und an der Spitze des Zuges dreimal um das Kreuz herumgehen. Das Ganze wird überhaupt von den babas mit Heranziehung der halbwüchsigen Jugend veranstaltet. In meiner Sammlung befinden sich drei solcher muma ploaiei, die ich nur mit schwerer Mühe auftreiben konnte. Eine ist aus Neustadt bei Kronstadt und ist aus Lehm verfertigt. Die zweite ist aus Neu-Tohan, Komitat Fogarasch, und die dritte habe ich mit gütiger Hilfe des Herrn Prof. K. Fuchs (Preßburg) auf dem Kreuzwege vor Neutohan ausgegraben. Der deckellose Sarg enthielt den Griff eines Kehrbesens, der die Regenmutter darstellen soll. Am Kopfende des Sarges ragte das primitive Holzkreuz aus der Erde und dahinter stand der Zweig, der ein mit einem Blumenstrauße geschmückter Weißdornzweig war. Die Leute, welche ich um die Beschaffung einer Regenmutter bat, hatten entweder selbst Furcht vor der geheimnisvollen Macht derselben, oder wurden von den alten Weibern, die um die Herstellung einer Puppe angegangen wurden, einfach beschuldigt, irgend etwas Böses im Schilde zu führen. So geschah es einem meiner Vermittler, einem Rumänen, der unklugerweise bei schönem Wetter einige babas um eine Puppe anging. Das war zu viel verlangt! Sie erklärten auf das Bestimmteste, er habe die Absicht, schwere Krankheiten ins Dorf zu bringen. Was aber diese Erklärung für ihn auf sich halte, konnte ich deutlich in seinem Gesichte lesen, als er mir seine Erlebnisse erzählte und mir vorwurfsvolle Blicke zuwarf. Die Leute glauben heilig an die Kraft dieser Handlung und lassen sich trotz des Verbotes der Kirche und des Stuhlrichteramtes, trotz empfindlicher Strafen, die ihnen auferlegt worden sind, nicht davon abschrecken. Vor einigen Jahren wurden in Neutohan nach vieltägigem Regen an einem Tage zwei muma ploaiei zu Grabe getragen. Je näher am Gebirge um so mehr und tiefer wurzeln solche Bräuche in der Seele des Volkes. So in den Dörfern Törzburg, Simon, Moeci, Zărnesti, Alt- und Neu-Tohan, Poiana Mărului, auch noch in Rosenau und Neustadt

kommt sie vor, während in der Burzenländer und Fogaraścher Ebene nur noch der Kindergesang bei Regenwetter daran erinnert. In der oberen Vorstadt von Kronstadt singen die Kinder ebenfalls die oben angeführten Lieder, nur haben sie statt Puppen bloß Blätter vom Wegerich (Plantago major). Diese Pflanze hat im Volksmund den Namen muma ploaiei und wird außerdem als heilsamstes Kraut zum Auflegen auf Geschwüre und Wunden gepriesen. (Forts. folgt.)

Marie

Von Peter Huchel

[redacted]

Christian Dietrich Grabbe

(Eine Biographie von Ferdinand Josef Schneider)

Von Carl Wagzinger

Es ist das Los des deutschen Dramatikers schlechtwegs, erst verkannt, dann geduldet, nach einem Jahrhundert aber anerkannt und auf den höchsten Thron gehoben zu werden. Heinrich von Kleist gibt dafür ein leuchtendes Beispiel ab. Aber auch Christian Dietrich Grabbe, dessen echt deutsches Dichtertum und Dichterschicksal Ferdinand Josef

Schneider in seiner Biographie „Christian Dietrich Grabbe. Persönlichkeit und Werk“ (1934. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München) uns nahe bringt, erging es so. Freilich wird man ein Verkennen des Dichters Grabbe irgendwie entschuldigen können, denn gerade sein Werk, das innig mit seiner Persönlichkeit verknüpft ist, erschließt sich dem Forscher nur schwer, gewiß aber nur dann, wenn tiefste Erkenntnis um den Dichter waltet. Schließlich war es dann auch noch die Ungunst der Zeit, die Grabbes Werk stets versteckt hielt. Und so mutet es wie Gesetz an, daß ziemlich genau hundert Jahre nach dem Tode des Dichters Zeit und Forschung zusammenklingen, ein seiner Persönlichkeit und seinem Werk gerechtwerdendes Bild zu formen, was nach sich zieht, daß nun seine Gestalt endlich jene Bedeutung erfährt, die sie beanspruchen darf.

Dies methodisch zu erfassen, war Schneider der rechte Mann. Und so ist seine Arbeit über den westfälischen Dichter ein Musterbeispiel, an dem sich die zünftige Literaturforschung des neuen Deutschland einen Maßstab nehmen kann.

Schneider sieht einmal in Grabbe — und dies immer nur aus seinem Werk, nicht etwa von äußeren Einflüßen her — den durch seine Landschaft und rassische Vererbung urdeutschen nordischen Dichter. Darin gibt ihm besonders das letzte dramatische Werk Grabbes, das nicht bis zum vollendeten Abschluß gedieh, „Die Hermannsschlacht“, recht. Denn gerade dieses, von Kleists Dichtung verschiedene Drama läßt uns den Dichter als eine fest mit dem heimatlichen Boden verwurzelte und aus ihm schaffende Begabung erkennen.

Zum Zweiten formt Schneider die stets scharfe antithetische Kunst des Dichters, die den Norden und den Süden (in „Herzog Theodor von Gothland“ und „Kaiser Friedrich Barbarossa“); Krämergeist und Gemeingeist (in „Hannibal“): Masse und Individuum (in „Napoleon oder die hundert Tage“) einander gegenüberstellt, zu einem für Grabbes Dichtung wesentlichen Bestandteil.

So läßt sich denn Grabbe literaturgeschichtlich einreihen einerseits in die Nähe Schillers, mit dem er den subjektiven Idealismus, auch Heroismus, gemein hat, andererseits ist er durch seine Bevorzugung des aristokratischen Kulturideals, angesichts also seines Festhaltens am Führerideal, ein Vorläufer Hebbels, wenn er auch sonst mit dessen metaphysischen Bühnendichtung keineswegs in Einklang gebracht werden kann.

Gegenüber solch großer Formulierungen, die aus seinen Dramen durchaus zu erkennen sind, bleiben natürlich Bedenken gegen formale Unsicherheiten und zu große subjektive Ergüsse in seinen Werken, die sich zum Teil aus seiner Umgebung in der Jugendzeit und seinem der Dichtkunst verständnislos bleiben müssenden Beruf, aus seiner Trunksucht und der dadurch allmählich eintretenden Verdüsterung und Vernebelung seiner an sich ruhmessüchtigen Natur ergeben, zum anderen Teil aus der steten Zurücksetzung, nur in zweiter Linie bestehen. Allerdings bilden diese Tatsachen auch ein Wesentliches im Leben und im Werk Grabbes und so konnte denn auch Schneider, als objektiver Forscher und gründlicher Ausleger, daran nicht ganz vorbeigehen.

Gewiß war Grabbe schon zu seinen Lebzeiten einer der ersten unter den lebenden deutschen Dramatikern. Wenn er trotz vieler und ausgezeichneter Beziehungen — Immermann und Tieck z. B. — sich dennoch nicht durchzusetzen vermochte, so war daran vielfach die Erziehung durch die Eltern schuld, die den jungen, noch umbildungsfähigen Menschen als ein Genie auffaßten, dem man nichts dreinreden dürfe. Da blieb denn auch in dem ältern Grabbe etwas von der ungehobelten und unreifen Pubertätszeit zurück, was ihm, nachdem er sich selbst auch nicht bemühte, diese gärenden Elemente in seinem Innern auszuschalten, beim Verkehr mit Einflußreichen nicht sehr zustatten kam.

Seine Verstöße gegen Anstand und Sitte, die er wohl, im Anschluß an die Jungdeutschen, denen er zwar nicht angehörte, deren Sehnsucht er aber zuweilen in sich trug, als Wesenheit des Genies, für das er sich, vielleicht nicht unberechtigt, hielt, betrachtete, veranlaßte denn mählich die gewonnenen Freunde, ihm nicht mehr beizustehen, was dann bei Grabbe Bitterkeit erzeugte, die sich in Satire auflöste, wie wir aus seinem Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ (Hiebe gegen die zeitgenössische Almanachdichtung und gegen Theodor Hell) und seinem persönlichsten Werk „Hannibal“ (in der Prusias-Szene am Ende der Tragödie) wissen, eine Satire, die, sofern dem Dichter das Temperament nicht durchging, durchaus zurecht besteht.

Diese für sein Werk nicht unbedeutsamen Züge lassen auch seine kritischen Arbeiten, in denen er sich polemisch gegen Shakespeare, Goethe, Immermann und andere erging, verstehen, Angriffe die man seiner impulsiven Natur zuschreiben muß, die sich vernunftmäßig keinen Zwang antat und oftmals nur ihrer Unbeherrschtheit folgte.

Allerdings wirkt sich diese Ungestümheit in seinem dramatischen Werk dahin aus, daß es, formal wie inhaltlich die üblichen Grenzen sprengend, der Zeit vorauseilt und Kern- und Angelpunkt des guten deutschen Dramas bleibt in einer Zeit, in der durch fremde Einflüsse und Epigonentum die deutsche Bühnendichtung auf eine tiefe Stufe herabgesunken war.

So vermengt sich uns in Grabbes Werk Landschaft, Mensch und Schöpfung zu einem Ganzen. Zu einem Ganzen deshalb, weil Grabbe, obgleich Ungebundenheit und Unreifheit ihn zuweilen daran hinderten, zu einer bedeutsamen Idee fand, die er seinem Werk unterbreitete: den Geist der Geschichte, abgesehen von historischer Treue, lebendig zu machen. Daraus ist wohl auch seine Neuformung des Begriffes vom „Römischen Reich Deutscher Nation", die von „Gothland" angefangen über die Hohenstaufendramen zu der „Hermannsschlacht" sich zieht, zu beweisen. Grabbe sah im „Römischen Reich Deutscher Nation" die Zusammenfassung von nur deutschen Stämmen — allerdings aller — zu einem großen deutschen Staatsgebilde. Damit mündet er in unsere Zeit.

Von hier aus Grabbe weiterhin zu beachten und einzureihen in den großen Entwicklungsprozeß deutschen Wesens und Werdens dürfte denn eine noch vorzunehmende dringende Aufgabe darstellen. Literaturhistoriker und Bühnenleiter mögen, die einen in der Theorie, die anderen praktisch, die hier auftauchende neue Sendung erfüllen. Voraussetzung dazu muß aber, neben Grabbes Werk, entschieden die großangelegte und alle neuen Ansprüche auf neue Deutung unserer großen Dichter befriedigende Biographie Schneiders sein. Des sind wir gewiß.

Fehler im Hochdeutsch der Siebenbürger Sachsen

Von Emil Sindel

Je mehr man unserm Volkstum zu Leibe rückt, um so mehr ist es unsere Pflicht, all das, was dazu gehört, rein und unverbrüchlich zu halten. Wie sollten wir das nicht gerade mit unserer Schriftsprache tun, die uns doch jeden Augenblick, sofern wir nicht unsere Mundart gebrauchen, Verständigungsmittel ist. Ein Mensch kann uns durch seine Kleidung vielleicht eine Zeit lang darüber täuschen, in welche Klasse menschlicher Gesellschaft er gehört. Spricht er aber seine Muttersprache

unrein und unrichtig, so wissen wir in den ersten fünf Minuten, wohin er gehört. Es ist nicht genug, wenn wir unsere deutsche Sprache, die Sprache der größten Denker und Dichter, von den Fremdwörtern reinigen; wir müssen auch ihre eignen Wörter rein und richtig gebrauchen. Die folgenden Zeilen wollen dazu einen Anstoß geben. Möchten sich die Leser einmal an der Hand der hier gebotenen Sammlung von Sprachunrichtigkeiten selber prüfen, ob sie ihr Deutsch recht handhaben. Es dürfte so Mancher dann finden, daß auch ihm hie und da etwas Unrichtiges unterläuft.

1. Die Mehrzahl vom Worte „Der Wagen" lautet nicht „Die Wägen", sondern: „Die Wagen".

Schiller: „Zum Kampf der Wagen und Gesänge" . . .

Ebenso: die Kragen, die Sagen, die Magen, die Wasser, die Erlasse u. a.

2. Wünsche nicht: glückliche Feiertäge, sondern: Feiertage!

3. Sag nicht: „mit die Händ und mit die Füß", sondern: „mit Händen und Füßen" oder: mit den Händen und mit den Füßen.

4. Die Mehrzahl von „das Gehalt" (=Einkommen) lautet: „Die Gehälter". (Z. B. Ein auch von akademisch gebildeten Leuten oft gemachter Fehler ist es, wenn man „Gehalte" statt „Gehälter" sagt. Der Gehalt bedeutet so viel als Inhalt eines Gefäßes oder der sittliche Wert Jemandes.

5. Die Mehrzahl von dem Worte „Das Fenster" heißt: „Die Fenster" und nicht: „Die Fenstern". Nur im dativ pluralis, darf es „Fenstern" heißen.

6. Die Wörter mit der Endung — mus z. B. Patriotismus, haben im Wessenfall der Einzahl dieselbe Endung.

7. Sag nicht: „Ich rufe den Karl," sondern: Ich rufe Karl. Vor Eigennamen setzt man im Deutschen keinen Artikel!

8. Sag: die Generale, die Missionare, die Hospitäler, die Kleinode (nicht: Kleinodien), die Anwalte, sobald du die Mehrzahl bildest.

9. Sie tranken sechs Glas (nicht Gläser) Bier.

Unterscheide: Die Erkenntnis des Guten und Bösen und das Erkenntnis des Richters (sein Urteilsspruch). Ebenso: der Verdienst (Lohn) und das Verdienst um eine gute Sache. Der Schild (Waffe) und das Schild (als Namensträger).

Verstöße gegen die richtige Abwandlung der Zeitwörter.

Sag ja nicht: Ich nimm, ich gib, ich lies, ich sieh, sondern: ich nehme, gebe, lese, sehe.

Sag: Der Vater fragt sein Kind anstatt frägt sein Kind. Die Mutter fragte mich anstatt frug mich. Lieber: ich buk (mit langem u) statt: ich backte.

Ich brate, du brätst, er brät; wir braten, ihr bratet, sie braten. Ich briet mir Speck.

Sag: ich lade auf (=belaste); du lädst, er lädt auf; dagegen: ich lade ein (rufe zu Gast), du ladest, er ladet ein.

Sag: ich bin erschrocken anstatt: ich hab mich erschreckt. Unterscheide: der Mann erschrickt (selber); aber er erschreckt einen Andern.

Sag: mich friert, mich ekelt statt: ich friere, ich ekle oder habe geekelt.

Sag: „ich erbarme mich seiner" statt: ich erbarme ihn. „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes" anstatt: erbarmt sein Vieh.

Sag: die Rosen sind (nicht: sein) schön.

Sprachdummheiten.

Sag: Gebäck oder Backwerk, anstatt: Backerei. Meinst du aber den Raum, in dem der Bäcker bäckt, dann sag: Backstube oder Bäckerei.

Sag: Verein zur Beerdigung Verstorbener anstatt: „Leichengesellschaft".

Sag: Leichenbegängnis, anstatt: Leiche. Man geht nicht „auf die Leiche", sondern zum Leichenbegängnis.

Sag: Gesellschaft für Drusch mittels Dampfmaschine, anstatt: „Dreschgesellschaft".[1]

Sag: ich gehe nach Haus (heim), anstatt: zu Haus. Du bewegst dich ja nach einem Orte hin. Komm zu uns, aber: bleibe bei uns.

Sag: der Vater ist beim Nachbar und nicht „zum Nachbar".

Sag: ich gehe nach hinten, anstatt: nach rückwärts. Nach „rückwärts" geht der Krebs. Du willst ja nicht den Krebs nachahmen, sondern willst z. B. den zweiten Teil deines Hofes oder Gartens betreten.

Auch wenn du auf den Anstandsort (Closet), volkstümlich: „auf die Seite" willst, sag nicht: „ich geh nach rückwärts".

Sag: wir waren unser 10 (wenn du auch einer von diesen Zehnen warst), anstatt: wir waren ihrer 10.

Sag: wir duzen einander (trugen uns das vertrauliche „Du" an) statt: wir duzten uns.

[1] Wir schlagen: Druschgesellschaft vor, weil dies Wort einfacher ist.
Die Schriftleitung

Sag und schreibe: Kostüm-Eisfest, Kostüm-Tanzkränzchen, anstatt: Kostümiertes Eisfest oder Tanzkränzchen.

Sag: Leichdorn und nicht Hühnerauge.[1]

Sag: ich bin oder habe mich erkältet, anstatt: ich hab' mich erkühlt oder gar verkühlt.

Sag: ich will dir etwas sagen und nicht: „ich soll dir etwas sagen", wenn man dir nicht den Befehl erteilte, einem Andern etwas zu sagen.

Sag: eine sehr schöne Blume und nicht: „sehr eine schöne Blume"

Frage nicht: Wohin sollst du?, sondern einfach: wohin? oder wohin des Weges?

Sag: „womit", statt „mit was"; „wovon" statt „von was"; „wodurch", statt „durch was"; „woraus", statt „aus was"; „worin", statt „in was".

Sag: Ich danke fürs Essen, anstatt: ums Essen.

Sag: Ich trinke keinen Wein mehr, anstatt: keinen mehr Wein!

Sag: Ich zahle wann immer, anstatt: mehr wann!

Sag: Onkels Haus oder das Haus des Onkels, anstatt: dem Onkel sein Haus.[2]

Sprich die Selbstlaute i, e, a, o, u lang, wenn dahinter nur ein k-Laut: und sprich sie kurz, wenn dahinter ck folgt: also Makel und nicht Mackel, mäkeln, makellos.

Sag: es spukt = es geht etwas Unnatürliches vor. Eine Geschichte, in der Geister auftreten, ist eine Spukgeschichte.

Sag aber kurz: Spucknapf; er spuckt d. h. wirft aus dem Munde aus.

Sag: Ekel, eklig (mit gedehntem e in der ersten Silbe), anstatt: Eckel und ecklig.

Sprich: Pferd und nicht Ferd; schläft (mit langem ä) und nicht schläfft. Kronstadt (mit langem o) und nicht Kronnstadt.

Sag: Haken (Feuerhaken), häkeln, Häkelnadel, aber: die Hacke (das Gartengerät, der Hacker, Schuhabsatz).

Sprich die Wörter Fuchs und Ochs aus wie: Fux und Ox.

Sag und schreibe: Bestätigung anstatt „Bestättigung", Ungeziefer anstatt „Ungeziffer". Höker und Hökerin (sitzende Händler), aber ein Höcker (Buckel).

---

[1] Hühnerauge ist natürlich auch gut. Die Schriftleitung

[2] Hier müssen wir aber darauf hinweisen, daß selbst Goethe und sogar in Gedichten die beanstandete Form verwendet. Die Schriftleitung

Rundschau

Chronik. Die innere Auseinandersetzung im deutschen Volkstum Rumäniens hat durch die Anfang Juli erfolgte staatliche Auflösung der Nationalen Erneuerungsbewegung eine Wendung genommen, deren weitere Entwicklung schwer vorauszusagen ist. Bekanntlich wurde in dem Wahlabkommen zwischen der Regierung und der deutschen Parlamentspartei im Dezember 1933 die Einschmelzung der NEDR in die traditionelle Volksorganisation verbindlich gemacht. Durch einen inneren Umbau nahm die Leitung der NEDR damals gewisse Forderungen der Regierung wahr und hoffte, daß es gelingen werde, die Auflösung der Bewegung an dem Stichtag des 1. Juli zu verhindern. Das ist nicht geglückt. Die Regierung hat die Bewegung aufgelöst und als Gründe ihres Handelns zahlreiche Stellen des unglückseligen Dienstbuches angeführt und daraus den Beweis gezogen, daß die NEDR die verfassungsmäßige Freiheit der rumänischen Staatsbürger bedrohe, daß sie Kundgebungen herausfordernden Charakters veranstaltete und damit nicht bloß das harmonische Zusammenleben der deutschen Minderheit mit den Rumänen gefährdet, sondern die Interessen der Minderheit selbst bloßgestellt und die Ordnung des Staates verletzt habe. In dem Motivenbericht dieses Ministerratsbeschlusses, der, wie erwähnt, hauptsächlich das Dienstbuch zitiert, wird die von uns seinerzeit geschilderte Aktion des Bischofs Glondys gegen die NEDR zur Begründung herangezogen und auch auf sonstige sächsische Stimmen Bezug genommen. Der Ministerratsbeschluß berücksichtigt nicht, daß das Dienstbuch tatsächlich nie zur Gänze durchgeführt und seit Monaten restlos außer Kraft gesetzt worden ist und daß die Selbsthilfe-Arbeitsmannschaft, die in dem Motivenbericht besonders erwähnt wird, auch schon seit einem halben Jahre nicht mehr besteht.

Angesichts der großen Vollmachten, die die Regierung durch das Staatsschutzgesetz bekommen hat, ist ein Streit über die Gründe ihrer Maßnahmen wenig ertragreich. Wenn sie sich auf den Standpunkt stellt, daß die NEDR aufgelöst werden muß, so ist damit eine Tatsache geschaffen, die anerkannt zu werden hat und tatsächlich anerkannt wurde. Auch die wahrscheinlich richtige Vermutung, daß außenpolitische Gründe ihren Entschluß bestimmten, ist überflüssig, denn man kann da nur mit lauter Unbekannten rechnen. Es bleibt darum bloß der veröffentlichte Motivenbericht übrig, der ein umfangreiches Material zusammentrug, das im wesentlichen und mit Ausnahme des unhaltbaren Vorwurfs der Staatsgefährlichkeit — den noch kein Deutscher gegen die NEDR erhoben hat — vorher in der innerdeutschen Auseinandersetzung ununterbrochen behandelt worden war. Darum wird von den früheren Führern der NEDR nun erklärt, die Methoden dieses gegen sie gerichteten Kampfes hätten den Motivenbericht erst ermöglicht, das heißt, die Auflösung herbeigeführt. Die gleiche Ansicht ist mit Bezug auf Bischof Glondys auch in die reichsdeutsche Presse gelangt und hat in Siebenbürgen zu heftigen Protesten geführt.

Hiezu muß festgestellt werden, daß leider in dem innervölkischen Streit des letzten Jahres überall die Grenzen verletzt[1] wurden, die bei Auseinandersetzungen innerhalb einer Minderheit gewahrt werden müssen, weil eine Mißdeutung durch

1 Darum ist der am 2. Juli von mehreren akademischen Verbänden veröffentlichte Mahnruf zur Würde voll berechtigt und notwendig gewesen.

dritte Beobachter leicht erfolgen kann. Über dieses Thema, das einen Einblick in die ganze Tiefe unserer Krise ermöglicht, ist in diesen Blättern mehr als einmal warnend geschrieben worden. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, nun mit Genugtuung dieses Thema nochmals aufzurollen; seine restlose Klärung müßte in diesem Augenblick mehr Schaden als Nutzen anrichten und eines der wesentlichsten, oft furchtbar drückenden Gesetze des Minderheitendaseins ist es, daß um des Ganzen willen wenigstens nach außen selbst das Unvereinbare vereint und manches Nichtzuvergessende vorläufig übersehen werden, der Gegner selbst an der Seite des Gegners aushalten muß. Auch die andere, hier schon früher behandelte Tatsache bleibt aufrecht: der Kampf der letzten Monate, dessen Ursachen auf Jahre zurückgehen, war in seiner Äußerungsweise von bestimmten Charakteren abhängig. Er wird einmal genau dargestellt werden. Die Stunde, dies mit der notwendigen Distanz vorzunehmen, ist noch nicht da.

Eines muß der Gerechtigkeit wegen hier noch gesagt werden: Nach dem Sachsentag war die Möglichkeit gegeben, durch eine kluge und überzeugende politische Haltung in kürzester Zeit unser ganzes Volk in der Erneuerungsbewegung zu sammeln. Dies wurde verpaßt. Weitere Fehler, wie jenes von uns schon einmal dargestellte Versagen bei der Kandidation der Abgeordneten, Fehler, die man in den eigenen Reihen später selbst erkannte, vor allem die unnötig scharfe, zugleich oft substanzlose Art mancher Polemik, dann das Dienstbuch, das zwar nicht durchgeführt, leider aber zu spät aufgehoben wurde, sind Tatsachen, für die nicht die Bewegung, sondern nur einige Männer die Verantwortung tragen; besonders für das Dienstbuch, das ganz Wenige schufen und kannten und das bei seiner Enthüllung zu einer schweren Enttäuschung führte. Fehler bleiben Fehler, auch wenn man die Art und Weise, wie sie von den Gegnern mit der großen Glocke ausgeläutet wurden, ablehnt. Fehler bekennt man, gleichgültig, ob der Gegner fähig ist, seine eigenen auch bloß zu erkennen.

Die Nationale Erneuerungsbewegung war die organisatorische Form der Selbsterneuerung unseres Volkes, das seine Krankheit, seine Schlappheit und Gleichgültigkeit zu überwinden begonnen hat. Dieser Selbsterneuerung, die wesenhaft nicht an eine bestimmte Organisation gebunden ist und durch eine solche gefördert, möglicherweise auch behindert werden kann, strömte, was jung ist in allen Siedlungen zu, besonders die Jugend selbst. Und sie strömte darum auch mächtig in die Organisation ein, die heute nicht mehr besteht. Wer dieses Werden begreifen kann und wirklich sah, der bejahte es. Sorge und Bedenken, die sich bei den denkenden Anhängern immer wieder regen mußten, erschienen vor einer solchen lebendigen Unterströmung als nicht entscheidend, solange die Gewähr oder wenigstens die Hoffnung bestand, daß Irrwege durch Selbstläuterung wieder verlassen werden konnten. Für die Irrwege war ja nicht der hier gesammelte Volksstrom verantwortlich. Darum hielten bei der Bewegung bis zum letzten Tag, mit ganz wenigen Ausnahmen — ob als Mitglieder oder nicht, ist gleichgültig — alle aus, die ihren gesunden Inhalt erfaßt hatten, selbst wenn sie Einzelheiten als unzulässig ablehnten. Ein überragender, politischer Führer fehlte. Dieser Mangel war allen bewußt, auch jenen, die ihn selbst darstellten. Darum wurde das politisch Notwendige oft nicht wahrgenommen oder zu spät, wie in jener Kronstädter Kundgebung für den Staat und gegen die Grenzrevision. Man hat gegen die Kundgebung manches

eingewendet, weil sie in offensichtlicher Beziehung stand zur drohenden Auflösung. Über diesen Beigeschmack der Kundgebung können wir hier nun auch hinweggehen, indem wir feststellen, daß die Zukunft nicht bloß die Fehler, sondern auch die uns bekannten guten Absichten und Verdienste der Führer der aufgelösten Organisation gerecht beurteilen wird.

Eines darf nicht übersehen werden: die innere Wesenserneuerung unseres Volkes ist unaufhaltsam im Gange. Und darum ist die Stunde der amtlichen Volksführung nun, wo die Auflösung der Erneuerungsbewegung erfolgte, da. Wenn der gute und bewegte Kern unseres Volkes nicht verdorren soll, wenn der seelische Auftrieb, die von Siedlung zu Siedlung hinüberschwingende wirklich empfundene Volkseinheit weiter wachsen soll, dann liegt jetzt auf den Volksratspräsidenten und zugleich auf vielen anderen Männern, die im öffentlichen Wirken stehen, die Pflicht, dem neuen Zustand die besten Möglichkeiten zu entreißen. Kein Triumpf ist am Platze, keine Installation abgelebter Grüppchen! Wir wissen, daß einige Männer gefährlich werden können, deren absonderliches Wirken immer darin bestand, einen rechten und tragbaren Ausgleich zwischen Alt und Jung, Idee und Politik, Geist und Form zu verhindern. Um gangbare Wege zu suchen, muß, da die innere Klärung ja eine solche der Wandlung ist und noch lange Dauer hat, mit Abstimmungen und Wahlen aber nichts wesentliches entschieden werden kann, mindestens nach außen eine Linie gefunden werden. Es ist dafür der Augenblick gekommen, den wir schon früher immer gefordert haben. Wenigstens über diese Frage ist eine Aussprache auch mit dem Ansichtsgegner erforderlich, denn hier stehen nicht bloß die vielen Verluste der letzten Monate fest, die in ihrer Schwere zu wenig beachtet wurden, sondern die unangenehmere Tatsache, daß wir infolge der inneren Krise eine klare Linie der Abwehr und Taktik missen ließen.

Vor den Kommunalwahlen hat z. B. der siebenbürgisch-sächsische Volksrat einen Beschluß gefaßt, der unpolitisch war. Er faßte den Beschluß, mit deutschen Listen in den Wahlkampf zu gehen. Die deutsche Liste ist grundsätzlich überall dort, wo es um ein gesamtes Auftreten unseres Volkes geht, als ein Mittel der nationalen Erziehung und des nationalen Bewußtwerdens einem Wahlpakte vorzuziehen. Aber bei Kommunalwahlen, wo tausendfach verschiedene örtliche Umstände mitsprechen, ist sie grundsätzlich abzulehnen. Schon deshalb, weil wir als Minderheit dafür eintreten müssen, daß die Kommunalverwaltung von der großen Parteipolitik freigehalten werde, daß Kommunalwahlen nichts weiter sein dürfen, als die Bestellung von Treuhändern unserer Selbstverwaltung. Der Standpunkt muß gerade dann aufrechterhalten bleiben, wenn die Rumänen diese Wahlen parteipolitisch aufziehen. Beschließt aber einmal der Volksrat trotz solcher Bedenken, in die Kommunalwahlen mit deutscher Liste zu gehen, so muß der Kampfbeschluß, wenn er seinen sittlichen Zweck nicht verlieren soll, ausnahmslos gelten. Doch der Volksrat beschloß eine Attacke mit Wenn und Aber. Er beschloß die deutsche Liste, aber dort, wo wir schwach stehen, rechnete er damit, daß uns die Rumänen entgegenkommen und doch Wahlpakte schließen. Und bei Vorhandensein sogenannter besonderer Umstände, durfte der Wahlpakt auch sonstwo geschlossen werden. Es ist der zahnloseste und spekulativste Beschluß gewesen, der da vom Volksrat einstimmig angenommen wurde und bei Alten und Jungen nichts als politische Kurzsichtigkeit enthüllte. Man kann nicht kämpfen, wenn man nur dort kämpft, wo man stark ist. Ein solcher Kampf verliert nicht nur

seinen praktischen, sondern auch seinen ethischen Sinn. Dagegen wende man nicht ein, daß die Kommunalwahlen im großen ganzen für uns bisher keinen Rückschlag erbrachten, weil eben die Regierungspartei auch lokale Wahlpakte zu schließen ein Interesse hatte. Es mag ja beruhigend sein, daß eine unklare Haltung keinen politischen Nachteil verursachte. Daß aber die deutsche Liste, für die so lange gekämpft wurde, in solcher Form durchgeführt wurde, erinnert mich an die Frankfurter, die 1866 ihr Entgegenkommen den Preußen gegenüber mit den Worten rechtfertigten: „Vorne haben wir gelächelt, aber hinten haben wir mit den Zähnen geknirscht!"

Es ist die Stunde da, Klarheit zu schaffen über unsere äußere Haltung und Klarheit zu erstreben über die innere Form unseres weiteren völkischen Lebens, eine Klarheit, die nur das Volk zum Maßstab haben darf, keine persönlichen Interessen, keine jugendliche Bekenntnismeierei, nur die wirklich reine Gesinnung, die wirkliche Fähigkeit und die notwendige Wiedergeburt des Volkes! Heinrich Zillich

Eine Richtigstellung. Konrad Möckel hat mir auf meinen Aufsatz über die „unzeitgemäße Frage" etwas gereizt geantwortet. Ich kann es einigermaßen verstehen, doch enthebt mich dies nicht der Notwendigkeit, einige Richtigstellungen vorzunehmen.

Vor allem ist es unrichtig, wenn Möckel meine gegen seinen Aufsatz „Was ist die Kirche" (im Juniheft) gerichteten Ausführungen einen „Angriff" nennt. Eine ganz ruhig-sachliche Polemik wie die meinige darf man doch nicht so und auch nicht als Ausdruck von Unduldsamkeit bezeichnen. Die Sachlage ist einfach die: Möckel hat, von seiner Volksliebe geleitet, die Meinung vertreten, unsere Volkskirche müsse mit dem Geist des Christentums neuester Auffassung erfüllt werden. Von demselben Gefühl beseelt rate ich davon ab, weil ich es für vergeblich und sogar für schädlich halte, unser Volk zu religiösen Anschauungen überreden zu wollen, die durch die Entwickelung überwunden sind und darum auch bei uns die wirkliche Gesundung des religiösen Lebens jetzt und in der nächsten Zukunft nur hindern und erschweren würden. Wo ist da ein Angriff, wo Unduldsamkeit? Möckel hätte es auch nicht nötig gehabt, mit Schärfe zu betonen, daß er von niemandem seine Volksliebe und sein Deutschempfinden anzweifeln lasse. Ich bin so weit von solcher Anzweifelung entfernt, daß ich vielmehr glaube, daß Möckel gerade durch sein starkes Volksempfinden dazu verleitet werde, es in das Christentum hineinzudeuten.

In seinem Unwillen über meine Einsprache wird Möckel auch sonst noch ungerecht gegen mich. Er wirft mir Unwissenheit und Unkenntnis des von mir behandelten Stoffes vor. Unwissenheit, weil mir nicht bekannt sei, daß die christliche Gläubigkeit seit dem Kriege eher zu- als abgenommen habe. Das habe ich nicht bestritten, sondern nur gesagt, daß vielleicht ebensoviele in ihrem, durch das furchtbare Erlebnis des Krieges geweckten religiöse Bedürfnis unbefriedigt geblieben seien. Über genaue statistische Angaben darüber verfüge ich nicht; sie entscheiden aber auch nicht.

Meine Unkenntnis der Dinge, über die ich rede, sieht Möckel weiter u. a. auch darin, daß ich das Neue Testament als den „christlichen Teil der Bibel" bezeichnet habe. Ich habe diese Bezeichnung ganz unabsichtlich gebraucht, damit aber, wie ich jetzt sehe, einen empfindlichen Punkt im Denken der neumodischen Theologie getroffen, die auf Vermischung der tiefgehenden Unterschiede zwischen altem und neuem Testa-

ment angewiesen ist, um auch die größten Widersprüche aus demselben Bibelbuch „beweisen" zu können. In unserem Falle wird die volksbewußte Auffassung des alten auch dem diesseitsfremden neuen Testament, das von Volkstum mit keiner Silbe redet, gutgeschrieben.

Als zweiten Beweis meiner Unwissenheit führt Möckel meinen Satz an, die Bibel sei für „diese Christen" (Barth und seine Anhänger) die alleinige und ausschließliche Offenbarung Gottes, und behauptet, dieser Satz passe auf keinen Christen. In der Schrift von Karl Barth „Reformation als Entscheidung" (Schriftenreihe „Theologische Existenz von heute", Heft 3., Verlag von Chr. Kaiser, München) finde ich aber auf S. 13 folgende Sätze: „Es handelt sich in der reformatorischen Lehre von der heiligen Schrift als dem einzigen Zeugnis wirklicher und maßgebender Offenbarung Gottes um die einfache Erkenntnis: Gott ist von uns Menschen da zu finden, wo es ihm gefallen hat, uns zu suchen. Also nicht da, wo wir meinen, ihn von uns aus suchen zu können; nicht im Bereich unserer eigenen Möglichkeiten, ob sie nun Vernunft oder Erfahrung, Natur oder Geschichte, inneres oder äußeres Universum heißen mögen. Nicht da, wo wir in unserer Weisheit über ihn meinen reden zu sollen, sondern da, wo er in seiner Weisheit zu uns geredet hat. Und er hat zu uns geredet, einmal für allemal. Und von diesem Perfektum: Deus dixit zeugt die heilige Schrift und nur sie." Ähnliche Sätze könnte ich auch aus einer anderen Schrift Barths zitieren: „Für die Freiheit des Evangeliums". Ferner finde ich in einem Bericht über die in den Tagen vom 29. bis 31. Mai d. J. in Barmen abgehaltene Bekenntnissynode der deutschen ev. Kirche die Erwähnung einer von der Synode angenommenen Erklärung, deren erster Satz besagt, daß die Kirche neben und außer dem Worte Gottes keine andere Offenbarung anerkennen könne. Ganz ähnlich sprach sich im März d. J. der Schweizerische Ev. Kirchenbund in einem Schreiben an die Deutsche ev. Kirche aus. In diesem einen Fall scheine ich über die moderne theologische Apologetik doch besser unterrichtet zu sein, als mein Meinungsgegner.

Nur noch die eine Bemerkung: ich bin kein „Aufklärer". Auch nicht, wie ich sonst genannt worden bin, Liberaler oder Rationalist. Unsere christlichen Apologetiker müßten doch endlich bemerkt haben, daß jene alten Beurteilungsschablonen auf diejenigen nicht passen, die heute nicht unter „wissenschaftlichem", sondern unter sittlichem und religiösem Gesichtspunkt ihre Einwendungen gegen das Christentum erheben.

Emil Neugeboren

„Belange". Eine heimische Zeitung schreibt: „Die rechtzeitige Meldung liegt im Belang jedes Reserveoffiziers." Der Kampf gegen die Fremdwörter in der deutschen Sprache darf niemals dazu führen, die Lehnwörter einfach zu übersetzen und dabei deren Satzherrschaft wider den inneren Sinn des gewählten deutschen Ausdrucks unangetastet zu lassen. Tut man dies, so wirkt das Fremdwort auch durch die deutschen Bezeichnungen hindurch und der deutsche Sprachgeist wird in seinen eigenen Wörtern verraten. Der oben erwähnte Satz ist ein Beispiel solcher Fremdwörterei bei deutscher Wortwahl. Lautet er: „Die rechtzeitige Meldung liegt im Interesse jedes Reserveoffiziers", so ist er richtig, obgleich das Fremdwort „Interesse" zur Anwendung kam. Nun kann man wohl sehr oft „Belange" für „Interessen" sagen; „ich vertrete meine Belange," „meine Belange erfordern es", „der Fehler ist nicht von Belang" usw. In

den beiden ersten Beispielen kann das Wort „Interessen" ohne weiteres eingesetzt werden, im dritten wäre es falsch am Platz, da müßte man, wollte man „Interesse" verwenden, sagen: „der Fehler verdient kein Interesse" oder „er nötigt uns kein Interesse ab". So verschiedendeutig das Wort „Interesse" ist, es hat auch seine bestimmte Anwendungsweise, die für die zahlreichen deutschen Ausdrücke, die statt „Interesse" gebraucht werden können, nicht immer übernommen zu werden vermag, weil diese deutschen Ausdrücke eindeutiger sind und demgemäß auch eine bestimmte Anwendungsform erheischen. Kehren wir zum ersten Beispiel aus der Zeitung zurück; hier kann man wohl sagen, „die Belange jedes Reserveoffiziers erfordern seine rechtzeitige Meldung", ebenso kann man sagen: „die Meldung ist für jeden Reserveoffizier von Belang", aber „im Belang liegt sie nicht". Heinrich Zillich

Aus dem heimischen Schrifttum. Die Reichsschrifttumsstelle beim Reichspropagandaministerium in Berlin benennt seit Juni allmonatlich sechs Bücher zum Zeitgeschehen und sechs Werke der Dichtung, die besonders gefördert werden sollen. Der ganze deutsche Buchhandel und die Presse setzen sich für diese Bücher ein, ein vom Reich veranstalteter Wettbewerb ermittelt ihre zutreffendste Beurteilung und der Rundfunk wird von Reichswegen für sie ins Treffen geführt. Auf diese Weise wird dem Autor, dem Buchhandel und dem Verleger genützt, dem Volke aber gutes Schrifttum nahe gebracht. Unter den im Juli benannten Büchern der Dichtung befindet sich der Novellenband „Sturz aus der Kindheit" von Heinrich Zillich, (L. Staackmann, Leipzig). — Das Deutsche Auslandinstitut veranstaltet vom 8.—16. September in Stuttgart eine Festwoche, wo geistige Spitzenleistungen des Auslanddeutschtums gezeigt werden (Dichtung, Rednerschaft, Musik, Gesang, Theater usw.). Am 14. September werden Adolf Meschendörfer, Erwin Wittstock und Heinrich Zillich innerhalb dieser Woche in Stuttgart einen siebenbürgischen Dichterabend auf Einladung des Institutes veranstalten und aus eigenen Werken lesen.

Neue Bücher und Schriften

Mitteilungen aus dem Baron Brukenthalischen Museum. Druck der Krafft & Drotleff A. G., Hermannstadt. 1931—1933. Wir nehmen eine bisher versäumte Verpflichtung wahr, wenn wir auf die alljährlich einmal erscheinenden Mitteilungen des Baron Brukenthalischen Museums hinweisen, die von der Gesellschaft der Freunde des Museums herausgegeben werden. Die Gesellschaft, die vor einigen Jahren gegründet wurde, aber noch immer keine ihrem Zweck entsprechende weite Verbreitung fand, erstrebt die Unterstützung des Museums und dessen Einschmelzung in das Bewußtsein der Deutschen Rumäniens als eines Schatzes, der uns allen gehört und deshalb auch von allen gefördert werden muß. Im Jahre 1931 erschien die erste Folge der Mitteilungen, schon äußerlich in außerordentlich ansprechender Form, mit einigen ausgezeichneten Abbildungen von Museumsbesitzstücken und mehreren Aufsätzen. Die großen vornehmen Hefte, drei im Ganzen, liegen nun vor uns. Alle geben ein Bild des Reichtum der Sammlungen, alle enthalten zugleich auch einen Bericht des Kustos über die Tätigkeit des letzten Jahres, so daß der Leser an Hand dieser Veröffentlichung mitten hineinsieht in das Streben und Sein des Museums. Die zweite Folge 1932 stellt sich als ein Sonderheft für Sebastian Hann dar, das

den Liebhabern seiner Goldschmiedekunst besonders angeraten sei. Die dritte Folge 1933 erschien vor kurzem. Möge darin ein Anlaß gesehen werden, in die Gesellschaft der Freunde des Museums einzutreten und damit auch diese anregende und schöne Jahresschrift zu beziehen, die aus unserem geistigen Leben nicht mehr wegzudenken ist.

Heinrich Zillich

Zwei Bücher von Will Vesper. Das eine ist eine Neuauflage der lustigen Kleinstadtgeschichte „Sam in Schnabelweise" (Albert Langen-Georg Müller, München, 1934) und wird sich wieder manchen Freund erobern, denn die Lebensfahrt des kleinen Negerjungen in die deutsche Spießerstadt ist schon wert, daß man sich an ihrer Heiterkeit und an der vergnügten Kunst des Dichters freue. Die zweite Gabe ist noch viel mehr, die Gabe eines Menschenlebens: die gesammelten Gedichte Will Vespers, die der gleiche Verlag unter dem Gesamttitel „Kranz des Lebens" erscheinen ließ. Wer in unserer lyriktauben Zeit wagt, einen Band mit vielen hundert Gedichten herauszubringen, der muß schon seit lange eine Gemeinde haben. Er muß im Volke Wurzel geschlagen haben. Das eben ist das Geheimnisvolle an Vesper (und auch an Münchhausen) daß es ihm gelang, in unserer Zeit Leser zu finden, daß seine Verse aufgefangen wurden. Es liegt dies an der Einfachheit seiner Kunst, an ihrer Selbstverständlichkeit, an der Gesamtheit des Lebens, die in jedem Worte wiederklingt und zugleich eingebettet ist in die Gemeinschaft des deutschen Daseins. Keine Überbetonung der eigenen Persönlichkeit, sondern deren naturhaftes Sichleben im Leben des Volkes fand den starken Widerhall, der auch in der Zukunft nicht verstummen wird. Alles ist da echt und unmittelbar, nichts gesucht, nichts künstlich, alles von einer strömenden Melodie des Erlebens und der Sprache bewegt, die aus dem Grund des menschlichen Schicksals aufsteigt. Nahe auch der Geschichte seines Volkes, vermag er zurückzublicken auf die Vergangenheit und sie in eigener Form wundervoll zu gestalten in jenen Gedichten des Abschnitts „Wanderer im Volk", er vermag heute noch (was viel heißt) seine Kriegsgedichte zu veröffentlichen, und kein falscher Ton erklingt, so ehrlich und rein war sein Erleben und blieb es. Er kann zur Zeit sprechen, er mag sich aussingen über die Schönheit der Welt, der Liebe und all die tausend Dinge des Daseins — überall ist sein Wort gültig, sein Gesang echt und seine Haltung von einer aus dem Volkstum genährten Klarheit und quellhaften Frische.

Heinrich Zillich

Eduard von Keyserling. Baltische Romane. — Romane der Dämmerung. S. Fischer-Verlag, Berlin. — Das gesammelte Werk von Eduard von Keyserling liegt nun in zwei Bänden vor. In den letzten Jahren ist er selten genannt worden, zu Unrecht, wenn man auch versteht, daß in der Gegenwart eines anderen Lebensgefühls und Lebensstils jene alternde Adelsschicht, die er schildert und die schon zu ihrer Zeit verborgen dahinlebte, breite Beachtung nicht finden kann. Aber es ist viel Kultur, viel Empfinden für die Feinheiten der Menschenseele, eine souverän beherrschte Sprache, die ihn zum Dichter machen; eine Sprache, die ganz einfach geführt wird und doch alles ausdrücken kann, was sie an zarten, vergänglichen Schatten und Seelenstimmungen aufzuzeichnen hat. Gewiß, Keyserling gehört zu den letzten, überzüchteten Dekadents, er malt mit einem spitzen Pinsel verwehende Eindrücke, den müden Alltag vergessener Kulturform; seine Darstellung ist impressionistisch, alles darin ist Spätzeit, aber gerade deshalb voll Süße und Reiz, uns

entschwunden und doch auch wieder lockend. Die Weisheit, aus der hier geschildert wird, gibt wohl einen Spiegel des Lebens, der alle Einzelheiten faßt, aber er zieht sie zusammen in eine unantastbare, in die gleiche Form, die die Geschehnisse selbst bestimmt und ihre Härte mildert. Das vorherrschende Gefühl ist Wehmut, Verzicht und Melancholie. Man lebt und stirbt in seinen Leidenschaften, aber ohne Gewaltsamkeit, mit Haltung. Man ist formverpflichtet, auch wenn man in Schuld verfällt. Nichts Geniales in dieser Welt, doch Bewußtsein für das Herrschaftliche. Ja, sie ist tot diese Welt, so kurz die Zeit sein mag, seitdem sie versank. Sie hatte etwas gemeinsam mit dem Rokoko, wie es uns heute erscheint und doch so grundverschieden von ihr ist; sie hatte innere Überlegenheit und Selbstsicherheit, die zwar oft oberflächlich und untief blieb, stets auch an sich selbst litt, sich aber nie aufgab und in all dem ein verführerisches Licht ausstrahlte, das uns noch heute anrührt.

Heinrich Zillich

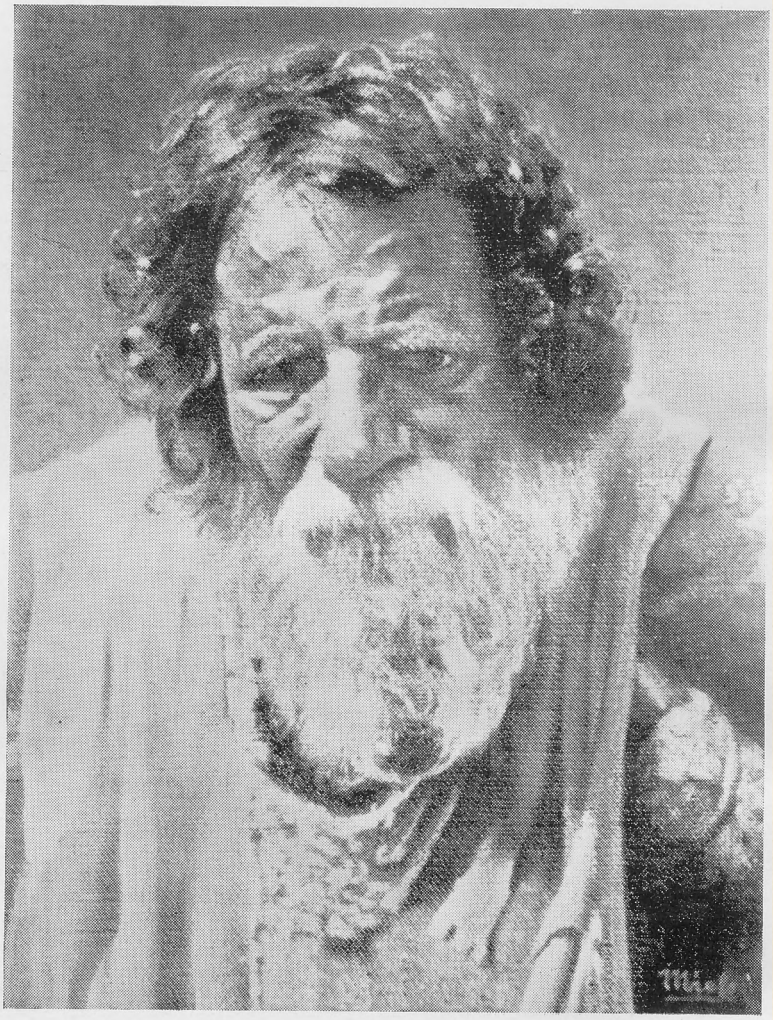
Wilhelm Pleyer. Der Puchner. Ein Grenzlandschicksal. Roman. Albert Langen-Georg Müller-Verlag, München, 1934. — Zu Unrecht heißt das Buch, das jedermann und besonders die Auslanddeutschen lesen müssen, Roman. Es ist die Geschichte eines Lebens, wie es wirklich heute gelebt wurde — das spürt man in allen Teilen der Darstellung. Ein volksverpflichtetes Leben eines Sudetendeutschen, der keine Sekunde darauf vergessen kann, daß er Deutscher ist. „Es darf keine volksdeutsche Flucht geben . ." hat einmal einer der neuen deutschen Staatsmänner gesagt. Hier ist dies Wort in seiner ganzen Härte wirklich gemacht. Die tschechische deutschfeindliche Politik wird zum Schicksal eines jungen Menschen, der von kindauf weiß, worum es an der Grenze geht, der dennoch, da er verfolgt wird, flieht, und den es dann draußen im Reich nicht leben läßt. Er muß zurück in die Heimat und ins Gefängnis, wo er für die einfache Tatsache zu büßen hat, daß er ein Deutscher ist. Ein tief erschütterndes Buch, ein starkes und gesundes Buch und ein Buch zugleich, das frei ist von Verzerrungen und Ungerechtigkeiten.

Heinrich Zillich

E. G. Kolbenheyer. Gregor und Heinrich. Schauspiel. Albert Langen-Georg Müller, München, 1934. — Wir warten auf das deutsche Drama, nein auf das Drama überhaupt. Man spürte es wohl, ein Drama kann nur wachsen, wo in der Zeit, in der es geschrieben werden soll, die Möglichkeit großer Konflikte und großer Ideen liegt. In einem liberalistischen Zeitalter, wo alles verständlich ist und keine Verpflichtung bestimmt, wächst kein Drama, weil es keine Entscheidungen gibt, die letztgültig sind. Darum legen wir Kolbenheyers Schauspiel, wieder ein echtes Drama, mit einem Aufatmen aus der Hand: die Zeit ist reif und trächtig geworden. Das Schauspiel gestaltet den Gegensatz zwischen Heinrich IV und dem Papste Gregor, zwischen dem Anspruch des Reiches auf Freiheit und göttliche Beauftragung und dem Machtanspruch der Kirche. Mit Recht hat man dieses Schauspiel das erste Drama vom Reich der Deutschen genannt. In all seinen Teilen atmet dieser Sinn. In prachtvoller Sprachkraft baut der Dichter Welt gegen Welt, läßt sie aufeinanderprallen, zeigt die innere Wandlung Heinrichs vom Jüngling zum Kaiser und seinen Sieg in Canossa, zeigt aber auch die große Figur Gregors. Zeigt Leben und Menschen der Zeit und der verschiedenen Sphären, die sich bekämpfen und ist darin von einem unerhört dichterischen Glanz.

Heinrich Zillich

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Getragen von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Friedrich Miess, Gemälde

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
11. JAHR SEPTEMBER 1934 HEFT 9

Der Jungbauer

Von Michael Wolf-Windau

Um meine Schläfen brennt das Haar,
ich steige auf wie ein junger Aar!

Ich halte Erde in meiner Hand,
mein Schritt ward schwer im Sonnenbrand!

Ich führe die Mahd und pfeife zum Schwung,
mein Wille ist stark, meine Arme sind jung!

Mein Ahne hat mir den Hof vererbt,
der seinen Namen ins Tor gekerbt!

Ich hab meinen Acker angebaut,
den in der Frühe die Nacht betaut!

Den Weizen hab ich eingesät,
damit er gut und reif gerät!

Am Boden klebe ich manches Jahr,
vom vielen Wind ist wirr mein Haar!

Ein Mädchen hat mir sein Herz geschenkt,
das ich im Erntereigen geschwenkt!

Ich halte es nachts in meinem Arm,
wir sind so jung, wir sind so warm!

Wir haben uns die Treue bewahrt,
bald halten wir Hochzeit nach Väterart!

Pfingstwallfahrt

Ein Abschnitt aus dem Roman „Maler seines Volkes"

Von Emil Witting

Und die sternenumkränzte Muttergottes mit Goldkrone und Jesuskindlein rüstete in Santa Conversazione mit der Heiligen Katharina und der Heiligen Barbara zum Empfang der fürchtigen Glaubensgemeinde. Zu beiden Seiten des Hauptaltars, um die Confessio an den heiligen Gnadenstufen hinter der Predella, und dann an der Seite des Hauptschiffes, in den Nebenaltarnischen, unter Chor und Orgel wuchs ein junggrüner Wald jungfräulich zarten Birkengeästes empor. Weihrauchduft schwengelte in geheiligter Luft, Weihwasser zitterte in schwüler Erwartung, und über die leeren Bänke der Gottesgemeinde schwebte etwas wie ein Ahnen, ein Licht der Hoffnung, der Zuversicht, und dazwischen zogen leise Schatten der Bangnis: Wird auch wirklich all Wunsch und Gebet, all Buße und Versprechen erhöret werden?

Über das ewige Antlitz der goldstarrenden Jungfrau schlich weich und still ein Sonnenstrahl, und sie lächelte mild und verheißend zu all den stummen Fragen der Wände, der Luft, des Wassers, des Lichtes. Und die Schatten schwanden, denn heilige Kerzen von der Lichtmeß brannten auf, hier und dort, und leuchteten in jedes Dunkel, in das verlassenste Winkelchen, gleich als wäre es ein stilles Herzkämmerchen, das auf ein bißchen Trost und Gnade ein langes ganzes Jahr gewartet.

So war denn alles zu Empfang, Nutz und Frommen, zu Erleuchtung, Erhörung vorbereitet — mystisches Spiel farbbunter Fenster, Gold, Schnitzerei, eindringliche Bilder von Heiligen und Engeln halfen mit, zu Gott zu führen — und dann harrte gespannt das Reich der Töne und Gesänge, daß sie aus Orgel und Psalmen hervorbrächen, um Brücken zum Jenseitigen zu schlagen und die Seelen zum Himmel zu reißen.

So sollten sie denn kommen die armen Sünder und Schuldbeladenen, die Hoffenden und Harrenden . . .

In langen Zügen kamen sie daher; sie kamen unter der hütenden Hirtenhand des Gemeindepfarrers. Ihre Lieder lallten getragen eintönig und hallten weit über die Felder, an denen sie vorbeizogen — sie mahnten und zündeten in den Gemeinden, durch die sie schwangen — und die Bedrückten und Erschütterten, die Schuldigen und Bereuenden

brachen auf, sammelten sich unter den hellen Weiden am Dorfbache, denn es hatte jeder von ihnen ein verborgenes Leid, eine versteckte Sünde, einen stillen Wunsch, ein Fürchten und Glauben. Kirchenfahnen, heilige Standarten mit Marienbildern und baumelnden Quasten wehten auf hohen Stangen, und es hatten zwei-drei Burschen mit Spreizen und Hebeln geduldige Mühe, das Kreuz des Heilandes mit der Dornenkrone im Bild den Zeloten voranzutragen. In diesem Schutze aber gab es kein Bedenken, keine Gefahr, kein Fehlschlagen und Versagen.

Weither aus den Landen kamen sie, wo ungarische Zunge züngelte, aus Haromßek, Csik, Udvarhely, aus dem Gyimes, ja aus der fernen Moldau, der Gegend von Bäcäu, wo von diesen Csangos zwischen Seret und Prut als von abgesprengten Szeklern seit dem vierzehnten, fünfzehnten Jahrhundert Kunde ist.

Nach viertägigem Wandern aus den fernsten Vorlanden schloß sich der Ring immer enger um die Gnadenstätte der Jungfrau Maria mit der Kirche und dem Kloster, dem Kalvarienberg und den zwei Kapellen und dem Jesussteg hinan. Ein ungeheurer Menschenstrom ballte sich und schwoll und lief schließlich brausend und stauend aus in den sakral trunkenen Weiher, der unter höherem Gebot einem einzigen Willen nur noch gehorchte, der Wundertätigkeit und Güte der Lieben Frau! Hier hielt Maria Zucht und Ordnung und unter dem Gebot der Stunde bannten dreißigtausend Seelen Kreuz und Quer der Lebenswege, Wünsche und Beschwerden auf ein und dasselbe enge Ziel, ein großes Ziel, das Welt und Sein umfaßte, das Glück. Verlorenes Glück, das war es, sie alle suchten es und wollten es wieder finden, das ihnen entglitten.

Und da stand abseits am Ufer der netzenden Wellen ein einsamer Mann unter den Tausenden — er war es, Géza — und er sah vorbeiziehen die Anna aus dem Gyimes und die Ilona — beide mit gesenkten Lidern und gesegnetem Leibe, beide aber, Ablaß zu bitten wegen der Sünde der Frucht, um ein unerlaubtes Glück zu heiligen. Diese Mägde bitten um Vergebung wegen eines alten Rechtes des Lebens, der Jugend, der Gesundheit, das sie sich im sicheren Trieb gegen alle gemachten und geschriebenen Pflichten und Gesetze genommen. Spricht in ihnen nicht vielfach offener und aufrichtiger der Zug der Liebe, für die keine Schranken und Grenzen gelten, als in solchen, die sich Tag und Stunde vorschreiben lassen, als ließe sich

Liebe dämmen und löschen wie ein Scheunenbrand durch die Feuerwehr? Erblassung, Erstickung der innersten, tiefsten Regung im Menschen, der Überlegung und Berechnung, dem persönlichen Vorteile zu liebe, wenn darüber auch Blut und Herz erkranken und verderben! Dieses dachte Geza, und er tauchte unter in die Flut, um sich, ein Ungläubiger, einmal mit sehenden Augen durch diese Mühle schlauer Müller treiben zu lassen.

Vor der Kirche stockte die Masse, Leib stand gepreßt an Leib, die Fahnenstangen ragten senkrecht aus dem dunstenden Gebrüt der tausend Köpfe, und durch diese lockere Schicht gingen andere Kräfte als in den zusammengetriebenen Menschenseelen Gloriole der Kirche und Nimbus der Gnadenspende spannen. Windstöße rüttelten die Fahnen, und sie waren das einzige Bewegte über diesem unbeweglichen Gebräu. Unmerklich, langsam nur bröckelte es vor den heiligen Pforten ab und drängte in die Kirche. Über allem aber hing ein Himmel, der blauschwarze Schwaden aus dem Nichts zusammenballte, unheimlich dräuend, als sei dieser Himmel ein anderer als der der heiligen Jungfrau Maria. Dunkel qualmte es auf den Berghäuptern, bös zürnend grollten schon ganz nahe die Wetter ob der Torheit der Menschen, die ihr Heil von einer vergoldeten Holzstatue erhofften und darüber Wirklichkeit und Wahrheit vergaßen. Aber die Erde war in Teilen des Landes geborsten vor Trockenheit, und da waren sie auch gekommen, den Segen der Nässe zu erbitten. Als es nun prustend und schallend herunterplatzte und die Donner geradeaus über der Gnadenkirche wucheten, da war es schon erwiesen, daß die gute Frau schon geholfen, als es nur ausgesprochen war.

Géza aber sah einige Flößer, und er wußte von ihnen, daß sie da waren um schönes Wetter, denn sie hatten die Gewalt des Wassers herausgefordert, und es war mancheiner nur an einem zarten Faden Lebens gehangen. Der alte Avéd Mózes war ihr aller Opfer geworden, und das forderte Sühne, aber die Mutter Gottes bewahre sie vor weiteren Versuchungen und gäbe daher zu den Fahrten das gute Wetter.

Nun waren gar viele am Gestade des Menschensees, zahlreiche Inseln auch in der Brandung, die es nicht ernst meinten, Frauen, die sich durch die Schaulust hatten mitnehmen lassen, Mädchen mit wunschheißroten Lippen, die in der Sammlung der Farben sich mit ihren besten Röcken ein Stündchen Stelldichein gaben, manch lieder-

liches Mensch und süchtiges Weibsbild auch, das um Geld feil, geile Burschen, die auf freche Lese gingen, Taschen- und Tagediebe — sie alle stemmten ihre Arme in den Nebenmenschen, als der Guß trommelte, keilten sich durch, rissen sich ab und stoben auseinander, um in einer Schnapsbude, im Küchenzelt, um weniges Geld Heilbareres zu finden, als Maria zu bescheren hatte.

Weiß Gott, wie doch schließlich in der Sonderung und Scheidung jeder das Seine bekommt, einen kleinen Lebensraum, einen Lichtstrahl, einen Regentropfen, so hatte die Auslese den Ernsten und Suchenden besonders gut gewollt, denn nun waren die gefährlichsten Krankheitsgifte aus dem Prozessionskörper ausgeschieden und der Einlaß zu einem trockenen Plätzchen in der Kirche stieß sich an weniger Reibung. Géza stand mit einemmal hinter den Bänken des Mittelschiffes, allerdings nun eingekeilt in dumpfe Menschenleiber von unten emporgedrückt, daß er deutlich fühlte, wie er den Boden unter den Füßen verlor und grundlos in der Fleischmasse hing. Wärmewellen stiegen, und vom Strom der Hitze gefaßt zitterte der Wall der Fahnen, die mit in die Kirche gekommen und nun wie ein großer buntflackernder Vorhang über den Köpfen sich schlossen.

Dann rollte es gegen alle grollenden Donner brausend aus der Orgel, der größten im Lande, und der heilige Gesang aus tausend Kehlen legte sich schwül in den Raum und füllte ihn heiß bis in den letzten Winkel — „Ave Maria!“ Ein Gedanke, ein Lied, ein Raum, eine Maria hielt sie alle umfaßt, aber es war in diesem Geschwühl und Geberst, da die Menschen Haut fast an Haut aneinander klebten, jeder weit getrennt vom andern; keine innere Verbundenheit, kein Zug zu einander, keine Liebe und Freundschaft umschlang, es war jeder mit sich und der Maria allein. Sie starrten aneinander vorbei und starrten alle vor sich hin, wo sie zwischen den Fahnen die Muttergottes vermuteten. Ein Wille war, aber es drängte nicht Mensch zum Menschen, es war der religöse Wille der Selbstsucht und Selbstzucht, des Eigennutzes. Und darum, als die Strömung zu Seiten um den Altar, die Stufen hinauf, an der Sammelbüchse zu Füßen der gnadenreichen Maria vorbei führte, legten sie das Geld hinein, um für sich das Glück und das reine Gewissen und den Vorteil zu erkaufen, mochte es auch dem Nächsten dabei gehen, wie es wollte.

An den Wänden prunkte das Gold, durch die knallbunten Fenster zitterten geisternd die Farben, die Nähe Gottes dämmerte wie die

vergeltende Gerechtigkeit, die Dreifaltigkeit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes schauerte ringsherum in den mächtigen Heiligbildern, der Kreuzigung Christi, der Kreuzesabnahme, der Himmelfahrt, — und die Erlösung von all dem Jammer und Elend hienieden, von Wunde und Schmerz teilte sich einem jeden der versammelten Beter mit. Ein Priester zelebrierte in weißem Meßgewand und Stola aus Seide und Silber.

Ave Maria: Gegrüßt seist du Maria voll der Gnade, der Herr ist mit dir; du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes — Jesu.

Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unserer Absterbens. Amen!

Vater unser, der du bist im Himmel, zu komme uns dein Reich.

Und die Rosenkränze wanderten, und die Kugeln rollten — fünfzehnmal zehn kleine Kugeln mit den Gebeten, hinter ihnen je eine große mit dem Vaterunser — Hunderfünfzig Ave Maria — Psalterium Mariae — haben ja hohe Gebetskraft.

Die Ministranten knieten und schwenkten den Weihrauch und schlugen das Kreuz.

Leise flossen Tränen aus schlotternder Seelennot, und die Linde des Schmerzes senkte sich tief in manches schuldlos gemarterte Gemüt.

Der Gesang verstummte, unfaßbar dumpf rauschte die Menge, nun wieder in wohltuend beruhigender Vertiefung der Töne das Präludium der Orgel zu neuem Gesang — schluchzend aufstöhnendes Gerinnsel der Gefühle — die Menge wurde hin und her gerissen zwischen Schmerz und Glück, Trauer und Begeisterung.

Géza konnte sich der berauschenden Wirkung, der Suggestion des Zeremoniells kaum erwehren. Aufmachung gegen Wirklichkeit, Idee gegen Realität, Formenschwulst und Gewoge — das Pastose der Farben — die Macht der Süßigkeit der Töne — trunken, fanatisch folgte und drängte die Menge. Nun war sie reif, gekocht, nun war sie dort, wo hieratische Macht sie haben wollte.

Da erblickte Geza in einer Reihe eine tief vorgebeugte Frauengestalt in edler Verhaltenheit. Er kannte die Linien dieser Gestalt; sie schwangen herüber in seine Seele, und zum zweitenmal sah er das Tau von seinem Floß zwischen ihr und ihm, das er durchschnitten hatte — Frau Molnar Ibolya. Aber als ob die Geister und Seelen in dieser heiligen Kirche bis zu den letzten aufgeboten würden — er glaubte

mit einmal, er träumte, denn drüben, verschwommen im Weihrauch und Regenbogenspiel der Farben stockte wie in nebelndem Rahmen untergehenden Hintergrundes ein schönes Gesicht, wendete sich, als fühlte es plötzlich das Glück einer lieben Nähe, und nickte und lächelte freundlich herüber — Die „Braut"! Judith! Um des Himmels willen! Er keilte in die Masse, um sich durchzuringen. Unmöglich! War es Spuk, war es Phantasie gewesen, war es Wirklichkeit — er sah nichts mehr, Rauchwolken und Strahlenbogenbuntheit spannen über Gestalten und Gesichter. Wie im Fieber taumelte es aus der Kirche und stellte sich an den einen Ausgang.

Mensch hinter Mensch quetschte an ihm vorbei — die, die er suchte, fand er nicht — es waren ja mehrere Ausgänge.

Vom Turm läutete in eindringlichem Rhythmus das Bunt der tiefen und hohen Glocken.

Das Gewitter grummelte in fernem Umkreis — nun war es auseinandergestoben, so wie eine Pupille, die sich in blendendem Blitzlicht über dem Sehnerv geschlossen, um im Verdunkeln sich auch schon wieder elastisch zu weitem Ring zu öffnen. Maria war ja heute Mittelpunkt und Lichtnerv der Welt, und ihr Auge, das vorhin noch warmfeucht fackelte ein Hinweis fast auf die Stapelung der Pein an diesem Volke zur Zeit der Türken und Tataren — nun strahlte es in milder Verklärtheit, und fern rauchten in letztem Schwellen murrend die Himmelsbrände der Berge.

Welch eine Haltung im Bilde! Veilchenblaues Kochen der brütenden Wälder im Hintergrund, eine Lichtstraße aus dem Himmel und darin das Wogen der Farben und Töne.

Wie sie aus der Kirche drangen, so zogen sie den Jesussteig hinan, schwenkten hinter den Kondottieren die Fahnen und leierten die Kirchengesänge.

Die roten Röcke der Szekler Mädchen, die farbigen Bänder, die hellen Kopftücher, die bunten Leibchen, die braunroten Töne an den Katrinzen der Csangó-Weiber, die dickblutroten Hemdstickereien der Moldauer, Turbane und Tellerhüte, Grau der Männer, totes Dunkel der Altfrauen und blumige Geschäftsmode eitler Dirnen — es war wie sonnaufsprühender Gischt in finsterm Bachwasser — und die Glocken hämmerten die Töne weg, und die Menschen hasteten in der kochenden Dunstschwüle dahin, und andre kamen — allerwegs aber war der Jesussteig, hinan den Kalvarienberg, oder es war die schnurgerade

Waldschneise, die jäh zur Salvator-Kapelle hinanwies, damit auch die Eile allem vorkommen könne, wenn sie Mühe und Stein auf dem Weg nicht scheut, denn die Wege zum Himmelreich sind ja die dornigsten und abgründigsten.

Géza stand an der Lehne des Berges, und in seiner Hand zuckte der Pastellstift über das Papier. Was hier vorbeizog, war Strom, Masse, ein Körper, Menschenherde. Es war ein Bild wie Rembrandts Nachtwache, durchgeistigt, getragen von einem einzigen Zweck, geführt ohne Befehl zu gleichem Ende. Aber es war ein Nebeneinander, nicht Ineinander. Ein und derselbe Geist beseelte alle Teile, aber diese Teile wußten von einander nichts, es redete niemand zum Nächsten, sie hingen mit einander nicht zusammen, waren nach vorne geknüpft.

So mußte dies Bild werden ein großes Gemälde von Farben und Formengewoge, von verschwommenen Gesichtern — ein Unisono eines Geschehens, etwas Großes, Drängendes, nicht Heldenhaftes, sondern Büßendes, Verzücktes — ein altes unfassender Rauch. Nicht Altruismus lenkt das Geschehen, nicht Güte, nicht Liebe des Menschen zum Menschen, keine Wärme und Gastlichkeit. Der Mensch sucht sich selbst. Jeder will das eigen Glück. Fanatiker, Phantasten gehen kalt und blind ihren Weg, jeder hat die eigene Sünde, jeder wirbt um den eigenen Vorzug vor Maria, um die Vergebung für sich selbst. Mit dem Beschauer haben sie nichts gemein, so wie die Schöpfungen Filippo Lippis und Leonardo da Vincis, sie sind vom Leben abgewendet, sehen vor sich in die Leere, und ihre Gesänge fliegen ihnen voraus in die Unnennbarkeit.

Der Weg zum Werten des Geschehens führt hier durch den Impressionismus, der Beschauer muß von der ästhetischen Gesetzmäßigkeit durch eine wie absichtslose Ordnung überzeugt werden, wenn auch durch Gegensätze die Wirkung erhöht werden soll, ohne aber Rhythmus und Konstruktion als gewollte Architektur merken zu lassen. In welch betonendem und hervorhebendem Gegensatz schon der dumpfe Wetterhintergrund, der die Gestalten und Farben mystisch erweicht! Dann das Spiel zwischen Licht und Schatten, dem Bejahenden und Verneinenden in der Malerei.

Géza legte den Stift beiseite, und in Gedanken stieg er die steile Schneise hinan, über dessen Gestein sie früher zu Ehre Gottes auf den Knien hinaufgerutscht waren, um die Gnade der Jungfrau auch wirklich zu verdienen. Je größer die Pein, die Selbstkasteiung, um

so größer der Lohn. Und wenn sie sich mit eisenbesternten Peitschen über den nacktem Rücken geschlagen hatten, daß das Fleisch abriß und den Boden der Salvator-Kapelle besudelte, so hatten sie es getan, um die Leiden Christi auf sich zu laden und Gott zu gefallen.

Neben Géza stürmten Burschen und Mädchen den Berg. Als er oben anlangte, floß schon von der andern Seite der Menschenstrom an die Kapelle aus dem fünfzehnten Jahrhundert, umspülte sie, und staute an — nur wenige hatten Zeit und Platz, durch die Türe mit der Aufschrift: DoMVs saLVatorIs et IanVa IVstIfICatIonIs peonItentIbVs. (1684) einzudringen. Dort lehnte Christi Körper, aus vielen Wunden blutend — und sie wischten ihm mit Tüchern über das blutige Rot, und dann gingen sie hinüber zur betenden Maria, strichen ihr über das Gewand, und sie bargen sorgsam das so geheiligte Tüchlein, um es als Reliquie, als Fetisch bis zum nächsten Jahr zu bewahren; und sie legten Almosen in die Büchse. Nur weiter, denn hinten drängten wälzende Schwaden des Zuflusses, und dreißig-vierzigtausend Menschen haben heute nicht Zeit, auf Knien herumzurutschen. Und der Zug brauste mit Gesang, fliehenden Röcken, flammenden Fahnen den steilen Weg zur Kapelle des heiligen Anton hinab, schlug seine Wellen um sie, stürmte in Schwall und Lied von der anderen Seite der Klosterkirche zu. Jeder Trupp hatte sein eigenes Gebet, seinen eigenen Sang. Es war ein Wimmern und Stöhnen, zusammenhangslos, tonwirr, irr wie das Gequiek von Wahnsinnigen. Immer neue Menschen kamen, neue Gesänge tönten, neue Fahnen flaggten auf, und es klomm gierig, gefräßig wie wollüstig die eine Lehne hinan, rollte die andere trampelnd und reißend hinab. Und Marie mit ihren blauen Augen mußte einen jeden sehen, einen jeden erhören. Leidzerrissen stolperten Greise, Kranke humpelten abgehagert, Kinder liefen hilflos bedrückt mit, Gesunde und Junge stolzten mit flammenden Augen. Immer noch dudelten und stürmten jammernd, schluchzend, aufpeitschend die Kirchglocken, als wäre ein großer Dorfbrand ausgebrochen. Aber es galt nicht zu löschen, es galt zu zünden, denn solch heilig Feuer zu Pfingsten schmilzt viel Gold aus der Schlacke, und dies fiebrische Feuer ist mehr Goldes wert als alle Regen zusammen im Lande an diesem großen Jahrestag der Adoration und Glorifikation der heiligen Jungfrau Maria.

Als Géza den steilen Abfall hinabstieg, da dachte er, wie doch ein jeder gute oder schlechte Mensch sein Teil von der Maria abbekommt,

der Bauer den Regen, der Flösser das gute Wetter, die Frau mit dem geheimen Amulett, einem männlichen Glied, die Fruchtbarkeit, wenn nicht der Mann der Schuldige — haben doch selbst Göttinnen der Ehe und Begattung, Istar und Aschera, den Phallus zum Symbol — der Dirne erfüllt sich gleich hier hinter dem ersten Wacholder in der rhythmischen Liebesbezeugung der Brunstgedanke — die Jungfrau nimmt die Hoffnung mit auf den baldigen Schatz — und ihm, Géza, soll der Anblick der beiden Frauen nicht wie eine Verheißung erscheinen unter den weisenden Blicken der Muttergottes? Schon stieß er mißmutig den Gedanken zurück. Wird die Madonna denn anders handeln als Philipp der Zweite nach dem Rat Granvellas: „Es ist eine Zeit zu versprechen und eine Zeit zu halten: versprechen ist edelmännisch, halten ist bäurisch;" Vanitas vanitatum — alles ist eitel.

Unten in der Zeltstraße wehte fusliger Geruch. Laut schreiend und lachend gingen schon breitreihig Arm in Arm die Burschen und Mädchen, die eben noch heilige Lieder gesungen. Wie Mänaden die Thyrsusstäbe, so trugen sie die zarten Äste der Birke, die sie in Kirche und Kapelle abgerupft, nun frei und erlöst von dem Bann, der auf ihnen gelegen, von Sünde und Gewissensmahnung, hoffend und harrend auf neue Lebensfreuden, für die sie im nächsten Jahr schon die neue Abbitte formen würden.

Eine junge Frau schlich sich teilnahmslos durch das Treiben, es war die Frau Barlos Boris, die auf Scheidung ging. Auch dieser Körper lechzte nach einer Befreiung, einer Erfüllung. Welches Geheimnis teilte sie mit Maria?

Gegen Abend des Sonnabend würde sich das Heiligenvolk nach allen Seiten zu den Nachtlagern zerstreuen, die einen, um in gastfreundlichen Gehöften Unterkunft zu suchen, die andern, um in einer breiten Scheune Massenquartier zu finden — einige würden bis zu den nächsten Dörfern wandern, denn morgen am ersten Pfingsttag wollte gar manch ein Trupp die Wirkung des ersten Kalvarienweges durch einen zweiten verstärken und was bis dahin auf Heu und Stroh noch geschehen mag, das würde das Erlebnis doch nur günstig vermehren und bereichern.

Géza ging an dem Sauerbrunn des Kalvarienberges vorbei. Die Leute drängten sich durstig um die Inschrift der Einfassung: Rég fa Valék. DarVas VenánCZ Változtatta kövé. Már Vigan Lobogok hogy klkl Vággyal Igyék. Früher war ich Holz, durch Darvas Ve-

náncz zu Stein umgeändert, springe ich schon fröhlich, daß jeder mit Genuß trinke.

Quell, Lebensbronn unter Aug und Atem der Madonna — Marienquelle über welch durstendes Gemüt gießt sie nicht den Schauer heiliger Erquickung? Glaube nur, dann springt dir aus jedem Stein der Strahl des Moses. Aber ist es gut zu glauben, was nicht ist?

In Géza standen noch hell die Bilder der beiden Frauen, und er ging aus Rottung und Getön hinaus in die grüne Hangwiese und setzte sich in das stille Gras. Hier und dort lagerten schwatzend flimmernde Scharen der Wallfahrer. Sie machten sich einen guten Abend. Unten um die Kirche verdichtete sich das wuselnde Leben, das von dem Heiligengang herunterstieg. Immer noch zuckten die Glocken wie in letztem Krampf, immer noch schwollen die Gesänge, rauschte die Nachflut von dem Berg. Aber die Töne des Feldes und der Breiten wurden dumpf, die Häuser grau, die Berge sanken tief zurück in den Abgrund des Unsichtbaren, Lichter blinkten auf, Grillen schliffen, irgendwo im Sumpf quakten die Unken. Die Glocken verstielen. Schwülheuchelnder Abendsonnennebel senkte sich über die Welt.

Die beiden Frauen! Warum war Frau Molnár gekommen? Lag ihr der Stein am Herzen, den er auf sie gewälzt? In ihren Mienen lag ja die Zuversicht, eine innige Geklärtheit.

Die „Braut", die Judith! Wer ist sie? Was ist sie? Woher ist sie gekommen? Ein Augenblick nur war es, voll Glückseligkeit, ein einziger Augenstrahl voll Gold und Sonne, als ob jede Bitte, jeder Wunsch in diesem einen Blick sich verdichtete. War sie es wirklich? Es schien ihm, als ob ihr unwirkliches Bild immer tiefer in Rauch und Blendung zurücksinke. Und doch! Er hatte sie ja gemalt, er kannte jede Wimper, den feuchten Samtschmelz des Auges, dies holdselige Lächeln, die eine einzige Locke vor dem zarten Ohr. Was will sie von der Maria? Nein, nicht von Maria, in dem Blick lag nicht die Muttergottes. Was will sie von ihm, die eines andern. Géza erhob sich, er war nicht mehr ganz ruhig. Es zog ihn zurück in die Menge, zur Kirche. Vor der Kirche kam er zu sich. Lächerlich — es ist schon zu spät geworden! Durch die Menge ging das Gejohl und Gepfeif der Nachtvögel, Dirnen kreischten, Röcke flogen, Burschen wieherten. Einige Gendarmen, die Wache und Ordnung halten sollten, kneiften die Mägde vor den Schoß. Die meisten Kutschen waren davon, von den Kraftwagen stand nur noch ein einziger vor der

Absperrung. Géza kehrte noch einmal um, ging an den Lebkuchenschalterten vor der Kirche vorbei, trat in das Atrium. Wie Immensummen schlug es von draußen herein. Stumpfes Gebrodel einiger Beter umfingen ihn. Dunkle Gestalten griffen in das Weihwasser und schlugen das Kreuz. Die Kerzen flackten geheimnisvoll, Schatten wanderten. Leise summte die Orgel. Die Töne träumten wie ergeben in das stille Leid einer büßenden Stunde. Dumpf verzagt schnarchte der Baß, — ein getragenes Zittern, einem verhaltenen Schluchzen gleich, erfaßte die Lichter, die Schatten zuckten; ein heller, freier Ton meldete das Erwachen — noch liefen die Stimmen einzeln zu; der Chor scharte sich — da ein goldner Schrei in hohem Fiste, voll sonnigen Ausblickes; schon kletterten gelbstrahlige Pfiffe in die höchsten Masten, in tiefem Morgenrot brummten die untersten Rufe. Noch war ein Hetzen und Finden, spitze Speere, volle runde Kugeln schossen durch die Luft, ein Trommelwirbel gärender Fragen und nagender Zweifel prickelte, und nun rauschte es wie eine Heerschar ausgebreiteter Fittiche in mächtiger Harmonie durch den Raum — Befreiung — Glück, die Kirche erbebte im Donner der gesammelten Klage. Die Basilika war gefüllt mit einem einzigen großen Hosianna zur Ehre Gottes, und da war kein Herz, das nicht bis in die tiefsten Tiefen erschütterte. Jäh stürzte die Gewalt der Flut in das Nichts — in lautloser Stille wie dankend schwebte dort in der herrlichen Huldigung des Tages die Madonne über der Erde — die Madonne, die Blut und Tränen unter den Türken und Tataren geweint — der Tag nun war bis zur Neige getrunken, und da ertönte aus der Apsis, von unsagbar weichen Stimmen gesungen, die Antiphonie: „Salve Regina misericordiae — Sei gegrüßt, Königin der Barmherzigkeit! . . .“

Herbstbeginn

Von Jon Sân-Giorgiu

Wie zages Dämmern naht der Herbst heran. Eh' du es denkst,
Hat er die Purpurmäntel ausgebreitet über Wald und Wälder in verblaßten Weiten,
Der Berg dagegen trägt den Rücken wie ein brauner Hengst,
Auf dem des Horizontes Drachen schläfrig reiten.

In deinen Augen bebt ein Zittern jener Lichter, welche brechen,
In deiner Stimme schläft ein Laut von stummem Glockenklingen . . .
Ich wage nicht, es nicht, ein Wort von Liebe dir zu sprechen,
Und, ach, die Arme sinken mir wie matte Flügelschwingen.

Unmerklich stirbt die Freude uns von einst, und allerwegen
Die junge Freude jener Stunden, die ein Tropfengleiten uns gewesen.
Nun staut sich uns die Traurigkeit von Reif und Graupenregen
Und wächst gleich wie in Modergruft und Grab des Herbsts Verwesen.

Wir sind wie Weiden, die sich über aschentrübe Wasser neigen
Und in dem Sturm und Stoß des Winds von allen Träumen sich entlauben.
Zu später Stunde schleicht der Tod an uns vorbei in starrem Schweigen,
Geschenke dieser Erde und des Herzens Gaben uns zu rauben.

Die Tracht

Von Misch Orend

Die Tracht ist nicht nur Schutz des Leibes, sondern wie alles, was unter der formenden Hand der Menschen und Geschlechter entsteht, Ausdruck der seelischen Haltung. Wie alles echte Kunstschaffen — und auch die Tracht gehört zum Kunstschaffen des Volkes — aus dem schöpferischen Unbewußten hervordringt, so ist auch die Tracht Spiegel der Volksseele. Sie paßt sich den gewohnten Bewegungen des Leibes an, sie nimmt Farben und Verzierungen auf, die dem Geschmack des Volkes zusagen, sie wählt Stoffe aus, die dem Wertempfinden des Volkes entsprechen. Wenn auch in früheren Jahrhunderten besorgte Stadtmagistrate Kleiderordnungen herausgaben, so zeigt gerade die Häufigkeit dieser Kleiderordnungen, daß der Gestaltungsdrang des Volkes stärker war, als kluge Abwägungen der gestrengen Stadtväter.

Die Tracht wächst aus dem Volk heraus und mit dem Volke, sie ist eine Angelegenheit der Gemeinschaft, denn die Gemeinschaft und nicht der Einzelne bestimmt Form, Farbe, Schnitt und Billigkeit für die Geschlechter, für die Altersstufen, für Amt und Rang, für Fest und Alltag, für Trauer und Geselligkeit. Die Mannigfaltigkeit der Gliederung der Gemeinschaft findet ihr sichtbares Sinnbild in der Tracht. Erst wo der Gemeinschaftsmensch dem bewußten Einzelmenschen weichen mußte, dem Allerweltsmenschen, verdrängte das Allerweltkleid die Tracht.

In den vielen deutschen Dörfern Siebenbürgens, in denen noch wirklich Tracht getragen wird, gehört sie dem Gemeinschaftswillen an, ist sie Trägerin der Gemeinschaft und Ausdruck ihrer mannigfaltigen Gliederung. Aber nicht mehr! Sie sondert den Einzelnen ab vom Volksfremden, der in demselben Dorf wohnt, und oft schon seit vielen Jahrzehnten, ohne daß er in die Volksgemeinschaft, und damit in die Lebens-, Gefühls- und Glaubensgemeinschaft aufgenommen wurde.

Wer in die Stadt wandert, die Tracht ablegt und das Allerweltskleid anzieht, „kleidet sich aus". „Sich auskleiden" aber bedeutet nicht nur das Ablegen der Tracht, sondern das Ablegen der Wertungen, die in der Gemeinschaft Geltung haben, das Ablegen der Empfindungen für Rang, Stufung, Würde, für Herkommen, Ehrfurcht, für Zusammengehörigkeit. Wer „sich auskleidet", entkleidet sich der Kräfte, die ihn in der Gemeinschaft trugen, an denen er Anteil hatte und ohne die er haltlos wird und im Völkergemisch der siebenbürgischen Städte allzuleicht untergehen kann.

Die Tracht ist mit ein Ausdruck des völkischen Trennungswillens. Es ziemt sich nicht, in der Tracht der Madjaren oder Rumänen je öffentlich aufzutreten, außer in Volksspielen, wo der Rumäne der „Hirte" und der Ungar der „Husar" ist, die völkische Würde könnte leiden. Und das ist das Eigenartige, daß der kernige Bauer Siebenbürgens ein überaus zart ausgebildetes Empfinden für die Würde und Rangstufung auch der Völker hat, nicht nur für die der Einzelnen oder die der Sippen. Und dies zeigt ganz offensichtlich die Tracht.

Zur untersten Rangstufung gehört der Zigeuner, weit darüber stehen die Rumänen und die Madjaren, aber erst die führenden Sippen des eigenen Volkes geben das Maß ab, sie sind maßgebend, an ihnen wird gemessen. Auch dieses hat die Tracht zu zeigen. Daher gehört dem Orts- und Kirchenrat nicht nur ein gesonderter Platz in der Kirche, sondern auch ein besonderes Festkleid oder eine besondere Zusammensetzung der Festkleider. Dies kommt in den einzelnen Gegenden Siebenbürgens auf sehr verschiedene Art zum Ausdruck und wechselt oft von Dorf zu Dorf. Die innere Voraussetzung ist aber jedesmal dieselbe.

Wenn in der Hermannstädter Gegend das Schulmädchen ein buntes Häubchen trägt und die konfirmierte Maid den schwarzen Sammetborten mit den langen Bändern, die verheiratete junge Frau den zarten Schleier umlegt, die „Bockelung" mit den vergoldeten und steinbesetzten Silbernadeln, und die alte Frau das gesteifte, weiße bauschige

Knüpftuch, so sind die Altersstufen klar geschieden. Oder wenn im Harbachtal die Braut das silbervergoldete „Heftel" trägt, den Führspann, das als unmittelbarer Nachkomme der germanischen Rundfibel anzusehen ist, oder im Unterwald den „Borten" mit der „Sonne", oder an der kleinen Kokel mit dem Brautstern, oder in der Repser Gegend mit der „Brautkrone", so sind das besondere Kennzeichen des „Standes", und der Würde der Braut. Der „Brautstand", der „Ehestand", der „Ledigen-Stand" haben ihre Sinnbilder, ihre Würde und Ehre.

Und wenn am Hochzeitstag im Harbachtal um Mitternacht der „Borten" der Braut von einem der nächsten Anverwandten unter feierlicher Rede abgenommen wird, das Ehrenzeichen der unbescholtenen Maid, und die zarte, genetzte, weiße Haube aufgesetzt wird, und das Mädchen nun buchstäblich unter die Haube kommt, so ist das eine sinnbildhafte Handlung, denn es wird nicht vergessen zu erwähnen, daß die unbekümmerte Jugendzeit zu Ende ist und die „Kinderschuhe" ausgezogen werden und das schützende Nest des Elternhauses verlassen wird.

Wie das „Heftel" ins vierte und fünfte Jahrhundert zurückweist und die Faltenstickereien am Frauenhemd bis in die Bronzezeit zu verfolgen sind, so haben sich aus anderen späteren Zeiten hochgehenden Erlebens der ärmellose Mantel des 11. und 12. Jahrhunderts, der Schleier des 15. und 16. Jahrhunderts, der verschnürte blaue Männermantel aus der friederizianischen Zeit festgesetzt — um nur einiges anzuführen — und bezeugen, daß mit dem Kleid der Geist der Zeit die Menschen erfaßt hatte, der Geist, der bis heute noch nachwirkt und in manchen Dingen wahrhaft bis in die germanische Vorzeit zurückreicht.

An der echten Tracht wird plötzlich ein vielhundertjähriges Geschehen lebendig, weil es noch vom Lande getragen wird, und ein Schimmer längst vergangner Zeiten leuchtet heute noch auf und deutet auf einstige Hochgezeiten im Erleben des Volkes.

Wallenstein

Von Gerhard von Mutius

Die großen Gestalten der Geschichte, um welche sich ihre Gewitter spannen und entladen, werden über alle dokumentarischen Feststellungen, alle historische Wahrheit hinweg immer wieder zu lebendigen Mythen, d. h. sie bleiben gegenwärtig, auch wenn sie längst versunken sind. Wenn nun ein großer Dichter sich noch dazu einer solchen Figur bemächtigt, so lebt sie aus dem Geiste des Dichters heraus ein neues eigenes Leben, so daß die Stimme der Geschichte nur mit Mühe sich dagegen vernehmbar machen kann. So denken wir, wenn wir den Namen Wallenstein hören, zunächst an Schiller und an alle dramatische Erschütterung und zeitlose Menschlichkeit, die jener Gestalter deutschen Wesens (daß Schiller den bürgerlichen Deutschen des 19. Jahrhunderts wesentlich mitgeschaffen hat, hat Cysarz in seinem neuen ehr bedeutenden Schillerwerk überzeugend herausgearbeitet) in das Gefäß dieses Namens, der uns wie eine reiche Goldschmiedearbeit der ausgehenden Renaissance entgegenfunkelt, hat versenken können. Und selbstverständlich wird jeder neue Versuch, sich des großen Stoffes liebend und deutend zu bemächtigen, immer irgendwie im Schatten Schillers stehen. Ja, man möchte sagen, daß durch jedes neu entfachte Licht dieser Schatten nur wieder erstehen und weiter wachsen kann. Immer tiefer werden wir den Vers nachfühlen: „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie."

Und doch behält ein erneuter Versuch, die Fabel von Wallensteins Aufstieg und Sturz in Gegenwart zu verwandeln, sein eigenes Lebensrecht, wenn er nämlich aus echten dichterischen Quellen gespeist wird. Schiller hat mancherlei Studien zu seinem Wallenstein gemacht. Etwas anders aber ist es, wenn aus böhmischem Blut und Boden selber die Erinnerung an den dämonischen Mann wieder hervorbricht und damit die Geschichte sozusagen aus ihrer eigenen Substanz heraus wieder erwacht.

Die Stadt Eger hat einen Preis für ein Festspiel „Wallenstein" ausgesetzt, das im Sommer 1934 dort im Hof der Kaiserburg zur Aufführung kommen soll. Der glückliche Preisträger ist der junge sudetendeutsche Dichter Dr. Joseph Mühlberger aus Trautenau in Böhmen. Am 25. Februar, dem 300. Jahrestag der Ermordung Wallensteins, war der fünfte, der Schlußakt des Dramas, im Rundfunk durch den Prager deutschen Sender zu hören und wirkte trotz

bedauerlicher Streichungen der dichterisch vielleicht schönsten Stellen gesprochen sehr dramatisch. Im Heimatlande des Dichters und seines Helden haben bereits einige Aufführungen des Stückes stattgefunden.[1]

Mir scheint, es ist für uns Deutsche nicht ohne Gewinn, immer wieder nach der Diaspora deutschen Volkstums hinzulauschen. Denn nirgends wird das hohe Gut des Volkstums so empfunden als da, wo es bedroht ist, und sich kämpfend behaupten muß; und wir werden vielfach von dort tiefere Stimmen unseres Wesens vernehmen, die im eigenen Hause im Lärm des Tages und seiner praktischen Nöte zu verklingen drohen.

Joseph Mühlbergers „Wallenstein" ist bodenständig und geschichtlich und gerade darin durchaus neu und durchaus gegenwartsbedingt. In seinem Stücke lebt die geographisch-geschichtliche Seele Böhmens. Wenn sie heute in der Presse oder Politik zu Worte kommt, so klingt darin oft ein enger Nationalismus an, der sich den andringenden Wogen deutscher Sprache und Gesittung in seiner Selbstbehauptung feindlich entgegenstellt und gerade in dieser Verkrampfung sich vielleicht eine größere Zukunft verbaut. Dies ist bei dem Sudetendeutschen Mühlberger natürlich unmöglich. Aber da ist andererseits auch nichts, was der böhmischen Seele und einem besonderen böhmischen Schicksal feindlich wäre oder sich irgendwie auf ein exklusives Deutschtum versteifte. Schon der Stoff verbietet dies. Wie die Politik des 16. und 17. Jahrhunderts sich um die Eigenarten des Blutes und der Sprache, um die nationalen Belange, wie wir heute sagen, nur wenig kümmerte, so ist Wallensteins Heer, auf dem seine Stellung sich aufbaut, aus vielen Völkern und Sprachen zusammengesetzt, die sich in der Gefolgschaft des großen Mannes gefunden haben. Wallensteins Politik aber sucht nicht eigentlich militärische Erfolge, sondern Frieden und Gerechtigkeit. Daß der Deutsche Wallenstein dabei vor allem an Befriedigung und Gedeihen Deutschlands denkt, ist im Rahmen des alten Reichsgedankens nur selbstverständlich. Aber das Reich sollte in seinem Sinne ein politisch und religiös tolerantes Gebilde werden, das, selber bereits eine Völkerfamilie umschließend, im Gegensatz zu dem harten dynastischen und katholischen Egoismus der Habsburger Hauspolitik auf eine europäische Lösung der den Erdteil erschütternden Probleme hinwirkte. Wallenstein erscheint bei Mühlberger durchaus als Humanist, dem auch die politische Ordnung nur dazu dienen soll, daß der Mensch

[1] In Buchform erschien das Drama im Inselverlag, Leipzig.

in freier Arbeit an sich und der Welt den höheren wirtschaftlichen, künstlerischen, geistigen Zielen seines Wesens nachstreben könne.

Als fürstlichen Humanisten schildert ihn namentlich der erste Akt in seiner prachtvollen Prager Residenz, innerhalb deren sich eine Art Hofleben im Stile der italienischen Renaissance-Dynasten abzuspielen scheint. Aber hinter allem Glanz sieht man schon die Intrigue sich spinnen, seinen Sturz sich vorbereiten. Wallenstein steht vor der Frage, ob er das vom Kaiser ihm neu angetragene Generalat der kaiserlichen Armeen übernehmen soll, und indem er dies, trotz der warnenden Erfahrungen seiner ersten Entsetzung durch den Regensburger Fürstentag tut, rettet er zugleich den Kaiser und bereitet seinen eigenen Untergang. Die beiden nächsten Akte führen Wallenstein erneut auf die Höhe militärischer Erfolge. Auf dem Schlachtfeld von Lützen fällt Gustav Adolf und durch den Sieg von Steinau wird Schlesien von den Schweden befreit. Der vierte Akt bringt den Umschwung. Entgegen Wallensteins Annahme und der von ihm getroffenen Maßnahmen ist der Feind nach Regensburg vorgestoßen. Der Kaiser wünscht einen bei der winterlichen Jahreszeit unausführbaren unmittelbaren Gegenstoß dorthin, den Wallenstein ablehnt. Seine Generäle beginnen ihn unter dem Drucke des Unglücks und der kaiserlichen Ungnade zu verlassen. Krank und gebrochen kommt Wallenstein im fünften Akt nach Eger, wo er sich in Sicherheit wähnt und sogar noch Fäden der Verständigung nach den Schweden und den feindlichen Sachsen spinnt. Hier aber entlädt sich der Haß und die Eifersucht seiner Feinde gegen ihn, und er wird mit seinen Getreuen erschlagen.

Bei Schiller, dem Sohn des 18. Jahrhunderts und eines überwiegend unpolitischen Deutschland, liegt der Schwerpunkt des Interesses durchaus in der zeitlosen Menschlichkeit Wallensteins. Der geschichtliche Rahmen und die geschichtliche Konstellation sind für Schiller wesentlich Gelegenheiten, den Sinn des tragischen Handelns, den tragischen Sinn allen menschlichen Handelns zu entwickeln. Daher auch die Parallel-Tragödie Thekla-Max Piccolomini, die dem Dichter, welcher nie aufgehört hat im Sinne seiner Zeit die Rechte des Herzens zu vertreten, sicherlich wesentlicher war, als wir sie heute empfinden. Für Mühlberger hingegen, als Kind des Weltkriegs und der Nachkriegszeit, hat das Geschichtliche und Geographische durchaus einen Eigenwert. Die Tragik Wallensteins ist bei ihm weniger diejenige des

menschlichen Handelns — denn sein Wallenstein bleibt im Gegensatz zu Schiller bis zum Ende ein, wenn man will, schuldloser Zauderer — als diejenige des rein natürlichen Lebens, das als dionysische Verkettung, als Reigen von Aufstieg und Untergang, Höhe und Sturz, Jubel und Trauer, Liebe und Haß empfunden wird. Und zwar ist die Entwicklung des Stückes derart, daß, während in den beiden ersten Aufzügen das Geschichtliche doch soweit überwiegt, daß manches darin nach dramatisierter Historie schmeckt, (der 3. Akt mit der glücklichen Einführung des greisen böhmischen Dieners Bohumil, aus dem zu Wallenstein warnend die Stimme der Heimat spricht, stellt den Übergang dar) im 4. und 5. Akt jenes dionysisch-naturhafte Element immer mehr anschwillt, und dann in der Fastnachts-Gelage- und Mordnacht zu Eger schließlich in den Ruf der Mörder ausklingt: Es lebe der Tod! Es lebe das Leben! In diesen beiden letzten Akten, z. B. in der wunderbaren Zwiesprache Wallensteins mit dem Feuer, in der Wein- und Würfelszene unter den Verschworenen, in jenem rührenden Beruhigungsbrief Wallensteins an seine Gemahlin, der dann verlesen und verbrannt wird, liegen die dichterischen, die dramatisch-lyrischen Höhepunkte der Arbeit Mühlbergers, während das freie menschliche Handeln mit der daran sich knüpfenden Alternative von Schuld und Unschuld in einer historischen Dynamik untergeht, die jenseits von Gut und Böse sich bewegt. Aus Mühlbergers Art, Tragik zu empfinden und darzustellen, spricht ein eigentümlich modernes Lebensgefühl, dem Nietzsche und auch die Perspektiven der Psychoanalyse nicht fremd sind. Mühlbergers Stück ist weniger ein Bild Wallensteins als seiner Zeit und ihres Geschehens, gemessen an einem humanistischen, ja wenn man will platonischen Maßstab. Ich finde diesen geheimen Platonismus darin, daß Wallenstein, gewissermaßen das Ganze menschlicher Kultur, einen letzten Ganzheitssinn bejaht, an dem jedes menschliche Sonderstreben nur eben teil hat, im Gegensatz zu aller bloß militärischen oder politischen oder religiösen Zielsetzung, daß er gerade, indem er Frieden und Gerechtigkeit sucht, sich in jene Zweideutigkeiten verstrickt, die seinen Fall herbeiführen. Zwischen Nietzsche und einem wieder entdeckten Plato aber schwingt die philosophische Gefühls- und Gedankenbewegung unserer Zeit. So wächst Mühlbergers Arbeit über den unmittelbaren zeitgeschichtlichen Anlaß, über einen bloßen Kultus der Heimat und der Heimatgeschichte hinaus in das innerste allgemeine Leben unserer Tage. Wie aus jeder

echten Dichtung klingt auch aus diesem neuen Wallenstein ein „tua res agitur" dem Leser oder Zuschauer entgegen.

Und nun noch einmal zurück zu Schiller! Irgendwie dringen aus seiner weiträumigen Triologie, namentlich aus „Wallensteins Lager" allerlei Assoziationen stützend und helfend auch in den neu geschaffenen dichterischen Raum. Aber wer den Schiller aufschlägt, fühlt natürlich auch, was Mühlbergers Arbeit fehlt. Da ist zunächst und vor allem die Götlersprache des Verses! — Es war bei dem besonderen Anlaß und für die heutige Zeit, vielleicht auch im Hinblick auf die formale Gestaltungskraft des Dichters selber, sicher das Richtige in Prosa und nicht in Versen zu schreiben. Aber an dem Vergleich wird doch auch wieder fühlbar, wie sehr das im Vers gebundene Wort ein gereinigtes und gesteigertes Leben gegenüber dem ungebundenen der Prosa darstellt. Daß unsere Zeit den Vers so sehr verlernt hat und so schwer verträgt, sollte uns allen auf ästhetischem Gebiet eine Lehre der Demut sein.

Wetterzauberei

Von Julius Teutsch

Blitz und Donner

Die vom römischen Schriftsteller Plinius dem Älteren zuerst erwähnte Vorstellung, daß mit dem Blitz ein harter Gegenstand aus Stein herunterfalle, der Bäume zersplittere, Felsen zertrümmere, Boden zerwühle, Menschen und Tiere töte, ist über ganz Europa und große Teile der übrigen alten Welt, sowie auch bei den Indianern Amerikas und anderen Naturvölkern nachgewiesen.

So ein Donnerkeil oder Donnerstein sieht nach dem Volksglauben wie ein Keil oder wie ein Hammer, eine Axt aus. Es sind meist Hammerbeile und Steinkeile des Steinzeitmenschen, wie sie auch bei uns im Burzenlande zu finden sind. Oder es sind von Baumwurzeln durchbohrte faustgroße Kalksteine, oder die inneren festen Teile der ausgestorbenen Tintenschnecken (Belemnites), die in der Form wie Zigarren oder Finger aussehen und demzufolge Fingersteine, Teufels- oder Hexenfinger heißen. Es ist interessant, wie das Volk sich den Vorgang und das Entstehen des Blitzes vorgestellt hat, worüber ich kurz folgendes mitteile: „Solche Donner-Wetter- oder Himmelsteine

fahren mit jedem einschlagenden Blitz so tief in die Erde, daß sie erst im neunten Jahr wieder an der Oberfläche erscheinen, denn als Boten des Lichts können sie nicht in der Erde Schooß bleiben". Wolfgang Hildebrand schreibt 1650 vom Donnerkeil: „daß mit den irdischen Dünsten auch eine steinichte, metallische Materia hinaufkommt, welche durch das Wasser und Feuchtigkeit oder Wolken weich gemacht und darnach, wenn die feurichte Materia angezündet, in dem Feuer und durch das Feuer wieder hartgemacht wird. Ebenso wie beim Dhon (Ton) daraus man Ziegeln brennet der weiche Dhon zu einem harten Stein wird, der mit dem Feuer herabgetrieben wird und großen Schaden thut, denn er alles auffpeltet und zerschmettert, was er nur berühret."

Während wir hier sehen, daß die Formung der Donnerkeile in die Wolken verlegt wurde, werden nach dem Glauben Anderer die Steine durch den in die Erde fahrenden Blitz geformt. Letzteres trifft in einem Falle zu, nämlich bei den sogenannten Blitzröhren, welche nichts anderes sind, als von dem in eine Kiesgrube fahrenden Blitz zu einer Röhre zusammengekittete, beziehungsweise geschmolzene Masse. Wie man um 130 Jahre später noch über Blitz und Donner dachte, schreibt ein Schulbuch aus dem Jahre 1786, welches in Wien für die Deutschen Schulen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, also auch unsere Schulen gedruckt war. Da heißt es: „Anleitung zur richtigen Erkenntnis der am meisten in die Augen fallenden natürlichen Dinge.

Drei feurige Luftbegebenheiten

Wirklich feurige Luftbegebenheiten sind der Blitz und Wetterstrahl, der Donner und das Wetterleuchten.

Der Blitz

„In der Luft gibt es eine Menge Dünste, die Schwefel, Vitriol und Salpeter enthalten. Die Anhäufung solcher Dünste macht die Luft warm und schwühl. Man erkennt deren Gegenwart auch durch gewisse schwärzere Wolken, die man Gewitterwolken nennet. Sie schweben bald hoch, bald niedrig in der Luft und bekommen, wenn sie von der Luft getrieben werden oder auch an andere Wolken reiben, oder wenn sie an andere feste Körper stoßen, die Kraft, leichte Körper an sich zu ziehen und von sich zu treiben. Wenn Gewitterwolken einander oder auch Körper berühren, welche die anziehende Kraft entweder gar nicht oder nicht in gleichem Maße haben, oder wenn sie von der

bewegten Luft getrieben werden, so entsteht ein Feuer, das man Blitz nennet."

Der Wetterstrahl (Blitzstrahl, Donnerstrahl)

„Wenn dieses Feuer andere brennbare Dünste in der Luft antrifft, so entzündet es sie und zugleich die Körper, welche diese Dünste berühren. Die Wirkungen sind alsdann schrecklich. Menschen und Tiere werden dadurch augenblicklich getötet, feste Körper zerschmettert, brennbare entzündet. Die herabfahrende entzündete Materie nennt man Wetterstrahl. Die entzündete Materie muß in schmalen Streifen in der Luft schweben, weil die Wetterstrahlen diese Gestalt zeigen. Wo der Wetterstrahl eingeschlagen hat, da riecht es nach Schwefel, welches klar beweist, daß die entzündeten Dünste aus Schwefelmaterie müssen bestanden haben.

Der Donner

Wetterstrahlen sind allemal mit einem Knalle verbunden. Man nennet den Knall bei den Blitzen Donner, und er erschrecket den herzhaftesten Menschen und diese Naturbegebenheit stellt den Schöpfer am fürchterlichsten vor. Die Donnerkeile sind Einbildungen. Nie hat man an erschlagenen Menschen oder Tieren Spuren davon gefunden."

Wie alt das hohe Ansehen solcher Fundstücke war, ist zu ersehen bei einem durchbohrten Hammerbeil aus Chaldäa, das Schriftzeichen einer vorsemitischen Sprache trägt und dem 30. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung angehört.

Alleinstehende Bäume sind den Blitzen mehr ausgesetzt und daher von den Menschen gemieden. Die größere oder geringere Gefährlichkeit der einzelnen Baumarten ist dem Volke in Reimen genannt: Eichen — weichen; Buchen — suchen; Weiden — meiden; Tannen — zieh von dannen 2c. Die Eiche war dem Donnerer geweiht (Grimm). Eine kleine Studie hat Dr. Peter Rudolf in No. 9 der Berliner Illustrierten Zeitung 1933 gebracht, wornach er nach eingehenden Versuchen die verschiedene Leitfähigkeit der Hölzer durch ihren Fettgehalt oder Stärkegehalt in zwei Gruppen zusammengestellt hat, und zwar in fettreiche als Buche, Nußbaum, Linde, Birke, Fichte, Lärche als schlechtleitende und in die Stärke- oder Zuckergruppe als: Eiche, Ahorn, Ulme, Weide, Esche als blitzanfällige Gruppe.

In England wird mit Weißdorn (Hagedorn) das Haus vor dem Blitz geschützt und hier in Siebenbürgen schützt auch ein Weißdorn-

zweig bei der Beerdigung der „muma ploaiei" (Regenmutter), worüber weiter oben die Rede war, den Zug der „Leidtragenden", da die Zeremonie im größten Ungewitter zu geschehen hat. Wenn man einen Toten über den Hattert (Gemeindegrenze) ohne Einwilligung der Gemeinde und ohne Glockengeläute wegführt, so zerschlägt der Hagel die Feldfrüchte.

Früher hat die Kirche Kerzen, Glocken und Bilder geweiht. Bei argen Gewittern wurden geweihte Kerzen angezündet, die geweihten Glocken wurden in eigentümlicher Weise geläutet, was man in den Apenninen suonare a acqua cativa nennt. Man spricht niemals von Hagel und Blitz direkt, sondern nennt den Ersteren acqua cativa, den Letzteren porcheria.

Auf den oben zitierten Brauch deutet die Inschrift einer Glocke in Luxemburg.

Maria heißen ich
Al busi (böse) Wetter verdriven (vertreiben) ich,
Clais von Echternach gaus (goß) mich.

Durch das Läuten — insbesondere mit Glocken, die für das Unwetter gegossen waren — wird ein drohendes Gewitter vertrieben. Als einmal ein Zauberer dem Wetterführer winkte, er solle kommen, rief der aus der Luft: ich kann nicht, der große Hund (die Glocke) bellt; auch bin ich gefesselt. (Haltrich). Das Wetterläuten wurde in Tirol unter Kaiser Josef II. verboten, was beim Landvolk sehr schlechten Eindruck machte. Dieses Verbot besteht heute noch fort, wird jedoch nicht eingehalten. Ebenso wurde im Jahre 1783 durch Trierische bischöfliche Verordnung das Gewitterläuten verboten.

Plinius berichtet, daß ein Donnerstein zur Wegnahme von Städten und ganzer Flotten helfe und die magische Kraft besitze, Unholde, Hexen und übelgesinnte Wesen abzuwehren und Krankheiten zu heilen.

Der römische Feldherr Galba ließ einen See ausfischen, als er wahrnahm, wie ein Blitz in ihn einschlug. Auf dem Grunde desselben wurden 12 Steinbeile gefunden, für uns ein Beweis, daß ein neolithischer Pfahlbau in dem See gestanden, für den römischen Heerführer aber ein Anzeichen dafür, daß ihm von der Vorsehung bestimmt sei, den Kaiserthron zu besteigen, was in der Folge auch geschah.

Im Jahre 1881 sendete der oströmische Monarch Komnenos dem deutschen Kaiser Heinrich VI. unter anderen kostbaren Geschenken einen in Gold gefaßten Donnerkeil.

Marbod, Bischof von Rennes im 12 Jahrhundert schreibt, daß man im Besitze eines solchen über seine Gegner triumphieren, sich furchtlos den Wellen anvertrauen kann und Haus und Hof, ja die ganze Stadt vor Blitzschlag bewahren könne.

Herr de Marcheville, Gesandter des Königs von Frankreich am Hofe des Großherrn zu Konstantinopel, verehrte 1670 dem Bischof von Verdun Prinz Franz von Lothringen einen Donnerkeil, angeblich aus Nephrit, mit dem Bemerken, daß man täglich sehen könne, daß das Tragen eines solchen Steines am Arme oder an der Schulter den Besitzer vor Blasensteinen schütze oder diese vertreibe.

Paladius berichtet von den Römern, daß sie eine Eule mit ausgebreiteten Flügeln an Gebäuden anbrachten, um sie vor Hagel und Blitz zu schützen. Vor etwa 60 Jahren hatte unser Knecht, ein Sachse aus Rotbach, im Meierhof meiner Eltern eine Eule zu demselben Zweck an das große Tor der mit Schindeln gedeckten Scheune genagelt. Ein alter Vers deutet auf diesen Brauch:

So lange die Eule am Tore wacht
Hat Blitz und Donner keine Macht.

Das Donnerkraut (Sempervivum tectorum), welches schon den Römern zur Blitzabwehr auf Dächern unter dem Namen Sedum bekannt war, ist bis auf unsere Zeiten auf Stroh- und Schindeldächern nach uraltem Brauch gepflanzt worden. Auch Lorbeer sollte gegen Blitz schützen, darum bedeckte sich Kaiser Tiberius, so oft ein Gewitter am Himmel stand, mit einem Lorbeerkranze.

Als Heilmittel werden auch heute noch vielenorts Donnersteine verwendet. Man legt sie oft nur in Wasser, um nachher das Wasser als Medikament zu trinken, oder man bestreicht die geschwollenen Milchbrüste einer säugenden Mutter mit einem Steinbeil. Dasselbe geschieht auch bei der Eutergeschwulst einer Kuh. Bei Sonnenstich legt man den Donnerkeil unter den Polster, es zieht die Hitze heraus. Wenn jemand den Urin nicht halten kann, so läßt man ihn denselben zum Zweck der Heilung durch das Stielloch eines Donnersteines (Steinbeil) abschlagen. Dasselbe wurde mir auch in Crizba (Komitat Kronstadt) gesagt, als ich bei den Bauern nach Donnersteinen suchte und solche auch fand, da Crizba früher eine Fundgrube prähistorischer Steinärte war. Vor etwa 40 Jahren hatte ein dortiger Lehrer eine Sammlung von etwa 20 Stück zusammengebracht, die in die Museen von Hermannstadt und Nagy-Enyed wanderten. Bei einem Crizbacher wurde mir

ein Hammerbeil gezeigt, dem die Familie große Heilskraft zuschrieb und meinte, daß Mixturen oder Tropfen durch das Schaftloch gegossen, viel besser wirkten. Ich konnte kein Stück erwerben, da sie Familienerbstücke waren und sorgsam behütet, in Leinen eingewickelt, damit die Kraft nicht entfliehe, in der Truhe aufbewahrt wurden.

Dem Aberglauben entspringende Zaubereien und Beschwörungen sind zahlreich im Gebrauch. Am wirksamsten sind sie, wenn man sie beim ersten Hören des Donners im neuen Jahr vollzieht. Wenn es früh, bald nach Beginn des Jahres donnert, so folgt wohlfeile Zeit; donnert es spät in den Herbst hinein, so folgt Teuerung. Bei Rückenschmerzen soll man sich dreimal auf den Rücken werfen, oder man klopft die Bäume mit der Axt, damit sie reichlich tragen, beides bei dem ersten Donner des Jahres.

Vor Kopfweh schützt man sich dadurch, daß man sich bei dem ersten Donner mit einem eisernen Gegenstande auf den Kopf klopft, oder den Kopf an die Wand schlägt. Legt die Mutter beim ersten Donner, den sie nach der Geburt des Kindes hört, den Säugling auf die Erde, so wird er stark. Bei Blitz und Donner schüttelt man den nächsten Baum, damit man im Jahr kein Bauchweh hat. Der sächsische Bauer schneidet beim ersten Donner im Frühjahr den Speck an.

Viehhändler tragen im Treister (Zwergsack) das Steinbeil, um beim Kauf oder Verkauf Glück zu haben.

Das durch den Blitz entstandene Feuer kann nur mit Milch gelöscht werden. In einem Zauberspruch gegen die Kolik heißt es:

Fierich, Fierich, fahr in die Erd,
Zu einem Donnersteine werd.

Häufig werden Donnerkeile im Wohnhaus eingemauert oder im Stall unter der Schwelle vergraben, um vor Blitz Haus und Stall zu schützen. Hierzu haben wir aus der Gemeinde Zeiden im Burzenlande ein Beispiel. Bei dem Niederreißen des Hauses No. 29 fand der Besitzer Herr Stoof ein Steinbeil der Neolithzeit eingemauert, welches er in dankenswerter Weise dem Burzenländer sächsischen Museum in Kronstadt zum Geschenk machte. Es ist unter No. 4037 katalogisiert. Bei der Bloßlegung der Grundmauer der Brigitta-Kapelle am Priesterhügel bei Brenndorf fand ich einen Feuersteinkern (Nucleus) eingemauert. Die Kapelle war der heiligen Brigitta geweiht. Die Sage von dieser Kapelle fand durch die Grabung auf den Priesterberg ihre Bestätigung. Der Feuersteinkern war als Blitzabwehrmittel gedacht.

Ein Haus, unter dessen Türschwelle oder sonstwo in nächster Nähe ein im Weihrauchbecken oder an Kerzen eines Grabes am Allerseelentage angebranntes Holzstückchen vergraben wird, ist vor Blitz gefeit. Mit dem Span eines vom Blitz getroffenen Baumes im Ohr stochern, hilft gegen Ohrenschmerzen. Abwehr alles Bösen bewirkt bei Blitz und Donner das Ausspucken. Wer einen Himmelstein, magyarisch: Menykő, auf einem Berge findet, der soll ihn in seinem Hause vergraben, dann dingt sich das Glück zu ihm, magyarisch: szerencse hozzá szegődik!

In dem Märchen von Haltrich „die drei Schwestern bei den Menschenfressern" schleudert der Hüne drei mächtige Donnerkeile von hoher Bergesspitze den fliehenden Mädchen nach. Die Donnerkeile aber fielen an der Grenze des Hünenlandes wirkungslos nieder.

Im siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch finden wir eine große Anzahl von Redensarten, Familien- und Flurnamen, Schelte und Flüche in unserer Mundart, z. B.: uerm Danner, ein armer Teufel; ta duwer Danner, du tauber Donner! In beiden Fällen wird Mitleid zum Ausdruck gebracht.

Wat der (zem) Danner! was der (zum) Teufel! Verwunderung! Et as en dannerich Mensch. Er ist ein donnerich (heftiger, zorniger) Mensch. Wenn einem irgend etwas in die Luftröhre dringt, und dadurch einen heftigen Husten verursacht, so sagt man: et as em ast an de dannerich Kiel kun, es ist ihm etwas in die donnerige Kehle gekommen. E gedannert Kärl! Ein verfluchter Kerl, ein schneidiger Bursche. E gedannert hisch Metchen! Ein überaus hübsches Mädchen, ein „Blitzmädel". Von einer Frau, die auffallend gekleidet ist und mit Bändern und Maschen geschmückt ist, sagt man: afgedannert (aufgeputzt). Neben Donner kommt als Familiennamen die Form Donar vor. Nichen Deiwel as net ärjer, wei en dannerich Mächelsbärjer. (Kein Teufel ist nicht ärger, als ein gedonnerter Michelsberger.) In unserer sächsischen Mundart kommt bisweilen ein inlautendes d vor wie Dander, und auf dem Marterl im Pitztal: Danderwadder, analog dem englischen Thunder und dem dänischen Dunder, wie bei dem siebenbürgisch-sächsischen Flurnamen Donderhaffel (Wallendorf). Hier liegen begraben von Dunder derschlagen: drei Schaf, a Kalb und a Bua. Herr, gib ihnen die ewige Ruah. Andere Flurnamen sind Dunnerkäopp (Zeiden), än der Dannerkäll (Grosscheuern) d. i. Donnerkaule. Ein Berg im siebenbürgischen Erzgebirge heißt Detunată = Donnerberg, lat. = Detonare, r. Detună = Donnern.

Das schwäbische donderschlächtig oder elsässische dunderschlächlig, d. h. die mit dem Donner dreinschlagen, haben wir auch: de Dannerschlachtigen sind die Schäßburger und de Wadderschlachtigen (Wadder-Wetter) die Tartlauer im Burzenlande. In Kronstadt flucht man: dat dech der Danner ... oder: det Dannerwadder ... oder: der Dannerkell .... oder: der Kell erschlo sil; daß dich der .... Keil erschlagen soll. Im übrigen Sachsenland hört man noch: dat dech det dannerlächt Wadder oder: hiderlächt Dannerwadder (heiter-lichte Donnerwetter) .... oder: det krezich (kreuzige) oder: puelesch (polnische) Donnerwetter erschlagen möge. In Bistritz heißt es: dat dech det Stentschi (Steinchen) oder auch Menki (magy. menykő-Himmelstein). Dieses übernommene Menki haben wir auch im Burzenlande (Tartlau, Heldsdorf, Kronstadt). In Heldsdorf sagt man auch Menkiwadder-Himmelsteinwetter.

Ein ungarischer Fluch lautet: Hogy a kutya lancsos lobogós tüzes menykő csapjon agyon! Daß dich der potztausend feurige Himmelstein erschlage!

Der Zigeuner nennt ihn devleskero bar = Gottesstein.

Jupiter (Zeus) wird oft mit einem Blitzstrahlenbündel in der Hand, aus dem er in seinem Zorne Blitze auf die Erde schleudert, gedacht und abgebildet. Auch Hünen (Riesen) schleudern in ihrem Zorne Blitze auf die Menschen. Wodan, der Sturm und Gewittergott der Germanen, wird oft auf dem Donnerroß dargestellt oder gedacht. Der heilige Prophet Elias hat auch Macht über den Regen. Wenn es donnert, sagt man, der Prophet fährt mit seinem Feuerwagen herum, um die Dämonen zu vertreiben. Dem Donnergott Thor = Donar, Odins Sohn, ist der Hammer als Attribut beigegeben, mit dessen Kraft er als Freund die Menschen vor der Macht der Riesen schützt. Ihm war der Donnerstag (schwedisch Thorsdag) heilig. Bemerkenswert ist die Übereinstimmung der Benennung von Thors Hammer mjölnir im altnordischen mit Blitz-melnija im altslavischen und im kleinrussischen mit melna.

Bei den Germanen war es Donar (Thor), mit dessen Hammer die Ehe geweiht ward, d. h. durch das Legen des Hammers in den Schoß der Braut wurde auf diese ein Fruchtbarkeitszauber ausgeübt (Hammerweihe). Solche Miniaturhämmer haben sich in Gräbern als Beigabe gefunden. In den verschiedenen Sprachen haben sich Gruppen gebildet, die einesteils auf den germanischen Wettergott

Thor, wie schwedisch torkil, norwegisch toresstein, dänisch tordenkila, anderenteils auf Donner sich beziehen wie holländisch donderkeil, englisch thunderstein und französisch pierre de tonerre und endlich der deutsche Donnerstein. Im russischen heißt der Donnerkeil sowie der Donnergott perun, das kleinrussische perun jupitera bedeutet Blitz, preußisch: percunis, Donner, während im litauischen Worte perkunas die Bezeichnung für Gewitter steckt. Also ein Wort für viele Bedeutungen.

Bei einer Gruppe von europäischen Völkern übernehmen die in der Erde gefundenen, prähistorischen Pfeilspitzen aus Feuerstein zuweilen die Rolle der Steinkeile, wobei der Donnergott als Bogenschütze aufgefaßt wird. Diese Auffassung ist bei den germanischen Völkern selten, dagegen häufiger bei den Finnen (ukonnaule), Ungarn (isten nyila - Gottespfeil) neben den bereits erwähnten menykő sowie bei den Südslaven (nebesca strelica) und den Rumänen (sägeata fulgerului - Blitzpfeil, neben Belemnit-Donnerstein).

Die Römer hatten das Wort Ceraunius von den Griechen Κεραμνός = Donner übernommen.

Wie rasch der Aberglaube von den Donnerkeilen sich zu bilden vermag, zeigt eine Angabe von Guppys von den Salomoninseln: an der Küste, wo die Steinäxte (infolge des Tausches mit Eisenäxten) außer Gebrauch gekommen sind, hält man sie bereits für Donnerkeile, während sie von den Bewohnern des Inneren noch als wirkliche Waffen gebraucht werden.

Beile in Miniaturform aus Ton, Stein, Bernstein, oder Pfeilspitzen aus Feuerstein, ausnahmsweise in Bronze, Silber oder Gold gefaßt, am Leibe zu tragen, um die bösen Mächte, Hexen, Unholde abzuwehren und zu vertreiben, war Sitte aller Zeiten. Solche Talismane fand man nicht nur im alten Europa, auch in Benin (Westafrika) grub man bronzezeitliche Amulette solcher Art aus. Im Burzenland fanden sich am Gesprengberg, Steinbruchhügel und Schneckenberg solche Tonbeilchen vor, die man sich nur als Amulett, als Abwehrmittel in den Hütten und am Körper getragen, vorstellen kann. Sie gehören zu der, die bemalte prämikenische Kulturschichte überlagernden Schneckenbergkulturstufe, und sind durch die Knaufäxteform sowie durch die Keramik einer von Norden beeinflußten Kultur zuzuweisen.

Bittgänge um Regen oder Gottesdienste bei großer Dürre, wie heuer in England, werden noch abgehalten. So las ich in der Frankfurter Illustrierten Zeitung No. 11, 1934, Seite 243, unter dem Titel:

Ein Land betet um Regen. „Die große Dürre in England. Der Südwestwind ist ein Wetterregulator, heuer ist er ausgeblieben und mit ihm der nötige Regen. In einer von 7000 Menschen besuchten Versammlung wurde vom Bischof von London um Regen gebetet, und solche Gebete sind in den meisten Kirchen in England gesprochen worden. Solche Gebete und Bittgänge werden noch in den meisten europäischen Ländern abgehalten."

In den meisten Fällen werden die Zaubereien und Beschwörungen sowohl von den Babas (alte Frauen) als auch von den Zauberern, vollkommen nackt ausgeführt.

Das Christentum hat den Kampf mit dem Aberglauben und dem Zauberwesen seit jeher mit großem Nachdrucke geführt, wobei die Wetterzauberei zu dessen hartnäckigsten Gegnern zählte. Noch Mitte des vorigen Jahrhunderts war in vielen sächsischen Gemeinden das „Wetterläuten" üblich und wie ich vor kurzem erfahren habe, geschieht es in einigen Fällen noch heute. Im Kronstädter sächsischen Hausfreund, Kalender aus dem Jahre 1854, wird in einem Aufsatz unter dem Titel „Vom Wetterläuten" dagegen Stellung genommen. Auch haben es Schule und Kirche versucht, durch Unterricht, Vorträge und durch die Zeitung auf das Volk einzuwirken, aber es war umsonst. Weder strenge Verordnungen der Obrigkeit, noch Freiheitsstrafen haben es vermocht, alten heidnischen Gebräuchen völlig Einhalt zu tun. Es haben sich trotzdem viele Gebräuche erhalten, die sich auf Wetter- und Fruchtbarkeitszaubereien bis in das graue Altertum, man kann ruhig sagen bis zum Beginn der Menschheitsgeschichte, zurückführen lassen und, wie Freiherr von Adrian sagt, „ein helles Schlaglicht auf die Unzerstörbarkeit der psychischen Grundlage des Menschen werfen".

Das Rätsel Japan

Von Hasso Härlen

Das unaufhaltsame Vordringen Japans auf allen Märkten der Welt, auch den europäischen, ist eine Tatsache, der die europäischen Männer der Wirtschaft ebenso beklemmten Herzens wie ratlosen Denkens gegenüber stehen. Vielleicht ist es angesichts des wirtschaftlichen Aufstiegs einer alten Kulturmacht richtig, wenn man die Lage einmal von einer ganz anderen Seite ansieht, als man es sonst bei wirtschaftlichen Dingen zu tun pflegt. Man muß möglicherweise einem

europäischen Wirtschaftsführer empfehlen, sich mit der Kunst und der Philosophie des fernen Ostens zu beschäftigen, d. h. mit der Eigenart und den geistigen Lebensvoraussetzungen, von denen das Handeln der Völker des fernen Ostens bestimmt ist. Vielleicht findet man nach solcher Beschäftigung leichter eine Antwort auf die Frage, woher es kommt, daß Japan 1932 8 Millionen Baumwollspindeln in Betrieb hatte gegen 2·3 Millionen vor dem Kriege, während die Zahl der Baumwollspindeln in England im gleichen Zeitraum von 55 Millionen auf 50 Millionen zurückgegangen war.

Japan lieferte 1932 über zwei Milliarden Quadratyard Baumwollstoffe für die Ausfuhr, während die Exportproduktion Englands sich 1932 nur noch auf 2·2 Milliarden Quadratyards gegenüber fast 6·8 Milliarden 1913 belief. Insbesondere hat sich Japan auf dem indischen Markt festgesetzt, der vor dem Kriege als Monopolgebiet der Baumwollindustrie von Lancashire galt. 1929 noch bezog Britisch-Indien Zweidrittel seiner Baumwolleinfuhr aus England. 1932 waren es nur noch 48 v. H., während Japan schon genau die Hälfte der indischen Baumwolleinfuhr an sich gerissen hatte. Die Engländer veranlaßten darauf die indische Regierung zu einer Erhöhung des Zolles auf nichtenglische, d. h. japanische Baumwollwaren und schließlich zur Kündigung des Handelsvertrages mit Japan. Doch kann Japan, das der Hauptbezieher indischer Rohbaumwolle ist, seitdem Lancashire und Manchester sich auf die bessere amerikanische Ware eingestellt haben, der Entwicklung ruhig entgegen sehen. Es hat in den letzten zwanzig Jahren immer noch um 2·6 Milliarden Yen mehr Waren von Indien gekauft als dahin ausgeführt. In der gleichen Zeit verkaufte England um 2·3 Milliarden Yen mehr Waren nach Indien als es von dort bezog. An sich, nämlich wenn es keine britische Oberhoheit gäbe, wäre also die Rechnung für Indien sehr einfach. Nicht viel anders liegen die Verhältnisse bezüglich Australien, dessen Hauptausfuhrartikel Schafwolle fast ausschließlich nach Japan geht. Trotz der für Australien außerordentlich günstigen Handelsbilanz mußte es nach der Konferenz von Ottawa die Zollsätze gegen Japan erhöhen. Man fürchtet in Japan die Verhandlungen mit Australien ebenso wenig wie die mit Indien, denn man würde auch andere Rohstoffgebiete finden und andere Absatzmärkte (Abessinien, Kongo!).

Diese Angaben gehen auf Ausführungen des japanischen Volkswirtes K. K. Kawakami in der New-Yorker Zeitschrift „Foreign Affairs"

zurück. Kawakami wendet sich in seinem Aufsatz mit Entschiedenheit gegen die Auffassung, der Erfolg der japanischen Industrie beruhe auf einer beispiellosen Ausbeutung der Arbeiter. Ein Vergleich der Lohnsätze besage überhaupt nichts. Sie seien zwar in Japan „lächerlich bescheiden". Aber das Lebensniveau der japanischen Arbeiter könne mit dem von europäischen oder amerikanischen Arbeitern überhaupt nicht verglichen werden; es sei weder höher noch niedriger, sondern einfach ganz anders. Ein japanischer Arbeiter würde sich jedenfalls unter den Lebensbedingungen seiner Berufsgenossen in Manchester höchst unglücklich fühlen. Es sei für die Europäer und Amerikaner ein Mißgeschick, daß ihr Lebensniveau höher bewertete Waren erfordere als das der Japaner.

Man könnte darin ein Zugeständnis sehen: also ist doch Ausbeutung der Arbeiter der Grund des wirtschaftlichen Aufstiegs Japans. Doch dieser Schluß ist nicht richtig, obgleich die Tatsache, daß in den Spinnereien Japans erheblich mehr Arbeiterinnen als Arbeiter beschäftigt sind, für ihn sprechen könnte. Diese Arbeiterinnen kommen vom Lande oder aus den Fischerdörfern. Sie leben einige Jahre nur in der Fabrik in engster Fabrikgemeinschaft, sodaß die Lohnfrage eine untergeordnete Rolle spielt, da der Lohn zum großen Teil in Naturalien besteht — allen, die zur Befriedigung der geringen Bedürfnisse erforderlich sind. Wesentlich ist hierbei, daß kein erheblicher Unterschied in der Lebensweise des Industrieherrn und seiner Arbeiter und Arbeiterinnen besteht. Für alle sind Reis, Fisch, Tee und Saki die gewöhnliche Nahrung. Es gibt eigentlich überhaupt nur ein Problem in Japan: Raum und Arbeitsmöglichkeiten für die immer größer werdende Masse der Arbeitskräfte zu finden. Eine soziale Frage besteht infolge der eigentümlichen Gesittung bisher nicht. Nur die Zerstörung des Bolschewismus könnte hieran etwas ändern: darum auch der scharfe Gegensatz zu Sowjetrußland und der Versuch, China aus den Klauen des Bolschewismus zu erretten.

Japan hat eine Technisierung und Industrialisierung erfahren, die hinter der Europas nicht zurücksteht, ohne daß aber die verhängnisvollen Folgen wie in Europa aufgetreten wären. Sollte Kawakami vielleicht doch recht damit haben, daß er meint, es sei ein Mißgeschick der Europäer, daß ihr Lebensniveau höher bewertete Waren erfordere? Der Japaner (ebenso wie der Chinese) gilt bei uns als bedürfnislos. Die Kunst und die Philosophie der Ostasiaten zeigen, daß sie wenig-

stens sehr hohe geistige Bedürfnisse haben. Aber sie sagen noch mehr: sie beweisen, daß diese Ostasiaten nicht sensationslüstern sind, und daß es bei ihnen mehr auf die Qualität als auf die Masse ankommt. Wer ein Bild der Japaner betrachtet, dem fällt die Sparsamkeit der Mittel auf. Ruhe und Maß bis zur Zartheit sind charakteristisch. Vielleicht liegt des Rätsels Lösung darin, daß die sogenannte Bedürfnislosigkeit der Ostasiaten nichts anderes ist, als Immunität gegen Sensationen, während der Europäer gerade das Sensationelle höher bewertet.

Rundschau

Friedrich Mieß achzig Jahre alt. Am 22. August dieses Jahres wurde der Nestor der siebenbürgisch-sächsischen Malerei Friedrich Mieß achzig Jahre alt. Adolf Meschendörfer schrieb einmal, man solle nicht darauf vergessen, daß Mieß der erste war, der sich unter Siebenbürger Sachsen ausschließlich der Kunst widmete. Leicht wurde es ihm nicht gemacht. Er hatte schwere Widerstände zu überwinden, ehe er seinen Weg begann, der ihn zuerst ins Ausland führte, auch in das damals allgemein gesuchte Italien, und dann doch wieder zur Heimat zurückbrachte, wo der immer Einsame nun Jahrzehnt um Jahrzehnt seiner Kunst diente. Er war der Erste — und uns Heutigen erscheint es wundersam, daß er mit seinem Leben noch eine Zeit umgreift, wo dies Wagnis geradezu frevelhaft erschien, und dann doch wieder in eine Zeit hineinreicht, wo es bald in einem strengeren Sinne frevelhaft sein wird, der Kunst zu dienen, wenn man nicht dazu bestimmt ist. Jene gegen sich gnadenlose künstlerische Zucht und Ausschließlichkeit, die Mieß ein langes Leben hindurch wahrte, sie hat seinem Werk die besten Seiten seiner Begabung dienstbar gemacht. Sein künstlerisches Bekenntnis ist klar und einfach. Er sagt darüber einmal: „Ich habe die naturalistische Schule (Loeffz) mitgemacht, dann kam ich nach Italien und setzte mich hier mit der antiken Kunst und mit der Renaissance auseinander; gleichzeitig aber bemühte ich mich, ähnlich wie Wellmann, die strenge Form durch feine Abtönung der Farbe zu erreichen. In die Heimat zurückgekehrt, fand ich jetzt einen eigenen Weg zu folgendem Ziel: die Natur ist mir das Vorbild, auch in der Farbe und in der Harmonie, die immer in der Natur steckt. Wir müssen sie bloß finden. Meine Farbe wurde jetzt frischer, die Form einfacher und zur Hauptsache wurde mir die Ruhe des Bildes, d. h. die Möglichkeit, die einzelnen Töne zu einander in größter Harmonie wiederzugeben. Je größer die Ruhe im Bilde, umso größer das Kunstwerk. Wenn ich auf meinem alten Standpunkt beharre, daß die Natur und das Organische unbedingt Muster und Vorbild sind, nehme ich mir doch auch aus der modernen Kunst (Impressionismus) alles, was mir gut dünkt, z. B. die frischere Farbe. Die Pinselführung bleibt aber immer nur Mittel und darf nie Zweck werden. Die großen holländischen Maler sind mir Vorbilder. Bei der Zeichnung suche ich das Organische zu betonen, das Individuum und nicht den Typ."

Mit diesen Worten ist tatsächlich Weg und Ziel des Meisters umrissen. Nach ihm kamen viele jüngere Maler aus unserem Volk. Dieser eine sah sie, ließ sich durch

nichts beirren, ging seinen Weg und gab uns ein Werk, das noch niemand gesichtet, gesammelt, gewertet hat in all seinen Teilen. Diese Aufgabe wartet auf einen Kunsthistoriker. Uns aber ziemt es zu danken für eine solche Treue zur Aufgabe, zu danken für sein Werk und Beispiel. Heinrich Zillich

Chronik. Zwanzig Jahre nach Ausbruch des Krieges ist der Welt ein Sommer beschieden, der größte Ereignisse besonders im deutschen Raume umfaßt, aber auch darüber hinaus bis in den Fernen Osten die Spannungen deutlich macht, die als Folgen der Friedensverträge ununterbrochen Herde der Unruhe blieben. Wir sind in diesen zwanzig Jahren — sieht man ab von der äußeren Lebensweise — nicht viel weiter gekommen, als wir 1918 waren. Ein wahrer Frieden fehlt.

Die deutsche Entwicklung nach 1918 kann man als das Suchen nach einer Lösungsformel auffassen, die die Lebensrechte des deutschen Volkes verbürgt, doch auch für die anderen europäischen Nationen tragbar ist. Es liegt im Wesen der deutschen geschichtlichen Aufgabe, diese doppelte Zielsetzung, die deutsches und europäisches Schicksal verbindet, aufrechterhalten zu müssen. Sie ergibt sich aus der Überlieferung, aus der Siedlungsverstreutheit des deutschen Volkes, aus seiner äußeren Größe und Lagerung im Erdteil, aus seiner kulturellen Bedeutung, vornehmlich aber aus seiner Eigenart. Die europäische Synthese ist wie früher auch heute deutsches Ziel und der Weg zu ihr kann nur der des Friedens sein und einer zukunftsgläubigen geistigen und politischen Haltung. Die Verkennung der deutschen Absichten rührt daher, daß die Welt durch die deutsche Entwicklung vor die Entscheidung zu einer wahrhaftigen geistigen Abrüstung gestellt wurde, der sie aus verschiedenen Gründen widerstrebt. Diese Gegensätze, die sich außenpolitisch auf Berlin und Paris verdichten, sind das Thema des europäischen Kontinents. Es hat unzählige Zwischenschaltierungen, je nachdem wie es betrachtet wird und von welchem Standpunkt aus. Aber es läßt sich doch in allen Abänderungen als die eine Grundfrage fassen. Alle europäischen Nöte können auf die Gegensatzstellung zwischen dem Reich und den Franzosen zurückgeführt werden. Natürlich prägt sich darin zugleich eine geistige Verschiedenartigkeit, ja ein Unterschied der europäischen Generationen aus, die hier und dort am Ruder sind. Darum kann wohl das geistig-jüngere Wesen der Deutschen Frankreich immer wieder den Vorschlag zu einer Aussprache und zu einem Ausgleich der Gegensätze machen, durch den der europäische Frieden gesichert und die Vorherrschaft Europas über die Erde für lange Sicht gefestigt würde, nicht aber vermochten es die Franzosen bisher, den Antrag anzunehmen. Das Warum führt in die biologischen Hintergründe der beiden Völker und zugleich zu der einfachen Tatsache, daß Frankreich seine gegenwärtige einseitige Machtfülle nicht schmälern lassen will.

Der Gegensatz schuf Revolutionen und Machtgruppen, vereitelte den Anschluß Österreichs an Deutschland, verursachte die Zwietracht zwischen Österreich und dem Reich und läßt die italienische Politik ununterbrochen schwanken zwischen einem deutschfreundlichen und deutschfeindlichen Kurs, sich jedenfalls aber immer mehr hinneigen zu einem zwischen dem großen deutsch-französischen Gegensatz hindurchgesteuerten Weg einer Vormundschaft über Österreich.

Alle Politik faßt den Menschen an. Der europäische Gegensatz wandelt die Menschen, schafft das Tote fort und stärkt die Kräfte, die ihn einmal beseitigen werden. Diese Entwicklung hat geschichtliche Formen, das heißt: Formen des Kampfes,

der Irrungen, der Leidenschaften, innerhalb deren sich nur die Zieltreue bewähren kann. Darum war der Röhmputsch und der tollkühne und sinnlose Handstreich, dem Dollfuß zum Opfer fiel, nur Station einer größeren Entwicklung und diente — geschichtlich gesehen — ihrer Klärung.

Wesentlich für die folgende Zeit ist der Tod Hindenburgs und die sich daran anschließende Zusammenfassung der Reichsmacht in der Hand Hitlers. Mit Hindenburg sinkt der letzte große Mann dahin, der altes und neues Deutschland nicht bloß verkörperte, sondern innerlich verband und in Einklang brachte. Als er starb, zeigte sich mit Ausnahme einiger räudigen Seelen endlich wieder einmal bei den maßgebenden Menschen aller Staaten etwas wie ein europäisches Bewußtsein, ja ein Weltbewußtsein für Größe und Menschenwürde. Dieser Mann hat durch seine Lauterkeit und Persönlichkeit selbst die widerlichsten Verleumder zum Schweigen gebracht. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß er schon zu Lebzeiten in den Mythos einging, daß seine Wirkung aus diesen tiefsten Seelengründen getragen wurde. Es beweist zugleich, daß dieser große Feldherr und Mensch selbst aus solcher Tiefe lebte. In seinem Wandel wirkte sich Religiöses aus und dies bezwang. Darum war auch seine Beisetzung von der Geschichte umwittert, deshalb bot sich hier eine unvergleichlich überzeugende und zugleich einfache Form, in der Ehrung und Erhöhung in eins zusammenfielen unter dem Herzschlag eines ganzen Volkes und der Ehrerbietung der Welt. Der Weltkrieg hat in der Gestalt Hindenburgs bewiesen, daß auch diese Epoche, die so unendlich viel Not brachte, vom reinen Menschen bezwungen werden kann in einer hohen Pflichttreue, die nur möglich ist aus großer Menschlichkeit. Nun schläft dieser Große wie keiner schläft, im Denkmal seiner eigenen weltgeschichtlichen Tat, auf dem Schlachtfeld seines Ruhmes, umgeben von seinen toten Soldaten.

Als er dahinging, war die Zwietracht zwischen Reich und Österreich auf den Höhepunkt gestiegen; aber der Eckehart hinterließ an den neuen deutschen Gesandten in Wien den letzten Auftrag, auch hier der Eintracht zu dienen. Wer an das Natürliche und Sinnhafte glaubt, der weiß, daß dieser Auftrag in Erfüllung gehen wird, so mächtig auch die sich ihm entgegenwerfenden Schwierigkeiten sein mögen und so sehr die Zwietracht zwischen der österreichischen Regierung und dem deutschen Volk dessen Lage heute umdüstert.

Mit der vollen Machtübernahme Hitlers, die ihn zum Volkskaiser erhebt, beginnt keine neue Wende. Es wird bloß die im Vorjahr vollzogene bekräftigt.

Es ist gewiß möglich, die Einzelheiten der europäischen Kräfteverteilung und Bestrebungen gegeneinander abzuwägen und daraus zu einer Beurteilung der Lage zu finden. Es kommt aber nicht auf das Augenblickliche an, sondern darauf, wo sich die lebendigen und Neues gebärenden Kräfte des Erdteiles versammeln und äußern. Dort liegt die Schmiede für die Zukunft und zugleich für die Voraussetzungen eines dauernden Friedens in Europa.

*

Und nun aus diesen großen Zusammenhängen, die nur das Heute, nicht die weitere Entwicklung dunkel erscheinen lassen, zum Deutschtum in Rumänien.

Der ungeheuere Vorwurf, der im In- und Ausland gegen Bischof Glondys gerichtet wurde, er habe seinerzeit mit der Veröffentlichung seines bekannten Flugblattes Volksverrat begangen, führte zu einer maßlosen Erbitterung, sei es, daß er geglaubt

oder als Lüge abgelehnt wurde. Dieser Zustand wurde durch zahlreiche Vertrauenskundgebungen für den Bischof nicht besser. Schon vor einem halben Jahr sind für ihn solche Kundgebungen veranstaltet worden. Auch damals wiesen wir auf die Gefahr hin, die darin liegt, wenn für ein Amt, das im sächsischen Volksleben eine unantastbare Bedeutung hat, Vertrauenskundgebungen überhaupt organisiert werden. Die Vertrauenstexte wurden damals dem Flugblatt des Bischof angeschlossen und in vielen Tausend Exemplaren verteilt, ohne daß man damit eine Einheitsfront des Volkes erreicht hätte — was ja klar war, weil dieses Amt stets so hoch stand, daß eine solche Unterstützung entweder seine Säkularisierung bedeuten oder, da es gottlob viel zu fest im Volksbewußtsein verankert ist, die Person des Trägers des Amtes von diesem sondern und in eine noch nie erlebte profane Diskussion hineinreißen mußte. Darum war es diesmal eine Erlösung, als der Bischof nach etlichen Wochen die weitere Veranstaltung von Kundgebungen einzustellen bat.

Eine Erlösung auch deshalb, weil sich inzwischen Zeichen einer Volkspsychose gezeigt hatten, Nötigungen, richtungslose Wut, Mangel an Haltung und Würde selbst bei achtenswerten Männern. Eine sachliche Klärung des Tatbestandes war unmöglich. Wer immer sprach, er förderte nur die Einseitigkeit seiner Gesinnungsgenossen und zugleich die der Gegner. Von jenen Menschen zu schweigen, die sich ein Amt oder Einkommen daraus machen, die innere Gesundung des Volkes nicht dadurch zu fördern, indem sie positiv für es denken, arbeiten und eintreten, sondern die das Privatleben anderer „enthüllen", den Sittenrichter spielen, ohne auch nur einmal nach den eigenen Leistungen zu fragen. Es ist unerträglich, auch wertvolle und liebe Menschen mit der Miene einer sauer gewordenen spießbürgerlichen Engherzigkeit, über die sie sonst gesund lachten, umherwandeln zu sehen, jeden verachtend und mit der Gebärde verfolgter Jungfern abweisend, wer nur den Mund zu einem Einwand gegen ihr momentanes Glaubensbekenntnis[1] öffnet. Wo sind die freien, spöttischen Menschen unserer Städte hin? Viele von ihnen haben sich in winzige Pfahlbürger verwandelt. Wenn eines über unsere Lage zu sagen ist, so dies: unser Volk hat augenscheinlich keinen Humor mehr, ebenso wenig wie manche seiner Führer Humor haben. Und das ist höchst bedenklich. Humorlosigkeit ist gleichbedeutend mit Selbstsucht und Gott ungefällig.

Das Lachen wird wiederkehren. Und es gibt manchen, dem der Mundwinkel schon zuckt. Das Lachen muß über uns kommen, denn in der Luft der Gegenwart, wo weder Volk noch Kirche gedeiht, wird nicht bloß der Ertrag einer jahrelangen volksaufrufenden Arbeit verspielt, wird nicht nur die endlich erreichte Wachheit des Volkes wieder gefährdet, sondern auch unsere ganze Zukunft. In solcher Luft wird jedes Ziel — und wer verträte nicht ein schönes! — zur Lüge. Lüge ist unsere Luft, Lüge unsere Lage. Aus ihrem Dunst muß endlich Nüchternheit aufsteigen, sonst gehen wir zugrunde.

Zu ihr gehört auch, die Wahrheit festzustellen über die mit dem Bischof in Zusammenhang gebrachten Anklagen. Dies muß einfach und nicht aus wutverzerrtem Gesicht erfolgen, sonst zerstört man mehr als man klarlegt:

In dieser Zeitschrift wurde auch dann, wenn wir das wiederholte Hervortreten des Bischofs in den letzten Monaten nicht gutheißen konnten, die Kritik daran so

1 Dem Wesen nach handelt es sich ja um verkappte Religiosität im Sinne Brys, um die Komik des Antiismus, um die Wut des Negativen, das gar kein positives Ziel von Bedeutung hat.

zurückhaltend geübt, daß dem Amt, das er bekleidet, kein Abbruch geschah. Die eigenartige, geschichtliche Bedeutung des evangelisch-deutschen Bischofsamtes bei uns, ließ uns dessen grundsätzliches Recht, gegen Erscheinungen des Volkslebens aufzutreten, wenn er davon die Kirche gefährdet glaubt, selbst dort achten, wo wir die Form, in der es geschah, für verfehlt hielten, wo wie im Falle des bekannten Flugblattes unsere Bedenken groß waren und blieben, Bedenken, die sich auch auf den Inhalt des Flugblattes und darauf bezogen, daß es Mißdeutungen unseres Volkslebens und ernste Folgen ermöglichte. Die gleiche Verpflichtung zwingt uns gerade deswegen, weil wir unsere Bedenken früher nicht verschwiegen, die heftige Form jener in- und ausländischen Äußerungen, die unseren Bischof eines bewußten volksverräterischen Tuns bezichtigen, als eine Beeinträchtigung unserer auch völkisch lebensbedeutsamen Kirche zu empfinden; von einem bewußten Volksverrat kann bei ihm keine Rede sein.

Was sonst über unsere jüngste Geschichte und das Verhalten mancher Personen darin zu sagen wäre, soll absichtlich ungesagt bleiben, weil wir unsere schon früher geäußerte Überzeugung aufrechterhalten: es ist die Stunde nicht, heute schon das gerechte Maß einer zusammenfassenden Betrachtung zu finden. Ja, eine genaue Darstellung würde nur schaden. Wichtiger als Kritik ist die Wiederherstellung der Volkseinheit. Darum ist es als unverzeihlich zu bezeichnen, daß es Menschen unter uns gibt, die alle Kraft nur darein setzen, ihren innervölkischen Gegner zu vernichten. Verächtlich ist dies Bestreben dort, wo man den Eindruck zu erwecken bestrebt ist, als bestünde die aufgelöste Organisation noch.
Organisation. Dies von früher her schon wohlbekannte Schielen nach einer dritten Stelle ist heute nichts als das, wofür im Felde der Strick am Platze war: Verstümmelung Wehrloser.

Die Zeit der positiven Zusammenarbeit ist da und muß wahrgenommen werden. Wir sind nicht so naiv zu glauben, daß es schon jetzt viele Menschen gibt, die innerlich dazu fähig und vorurteilslos genug sind. Die Verantwortung liegt heute auf der amtlichen Volksführung und der Einheitsbewegung. Die dieser gegnerische Organisation ist aufgelöst; damit wurde das Versprechen der Einheitsbewegung, sich auch aufzulösen, fällig. Im Rahmen einer Partei wird die Volkseinheit heute nicht geschaffen werden können. Der Weg führt nur durch die Körperschaften. Wird er nicht gesucht, so hebt in absehbarer Zeit die unerhört schnell wachsende Abneigung unseres Volkes gegen die meisten bekannten Politikusse neue Männer auf den Schild, Männer, an die man noch glauben kann.

Ein Bruchteil jener Kräfte, die für Kundgebungen, Erregungen, „Bekenntnisse", Geschwätz und Zeitungsgründungen verwendet wird, hätte geschlossen eingesetzt genügt, um die wahren Nöte unseres Volkes zu mildern. Wäre es nicht für Volk und alle Führer ehrenvoller, wenn alle Kundgebungen seit Monaten gegen die äußere Bedrängung unserer Kirche und Schule veranstaltet worden wären? Aber außer in lokalen Einzelfällen versuchte noch keine Partei, kein politisches Zentralamt, keine Kirchenleitung: unser Volk, wirklich das Volk — denn politisch hat immer nur das Volk Beweis- und Durchschlagskraft — aufzurufen, zu versammeln, zu einem nicht mehr zu übersehenden Willensausdruck zusammenzuschweißen, um gegen unsere äußere Not zu protestieren. Und alle wollten doch ähnliches, z. B. nach Genf gehen, die Herabsetzung der Schulbeiträge nicht mehr dulden, die Auto-

nomiefrage der Schulen aufgreifen. Und wie steht es mit den Bürgermeistern, der deutschen Sprache in der Verwaltung usw.? He! Alle wollten es doch. Und ich beschwöre es: heute geht das Volk mit, wenn der Rechte ruft!

Aber die führende Kraft reichte nur aus, daß wir uns in für unsere Volkszahl mächtigen Aktionen gründlich zerzankten, daß wir uns Boykotte von Körperschaften leisten, daß wir uns von wahren Protestanten ärgern lassen, die so etwas wie den Begriff der Unfehlbarkeit oder des restlosen Volksführertums — man muß wirklich sagen: der Kirche aufhalftern wollen, die Kraft reichte aus, daß wir tüchtige Männer vor die Hunde der Spießbürgerlichkeit gehen lassen und manchem, der den Gaul der Eitelkeit reitet, auch noch den Marsch dazu blasen; aber die Kraft reichte nicht aus, um das Notwendige zu tun. Und gerade darum hüten wir uns heute vor Vergottungen von Menschen und Ansichten. Die gewählten und berufenen Führer unseres Volkes haben — ausnahmslos! — wohl selten weniger Leistungen aufzuweisen gehabt wie in den letzten Monaten. Darum Nüchternheit! Ziehen wir den Strich unter das, was war, und beginnen wir neu.

Tun wir das, was der Sächsisch-Regener Kreisausschuß am 16. August tat, als er einmütig dafür eintrat, nicht rückwärts zu schauen, sondern sich die Hände zu reichen für eine bessere Zukunft. Er betraute einen Ausschuß, der alle Gruppen umfaßt, Ausgangspunkte zur Zusammenarbeit festzusetzen. Und dies ohne Zögern und Rücksicht darauf, was sonstwo geschieht. Redner jeder Richtung stellten fest, daß eine Zusammenarbeit möglich sei und alle verurteilten unsere Presse, „die durch ihre Parteilichkeit die Hauptschuld an dem inneren Zerwürfnis trage".

Ist dieser Weg nicht auch sonstwo möglich? Gewiß, es gibt Menschen, die ein Interesse daran haben, ihn zu vereiteln, weil sie ihre eigene Suppe weiterkochen wollen. Aber sie können nicht ewig ein Hindernis dafür sein, daß sich unser Volk nach all den schweren inneren Kämpfen den Sinn solcher Kämpfe rette: die Wiedergeburt der Volkskräfte, der neuen Volksziele und des uneigennützigen Volksgewissens, damit aber der Tat.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Der 18. Band des „Großen Brockhaus". Spy—Tot. (In Leinen 23,40 RM., bei Rückgabe eines alten Lexikons 21,15 RM.) Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig. Mit dem drittletzten Bande des Großen Brockhaus rundet sich das Kultur- und Weltbild, das er gibt, und immer weniger werden die Fälle, daß man sich nicht bei ihm Rat holen kann, weil die entsprechenden Bände noch nicht erschienen sind. Die Abschnitte über Staatswesen und Staatseinrichtungen haben in dem neuen Band besonderes Interesse. Sehr anschaulich ist ein Schaubild über die Großmächte seit 1848, das die Staatsformen und die Revolutionen durch sinnfällige Zeichen zum Ausdruck bringt. Daraus ersieht man, daß allein England und Japan in dieser Zeitspanne ohne Revolution oder Staatsstreich geblieben sind. Dem Städtebau, der Stadtanlage und städtischen Einrichtungen sind ausführliche und gut bebilderte Abschnitte gewidmet. Charakteristisch für das Abwandern der städtischen Kultur und der Großstadtbildung vom Süden zum germanischen Norden ist die Tatsache, daß um 1500 Konstantinopel 400000 Einwohner hatte, Neapel 200000 und Venedig 150000, Köln

aber als damals größte deutsche Stadt erst 10000 Einwohner. Als außerordentlich praktisch hat es sich erwiesen, daß der Große Brockhaus bei allen Berufen in hervorgehobenem Druck angibt, welche Berufsausbildung, welche Bedingungen der Vorbildung und welche körperlichen Eigenschaften bei ihm in Frage kommen. Außerdem werden die Berufsorganisationen und die Fachzeitschriften genannt. Von demselben Gedanken ausgehend, sind bei allen Giften in auffälliger Schrift die Gegenmittel angegeben, so daß das Auge überhaupt nicht mehr zu suchen braucht, wenn man die Rubrik hat. Von den großen Wirtschaftskonzernen, Industriewerken, Verlagsunternehmen und Zeitungen, die man bisher meist vergebens im Konversationslexikon suchte, bringt der Brockhaus sorgsam alles Wissenswerte. Überall wirkt der Brockhaus für ein gutes Deutsch, wenn er z. B. darauf hinweist, daß die landläufige Bezeichnung „Parkett", wenn es sich um einen Stabfußboden handelt, durchaus irrig ist. Es ist wieder ein gehaltvoller Band, den man als den 18. in die Reihe stellt, und mit Spannung sieht man dem Erscheinen der beiden letzten entgegen, die das Werk zum Abschluß bringen.

Hans Reßlaff. Bildnis eines deutschen Bauernvolkes. Die Siebenbürger Sachsen. Mit erläuterndem Text von Dr. Misch Orend und einem Geleitwort von Bischof D. Dr. Viktor Glondys. 96 meist ganzseitige Abbildungen auf Tafeln und 24 Seiten Text. Fest kartoniert mit zweifarbigem Schutzumschlag. 4,90 RM. Verlag Grenze und Ausland, Berlin, 1934. — Bilderbücher sind in der letzten Zeit sehr in Mode gekommen. Auch über Siebenbürgen liegen schon Werke vor. Hier kann man, entgegen manchen anderen, von einem in jeder Hinsicht geglückten Unternehmen sprechen. Die Bilder sind für das sächsische Bauernleben wirklich aufschlußreich. Sie sind mit unbedingt sicherem Blick für das Wesentliche aufgenommen worden und künstlerisch von höchstem Rang. Das gleiche gilt auch von der knappen und lebendigen Textgestaltung und von der Einleitung Misch Orends. Nichts Totes und Museales wird hier geboten. Es ist ein verständnisvoll getroffener Ausschnitt aus dem vollen wirklichen Leben. Darum wird das Buch, dessen geringer Preis besonders erwähnt sei, viel Freunde finden. Auf diese Weise für ein Volkstum eintreten, ist neu und wirksam. Wir danken es allen Beteiligten, daß sie hier ein Denkmal unseres Volkes schufen, das nicht vergessen werden soll. Heinrich Zillich

Knut Hamsun. Segen der Erde. Roman. Albert Langen Georg Müller, München, 1934. — Zu Hamsuns 75. Geburtstag am 4. August dieses Jahres lag diese wohlfeile Ausgabe der großen Dichtung vor. Wir danken dem Verlag dafür. Dieser Roman soll noch mehr als bisher ein Besitz der Menschheit werden. Es ist das größte Werk Hamsuns, ewig, weil es in einer unvergleichlichen Weise das ewige Schicksal des Menschen in eine einzige gewaltige Fabel einfaßt. Natur und Mensch, Schuld und Sühne, Ewigkeit, Zeit und Wiedergeburt — was soll über diese Symphonie noch gesagt werden? Sie steht da — beispiellos. Heinrich Zillich

Bruno Brehm. Britta. R. Piper & Co., München. 1934. — Eine kurze Erzählung, die mit außerordentlicher Plastik das Schicksal einer Frau und Mutter zeichnet, die von drei verschiedenartigen Männern umgeben, dem einen Unwürdigen verfällt, durch die leidenschaftliche Rücksichtslosigkeit des Mitarbeiters ihres Mannes zur Wandlung genötigt und dadurch innerlich befreit wird. Wundervoll lebendig sind vor allem die Kinderszenen. Heinrich Zillich

Gottfried Fittbogen. Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslanddeutschtum wissen muß. Verlag von R. Oldenbourg. München und Berlin, 1934. — Nun liegt schon die siebente erweiterte Auflage dieses höchst wichtigen Buches vor. Fittbogen hat große Verdienste um die Kenntnis des Auslanddeutschtums. Sein Buch ist schlechterdings unersetzlich. Es gibt in gedrängter Weise einen Überblick über das ganze Auslanddeutschtum mit genauen statistischen Angaben, mit einer kurzen Darstellung der Geschichte der einzelnen Siedlungen, ihrer Lage und ihren Bedingungen. Drei Karten im Text erhöhen die Anschaulichkeit des Werkes, das als Lehr- und Nachschlagebuch gleicherweise von Nutzen ist. Heinrich Zillich

Wilhelm Schäfer. Deutsche Reden. Albert Langen-Georg Müller 1933. Diese vierzehn Reden enthalten das dichterische Bekenntnis Wilhelm Schäfers, der sich nicht seit heute im Dienste an seinem Volke weiß. Sie enthalten von einem Dichter gedeutete Geschichte, wie sie im Weltgeschehen Sinn, für Deutschland aber auch Schicksal ist; sie enthalten in und über allem als köstlichen Kern die deutsche Seele, die zu wahren der Dichter vor dem Volk aufstand, ehe es zu spät war. Deshalb ist dies Buch im wahrsten Sinne ein Zeugnis für die Sendung des deutschen Dichters. Denn ihm allein ist es gegeben das Flammende und nur noch Flackernde, das Stürmende und nur noch Sieche seiner Bestimmung nach im Geschehen zu deuten. Der Dichter von heute ist als Fackelträger und Meister seinem Volk und seiner Kunst in gleicher Weise verwachsen.

Werden daher Volk und Dichter im Zusammenhange genannt, muß Schäfer, der diese Reden gesprochen hat, in die Reihe der geistigen Führer zu stehen kommen, die sich Nachfolge verpflichten. Kurt Scherg

Mirko Jelusich. Deutsche Heldendichtung. Ein Jahrtausend deutsche Geschichte in Liedern. Mit 16 Abbildungen. Verlag Das neue Deurschland, Leipzig, 1934. Es ist ein ungeheuerer Raum deutscher Geschichte und Dichtung, der dies schön ausgestattete und wohlfeile (4·80 Mark) Buch umgreift. Der Herausgeber, der als Dichter große geschichtliche Gestalten lebendig zu machen wußte, hat hier mit gutem Griff den Heldengesang der Deutschen aneinandergereiht zu einer ehernen Kette. Er beginnt sein Buch mit Auswahlstücken aus den ältesten Heldendichtungen, wie Hildebrandlied, Nibelungenlied usw., dann folgt die Welt der Minnesänger, die Reformation, Landknechtslieder, die Klassik, die Heldendichtung der Befreiungskriege, des Jahres 1848, Reichsgründungszeit bis zum Weltkrieg und durch diesen hindurch der Weg bis zum Dritten Reich. Ein solches Werk zu würdigen, ist schwer. Man muß dafür danken, auch wenn man nicht mit jedem Gedicht einverstanden ist, das Aufnahme fand. Danken, weil hier das in der Dichtung gültig sich äußernde Gut heldischer Gesinnung zusammengefaßt wurde und uns neu und erschütternd berührt. Heinrich Zillich

Karl Götz. Das Kinderschiff. Ein Buch von der weiten Welt, von Kindern und von Deutschland. Verlag J. Engelhorns Nachf. Stuttgart. Preis kart. Rm. 4.50, Leinen 5.80 Rm. — Vor mehr als zwei Menschenaltern sind fromme Schwaben aus dem Württembergischen nach Palästina ausgewandert. Sie wollten dort ihrem Heiland und ihrem Heil näher sein. Alle Warnungen dagegen halfen nichts; höher als äußere Not schien ihnen die Herzensnot zu sein. Und so zogen sie ins heilige Land. Nun sind seit drei Generationen einige schwäbische Ansiedlungen dort, hinter Haifa, in Galiläa, am Karmal. Sie haben ihre deutschen Schulen, haben ihre Lehrer, die in

Deutschland ausgebildet werden. Einer der ihren ist Karl Götz; sie sind zu beneiden, wenn sie viele solche Männer in ihren Schulen haben. Ein hervorragender Lehrer muß er sein, bewundernswert in seiner Kinderliebe, seiner bis ins Letzte verständnisvollen Hingabe an seine Lehrerarbeit, — und dabei ein Dichter, der nicht nur unterhaltend, sondern bedeutend und ergreifend zu schildern weiß. Sein Buch vom „Kinderschiff" schildert die Fahrt seiner Schulklasse nach Deutschland, — es wird ein hohes Lied auf deutsche Sehnsucht und Heimatliebe. Dies Lied von deutschem Heimweh und deutschem Fernweh, von deutscher Sehnsucht und deutscher Heimkehr klingt besonders auch in unsern siebenbürgischen Herzen verwandte Saiten an; wir verstehn es so tief, weil wir es seit Jahrhunderten in uns singen hören. Darum werden wir von solchen Tönen, wie dies Buch sie anschlägt, mitgetragen fast wider Willen, und es bedürfte gar nicht der Schilderung der Begegnung, die die Palästinaer Schule mit einer siebenbürger Reisegesellschaft am Rheine hat, — wir hätten auch so unsere helle Freude an dem köstlichen Buch. Wir geben es gerne recht vielen siebenbürgischen Lesern in die Hand. Hans Lienert

Heinrich E. Kromer. Von Schelmen und braven Leuten. Ein Anekdotenbuch. Mit Zeichnungen von Egon Pruggmayer. L. Staackmann Verlag, Leipzig, 1934. — Der Verfasser kann seine Anekdoten in einer guten und volkhaften Sprache erzählen. Das macht Vergnügen, wenn es auch nicht jede Geschichte verdient, erzählt zu werden. Davon abgesehen ist das Buch mit seinen vielen kleinen heiteren und ernsten Begebenheiten eine Gabe, die man immer wieder in einer kurzen Lesestunde aus dem Schrank nehmen wird. Heinrich Zillich

Carl Friedrich Wiegand. Der verwandelte Mensch. Masken und Larven. 1933 im Verlag Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig. — Wiegand, der namhafte Schweizer Dichter, läßt hier den Menschen im Wesen der Tiere sich spiegeln und tut dies mit hohem dichterischen Können, einem weisen Maß von Ironie und dem leisen Lächeln eines Ausgeglichenen. Wir dürfen sagen, daß die Zeit und ihr Mensch selten nur so treffend erfaßt wurden in den letzten Jahren wie in diesen Masken und Larven. Die Zeichnungen des Zürchers Sp. Sartoris ergänzen die Sammlung von Gedichten aufs beste. Carl Watzinger

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Wir machen unsere Leser besonders auf den Aufsatz von Hasso Härlen aufmerksam, der uns in ein Gebiet führt, das sonst in unseren Blättern nicht behandelt wurde, aber heute von großer Zeitbedeutung ist.

Reise des Herausgebers. Dr. Heinrich Zillich begibt sich Anfang September für mehrere Monate nach Deutschland, um dort in einem kleinen Orte eine größere literarische Arbeit fertigzustellen. Die Zeitschrift wird von ihm weitergeleitet. Jedes Heft wird wie bisher seine Prägung tragen. Der aktuelle Rundschauteil wird während der Abwesenheit des Herausgebers von Alfred Pomarius geleitet.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Ion-Ratiu-Straße 6
Getragen von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Waldemar Schachl, Herrenbildnis

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
11. JAHR OKTOBER 1934 HEFT 10

Gedichte

Von Josef Weinheber

Hymnus auf die deutsche Sprache

O wie raunt, lebt, atmet in deinem Laut
der tiefe Gott, dein Herr; unsre Seel,
die da ist das Schicksal der Welt.
Du des Erhabenen,
starres Antlitz,
mildes Auge des Traumes,
eherne Schwertfaust!

Eine helle Mutter, eine dunkle Geliebte,
stärker, fruchtbarer, süßer als all deine Schwestern;
bittern Kampfes, jeglichen Opfers wert:
Du gibst dem Herrn die Kraft des Befehls und Demut dem Sklaven.
Du gibst dem Dunklen Dunkles
und dem Lichte das Licht.
Du nennst die Erde und den Himmel: deutsch!

Du unverbraucht wie dein Volk!
Du tief wie dein Volk!
Du schwer und spröd wie dein Volk!
Du wie dein Volk niemals beendet!

Im fernen Land
furchtbar allein,
das Dach nicht über dem Haupte
und unter den Füßen die Erde nicht:
Du einzig seine Heimat,
süße Heimat dem Sohn des Volks.

Du Zuflucht in das Herz hinab,
du über Gräbern Siegel des Kommenden, teures Gefäß ewigen Leides!
Vaterland uns Einsamen, die es nicht kennt,

unzerstörbar Scholle dem Schollenlosen,
unsrer Nacktheit ein weiches Kleid,
unserem Blut eine letzte Lust,
unserer Angst eine tiefe Ruhe:

Sprache unser!
Die wir dich sprechen in Gnaden, dunkle Geliebte!
Die wir dich schweigen in Ehrfurcht, heilige Mutter!

Alkaios, der Dichter

(mit Benützung der Fragmente)

Allalles ausgelöscht, aus der Brust gezerrt
das Herz, im Fremdland, immer das Schwert zur Hand,
auf grauer Wanderschaft und gram der
heiligen Heimat, den Göttern singend
zum Waffenklirren fruchtlosen Sang: Die Schmach
die, mich verratend mitten in meinem Volk,
den Zwingherrn dichtgedrängt umwogt mit
Lob, in der Stadt in der schwergeprüften.

O aufstehn hätt ich, sagen gewollt: Ein Mann
ist nötig. Sprechen, wie sich das Wort erhob
aus unsern Vätern. Doch die Scham ver-
band mir den Mund. Ich verschwieg es; leide.

Ja, vor die Hunde bin ich gegangen, in
die Irre: taumelnd wechseln mir Schuld und Nacht.
Jedoch vor meinem Hause das mir
schimmert vom Erze geweihter Waffen:
vor meinem Haus hin hab ich den Stolz gepflanzt.
Unbeugsam. Das geziemt zu vergessen nicht.

Denn vom Geschick ich bin gewollt als
Krieger, der singt. Und ich lebe, wenn auch
in Unehr, ich. Mein Heilkraut ist gut: Dem Leid
mein Kind, darf man die Seele nicht anvertraun.
Netz mir mit Rausch die Schläfen! Denn das
alte Gestirn schwingt herum. Nun gilt es!

Was klein ist, hab ich immer gehaßt. Verehrt
das Göttliche, gekämpft und den Wein geliebt.
Im Nebel mich verlierend um die
Inseln, die ewigen, wo mit bunten,
groß ausgespannten Schwingen . . .

Sache des Sängers

Teil des Helden ist es, zu sterben: wie es
Teil des Knechts ist, zu bleiben. Ihm indessen,
dem ein tieferes Leiden
vorher die Sterne enthüllt,

ist verhängt der Ruf, die Klage, die Mahnung.
Und der Seher düstrer Gesichte prüft am
Leid, das folgt, seine Gabe,
mißt seinen bittern Triumph:

„Was geschieht, lebt wilder denn das Geschaute.
Wo ein Herz schlägt, wird es gebrochen. Jede
Welt gebiert sich aus Morde.
Und: Die Vergänglichkeit siegt."

Ihm befiehlt zu reden die Trauer, ihm der
Würde Hingang zu weinen: stet und ob auch
jener Stimm oder Träne
Kranz in die Finsternis fällt.

Adel und Untergang[1])

Das Werk Josef Weinhebers

Von Carl Watzinger

Diese Zeilen wollen nichts anderes als eine Pflicht erfüllen. Pflicht vor dem Werk eines einsamen Dichters, der, ein Seher des Ewigen, dieser Zeit und dem deutschen Volke ein Unbekannter blieb, weil ein schnöder Kunstbetrieb seine reine dichterische, an den Griechen und Hölderlin geschulte Kraft nicht aufkommen ließ.

[1]) „Adel und Untergang" erscheint im Oktober 1934 im Adolf Luser-Verlag, Wien, Berlin, Leipzig.

Doch jetzt scheint seine Zeit gekommen. Sie hat das große Werk Stefan Georges auferstehen lassen zu weithin strahlender Herrlichkeit, hat es eingehen lassen in die Tiefen des Volkes; es wird und muß nun auch geschehen, daß dieses Volk, aufbrechend zu ursprünglichem Ziel und wesenhafter Besinnung, in Josef Weinheber seinen berufenen und auserwählten geistigen Führer erkenne. Führer aus der Weite seines Gefühls und der Tiefe seines Geistes.

Weinheber ist Nichts-als-Lyriker. Er strömt seine Macht, den Ernst, die Heiterkeit, das Leben in seinem Wandel zwischen Geburt und Tod in Verse aus. Aber er gibt nicht Stoff, sondern Wesen.

Dies rückt uns den Dichter zum reinen und wahren Schöpfer auf. Und zum Deuter einer neuen und männlicheren Ära der Menschheit, wie sie nun endlich über uns alle, doch vor allem über die deutsche Dichtung hereinbrechen muß, soll unser aller Bestand gesichert bleiben. Wir sehen in Weinheber das Abbild des Griechen Alkaios, den er in antiker Strophe besingt: Kämpfer und Sänger. Unruhvoll und besorgt zugleich um sein Volk, um das männliche Ideal, um die Pflicht als seine erste Tugend und als seinen Pfad eine höhere Liebe.

Ja, Weinhebers Gedicht, sein ganzes Werk ist männlich. Er weiß, welchen Weg wir als Deutsche zu nehmen haben, um wieder groß, einig und stark zu werden. Vielleicht prallen wir zunächst an der Härte seiner Lebensanschauung ab. Aber tief zu innerst müssen wir endlich doch erkennen: sie ist wahr.

So können wir dann auch verstehen, warum Weinheber in der deutschen Literatur seit zwanzig Jahren auch nicht der bescheidenste Platz eingeräumt wurde. Diese Epoche, in ständigem Verfall begriffen, gab allzu sehr nur Äußerlichem, Kümmerlichem und Verderbtem Geltung, als daß sie über das Ephemere hinaus einen Dichter, dessen Werkleben ein Beispiel von Selbstentäußerung darstellt und vom Schöpfer unbedingten Dienst an der Allgemeinheit verlangt, auf den Thron gehoben hätte.

Freilich nicht seit Anbeginn seines Schaffens ist Weinheber den Weg des Dienstes an der Allgemeinheit gegangen. Dazu fühlte er sich im Anfang seines Werdens zu sehr allein. Aber der Keim lag wohl immer bereitet: er gründet sich in der brennenden Liebe zur Sprache, zur deutschen Muttersprache, wie er sie dann in seiner wundervollen „Ode an die Buchstaben",[1]) in dem gewaltigen „Hymnus auf die deutsche

[1]) Veröffentlicht im Klingsor, Jahrgang 1927, Nr. 10, Seite 383.

Sprache" verherrlicht hat. Sie führt ihn und bringt ihn hinweg über ein bitteres Leben der Widerhallslosigkeit, der Isolierung, der Erniedrigungen und Demütigungen des Verkannten.

Nie vergaß er trotz einer strengen und hohen Haltung aber, daß er Wiener sei. Die weiche Luft und die sanfte Schönheit seiner Vaterstadt gibt seinem Vers einen Hauch schmiegsamer Musikalität und befähigt ihn über alle Problematik hinaus zum harmonisch schwebenden Lied.

Hie heroisch, nordisch; hie feinfühlend, südlich deutsch, das stellt ihn uns dar als den Vereiniger aller deutschen Lebenseinheiten und somit wahren Künstler der Deutschen.

Josef Weinheber bezieht vom Geiste, was des Geistes, und vom Herzen, was des Herzens ist. Die Scheidung liegt klar zutage, und niemals gibt es verwischte Grenzen. Das wiederum zeigt ihn uns als einen Ehrlichen, gern und treu um seines Werkes willen Verfolgung leidend und persönliche Nachteile nicht achtend. Und so klingen Charakter und Geist in ein Ganzes zusammen, das rein und hehr jeweils den Kampf des Künstlers in der eigenen Brust widergibt, immer ohne Scheu und stets im Gedanken seiner Verantwortlichkeit dem eigenen Ideal gegenüber.

Weinhebers Dichtung hebt sich somit vom Horizonte der allgemeinen heutigen ab als einsame Stimme, keiner literarischen Zeitgenossenschaft verwandt oder auch nur verbunden, als ein Gesang aus einer zeitlosen Zeit. Weinheber ist Sänger im Ausmaß Hölderlins, im Sinne der großen lesbischen Dichter, in denen er seine Manen verehrt, die er immer wieder als seine fernen Brüder grüßt. Das ist wesentlich und für die Erkenntnis seines Werkes bedeutsam. Ihm geht es nicht um Zeitgemäßes, um Strömungen und Schulen, um Stimmungen und Schlagwörter; er gibt bewußt Gesang, Gesang als Gesandter Gottes, der ihn aufruft, der Menschheit an seiner Statt das Wort zu bringen.

Hier münden wir in die Auffassung Weinhebers über die Kunst im allgemeinen. Nicht ist sie geschickt ausgebeutete Phantasie, nicht schlechtweg Abglanz eines inneren Erlebens: sie ist Auftrag Gottes, Befehl eines höheren Willens. Und deshalb ist sie ewig und nur in diesem Sinne aufgefaßt echte Kunst.

Reine Dichtung überkommt den Menschen im Traum, im Schlaf. Und sich rückerinnernd, gestaltet er das Bild nach seinem inneren Ge-

setz. Dies ist das Geheimnis der Form. So schlägt sich innere Schau in den Inhalt des gemeisterten Wortes nieder. Darum irrt, wer glaubt, Weinheber gelte die Form nur als schöne Fassade; irrt, wer in dem Künstler den bloß mechanischen Beherrscher alter und neuer Maße und Formen sieht. Wohl ist ihm jede Vers- und Strophentechnik vertraut, und vielleicht als einziger in der deutschen Gegenwartslyrik beherrscht und verwendet er die Mannigfaltigkeit der antiken Poetik. Doch füllt er diese Formen aus dem Krug eines kostbaren Guts: einer persönlichkeitbetonten Schönheit. Wie Michelangelo, dessen eigene Worte er in „Michelagniolo" wesenhaft und kongenial zu seinem Gedicht[1]) zu zwingen weiß, ist er sich bewußt, daß erst mit der völligen Beherrschung des Formalen die Ausdrucksmöglichkeit des Künstlers beginnt.

Hier liegt eine große Zukunft vom Dunkel zugedeckt. Hier führt ein gerader Weg von den Alten über Hölderlin in unsere Zeit. Das Werk dieses Dichters klagt an und mahnt, endlich nach dem Rechten in der deutschen Lyrik unserer Tage zu sehen. Denn nicht mehr mag es genügen, daß ein Dichter beiläufig von einem Ding singt, indem er es beschreibt und seine Stimmungen einflicht; er muß das Ding erfassen, aussprechen in seinem Wesen. Denn nur dann kann Endgiltiges erstehen, ewige Dichtung, deutsche Dichtung, wie unsere Größten sie gelehrt und gegeben haben.

Auswahl, tiefstes Werkgewissen, langes Prüfen vor der Übergabe an die Welt!

Unser ganzes Denken und Sinnen steht an der Wende. Eine Zeit bricht an, innerlich wesensverschieden von der vergangenen. Da tut es nicht ein bloßer Wechsel in den Namen der Dichter. Die heutigen anerkannten Dichter in Deutschland haben nur dann das Recht, vom Volke gefeiert zu werden, wenn ihr Fühlen und Wirken tatsächlich der neuen, der kommenden Zeit gehört. Der Stoff ist nichts, die Kunst ist alles! Diese, gar nicht neue Erkenntnis muß endlich wieder durchdringen, und sie darf auch vor anscheinend Unantastbaren nicht haltmachen, muß über sie hinweggehen, wenn es geboten ist.

Adel oder Untergang! Innerer Adel, Adel der Seele. Oder Untergang der Größe des Volks, deren Ausmaß immer bestätigt erscheint in seinen Anerkannten und nicht in seinen Übergangenen.

[1]) Veröffentlicht im Klingsor, heuriger Jahrgang, Januarheft.

Adel und Untergang. Schon der Titel des Werkes zeigt den bitter gefühlten Gegensatz auf. Und es gibt da wohl keinen Ausgleich. Kunst, echte Kunst, kennt nur einen geraden Weg, und der Dichter, der ihre strengen Forderungen zu den seinen macht, muß auch den Mut haben ihn zu gehen. Bei Weinheber zeigt er sich klar an, der Weg alles Heroischen:

„Zu fragen ziemt uns nicht. Uns ziemt zu
fallen; jedwedem auf seinem Schilde."
(Auf seinem Schild sterben.[1])

Dichtung heißt nicht zuletzt, einen Gedanken zu Ende zu denken. Weinheber denkt das Leben in seinem großen Umlauf zu Ende. Und da erhebt sich der Tod in seiner Urmacht und setzt einen Schlußpunkt. Die griechische Gedankenwelt tritt wieder auf: mit dem Hinabstieg in den Hades ist alles aus.

„Du auch, der keine glich,
Harfe verwaist;
Nie mehr wird über mich
kommen der Geist."
(Variationen auf eine Hölderlinische Ode.)

Diese Erkenntnis von der Schrecklichkeit eines schattenhaften Daseins setzt innere Stärke voraus. Sie ist im tiefsten Grunde heldisch.

Wiederum dringen die Beziehungen alles Deutschen zur griechischen Kulturwelt aus dem Werk eines weitblickenden deutschen Sohnes klar zutage. Man soll sie sehen. Dann kann es gelingen, ein wahrhaft heroisches Ziel in unsere Gedankenwelt zu bringen.

Innerhalb dieses Ideals liegt nun auch das Problem Mann und Weib gebettet. Der wahre Mann, der Geist, ewig Dränger, Stürmer auf ein hohes Ziel, erkennt im Weibe seine Schuld, seinen „Umweg". Er will es meiden, überwinden, verfällt ihm aber stets wieder; zwischen Sturz und Sieg jedoch liegt eine merkwürdige Erkenntnis:

„du meiner eigenen irrenden Seele
zweites Gesicht,
das ich zu finden mich quäle."

So versöhnt sich der Dichter mit den Gesetzen, die den Beziehungen zwischen Mann und Weib zugrunde liegen.

Mann und Weib, Adel und Untergang: ein tiefes Gleichnis scheint auf in dem Werk des Dichters. Denn nicht zuletzt liegt aller Untergang des Gestern darin, daß der Mann sich dem Weibe, dem Wei-

[1]) Veröffentlicht im Klingsor, heuriger Jahrgang, Januarheft.

bischen, einem sekundären Prinzip gewißermaßen, ergeben hat. Die Zukunft wird diese Erkenntnis Weinhebers aufnehmen müssen.

Gerundet liegt das Werk eines Kämpfers und Siegers vor uns. Es ist berechtigt, in den Besitz der Nation einzugehen, nachdem es vom ewigen Klang des Zeitlosen erfüllt ist. Noch liegt dunkel die Zukunft vor uns. Seien wir da weise und halten wir uns an die Dichtung eines Künders; Künders kraft einer unbestechlichen Schau und einer tiefen Einsicht in All und Menschen. Denn nur solche Dichtung war zu allen Zeiten Führung.

An der Schwelle des Herbstes

Von Heinrich Zillich

Unser ganzes Fühlen ankert in den Jugendeindrücken. Es braucht uns nur ein Duft zu berühren, der nach Jahren plötzlich in uns quillt, und wir spüren ein verschüttetes Erlebnis erwachen, so deutlich und greifbar nahe, daß wir uns umdrehen möchten, um zu sehen, wohin wir denn geraten sind. Wir gerieten nur in den ernsten und lebendigen Raum, wo wir eine Wahrheit zum erstenmal erfuhren.

Ich kann das Bellen der Hunde in der Ferne nicht hören, ohne zugleich die breite Fläche der Landschaft meiner Kindheit zu sehen, bedämmert schon vom Abend, in allen Farben mit Grau vermischt, aus dem das Band der Straße matt leuchtet und von einigen Staubwolken überschwellt ist. Und ist das Bellen sehr ferne, fast wie ein Klang, der nicht unbedingt zu einem Hunde gehört, sondern ein Ton der ganzen großen Natur zu sein scheint, der die Runde macht wie der Wind, dann fühle ich das umhüllende Blau des Landes in der ersten von Fülle lauttrunkenen Nacht unter einem klaren Himmel, aus dem unter den Sternen ringsum die Umrisse der Berge in die Horizontlinie treten.

Solches erlebt jeder. Jeder weiß auch, wie zauberhaft manches Wort uns anrührt. Wir treten vor den Kalender und lesen: „1. März“ und damit schießt schon der Inhalt der Jahreszeit in uns ein. Ach nein, aus uns selbst tritt die neue Zeit hervor. Wir öffnen uns ihr, es öffnet jemand unser Inneres und da strömen wir selbst der Umgebung zu, die uns gleicht.

Wir sind immer Antwort. Der Vergleich, so alt er ist, stimmt: es spielt jemand auf uns, als wären wir ein Instrument.

Doch nur einige Zeiten des Jahres schlagen die tiefen langhallenden Töne, die großen Akkorde in uns an. Jene Akkorde, wo wir im Erklingen noch Muße finden, uns selbst zu lauschen, weil der Klang nicht aufpeitscht, uns nicht fortweht.

Der Herbst beginnt schon im späten Sommer, wenn die Sonne sich selbst zu vergolden scheint, ihre Wucht auf Baum und Busch sich so schwer legt, daß alles still wird, einem Geschehen hingegeben, das langsamer wirkt als der Frühling, aber niemand ausschließt.

Zu dieser Zeit strömt der letzte Saft, die Süße selbst in die Frucht. Die Farbe wird reif für die langen Wochen, deren Geräusch kein Rauschen ist wie der Frühlingswind, kein frischer Duft, keine Betäubung wie im Mai, nur ein Knistern im Baum, ein Wetzen am Ast und das trokene Räuspern der ersten gelben Blätter.

An der Schwelle des Herbstes steht die Glut. In den späten Augustnächten meinen wir viele Sternschnuppen zu sehen, als fiele im All zuerst das Gewordene aus den Sitzen herunter, ehe bei uns der Fall der Früchte beginnt, und der Regen des Laubes.

Alles wird lockerer und bunter, aber nicht lauter. Das ist, wenn der Morgennebel vor dem Blau des spät erwachenden Tages liegt, wo jeder Vormittag erst allmählich aus einem leichten Dunst absinken muß und dann dasteht, beinahe noch sommerlich vergoldet, sehr klar bis in die letzten Ecken der Landschaft. Und das Land selbst wird weit und geräumiger in den Farben zuerst, die überall die Dinge umreißen, vermannigfaltigen, den Raum in seiner Fülle deutlicher, verschiedener und reicher hervortreten lassen als die hellgrüne Gleichung, auf die der Frühling gestimmt ist, oder das satte Erfülltsein des Sommers.

Immer ist es die Kühle, die selbst in den warmen Tagen wartet und schon hinter den Bäumen hervorlugt, die kein Versteck mehr umgeben können. Sie sind farbiger, aber undichter. Sie lassen die Kühle sich entfalten. Sie geben an Farbe, was ihnen an Leben gebricht, und an Augenlust, was ihnen an geheimnisvoller Versponnenheit langsam abgenommen wird. Bis dann die trockene Musik des Oktobers zu klingen beginnt, dieses Monats, der irgendwie altfränkisch ist, ein Spinett der Natur, sanft und verhalten, melancholisch und gebrechlich in Strauch und Wald, aber gewölbt und grenzenlos in der freien Landschaft. Ein Baum ist es, der vor allen jetzt zu bestimmen beginnt, der sich hinauslodert ins Sterben und den sicheren Ernst seines Monatswandels an eine dunkle rote Erregung verliert, die

doch nur Verwesung bedeutet. In der Buche erfüllt sich der reife Herbst, in ihr klingt auch das Blätterspinett oft wie ein Chor von brüchigen Stimmchen.

Wir haben recht, wenn wir zu dieser Natur, die ihre Türen aus den Angeln gehoben hat, den Widerhall von Schüssen als zugehörig lieben, Hörnerruf und Treiberlärm. Und selbst wer im Blätterrauschen nie ein Tier jagte, träumt den fernen Abschuß zu dem großen Bild hinzu, das ihn umgibt, nicht weil um ihn rings Sterbenszeit ist, sondern weil er selbst angeklungen ist und weil er die Blätter seiner Seele sinken läßt in den eigenen weiten Raum, der sich inmitten des nur scheinbar größeren der Natur bewegt. Denn es ist kein Bedeutungsunterschied darin, daß ein Baum sein Blattwerk fallen läßt, um seine Wurzeln zu düngen, und wir in der verhaltenen schwingenden Schwermut unseres Wesens, das sich im Herbst in eine kühlere besinnliche Vollendung bettet, den Lockruf des Frühlings vorbereiten, der unser Blut aufs neue röten soll. Diese Frist des Todes ist wie jedes Sterben nur eine Brücke. Sie setzt in einem mild ansteigenden schönen Bogen über das stille Wasser der Sammlung, das ein Naß des Vergehens scheint, auf das feste Ufer, wo der Acker die aufgespeicherte Kraft ausdampft.

Wenn wir das Wort „Herbst" hören, steigt aus dem bunten Sinken des Laubes und der roten Decke der Wälder auch jenes fast winterliche Bild, wo der Novemberwind im kahlen Geäst die nackte schwarze Rinde allein umspülen kann. Es ist der Tod des Herbstes selbst, wenn alles in seinem Raum zu zittern beginnt, als wehte es hin, als bebte der bloßgelegte letzte Funken des Lebens um seinen Bestand, ein Irrwisch, ein Lichtlein, das denn auch zum innigen Symbol der Zeit und des Lebens am Allerseelentag auf den Friedhöfen verbrennt und versinkt in das Schwarz der Nacht, die, noch ehe der Winter sie dämmernd erhellt, schon an das tiefe Dunkel der immer aus aller Verwandlung tauchenden ewigen Ackerscholle erinnert.

Das entfallene Gesicht

Eine Novelle von Oscar Walter Cisek

Ob seiner Händlerbegabung, die sonst den gelangweiltesten Kunden zu überreden vermochte, war Borum Humarian im ganzen Marktviertel bekannt, und das Säuglingslätzchen schien doch ansehnlich

genug, weiß und rosa und hellgrün, von einer gehäkelten Spitze umrahmt, aber die Frau, die seit einer Viertelstunde unschlüßig in der Enge des halbdunkeln Ladens umhernestelte, ließ dennoch sich von keiner seiner hurtigen Anpreisungen überzeugen, hob endlich nur beide Hände zu einer Geste des Bedauerns und trat aus dem Raum auf die Straße. Der Mann folgte ihr noch einige Schritte auf dem schmalen Gehsteig, den das Gelärm des drängenden Mittagsverkehrs überströmte, fuchtelte mit dem farbigen Gespinst des Lätzchens vor ihrem Kopfe, sprach eindringlich auf sie ein, nannte seine Ware einen Traum und eine Pracht. Die junge Vorstädterin tat hingegen, als bemerke sie ihn nun nicht mehr, überhörte auch seinen letzten Preisnachlaß, daß er, Schweißtropfen an den Schläfen, mit heruntergewürgten Silben zornig stehenblieb und ihr leise Verwünschungen nachwarf, dann erst sich anschickte, schwankend zurückzukehren zu den zerbeulten Pappschachteln, den Kattunstücken, Seidenbändern und Kinderkleidchen seines Geschäftes. Jetzt war er plötzlich erschlafft, verbraucht wie nach einer argen körperlichen Anstrengung; Gott mochte wissen, was ihn derart hergenommen hatte. Kein Grund lag vor zu solcher Ermattung, die in dem weichen, fetten Körper des Vierzigers hing, ein ungefüger Feldstein in einem Netz. Laut rieb er die Fingerspitzen an den Stacheln der Bartstoppeln, unter denen die Feuchte seines Gesichtes sickerte, ließ die schwarzen öligen Blicke über den in Unordnung gebrachten Ladentisch fahren, band ein Taschentuch um den runden Hals und legte wieder die Kinderwäsche zurecht, die Häubchen, Steckkissen, Wickelbänder. Er ächzte, er hatte genug von all der vergeblichen Mühe. Eine Stunde, lang und sinnlos, oder mehr von dieser drückenden Zeit würde vielleicht verstreichen, ehe sich wieder ein Käufer meldete, und der Sommer kam einem in diesem Jahre zudringlicher denn je vor, so gleißend sprühte der makellose Himmel über Bukarest, so scharf roch die Hitze, die träge zwischen den Häuserwürfeln der Strada Baratiei umherschwärmte.

Es stand nicht mehr gut um Borum Humarians Handel, es ging ihm nicht übler als seinem Nachbarn, doch bedeutet dies, daß man nur zähe Bissen in den Mund bekam, Bissen, auf die man gewartet hatte. Wenig Geld zeigte sich auf dem Markt, und wer es eben in Händen hielt, war kein Narr, es wieder wegrollen zu lassen. Eine unwahrscheinliche Lähmung, die gespenstische Züge aufwies, legte sich gleich einer riesigen, unüberwindbaren Eisenbarre quer durch den

Geschäftsverkehr der Stadt; man schloß die marmornen Schalter eines märchenhaft anmutenden Bankgebäudes, stellte alle Zahlungen ein. Täglich brach ein namhaftes Unternehmen zusammen und noch eines und wieder eines. Die Getreideausfuhr stockte, die Bauern der walachischen Ebene fuhren nicht mehr auf den langsamen Ochsenkarren nach der Stadt, Zierrat und Taufgeschenke für ihre Neugeborenen einzukaufen. Welche Münze blieb da noch übrig für Borum?

Den Kiefer gegen die linke Schulter gekippt, hing er wie ein gefaltetes Tuch von einem Stuhl, starrte auf die abgeschürften Schuhe, die seiner Schwermut glichen, eins wurden mit ihr. Dann scholl eine Frauenstimme vom rückwärtigen, sehr in Schatten verbauten Teil des Raumes, wo steil eine Holztreppe herabstürzte, zu ihm herüber, überraschte seine Abwesenheit mit dem Ruf, endlich zu kommen, das Essen sei auf dem Tisch. Er sperrte die Ladentür zu, stieg keuchend die Stufen empor zu den winzigen Zimmern der Wohnung.

Svetanka, die Frau, hob in ihrem breiten, rot unterlaufenen Gesicht die Brauen zu einer Frage, aber sie erfuhr nur, daß er auch heute so gut wie nichts verkauft habe, und sein Sohn Garabed, der siebzehnjährige, der einst diesen anspruchsvollen Namen wie einen geborgten Anzug erhalten hatte, schaute verächtlich aus den sehr bleichen, schlaffen Wangen hervor und hinweg über die Gestalt des Vaters, der sonst nichts mehr zu sagen fand, nur weniges aß. Es geht niemand besser, tröstete Svetanka, Floreanu und Goldstein klagen genau so, werden kein halbes Meter Band los, keinen Knopf. Nicht zu glauben. Als ob die Leute aussterben wollten. Der Kaffeehändler Bedrosian sagt es auch. Die Stille schwelte darauf sehr tückisch zwischen den mit Photographien behängten Wänden und der niedrigen Decke, jede Silbe verblieb überflüssig, und daß Garabed sich laut beschwerte über die Geschmacklosigkeit der Reisspeise, in der dick gequollen und gelb, vereinzelte Kichererbsen umherlagen, war quälend wie eine Schande, wenngleich er keine Antwort erhielt, seine Mutter ihn nur schweigend maß, Vorwurf und Schmerz zwischen den entzündeten Lidern.

Keine Erschütterung änderte etwas, kein Schlag; alles blieb kleinlaut, ohnmächtig. Borum sollte einen Großhändler um die Stundung einer Schuld bitten und Svetanka nach dem Laden sehen, was auch sonst fast täglich geschehen war. Ein lila bedrucktes Kleid, das die zu kurzen, in praller Fülle verschränkten Arme freiließ, um den üppigen

Leib, die bloßen Füße in Hausschuhen, klatschte die Frau vor ihm die Treppe hinunter, blieb mit automatisch wirkender Selbstverständlichkeit vor einem der Glasschränke stehen, in denen Kinderwäschestücke wie Blumen entfaltet lagen, küßte dann unvermittelt ihres Gatten stechende Wangen, streichelte seinen Nacken.

— Wird besser, wird schon auch besser, sag ich dir, brachte sie als Besänftigung für den verbissen schweigenden Mann hervor, der, abgewandt, sich bereits vertiefte in der rasselnden, pochenden Bewegung der Straße. Geräusche stießen hart gegen die Vorübereilenden, Eisenstangen klirrten unbekümmert auf einem Wagen, Zigeunerinnen, die Röcke lichtkobalten, die Blusen englischrosa, riefen mit schartigen Stimmen in die Wirrnis, boten Maiskolben an, die sie in kleinen Holzmulden auf ihren Köpfen trugen, ein Türke lobte unermüdlich und großtuerisch sein Vanilleeis, das er im messingbeschlagenen Wägelchen vor sich herschob. Durch Borums demütige Haltung schlugen die Laute unbehindert, er horchte nicht auf, ging nur, er hatte sein Ziel. Aber es war doch wie ein deutliches Unbehagen, das sich mehr und mehr unter seinen Achseln einscharrte. Zugegeben, der Reis mochte zu fett gewesen sein, doch trug er schließlich nicht die Schuld daran, daß die Schwüle anwuchs zu solch einer Last, ungeheuer und gleich geschmolzenem Wachs.

Eben überschritt er die enge Mündung eines Seitengäßchens, das zu den Markthallen führte, als etwas von nachgiebiger Bestimmtheit, elastisch und wild gegen seinen rechten Arm fuhr, den Zusammenzuckenden stutzen ließ, daß er den Schritt gleich einhielt, mißtrauisch das Gesicht wandte und in den sehr offen und für ihn unfaßbar belustigt lachenden Mund eines jungen weiblichen Wesens schaute, dessen überschwängliche Heiterkeit durch die unerwartete Begegnung seiner zugespitzten Brüste mit Borums Körper auf einmal seltsam angefacht schien. Denn das Mädchen in seiner spärlich bestickten Tracht, die so nah an ihn herangedrängt war, traf ihn derart ungehemmt mit seinem Gelächter, als ob der Stoß allen Übermut in ihm entfesselt hätte. Wie er jetzt bemerkte, war es wohl eine Dienstmagd, vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, ein kaum herangewachsenes Kind aus irgendeinem Dorfe der Umgegend, barfuß, die Haut dunkel, der ganze Leib schmal gestreckt von den Fesseln über die Hüften zum Hals und die Augen gerundet in steil ausholenden Bogen. Er brummte unwirsch: Entschuldigung! — Sie aber, der er mit diesen Worten eine Rüge

hatte erteilen wollen, kümmerte sich nun nicht weiter um ihn, sondern verzog den Mund, diese herrischen Lippen, die von neuem in ein Lachen verfielen, und lief weg, von Borums Blicken und seinem zögernd nacheilenden Bewußtsein bis zu einem nahen Holztor verfolgt, das ihr schönes Hinflattern auffing. Dann setzte er seinen Weg fort.

Die Unterredung mit dem Großhändler fiel günstig aus, wie dies ja auch nur von dem Eingriff seiner gewiegtesten Begründungen zu erwarten gewesen war. Man riß einen Wechsel mitten durch und schrieb den neuen, dessen Fälligkeit erst nach sechs Monaten erfolgen sollte. Die Stempelmarken bezahlte er, und dann trennte man sich nicht weniger freundschaftlich als man sich begrüßt hatte, obgleich weder Sahag Kirkorian noch er eigentlich wußten, was in allernächster Zeit mit ihren Unternehmen geschehen konnte. Beim Abschied redete er noch emsig und erregt, als hätte er einen Kunden seines Ladens vor sich gehabt, und der Gläubiger wurde zaghafter noch, fürchtete schließlich, durch eine all zu ernsthaft geäußerte Forderung seinem eigenen Kredit zu schaden, der in den letzten Monaten schon ohnehin verdächtig genug litt. Borum Humarian schien trotz der Hitze nicht auf den Mund gefallen, prahlte ein wenig mit Svetankas Unternehmungssinn und den ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten seines Sohnes. — Ein Durchtriebener ist das, wissen Sie, ein Genie rief er, denn nicht zu gering durfte man dastehen, nicht zu schäbig. Das Leben sah wieder freundlicher aus, eine Sorge war man los.

Wenn es jetzt nur noch regnete, kühl regnete, dachte er, froher gestimmt, indes er von neuem unter dem allmählich erlöschenden Sonnenbrand, den die Häuserreihen wie die Dämme eines Gewässers zwischen einander hielten, seiner Wohnung sich näherte. Da zauderte er im Gehen, weil ihm ein braunes Holztor ins Auge fiel, jenes Tor, in das vor wenigen Stunden das lachende Dienstmädchen gerannt war. Zwischen zwei Feuermauern hing es und führte zu einem tief hinter ihm sich weitenden Hof, den die breiten blinkenden Fensterscheiben eines hinfälligen Mietsgebäudes lose umzeichneten. Der Giebel eines rostigen Blechdaches, geflickt und an mehreren Stellen umgeknickt, schnitt schräg in den nahenden Abend, der in leiser Röte gedieh. Wie wenn der Händler jäh die Richtung seines Weges vergessen hätte, stand er da, wußte nichts anders zu tun, als diesen Hof genau durch die Lattenritzen zu betrachten, den undichten Hahn der Wasserleitung, Hemden, die von einer Leine schlafften, das verbogene Gerippe eines alten

eisernen Waschtisches, unnütz und deshalb in einen Winkel geschleudert wie der aussätzige Hiob. Nach einer Weile erst wandte er sich wieder der Straße zu und vernahm dann mit eigentümlicher Deutlichkeit Schritte hinter seinem Rücken, obgleich eben einige Lastkraftwagen überlaut dröhnten. Es waren kurz federnde Schritte, die auf ihn zukamen, und schon riß mit durchdringendem Geräusch ein Spalt in das Tor, und das Dienstmädchen ragte darin, schaute unbeteiligt zu Borum hinüber, hatte eine reglose Spannung im sicher gefaßten Gesicht. Doch nur einige Schritte war er von dem Bauernkind entfernt und erhielt Blicke, die etwas meilenweit Auftauchendem zu gelten schienen. Er leckte an seiner Oberlippe, biß darauf und meinte hierauf mit rasch ergriffenen Worten: Sag, du Mädchen, möchtest du nicht deinen Dienst aufgeben, einen besseren übernehmen? Und er fügte erklärend hinzu: Ich weiß einen für dich, einen großartigen. Er ließ sich so vernehmen, obgleich er jetzt erst richtig überlegte, daß er nirgend von einer freien Stellung gehört hatte. Dies beschäftigte ihn jedoch im übrigen nicht weiter, und so kippte er nur den Strohhut in den Nacken zurück, sah die herbe Süße einer Schulter und daß dieser gestraffte Körper vor ihm sehr Neues bedeutete, niemals noch Erkanntes, das jenseits seiner Welt gelegen war. Wie hätte er sonst heute das Mädchen derart bestimmt von den vielen übrigen unterschieden, die Bukarest durchstreiften? Nun fand er zurück zu seiner Frage, die die Schweigende immer noch unbeantwortet dagelassen hatte, fuhr fort, heiser und ein wenig gereizt: Verstehst du denn nicht rumänisch? Ich habe mich erkundigt, ob du nicht eine andere Stellung brauchst, ich meine es gut mit dir. Da geriet unerwartet wieder etwas maßlos Freies in ihre Züge, ein Lachen stürzte aufklirrend aus dem zuvor noch so ruhigen Mund hervor, daß es ihm unbehaglich im Kopfe surrte. Und dennoch erwiderte sie sonst nichts, die Verwegene, sie amüsierte sich wohl gar köstlich über seine Teilnahme, hielt ihn zum besten. Hörst du nicht, du Unvernünftige, schimpfte er fast, hörst du denn nicht? — Aber sie lachte nur von neuem, lachte mit der gleichen hemmungslosen Selbstverständlichkeit, mit der ein ausgeruhtes Fohlen umherspringt, eine Quelle ihres emporgluckfenden Wassers sich entledigt. — Nein, ich höre nicht, sagte sie dann endlich mitten aus der Belustigung heraus, flüchtig und die knappen Silben hinwerfend gleich Nußschalen. Eine solche Erwiderung hätte doch Borum Humarian genügen sollen, aber sei es, daß ihn der heutige Erfolg beim Groß-

händler gut und also auch nachsichtiger mit diesem Wesen stimmte, um das er sich, zum Teufel, weiter nicht zu scheren brauchte, sei es, daß ihn eine seltsame Abwesenheit des Gehörs mit aller Wahrnehmung nur bei dem braunen Wuchs des Mädchenhalses verweilen ließ, er drehte sich nicht um, ging nicht weg. Es kam nur aus ihm die verdrossene Frage: Wie heißt du? — Anica, sagte sie, die gedehnten Laute in tiefen Schwingungen, die Augen weggewandt. Anica, wiederholte der Händler. Langsam nickend und wie verloren in einem Einfall, der zu diesem kargen Wortaustausch keine Beziehung hatte, setzte er dann einen Schritt vor den anderen, streifte das Mädchen mit keinem Blick mehr und begab sich rasch nachhause, als jagte ihm lauter Hast durch die Glieder.

Svetanka erwartete ihn. Auf einem Stuhle in der schmalen Ladentür saß sie, füllte sie aus mit dem gebauschten Hauskleid, in dem ihr Körper ruhte, ein lockeres, aufgedunsenes Gewächs. Ohne einen Gruß sagte er nur gehässig, sie sei da den Käufern im Wege; die könnten nicht herein. Was sollte man da überhaupt noch an den Mann bringen? Später erst erzählte er vom neuen Wechsel und merkte dabei, wie sich in der Nähe der Frau ein saurer Hautgeruch verbreitete.

Kaum mit einer anderen Überlegung beschäftigt, dachte er zwei Tage an den schlechten Gang der Geschäfte, erwachte nachts und gab sich wieder dem Grübeln hin, das dennoch keinen Ausweg fand aus dem überall drückenden Geldmangel. Weshalb den Laden hüten, ein gar so wachsamer, ehrlicher Hund, wenn das seltene Erscheinen der Kunden, das ihm schon unglaubhaft vorkam und gleich einem wahren Wunder, fast niemals mehr zum Einstreichen von Geld führte? Das konnte auch Svetanka, die eben neben dem Schlaflosen im Bette lag, die scharf nach Schweiß roch, die ihm gleichgültig war wie ein Fischleib, ein toter, feuchter. Borum erhob sich, tappte zu des Zimmers einzigem Fensterchen, durch das man auf die Straße hinunter zu sehen vermochte. Seine Frau hatte es aus unbegreiflichen Gründen geschlossen, und so öffnete er es, hakte seine Flügel ein und schaute ohne Regung auf die unten hingespannte Fläche des Gehsteiges, in dessen spärlicher Beleuchtung sich eine große Ratte, naß und mager, tummelte, dann unter dem Schutze undurchdringlicher Schatten rumorte, klapperte, flinkfüßig hüpfte von Tor zu Tor. Ein Schauer floß an seinem Körper empor, und als er sich ein wenig erholt hatte, das Gesicht geschlossenen Auges in die hereinwehende Kühle tauchend, faßte er den Entschluß,

den nächsten Tag nicht mehr hinter seinen Ladentischen zu verbringen. Vielleicht würde ein Geschäft zustandekommen, wenn man mit diesem oder jenem Bekannten sprach. Schon sah er sich in Gedanken durch das Gassennetz des Marktviertels gehen, geduckt unter der blau glühenden Last des Himmels schon meinte er wieder jenes Holztor zu erblicken und das Dienstmädchen davor. — Anica, murmelte er, Anica.

Der folgende Morgen unterschied sich durch kein nennenswertes Ereignis von den vorigen, nur daß die Hitze ärger noch ätzte, scharf war wie Chlor. Aber Borum Humarian schien rühriger als sonst und innerlich von Unternehmungsfreude angefacht, er schlürfte am frühen Morgen sehr unruhig seinen Tee, der, flüssiger Bernstein, in einem großen Glas leuchtete, begab sich dann gleich in den Laden hinunter und legte Svetanka die in der letzten Nacht gehegten Absichten auseinander. Die Zustände, ach, sie seien ja nicht mehr erträglich, nicht mehr haltbar. Man könnte am Ende gar Vermittelungsgeschäfte versuchen, Maklergeschäfte, so Geld verschaffen, irgendwoher Geld, das verfluchte. Denn die Ersparnisse reichten wohl kaum für die nächsten Wochen. Svetanka war damit einverstanden, lobte seine Schlauheit, indes Garabed, der sich während der Beratungen vorübergehend zu ihnen gesellte, verbittert und herausfordernd meinte, der Vater hätte, wenn er derart schlau sei, wie man vorgab, dies rechtzeitiger schon versuchen und nicht abwarten sollen, bis sich kein Rädchen mehr drehen wollte. Dabei fuhr er mit einem zerlesenen Buch vor den eingeschüchterten Mienen der Eltern hin und her, weil er fühlte, er dürfe anmaßend sein. Borum wußte, das auf dem gelben Umschlag des Bandes, den die rechthaberisch vordringenden Finger seines Sohnes umklammerten, der Name eines Franzosen stand, er wußte nicht, wer der sein mochte, hatte eigentlich niemals Zeit gehabt, es zu erfahren, er war ungebildet. Und deswegen empfand er Respekt vor Garabed, deswegen hörte er ihn an. Aber er würde doch nur tun, beschloß er schweigend, was er allein für gut hielt, seiner angeborenen Fähigkeit entsprach. Der laute Knabe durfte sozusagen als weise gelten, mehr nicht.

Alle Wachheit raffte er in sich zusammen, während er mit den Großkaufleuten sprach, denen er Vorschläge machte und in sehr zäher Geduld die Hirne füllte mit Berechnungen, Erwägungen, günstig gefärbten Schlüssen. Doch wollte sich niemand in ein Wagnis einlassen, niemand Käufern trauen, die Borums überschwängliches Lob erhielten, von ihm in ein goldenes Licht gesetzt wurden, das jeden trübseligen Laden-

händler in einen Millionär umzuwandeln versuchte. Er sah ein, daß er nicht mehr durchtrieben genug war für die heutige Welt, die hinter jeder Anpreisung nur leere Brieftaschen und einsinkende Kartenhäuser witterte. Den gleichen genau ausgeklügelten Satz zurechtgelegt, lief er zu Barbu Olteanu und Grigor Laprahanian und Aron Nachmias, zu vielen anderen. Sie, die wie schläfrige Ungeheuer, Seehunde oder Wale, auf Baumwollballen und Sackleinwandrollen umherrekelten, vertrieben untätig die Zeit in der muffigen Verschlossenheit der stillen Läden, hielten aber dann doch bei Borums Worten, unvermittelt ernüchtert zum Begreifen der Wirklichkeit, die Hände vor sich hin, als wollten sie alles fern halten von ihren bisherigen Enttäuschungen, zu denen schließlich nicht noch neue hinzukommen sollten. Heftig stieß er den Atem zwischen seinen negroid gerundeten Lippen hervor, errötete, erbleichte, wußte den hartnäckigen Versuchen keinen anderen mehr hinzuzufügen. Der Hals war ihm aufgerissen von allem Reden und Gefrage, heiser und stockend rasselte seine Stimme. Er entsann sich früherer Geschäftsfreunde, mit denen ihn seit Jahren kein Wechsel mehr verbunden hatte und keine Rechnung, er suchte sie auf, er rechtfertigte sein Erscheinen mit verzweifelt spitzfindig vorgebrachten Höflichkeiten und Späßen. Es blieb alles vergebens. Wer denn hatte heute noch Glück?

Die Vorräte seiner mutigen Entschlossenheit waren bald verschleudert, auch Svetanka schwieg nun peinlich, wenn er heimkam, ölte nur zur Wahrung des Scheines die Nähmaschine, die ihr zur Fertigstellung so vieler Kinderwäsche gedient hatte und nun einzurosten drohte. Und die Stunden standen wie brodelnde Asphaltkessel in den Gassen, daß die Luft verödete von ihrem Brand, und Borum verließ das Haus, ohne zu erwähnen, was er noch beginnen würde. Es schien ihm unnütz; er schliff die Sohlen an den Steinen ab, hatte keinen Trost mehr in sich und wartete auf eine Eingebung. Aber jeder Gedanke tauchte, kaum ergriffen, nur als hohle, sinnlos gewordene Hülse auf. Was herrschte noch außer der Hitze, die alle Sekunden lähmte, einem unter die Kleider kroch, unter das Fleisch und das Mark der Knochen aussog? Die Firmenschilder fuhren undeutlich an seinen Blicken vorbei, er schritt aus und besann sich erst wieder, als Anica, eine Tüte in den Händen, mit ihrem unverbraucht schnellenden Leib plötzlich nahe neben ihm war. In jeder ihrer leichten Gesten wohnte auch jetzt das Entspannte einer frei ruhenden Gewalt, und Borum duckte sich un-

willkürlich ein wenig wie vor einem niedersausenden Betonblock. So geschwächt schien er, so viel hatte das Mädchen von der Breite des Gehsteiges für sich eingenommen. — Anica, ächzte er kleinlaut und unbeholfen, du hast dir meinen Vorschlag immer noch nicht überlegt? Willst du nicht weg aus diesem Hof voll Gerümpel und Wanzen? Anica, du bist nicht klug. Ein frisches Mädchen wie du, ein hübsches Mädchen, es könnte mehr Ansprüche haben. — Es war, als täte jedes Wort seinem Munde weh, er blieb stehen, schaute seine Begleiterin, die heitere, vorwurfsvoll an, denn es kam ihm nicht anders vor, als ob er das Recht hierzu gehabt hätte. Doch erwiderte Anica nur: Ich mag die Leute, bei denen ich bin, gut leiden. — Und sonst fand sie nichts zu sagen und stob davon, ehe er sie noch mit der folgenden Frage und den verzagt hochfahrenden Armen aufzuhalten vermochte. Er blieb da schlaff gleich einem zusammengeschrumpften Kinderballon, er schwankte unschlüssig um den nächsten Laternenpfahl, ein Empfinden des Verlustes mehr und mehr in sich gestaut. Weshalb ihn Anica derart flüchtig behandle, derart geringschätzig, dachte er und hätte etwas darum gegeben, sie in seiner Nähe zu haben, so kaum eine Spanne weit, ihren Unterarm zu berühren oder die Schläfen, ihren Hauch zwischen den Zähnen hervorfliegen zu fühlen. Borum hob sehr umständlich den Kopf, als ob er ein unbequemes Gewicht und wie von Gußeisen gewesen wäre, Borum atmete tief.

Die nächste Zeit entfaltete ungewohnte Geschehnisse, an denen er nur unstet beteiligt war, ein sich selbst Entfremdeter. Kein Geschäft und kein Gewinn, aber auch Borum schien um vieles gleichgültiger, indes zuweilen doch die drückende Verzweiflung in Svetanka auseinanderbrach, unerwartet ein hartes armenisches Gefluche in ihr aufscheuchte. Ohne nach einem beruhigenden Wort zu langen, schob er dann meist den Strohhut in die Stirn, verließ den Laden, schlenderte umher, durch die volle Sonne, die überall mitten auf dem Pflaster lag. Oft war er dabei schläfrig, denn es schien eine merkwürdige Unordnung in das bisher so genaue Uhrwerk seines Lebens geraten, er lag nachts wach, die Blicke an der dunklen Zimmerdecke, nickte tagsüber nur für wenige Stunden ein. Kaum horchte selten etwas in ihm auf, wenn seine Wege erst unbestimmt und dann dichter um ein uneingestandenes Ziel kreisten, in dem die Erscheinung des Dienstmädchens ihm winkte. Er umlächelte Anica, er umschlich Anica. Weshalb er hiermit die Zeit verbrachte, wurde ihm nicht klar, blieb auch sehr

fern von jeder seiner Bestrebungen, die ihn zu ihr führten, die ihn anhielten vor dem Holztor, hinter dem er sie immerfort zu finden vermeinte, und die ihn stundenlang drängten an eine Hauswand, an der er wartend lehnte, in unsäglicher Geduld Ausschau haltend nach ihr. Die kam manchmal nur für wenige Augenblicke oder schwieg oder lachte tief unten in der Kehle auf. Er fuhr zusammen, so oft diese hemmungslose Unbekümmertheit aus ihr scholl. Dann machte er einen größeren Umweg, bevor er von neuem zurückgelangte vor das alte Gebäude, nach Anica zu fahnden. Zwischen den Staubschwaden einer belebten Seitenstraße hing das Gezweige einer Linde, schwer umhüllt von der Süßigkeit des Blütenduftes, der ihn aufmerken ließ und nach einer kurzen Weile dennoch einschläferte, sehr leicht und wie ein Wiegenlied: Eia, eia. Von Borums Körper schmolzen da gleichsam die weichen, feuchten Glieder in einer labenden Vergessenheit.

(Schluß folgt)

Sieg und Gefahr des Geistes

Von Georg Maurer

Von hoher Schau aus betrachtet wird die Epoche seit der französischen Revolution und der Aufklärung, vor allem aber seit dem ungeheuern Aufbruch der innern Kräfte Deutschlands im 18. Jahrhundert als die Epoche des Geistes in die Geschichte eingehen; als eine Epoche, die alle metaphysischen Aussagen und alle konkreten Vorstellungen über ein Jenseits, also alle Glaubenssätze, als unerfahrbar zerbrach — und den Menschen auf sein reines Ich verwies, dem gegenüber die Welt der Erfahrung stand. Und man begann nun die Gesetze dieser Welt der Erscheinungen und Erfahrung zu ergründen. Hier ist wahrlich Kant ein neuer Kopernikus gewesen, der ein Weltbild ablöste und eine neue Erkenntnis aufstellte — und mit ihm und den deutschen Dichtern und Denkern seiner Zeit hat eine neue Epoche in der Menschheitsgeschichte begonnen, deren Fruchtbarkeit nicht abzusehen ist.

Freilich begann auch gleich die Problematik dieser grandiosen Befreiung des Menschen — wie ja alles Fruchtbar-Lebendige die Gefahren in sich trägt! Und mit dem Ende des 19. Jahrhunderts schien die Zwiespältigkeit und Zerrissenheit der Menschen schon Untergangsstimmung heraufzubeschwören — bis wir in unseren Tagen wieder

die Rückwendung auf unseren ursprünglichen Seinsquell erleben — wobei man freilich oft glaubt, gegen unsere stärksten Wurzeln, wie sie im deutschen Idealismus und der Klassik ruhn, vorgehen zu müssen, was durchaus nicht richtig ist. Denn wenn kleinere und schwächere Menschen gewaltige Lehren großer Menschen nicht verstanden und für sie zur Gefahr wurden, so sagt das noch nichts gegen die Herrlichkeit der Lehren aus.

Jedenfalls bedeutet das 18. Jahrhundert einen Sieg des Geistes — der potentiell ein Sieg über jedwede Erscheinung, über jedwedes mir Entgegenstehendes bedeutet, ja über die Materie die Macht des Formens hat — und im populär gewordenen Satz Schillers: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut" gipfeln mag.

Aber die fruchtbare Zweiteilung Kants: Die Selbstbesinnung auf das reine unvoreingenommene Ich und die Welt der Erscheinungen — wurde zwar erst einmal Grundgebot aller wissenschaftlichen Haltung, deren Früchte im 19. Jahrhundert ja alle früheren Zeiten ärmlich erscheinen lassen, konnte aber in dem Augenblick zur Gefahr werden, wo dieses reine Ich nicht mehr in seinen letzten Gründen begriffen wurde, sondern blaß und passiv erschien. Bei Kant aber ist dieses reine Ich ja eminent schöpferisch, geradezu eine Zentralsonne, deren Licht erst die Welt in Farben aufgehen läßt — was dann freilich wieder den subjektivistischen Idealismus eines Hegel hervorrief. Aber ebenso beriefen sich dann wieder die Materialisten auf Kant, der ja alle Metaphysik ablehnte, er, der große Metaphysiker, dem aus leidenschaftlichem Glauben an das Absolute die Erkenntnis wurde, daß darüber nichts ausgesagt werden könne. Am Ding an sich zu zweifeln, fiel ihm ja nie ein und die Welt nannte er ja auch darum die Welt der Erscheinungen: also gibt es etwas, was hinter dem Erscheinenden ist, ein Seiendes, was dem geborenen Materialisten ja nie in den Sinn will.

Wie dem auch sei, die Problematik bleibt und besteht darin, daß der Mensch, der seiner bewußt ist, sich also selbst faßt, nun allem gegenüber steht und es betrachten kann, ja sich selbst, seine kleinsten Regungen, seine geheimsten Wünsche — und wir haben erfahren, wie eine ganze Wissenschaft der Psychoanalyse etwa die geheimsten Zusammenhänge oft in richtiger, oft in übertriebener Weise ans Tageslicht gezogen und der ganzen Welt zur Betrachtung dargeboten hat. Bei diesem Beispiel tritt die Gefahr sofort zutage: nämlich lebendige

Kräfte zu zersetzen. Aber auch in tieferen Regionen ist Gefahr da — Gefahr des betrachtenden Geistes, Gefahr des Wissens, das alles enthüllt:

Blühn und verdorrn ist uns zugleich bewußt.
Und irgendwo gehn Löwen noch und wissen,
solang sie herrlich sind, von keiner Ohnmacht. (Rilke).

Auch Nietzsche fühlte die Problematik des Geistes leidenschaftlich. George jedoch schöpft gerade aus der Souveränität des Geistes, aus diesem Wissen des Menschen um seinen Tod, um Verderben und Vergänglichkeit, die königliche Freiheit:

Im Einklang fühl ich Keim und Welke.
Mein Leben seh ich als ein Glück.

Oder folgende Verse:

Vor dem Glanz der stetigen Sterne
wandelt Tag und Nacht der Völker
wie der Geister Wuchs und Dürre.
Irdisch glorreichste Verbände
lockert Satz von Ebb und Flut.
Uns bedrückt nicht solches Wissen ....

Nein, solches Wissen ist ihm geradezu letzte Gewißheit. Rilke dagegen reißt den Zwiespalt in seinen „Duineser Elegien" geradezu wie ein griechischer Tragiker immer wieder auf. „Engel und Puppe" ist ihm so der Mensch. „Dann endlich ist Schauspiel. Dann kommt zusammen, was wir immerfort entzwein." Aber es ist tragisch, bei tief innerlichster Besinnung seinen Leib als Puppe, sein Tun als fremd zu empfinden. „Wie voll Vorwand das alles ist, was wir hier leisten. Alles ist nicht es selbst." Bei solchen Sätzen aber schweben wir unmittelbar über den heiligen Quellen. Denn nun kommt es einfach darauf an, dieses ganze Ahnen seiner selbst, diesen Tiefstoß in das eigene Innere mit Blut zu füllen, mit dem Blut des Geistes, so paradox es klingen mag. Darum heute diese Wendung nach Erde, dieser Schrei nach Blut und Boden! Nicht irgendwelches Blut und irgendwelcher Boden, nein, unser Blut, das so gedacht hat, unser Boden, der solche Menschen hervorbrachte, will ganz in unsere Schau hineingenommen sein. „Erde, ist es nicht dies, was du willst: unsichtbar in uns erstehen? .. Namenlos bin ich zu dir entschlossen... Immer warst du im Recht," so entringt sich Rilke schließlich der erlösende Schrei.

Die Gefahr des Geistes kann also durchaus gebannt werden, wenn er nur schöpferisch sich an dieser Welt betätigt — und nichts anderes

tut auch jenes reine Ich Kants. Dann kommen wir auch nicht mehr in Gefahr, „von den strömenden Kräften des Alls abgeschnitten zu werden" (Carossa). Ein Ich freilich, das von den mannigfaltigen Erscheinungen ziellos getragen wird, wird wurzellos werden — und schließlich sich selber nur als Erscheinung empfinden, das darum ihnen gegenüber auch nicht Kraft hat. Aber dieses Ich in letzten Gründen, dieser reinste Kern im Menschen, dieses einmal gewonnene, nun unveräußerbare Gut ist nicht Ausgang zur Willkür, sondern zur Freiheit, berechtigt nicht zum Spiel mit dieser angeschauten Erde, sondern verpflichtet zu ihren Werten, die man freilich fühlen muß. Es kann also der Geist, mit dessen Hilfe wir unsres letzten unzerstörbaren Gutes bewußt werden, nicht der Widersacher von Blut und Boden, von Leben und Erde sein, sondern ihr herrlichster Verwalter!

Der neue Erzieher

Zur Schulungswoche des Lehrerbundes in Bistritz

Von M. Hannerth

Neue völkische Ziele fordern neue Ordnungen! Ist die Gesamterziehung des Volkes zur einer neuen Willensgemeinschaft die wesentliche Aufgabe unserer Zeit, so muß die Schule, um ihrem Teil an der Neugestaltung des völkischen Lebens wirklich leisten zu können, bei sich selbst beginnen: die Lehrer müssen selber erst zu einer wahren Erziehergemeinschaft werden.* Hiezu ist bei uns in Siebenbürgen der Lehrerbund besonders berufen, da er alle Erziehergruppen zusammenfaßt; er vor allen kann die Losung von der Kameradschaft aller Erzieher im Zusammenhang der Gesamterziehung unseres Volkes befolgen, und wir können es freudig und dankbar begrüßen, daß der Vorsitzer des Bundes, Fritz Holzträger, diese Aufgabe durch die Schulungswoche im Juli zu erfüllen begonnen hat.

Nicht die Gesamterziehung hat zur Frage gestanden, aber die Kernaufgabe: Deutsche Erziehung, — nicht Deutschkunde oder Deutschunterricht; denn heute gelten Erziehungsziele, nicht bloße Bildungsziele. Freilich nahmen Vorträge und Aussprachen den größten Teil

* Die Einleitung zum neuen rumänischen Mittelschullehrplan hält in diesen Fragen die gleiche Linie wie etwa die voraneilenden Neuerungen in Deutschland.

der Zeit in Anspruch, aber all das andere, das mit die Tagesordnung ausfüllte, war nicht Beiwerk, sondern in gleichem Maße gemeinschaftsbildend im Sinne einer neuen körperlich-seelischen Haltung.

Rund vierzig Kindergärtnerinnen, Volks- und Mittelschullehrer beiderlei Geschlechts waren im Gymnasium einfach und gesund, lagermäßig untergebracht. Die Arbeit begann sechs Uhr mit dem Morgenturnen im Badeanzug auf der Hofwiese; ein einziger Morgen war etwas vernebelt. Darauf Schulturnen, mit Wort und Tat geleitet von der jungen Kameradin Berta Jikeli. Sie wies auf die heute so stark betonte Bedeutung der Leibesübungen hin und zeigte, wie man besonders auf dem Lande ohne Geräte und sonstige Einrichtungen üben kann. Wie vergnüglich und mitreißend dies für alt und jung war, mögen zwei Anekdötchen beleuchten: Als Storch und Froschteich gespielt wurde, quakte ein nicht mehr jugendlicher Froschspieler so grün und feucht-fröhlich, daß der auf dem Dach des Gymnasiums nistende wirkliche Storch seine steife Haltung verlor und bewegt Beifall klapperte; und bei einem anderen Spiel gackerte jemand so von innen heraus, daß die hühnerbesorgte Hausmeisterin zum Fenster herausblickte! Es folgte der Aufruf (Appell): im Kreis wurde ein geistliches Morgenlied gesungen, ein Spruch gesagt, und mit einem „Guten Morgen" aus aller Mund und Augen löste sich der körperlich-seelische Ring der Hände.

Nach dem einfachen Frühstück (Milch und Brot) hielt der „rattenfängerische" Singmeister Konrad Ameln seine beliebte Singstunde, wieder draußen, bei strahlender Sonne vor nebelatmender Landschaft. Auf allgemeines Verlangen mußte er auch einen nicht vorgesehenen Vortrag über „Volkslied und Choral als deutsches Bildungsgut" halten. Unterricht und Vortrag waren so zwingend, daß zum Schluß auch diejenigen von uns mitsangen, die wegen der Klangfarbe und Tontreffsicherheit ihrer Stimme ästhetische Bedenken und Minderwertigkeitsgefühle hatten. Und welches Wort löste diesen bis dahin stummen Verehrern, wenn auch erst leise und verschämt, den Mund? Daß Gemeinschaftssingen nicht vom Standpunkt der schönen Einzelleistung gewertet werden darf! Erinnern wir uns aus der eigenen Schulzeit an die unglücklichen Sangesfreudigen, denen der Lehrer das Mitsingen verbot, weil sie das „Ganze" verdürben? Und heute verdirbt man es, wenn man nicht mittut! Ist das nicht Umbruch? Eine halbe Stunde Volkstanz, geleitet von Walter Scheiner, fügte

sich durch die Schlichtheit in Weise und Bewegung passend an und gab Gelegenheit zum „Anschauungs"-unterricht für Schämrige.

Nach einer Pause mit Joghurtimbiß folgten bis Mittag, und wieder von vier Uhr weiter bis zum Abendessen Vorträge und Aussprachen, darauf Abendsingen und um zehn Uhr „Gute Nacht!" (Dies letzte wurde freilich von einigen Anfängern und Rückfälligen nicht immer streng beachtet). Beim Essen (mit einleitendem Spruch) bedienten uns freiwillige Mädchen; erstaunlich, wie sie es zustandebrachten, auf einen noch so leisen Wunsch hin aus der ohnehin gebefreudigen Küche immer wieder eine volle Schüssel strahlend und angestrahlt heraufzuzaubern! Dafür durften sie sonst mittun und besonders zuhören, wenn am Schluß der Mahlzeit mehrere von uns ihre heiteren und ernsten Lebensläufe und -hindernisse erzählten. Welche Fülle von Mundarten bekamen wir zu hören und wie tiefe Einblicke erhielten wir gegenseitig in das Leben des Einzelnen, der Familie, der Gemeinde als Heimat- und Berufsstätte! Es war, als ob wir, bald freudig, bald erschüttert, auf dem Schiff unseres Volksschicksals die Fahrt seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts mitgemacht hätten; ein inhaltreiches Bändchen könnte man mit den Erinnerungen füllen ... Das Danklied „Sind wir alle aufgestanden" mit Händefassen beschloß die Mahlzeit als Nahrung in doppeltem Sinne.

Mit Absicht habe ich zuerst diese Seite unserer Gemeinschaftsarbeit, das eigentlich Kameradschaftliche, geschildert. Denn Vorträge, die hat es bei früheren Tagungen ja auch, und zwar fast ausschließlich gegeben, mit gemütlichem Beisammensein und vielleicht auch mit Ausflügen; aber sicherlich nicht einmal bei den Volksschulkollegen im Rahmen einer so innigen Erziehergemeinschaft wie diesmal. Eine kurze Kennzeichnung der Vorträge soll vor allem die gemeinsamen Leitgedanken hervorheben. Am Anfang stand gleich der schwerste. Andreas Scheiner d. J. bot über das „Wesen der Sprache" tiefschürfende und reiche Gedanken, am Leitfaden des dialogischen Wesens der Sprache. Er lehnte die positivistische Einstellung, die die Sprache zu einem Gegenstand der Naturwissenschaft und die Worte zu Wörtern macht, mit ab, berührte sich mit den neuen vertieften Ansichten, die in der Sprache nicht ein bloßes Verständigungsmittel sehen, sondern ein sachliches Kulturgut, geschaffen von der Gemeinschaft und selber den Einzelnen geistig formend. Als Geistlicher fügte er den zwei dialogischen Merkmalen der Sprache, die von der Sprachphilosophie

festgelegt wurden, dem Ausdruck und der Mitteilung, ein drittes hinzu, den Anspruch, die Kraft des Wortes, und diese Kraft, das Wort als Tat und Handlung führte er schließlich religiös-metaphysisch auf Gott zurück. „Leeres Wort ist ein von Gott verlassenes Wort."

Die Ausführungen Fritz Holzträgers über „Die Sprache als Bildnerin der Volkheit" gingen von dem Streit aus, welche Bedeutung Sprache, Blut und Boden für das Volkstum haben. Von unserem lehrreichen auslanddeutschen und besonderen siebenbürgischen Standpunkt betonte er die Sprache als volkbildende Kraft, die Sprachgemeinschaft als seelisches Schicksal für den Einzelnen. Daraus ergibt sich die große Rolle der Muttersprache in der Erziehung; denn nur aus der deutschen Sprache heraus können wir den deutschen Menschen erziehen. Er wies nach, wie wir dies trotz dem übermäßigen fremdsprachlichen Unterricht erreichen müssen und können, und schloß mit einem aus persönlichen Erlebnissen leidenschaftlich emporklingenden Bekenntnis zur Mutter Sprache.

Fritz Holzträger las auch den Vortrag des an der Teilnahme verhinderten Kollegen Alfred Möckel über „Sprachform und Sprachausdruck" vor. Die Ausführungen waren beseelt von der Liebe und Sorge für unsere Muttersprache als dem Spiegel unseres Wesens in Vergangenheit und Gegenwart. Die so mannigfaltigen Unterrichtsfragen in Sprach- und Stillehre wurden in den Zusammenhang der Erziehung zu einer bewußteren und strafferen sprachlichen und damit auch geistigen Haltung hineingestellt. Viele Beispiele veranschaulichten den lebendigen Reichtum unserer Muttersprache.

Wurde hiebei auch die Eigenständigkeit unserer Sprache gegenüber den Gesetzen der klassischen und der neueren betont, so konnte Karl Roths Vortrag über „Die Überfremdung der deutschen Sprache" schlagende und beschämende Beispiele in Hülle und Fülle dafür geben, eine wie unwürdige sprachlich-völkische Haltung sich in der Fremdwörterei des Deutschen verrät. Der aufrüttelnde Vortrag ist übrigens schon früher in unseren Städten vor allgemeinem Kreise gehalten worden. Meine Ausführungen über ein besonderes Kapitel der Sprecherziehung, die gute Aussprache des Lehrers, wurden durch Sprechplatten ergänzt, und besonders wirkungsvoll durch sprechtechnische und -künstlerische Proben unseres Schauspielers Karlfritz Eitel.

Die letzten fachlichen Vorträge handelten von der Darbietung des

deutschen Bildungsgutes auf den verschiedenen Schulstufen. Berufen war hier für die Kleinkinderschule (Kindergarten) Martha Heltmann-Capesius. Auf Fröbel fußend, entwickelte sie den Grundsatz von der „nachgehenden Erziehung", der für das Kleinkind auch heute noch gilt und der alle Gewaltsamkeit ausschließt, die durch ein bestimmtes Erziehungsideal festgelegt ist. Und doch ist Fröbel national, „er will das von Gott zum deutschen Menschen bestimmte Kind seiner vorgezeichneten Form nach erziehen". Die weiteren Gesichtspunkte galten dem Wirklichkeitssinn und der Phantasie des Kleinkindes, seiner Freude an der Form; die Schlußfolgerung war der Grundgedanke der Schulungswoche: daß Märchen, Erzählung, Vers (Lied) in erster Reihe Bildungsgut sind im Sinne von Kraftbildung, und nicht im Sinne fest erworbener Kenntnisse. Diese grundlegenden, klar gegliederten Gedanken wurden durch Hansi Ipsen ergänzt, die reichlich Beispiele für solches Bildungsgut bot.

Der entsprechende Vortrag für die Volksschule wurde leider nicht gehalten; umso wertvoller war es, daß Fritz Csallner über den Rahmen der Mittelschule hinaus das Bildungsgut vom allgemeinen Erziehungs- und Bildungsziel aus klar und überzeugend bestimmte: von der Gemeinschaft aus inhaltsgebunden, den Erzieher und durch diesen den zu Erziehenden bindend und formend. Die Mittenstellung des Deutschunterrichtes wurde anschaulich herausgearbeitet, das Bildungsgut neu gesichtet und trotz aller Begeisterung nicht vergessen auf die Frage nach dem bei uns Erreichbaren.

Den erhebenden Abschluß bildete der Vortrag von Wilhelm Städel über Jugendpflege. Was dieser berufene Jugendführer zumal über das Gemeinsame und doch auch Unterschiedliche der völkischen und kirchlichen Jugendpflege, im besonderen wegen der Arbeitslager, bekannte, war so sehr aus reinstem Gewissen eines Deutschen und Geistlichen gesprochen, durchdrungen von dem erschütternden Erlebnis unserer Not, aber auch von dem starken Gefühl des Vertrauens und der Verantwortung, es war ein so leidenschaftliches und edles Bekenntnis zum Volkstum, daß wir am Schluß keinen Beifall äußerten, sondern in stiller Ergriffenheit von dieser Feierstunde der Jugendpflege schieden. Und erschien es nicht wie ein vorherbestimmter Ausklang, wenn die Aussprache am Nachmittag sich um das erste und letzte in der deutschen Erziehung bewegte: was ist deutsch? „Zu neuen Ufern — !"

Leider durften die geplanten Dorfbesuche mit praktischer Arbeit

nicht gemacht werden; es wäre wohl auch keine Zeit dazu gewesen. Wir besichtigten die Stadt und nahmen außerdem an einem Gottesdienst in Windau teil. Man konnte sich nicht sattsehen an der reifenden Landschaft, an der Tracht, — wieviel Stil hat unser Bauer in Kleidung, Haltung und Bewegung, soweit sie gemeinschaftsgebunden sind! Wir haben ihn gespürt, den trotz allem auch deutschen Atem des Nösner Landes, und in Ohr und Herz klingt es nach: „Af Widdersaai!" Auf Wiedersehen!

. . . aus den Seiten eines Buches

Von Ernst Wiechert

Ich glaube, daß es den Menschen gut sein würde, wenn sie alle in Armut aufwüchsen. Denn in einem armen Hause ist das Buch immer etwas Seltenes und Kostbares und meistens etwas Heiliges. Ich habe viele Häuser gekannt, in denen es nur die Bibel gab und somit war sie in Wahrheit das „Buch der Bücher". Ich selbst habe viele Jahre lang die Quellen meines Lebens nur aus ihr gespeist und davon kommt es vielleicht, daß ich — ganz im Leisen — in jedem Buch, das ich besitzen und in jedem, das ich schreiben möchte, einen Hauch jener Blätter zu fühlen wünsche. Denn in jenem Buch war alles, wonach die Seele eines Menschen verlangt: Gott und die Welt, der Tod und die Liebe, Ordnung und Gesetz, Sünde und Buße. Zeit und Ewigkeit. Dort war das Große und das Kleine, das Erhabene und das Rührende. Der brennende Dornbusch wie die Ährenleserin Ruth, die Stätte namens Golgatha wie das Wiedersehen Josephs mit seinen Brüdern. Und nichts war fern und gleichsam nie gewesen, sondern alles war ganz nahe, an der Schwelle unseres Hauses, oder im Stall, über dem die Wintersterne standen, oder auf dem See, aus dem ich die Netze mit Fischen hob.

Es werden nun keine Bibeln mehr geschrieben, aber doch ist mir, als strahle ein leiser Glanz von jenem Buch der Bücher über alle jene kleinen Schöpfungsgeschichten hin, in denen die Dichter eine kleine Welt aufstehen lassen aus dem „Geist der Finsternis", der über den Wassern schwebt. Und niemals kann ich mich eines fast frommen Gefühls erwehren, wenn ich aus der Lautheit des Tages oder des Lebens in die Stille meines Zimmers trete, wo auf den dunklen Brettern Schicksal neben Schicksal steht. Schöpfung neben Schöpfung, ein gebändigtes Chaos, ein ungeheurer Versuch der Ordnung, des Gesetzes,

der Unsterblichkeit. Sie alle fast, deren Namen dort leuchten oder verblassen, haben auf die Schätze des Irdischen verzichtet, auf Ruhe, auf Sicherheit, auf gesellschaftliche Macht. Und statt dessen sind sie nicht müde geworden, an dem Bild der Welt zu formen, das vor ihren Augen brannte, immer sparsamer in den Linien, immer demütiger in ihrer Allmacht, bis ihr ganzes Dasein, zusammengedrängt, und entäußert, in ein paar schmalen Bänden übrig blieb, kommenden Zeiten dargereicht.

Sollten wir schon so klug geworden sein, daß wir die Ehrfurcht vor dem Schicksal verloren hätten, das aus den Seiten eines Buches aufsteht vor uns? Oder sollten wir meinen, nur im Leben liege das Schicksal, im Handeln und in der tätigen Berührung mit menschlichem Sein? Aber selbst der Reichste unter uns, der Reichste an Freunden, an Schicksal, an tätigem Sein, wird er nicht zugeben, daß die Welt seines Tages arm ist, verglichen mit derjenigen, in die er am Abend tritt, vor die Reihen seiner Bücher, im Schein der wartenden Lampe? Wo findet einer von uns eine Versammlung der Edelsten, wie sie im Schatten der Wände allabendlich auf uns wartet? Wo ein Gastmahl wie das des Platon? Wo die Wälder, die tiefer rauschten als bei Adalbert Stifter? Wo einen Mond, der reiner leuchtete als bei Mathias Claudius?

Als wir Kinder waren, gingen wir zur Ruhe nicht unter den Plänen der kommenden Spiele oder dem Glanz unserer Heldentaten, sondern unter einem Wort aus dem Buch, das über uns gesprochen wurde als ein Segen. Nun wir aufgehört haben, Kinder zu sein, sollten wir des abendlichen Segens nicht mehr bedürfen? „O verlerne die Zeit," sagt Carossa, „daß nicht dein Antlitz verkümmere und mit dem Antlitz das Herz".

O verlerne die Zeit! In dem tiefsten Sinn, den Carossa diesem Wort gegeben hat. Um stattdessen die Ewigkeit zu lernen. Und wenn du nur ein einziges Buch an deinem Herde besitzest, nur das Buch der Bücher, so hast du Ewigkeit genug für dein so kurzes und so schweres Leben.

Im Spätherbst auf der Gartenbank

Von Heinrich Zillich

Im Tal, wo des Herbstes goldene Äpfel nun fallen,
geht mit dem Korbe der Gärtner schweigend vom Baume zum Baum.
Die Buchen am Bergeshang lodern, Glocken im Dorfe verhallen.
Wie Fäden am Wege dich streifen, merkst du die Wehmut noch kaum.

Müd ist die Stirne geworden, freier wiegt sich das Land —
und du betrachtest mit Staunen am Knie deine ruhende Hand;
braun und mit kräftigen Nägeln liegt sie dem Abend bereit,
rinnend in bläulichen Adern pocht drin die Ewigkeit.

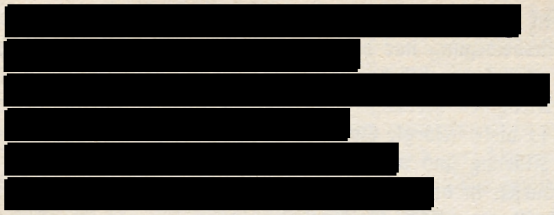
Hörtest du Flügel sich regen, langsam den Stundenschlag hallen?
Hast du im Jahre geschaffen, lohnt dich des Blättertods Duft?
Im Tal, wo des Herbstes goldene Äpfel nun fallen,
zuckt deiner Kinder Geschrei wie Blitze der kühlblauen Luft.

Singe ein Lied in den Abend, der drunten durchs Flachland schon geht,
aber ein einfaches reines, das auch der Bauer versteht,
ein Lied vom Brot und vom Weine und von dem Kindergeschrei,
nur wie der Blätter Rascheln klinge die Wehmut dabei.

Oktoberlicht

Von Peter Huchel

[redacted]



Rundschau

Zeitgemäße Betrachtung. Trotz vielfach geschäftiger Zeitungsschreiberei sind die letzten Wochen unseres innervölkischen politischen Lebens ereignislos verlaufen. Dies empfindet der Eine oder Andere als quälend und ruft nach Lösung der inneren Spannungen, die unseren Volkskörper erfüllen und nach Brechung der erstarrten Kampffronten, die das Volk in zwei Teile verkrampfen. Ihnen sei gesagt, daß auch diese Ereignislosigkeit ihren guten Sinn hat. Denn ihre Empfindungen der Ungeduld sind zum guten Teil nur der Widerstreit der bewußten Kräfte an der Oberfläche der Volksseele, während die gerade heute erforderten Entscheidungen durch die langsamer pulsierenden Kräfte der organischen Tiefe fallen. Gerade jetzt brauchte unser Volk diese scheinbar toten Wochen, wie ein operierter Mensch einige Tage organischer Ruhe braucht, auch wenn sein Bewußtsein fieberhaft arbeitet.

Der Weg, der uns zur Zusammenfassung aller lebendigen Volkskräfte heute noch zu gehen übrig bleibt, ist schmal und es gehört im Anfang Zucht und Nüchternheit dazu, ihn zu gehen. Wir werden ihn aber gehen müssen, und die Kraft, ihn zu gehen, werden wir gerade aus dem so oft als maßlos verschrieenen Erleben aufflammender Leidenschaft schöpfen, durch das unser Volk hindurchgegangen ist. So widerspruchsvoll es klingt, so wahr ist es doch. Ohne dieses Leidenschaftserleben würde unsere Lebenskraft wohl kaum mehr zu nüchterner Zucht reichen, sondern höchstens noch zu matter Stumpfheit. Denn Zucht ruht auf dem Untergrunde von Lebenskraft und Leidenschaftsfähigkeit. Richtige Zucht kann aber auch nur bestehen auf einem organischen Untergrund, wo in den Hauptfragen des Lebens Klarheit und Ordnung herrscht. Gerade hiezu sind jene Entscheidungen nötig, von denen oben gesagt wurde, sie fielen in der organischen Tiefe der Volksseele. Es sind Entscheidungen, bei denen es um das Wesen des Volkseins und Volkbleibens geht, bei uns heute, wie immer in Zeiten der deutschen Wesenswende, um das Wesen des Deutsch-Seins und Deutsch-Bleibens. In diesen Dingen ist sehr oft das rechte Gefühl beim Volk, die Unsicherheit und dabei Unfähigkeit zur Entscheidung aber beim klugen und geistvollen Intellektuellen. Dann kommt dieser in Gefahr, sich innerlich vom Volk zu entfernen, vielleicht einen Verrat an der Volksseele zu begehen, ohne daß er es merkt und weiß. Kein Volk kann den tragischen Spannungen entgehen, die sich aus solchen Entwicklungen ergeben. Auch das unsere nicht. Es gibt bei uns auch heute noch Manche, die glauben, all dies hätte sich doch vermeiden lassen. Nun, es hätten sich wohl manche Nebenerscheinungen zweiten Ranges vermeiden lassen, nicht aber die wesentlichen Hauptvorgänge. Wer das nicht fühlt, ist von hoffnungsloser Seelenblindheit geschlagen.

Vom Finden eines neuen, festen, seelischen Untergrundes war ja das Parteiwerden einer Volksbewegung nur der erste, allerdings unerläßliche Abschnitt. Unerläßlich, weil als Anstoß unentbehrlich. Heute sind die Entscheidungen der Volksseele aus dem Parteirahmen herausgehoben und die Gefahr, sich in Wesensfremdheit zu verlieren, die so viele besorgte Gemüter empfanden, gebannt! Von der Notwendigkeit seelischer Klärung sind wir deshalb allerdings nicht befreit. Sie ist augenblicklich zurückverwiesen in die organischen Tiefen der Volksseele, wo sie im Begriffe ist, in einen Abschnitt organischer Reifung einzutreten.

Verwundert fragt man sich, was in dieser Lage die Einheitspartei innerhalb unseres Volkes eigentlich noch macht. Heinrich Zillich hat in der Augustnummer dieser Zeitschrift darauf hingewiesen, daß das Versprechen, sich aufzulösen, seitens dieser Partei längst fällig sei. Heute, vier Wochen später, ist diese Partei nahe daran, ein weiteres scandalum unseres öffentlichen Lebens zu werden. Denn wenn man bedenkt, mit welch ungeheuerem innerem Widerstreben deren Gründer seinerzeit das Parteigewand anlegten, weil ihnen alles Parteimäßige als gegen das Grundgesetz unseres Volkslebens gehend, verhaßt war, so mußte man die Überzeugung gewinnen, daß hier die Partei nur vorübergehende Taktik war, um ein Gegengewicht gegen die parteimäßig organisierte Erneuerungsbewegung zu schaffen. Heute, wo die Gegenpartei verschwunden ist und nichts der Herstellung des parteilosen Zustandes im Wege steht, ist es für die Führer der Einheitspartei eine Unmöglichkeit die Organisation aufrecht zu erhalten, wollen sie sich nicht dem Vorwurf der Grundsatzlosigkeit und in weiterer Folge dem der inneren Unredlichkeit aussetzen.

Der Weg, den wir heute zur Zusammenfassung aller Kräfte zu gehen haben, führt, wie dies Heinrich Zillich hier schon ausgesprochen hat und wie es heute immer mehr Volksgenossen empfinden, durch die Körperschaften. Sie sind ein gegebener Rahmen und zwar ein uns allen in gleicher Weise sachlich übergeordnet gegebener Rahmen. In einen solchen Rahmen vorbehaltlos treten, ist der erste Schritt in der Haltung der Zucht. Gelingt dies allseitig und ist der Wille zum Durchhalten der Zucht in einer genügend großen Anzahl von Männern da, so ist der erste sichtbare Schritt aus der Verwirrung zur Klarheit getan. Dies muß versucht werden. Vorherige Auseinandersetzungen sind nur über wenige ganz große Grundsätze notwendig. Und wenn sich darüber eine neue Scheidung der Geister ergäbe, nämlich in solche, die ans Werk gehen wollen und solche, die ihre Einwendungen und Ausflüchte haben, ist dies nur noch insoferne von Interesse, als sich dann deutlich gezeigt hat, wo in unserem Volk das wirkliche Besorgtsein um das eigene, persönliche Wohl, und wo die Unverbundenheit mit deutschem Wesenskern sitzt.

Alfred Pomarius

Der Ungarische Museumsverein in Kronstadt. [redacted]

von ihren Männern in so liebevoller Weise einem Laienpublikum interpretiert, noch

[redacted]

Alfred Prox, Assistent am B. S. Museum

Das Deutsche Landestheater an der Arbeit. [redacted]

[redacted]

. Gust Ungverth

Wissenschaftliche Schulungswoche

[redacted]



Werner Klemm

Stuttgarter auslanddeutsche Festwoche. Das enge staatliche Denken im Reich wird seit Ende des Krieges immer mehr vom volksdeutschen abgelöst. Damit wird ein im letzten Jahrhundert verlorenes völkisches Selbstbewußtsein den Reichsdeutschen wiedergegeben. Was nur die Auslanddeutschen zu jeder Zeit wußten, daß unser Volk in seiner geschichtlichen und geographischen Verstreuung eine Einheit bildet, die sich vor allem im geistigen Leben äußert, und daß die deutsche Aufgabe überhaupt erst dann erfaßt werden kann, wenn man den ganzen Volksumfang wirklich überblickt und gefühlsmäßig in sich aufnimmt, dies so einfache Wissen um die Wirklichkeit war den Reichsdeutschen lange abhanden gewesen. Daß sich hierein ein glücklicher Wandel vollzieht, ist zu einem großen Teile das Verdienst des Deutschen Auslandinstitutes in Stuttgart, das seit 1917 in vorbildlicher Arbeit dem Deutschtum in der Welt nachspürt, es fördert, beobachtet und wissenschaftlich untersucht.

Unter seinem neuen Leiter Dr. Richard Csaki hat es nun in der Zeit vom 8. bis zum 16. September einen sehr schönen Gedanken durchgeführt: dem reichsdeutschen Volk eine Schau zu bieten über die kulturellen und künstlerischen Leistungen der Auslanddeutschen und damit den Beweis dafür zu liefern, daß die Auslanddeutschen ihren vollen Anteil im geistigen Leben des Gesamtvolkes haben, ja daß vom deutschen

Geistesleben nicht gesprochen werden kann, ohne die Auslanddeutschen einzubeziehen. In acht Tagen wurde dieser Gedanke in vielen ausgezeichneten Veranstaltungen sinnfällig abgewandelt. In Lied, Musik, Dichtung, Ausstellungen, Kundgebungen trat hier auslanddeutsches Kulturgut, durch Auslanddeutsche dargeboten, vor das Reich und fand lebhaften Wiederhall. Wir können Raummangels wegen Einzelheiten nicht berühren. Es sei aber erwähnt, daß die Wichtigkeit der Veranstaltung durch bedeutsame Äußerungen des Reichsaußenministers Freiherrn von Neurath unterstrichen wurde, der an einer der Kundgebungen teilnahm; daß weiter in einer vorbildlichen Ausstellung besonders das ältere Schrifttum des Auslanddeutschtums gezeigt wurde, neben einer Zusammenstellung der auslanddeutschen Siedlungsdaten in großen einprägsamen Tafeln, in Bild und Wort. Welches Ausmaß die Veranstaltung hatte, ersieht man noch daraus, daß der ganze Hermannstädter Brukenthalchor, etwa 70 Knaben, mehrmals auftrat. Wir wollen dem Dirigenten Franz Xaver Dreßler danken für seine prachtvollen Leistungen. Es war schwer die Tränen zurückzuhalten, als die Burschen in Bauerntracht da mitten im deutschen Süden auf dem Podium standen und sangen, sangen — unsere Lieder; aber wie sangen sie sie! Es war ein Erlebnis, nicht nur für die wenigen Sachsen, die zugegen waren, sondern für alle Zuhörer. Der Chor, der übrigens in vielen anderen deutschen Städten im Laufe mehrerer Wochen Konzerte veranstaltet hatte, erfüllte damit eine Werbeaufgabe für das siebenbürgische Sachsentum, wie sie noch nie in solcher selbstverständlicher und weitwirkender Weise versucht wurde.

Adolf Meschendörfer, Erwin Wittstock und Heinrich Zillich waren eingeladen worden, aus ihren Werken im Rahmen einer Siebenbürgischen Dichterstunde zu lesen. Bedauerlicherweise mußte am Tage vor der Veranstaltung Meschendörfer Stuttgart aus Familiengründen verlassen, so daß die Lesung nur von den beiden anderen bestritten wurde. Auch hier ging die Zuhörerschaft lebendig mit. Von Sachsen beteiligten sich noch an anderen Veranstaltungen: Lula Myß-Gmeiner, Egon Siegmund; zur Aufführung gelangten Kompositionen von Paul Richter, Norbert von Hannenheim, Waldemar von Baußnern u. a.

Die Jahreshauptversammlung des Institutes, die während der Festwoche zusammentrat, beschloß die Errichtung eines Ständigen Ehrenmals deutscher Leistungen im Ausland, also die Schaffung eines Nationalmuseums des Auslanddeutschtums in Stuttgart.

Die Festwoche gewann ihre volle Bedeutung durch den menschlichen Kontakt zwischen den vielen Besuchern aus allen Himmelsrichtungen. An einem Abend kreuzte plötzlich über den Lichtern der Hügelstadt, über den Fahnen und festlichen Straßen brausend das Zeppelin-Luftschiff, dasselbe, das die Erde umflogen hat, und grüßte die Deutschen, die es in allen Erdteilen schon oft gegrüßt. Unser Gruß und Dank soll aber vor allem dem deutschen Auslandinstitut gelten, dessen Herren sich mit dieser unvergeßlichen Festwoche ein neues großes Verdienst erwarben.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Neue Bändchen in Colemans Kleinen Biographien. Wir haben schon einmal auf die ausgezeichneten kleinen Biographien hingewiesen, die der Verlag von Charles Coleman (unter der Leitung von Dr. Fritz Endres) in Lübeck herausgibt. Es liegt uns nun wieder eine ganze Menge neuer Bändchen vor: Auguſtinus, Heinrich der Löwe, Der junge Luther, Oliver Cromwell, Waſhington, Napoleon I., Heinrich Liſt, Alfred Krupp, Kaiſer Franz Joſeph, Hebbel, Malwida von Meyſenburg, Wiſſmann, Karl Peters, Mutsuhito, Pilſudski, De Valera. Es iſt uns unmöglich, all dieſe Bände einzeln zu beſprechen. Es ſei darum nur betont, daß in ihnen, ſoweit wir in ſie Einblick nahmen, die gleiche ſtraffe, weſentliche und packende Darſtellung zu finden iſt, die ſchon die früheren Bände ſo bemerkenswert machte. Wer in einer knappen und guten Schilderung Weſen und Werk eines Großen ſucht, greife nach dieſer Sammlung. Heinrich Zillich.

Wir tragen ein Licht. Rufe und Lieder ſudetendeutſcher Studenten. Mit einem Vorwort von Herbert Cyſarz. Albert Langen Georg Müller Verlag, München, 1934. Uns berührt dieſe Sammlung doppelt bekannt, doppelt heimiſch und doppelt ſinnvoll. Elf junge Dichter, elf verſchiedene Stimmen und doch ein Chor der Heimat und eines ſehr deutſchen Sinnes, der ſich aber nicht etwa in gereimten nationalen Bekenntniſſen äußert, ſondern viel tiefer aufklingt als Stimme zu jedem Ding des Menſchenlebens. Man nimmt das Büchlein als eine Geſamtheit, man lieſt es ohne zu fragen, wer unter den elf Dichtern nun der Beſte ſei, man hört den Klang und freut ſich aus einer guten und ſtarken Verbundenheit mit dem Geiſt, der hier ſo vielfältig aufſtrahlt. Heinrich Zillich

Hans Walter. Meine Stunde. Gedichte. 1934 im Heim-Verlag Adolf Dreßler, Radolfzell am Bodenſee. Aus dieſem Lyrikbande des jungen Schweizer Dichters ſpricht uns eine große Gereiftheit, weſentlichen Inhalt mit ſchöner Form zu vereinen, an. Walter iſt mit dieſem Bande in die Reihe der erſten Lyriker ſeines Landes aufgerückt. Das iſt für einen jungen Menſchen ſo viel, daß es weiterer Worte nicht mehr bedarf. Carl Watzinger

Gertrud Bürgi. Schöner Tag. Gedichte. 1933 im Verlag Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig. — Gertrud Bürgi iſt der deutſchen Leſerſchaft durch ihre Gedichtbände „Sterne“ und „Spiegelungen“ bekannt. In dieſem neuen Bande gewinnt ſie im Gegenſatz zu den genannten an kosmiſcher Freiheit, ſie weiß Empfindungen einzureihen in die Ewigkeit des Alls. Dabei bleibt ſie jedoch ſtets fraulich zart, aber auch leiſe melancholiſch, ohne ſentimental zu werden. Dies ſcheint ihre eigene Note zu ſein. Man kann ſie darin nur beſtärken und ſie bitten, auf dieſem Wege weiter zu ſchreiten. So wird ſie immer eine der bedeutſamſten Dichterinnen der deutſchen Schweiz ſein. Carl Watzinger

Walter R. Studinski. Klang aus Tiefen. Gedichte. (1934. Verlag Werner Böhm, Chemnitz). Tatſächlich iſt hier ein Dichtertum am Werke, Tiefen menſchlichen Empfindens und Erlebens in einer reinen, aber nicht bloß exakten Form dem Leſer nahezubringen. Eine gute Verteilung von Gefühl und Geiſt waltet in Studinski. Klare Grenzen, ſchon äußerlich durch Unterſtellung der einzelnen Gedichte in Abſchnitte mit Geſamttiteln gekennzeichnet, tragen bei zu dem Urteil, daß der junge

Dichter zu jenen neuen deutschen Lyrikern gehört, die zwar nichts Neues, aber dennoch etwas Schönes und Reines zu sagen haben. Wir könnten mehr von dieser Sorte brauchen. Carl Watzinger

Hermann Ferdinand Schell. Frauenlieder. (1932. S. L. Gerstel-Verlag, Wien 19.) Der Schweizer Schell muß mit diesem Band wohl Verständnis finden infolge seiner Fähigkeit, die Seele des liebenden Weibes zu ergründen. Dennoch liegt ihm die Materie nicht, er ist, gewiß in der Angst sachlich zu werden, zuweilen süß. Auch fällt in die Wagschale, daß er sich in seinen Versen vielfach abgegriffener Bilder bedient.

Die Zeit, ihre Menschen — auch die Frauen — haben sich gewandelt. Nicht so bei Schell. Sein Band erscheint wie von gestern. Aber es ist nicht das Ewige aus dem Gestern, sondern das wirklich Vergangene, das hier neu erscheint.

Jedoch ich glaube an Schell. Seine Gedichte wirken irgendwie befreiend. Der junge Schweizer dürfte, trotz allem, doch ein wahrer Dichter sein. Also warten wir auf Beweise! Carl Watzinger

Martin Knop. Sehnsucht zurück und voraus. Zwei Novellen: Frührot – Dibelius. Mit Holzschnitten von Dorothea Henschel. (1934. Verlag Werner Böhm, Chemnitz). Ich freue mich, in dieser Zeitschrift einen jungen deutschen Novellisten zartester Prägung anzeigen zu können. Die Schwingungen in der Seele des Knaben Wolf Ulrich ten Veen werden in den beiden Novellen mit reifem Verstehen und sauberer Erzählungskunst entwickelt. Knop kennt die Gesetze des Werdens. So findet er mühlos zu bleibender Dichtung, überzeugt und erbaut. Carl Watzinger

Agnes Miegel. Gang in die Dämmerung. Neue Erzählungen. Eugen Diedrichs-Verlag in Jena, 1934. — Die große Balladendichterin ist eine ebenso starke Erzählerin. Ihre Kraft, ein Geschehnis auch in der Prosa balladisch zusammenzustraffen, es in knappster und notwendigster Gestaltung ehern, überzeugend und erschütternd vor uns hinzustellen, zeigt sich hier sehr schön. Am mächtigsten in der Erzählung „Das Lösegeld", die wir wohl zu den besten deutschen Erzählungen rechnen müssen. Dort ist in der einfachen, mit unerhörter Kunst geführten Schilderung einiger Abendstunden nicht bloß ein furchtbares Menschengeschick, sondern eine ganze Familie, ein Landstrich, eine Zeit erfaßt und wiedergegeben, so deutlich und lebendig, so herzbeklemmend und doch wieder menschlich lösend, daß Dank und Ehrfurcht vor solcher Dichtung unsere Antwort sein muß. Heinrich Zillich

Zwei Bücher von Hans Grimm. Das eine eine Neuauflage: Der Ölsucher von Duala, ein afrikanisches Tagebuch, bei Albert Langen-Georg Müller, München, 1933. Es ist eine Bearbeitung von Aufzeichnungen wirklicher Erlebnisse deutscher Menschen in Afrika während des Krieges. Ein Dokument also, das in unerbittlicher Wahrheit wiedergibt, was an Deutschen durch Frankreich gesündigt wurde. Man kennt die erschütternden Bücher Dwingers und mag oft vor dem Entsetzlichen, das er schildert, das Empfinden gehabt haben, daß derlei doch nur in asiatischen Räumen möglich sei, unter Menschen, die ohne Haltung und Tradition eben allen untermenschlichen Trieben ausgeliefert sind, tierhaft und darum ihrer selbst nicht ganz bewußt. Man meinte, daß sich solche Dinge im westeuropäischen Bereich oder bei einem westeuropäischen Volk schwerlich hätten abspielen können, und wenn man auch wußte, daß man sich irrte, so war uns dies doch nicht in voller Klarheit gegenwärtig, weil die Anschaulichkeit davon fehlte, daß es Gemeinheiten gibt, die westeuropäische Völker

belasten und die keine Zeit auslöschen darf, ehe sie ins allgemeine Bewußtsein der Menschheit übergehen. Dies zu fördern, hat das Volk ein Recht, das durch Jahre hindurch bis zum heutigen Tag immer wieder in ekelhafter Weise verleumdet wird und selbst Opfer jener Niedertracht war. Es soll nun hier nicht etwa der Inhalt des Buches wiedergegeben werden. Es wäre ja auch unmöglich, dies Scheußliche auf kurzem Raum in ganzer Eindeutigkeit zur Darstellung zu bringen. Es sei nur soviel gesagt, daß hier eine furchtbare Anklage der Wahrheit gegen die Franzosen erhoben wird und die müssen wir kennen. Prügel und Daumenschrauben, Folter und Marter, das sind die französischen Mittel gewesen, mit denen sie gegen völlig hilflose Menschen vorgingen, zur selben Zeit, wo sie das Märchen von den kindermordenden deutschen Soldaten in die Welt jagten. Dies Märchen ist längst als eine Lüge entlarvt. Welcher Franzose aber vermochte bisher die Wahrheit dieses Buches zu leugnen? — Das zweite Buch, das von Grimm vorliegt, ist eine Sammlung von sieben Begebenheiten aus Afrika unter dem Titel „Lüderitzland“ (auch bei Albert Langen-Georg Müller, München, 1934). Wir wissen, was uns Hans Grimm mit seinem Roman „Volk ohne Raum“ gab. Für dichterisch fast noch bedeutsamer erschienen mir dennoch seine Novelle und dies Buch bestätig diese Meinung. Geschehnisse in einer deutschen Kolonie, Ausschnitte aus Schicksalen — aber mit einer prachtvollen männlich-einfachen Kunst gestaltet. Die Einfachheit seiner Kunst, ihre unbedingte Wirklichkeits- und Lebensnähe überwältigt uns hier ebenso wie im „Richter in der Karu“. Wundervoll auch das weite fremde Land, wie es stets auf jeder Seite gegenwärtig ist. Wundervoll, wie es in das deutsche Erleben eingeht, Mensch und Schicksal bestimmt.

Heinrich Zillich

Johannes Linke. Der Baum. Ein Gedichtkreis. L. Staackmann-Verlag, Leipzig, 1934. — Mit seinem großen Roman „Ein Jahr rollt übers Gebirg“ hat sich Linke stark und unverwischbar in unser Bewußtsein gestellt. Die tiefe Volksverbundenheit, das Wissen um Volk und Menschsein, das jenem Roman seine naturhafte gesicherte Bedeutung gab, ist in diesen Gedichten, die alle um das Erlebnis des Baumes und des Holzes kreisen, ausgeweitet in ein ebenso gegründetes Weltbild, durch das das Ewige und Bestehende rauscht. Es ist ja auf den ersten Blick etwas verblüffend, daß ein Dichter, der den Namen mit Fug und Recht trägt, einige hundert Gedichte macht, die alle vom Holz handeln. Aber dann spürt man, wenn man die Verse liest, daß eine Lebensform, ein ganzes Zeitalter spricht, wenn in solcher Weise vom Holze die Rede ist; und wie alle Zeiten alles Menschliche in tausend Mannigfaltigkeiten umgreifen, ist der Gedichtband vom Baum und Holz ein schönes menschliches Besinnen und Bestehen in unzähligen Gestalten. Die Gedichte sind Bestandteile eines Glaubensbekenntnisses und es ist ein hohes Lob, daß man den Band lesen kann ohne müde zu werden, voll Freude an der sicheren Kunst des Dichters und am Formenreichtum seiner Lyrik.

Heinrich Zillich

Friedrich Nietzsche. Der Wanderer und sein Schatten. Gedichte. Der verdiente Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, hat kürzlich die ersten Bändchen einer neuen Reihe „Das Erbe der Vergangenheit“ herausgegeben, von denen uns die Gedichte Nietzsches vorliegen. Es ist eine billige Sammlung, die es sich zur Aufgabe setzt, vergessene Dichtwerke zu neuem Leben zu erwecken. Besonders dankbar können wir für die Sammlung der Gedichte Nietzsches sein, die in dieser handlichen und hübschen Ausgabe in weite Kreise dringen mögen.

Heinrich Zillich

Vom Ewigen im Heute. Kurzgeschichten gesammelt und herausgegeben von Hans Dittmer, 7.—9. Tausend, Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht. Ein Buch, dem man recht weite Verbreitung wünscht. Theologische Werke sind nicht jedermanns Sache. Zur fruchtbaren Verwendung von religiösen Betrachtungen gehört eine beträchtliche innere Reife und Erfahrung, auch wenn sie noch so frisch und erdennah gehalten sind. So bleibt ihr Nutzen doch immer nur auf gewisse Kreise beschränkt. Dagegen hat diese Sammlung kurzer Erzählungen der verschiedensten Autoren den Vorteil, daß sie in religiöser Beziehung gar nichts voraussetzt, in die verschiedenartigsten menschlichen Lebenskreise führt und ganz nüchtern von dem redet, was unter Menschen geschieht. Aber auch wenn bloß eine harmlose alltägliche Begebenheit erzählt wird, so leuchtet durch das Geschehen hindurch: das Ewige im Heute. Es ist in der Tat richtig, was der Herausgeber als Wunsch in seinem Vorwort sagt: dies Buch dient dem Leben. Es wird vielen eine Freude bereiten und wohl auch eine innere Hilfe sein können im Suchen nach dem Ewigen, das in jedem Heute da ist und das doch die meisten Menschen so schwer zu finden wissen.

Konrad Möckel

Ludwig Thoma. Altaich. Albert Langen-Georg Müller Verlag, München, 1934. Diese heitere Sommergeschichte, die der Verlag wieder auflegt, ist schon ihre Jahre alt und doch ist sie unverwüstlich frisch und köstlich. Was man gegen die Sommerfrischlerei und die Sucht, aus jedem Landnest einen Kurort zu machen, sagen kann, hier ist es gesagt in einer Weise, die zwischen Lachen und Lachen noch immer einen Spalt für das Nachsinnen übrig läßt, denn, löst sich auch bei Thoma alle Handlung in die heiteren Wölkchen eines verstehenden Humors auf, dem eine einzigartige Beobachtungsgabe und Sprachsicherheit zu Gebote stehen, so wiegt doch selbst in dem grotesken Gewande das Gewichtige des Lebens nicht leichter. Und das gibt dem Buch seine unzerstörbare Gesundheit, das adelt seine Satire. Gar zu laut darf man es aber nicht sagen, denn sonst fällt der Spott Thomas auf uns selbst. Unvergeßlich ist an diesem Buche, daß alle darin auftauchenden Sommerfrischler, die Bayern, der Berliner, der Österreicher usw., nicht bloß runde Eigenpersönlichkeiten sind, sondern auch komische Spiegelbilder ihres ganzen Stammes. Bis in die letzten Feinheiten der sprachlichen Haltung wird dies durchgehalten.

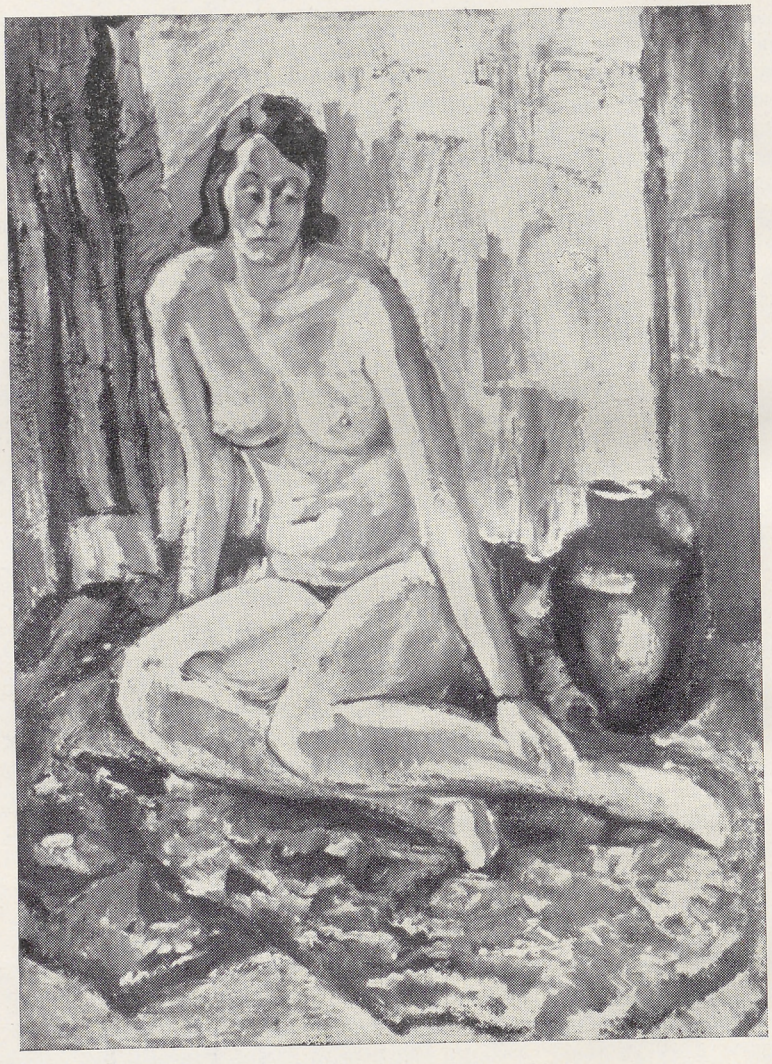
Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Im Mittelpunkt unseres Heftes steht eine wichtige und notwendige Veröffentlichung: die Würdigung des großen lyrischen Werkes von Josef Weinheber aus der Feder Watzingers. Josef Weinheber, lange nicht erkannt, wurde in unseren Blättern seit Jahren immer wieder als eine der bedeutendsten lyrischen Kräfte des deutschen Volkes geschätzt und gefördert, bevor im Reich jemand auf ihn aufmerksam wurde. Auch heute gehören wir noch zu den wenigen Zeitschriften, die seine Bedeutung voll erfaßt haben.

Rundfunkvorträge des Herausgebers. Heinrich Zillich sprach im Laufe des September durch die folgenden deutschen Rundfunksender: München, Stuttgart, Leipzig, Frankfurt, Königsberg, Breslau, an einigen zweimal. Er wird noch sprechen in Köln, Berlin und Hamburg. Es handelte sich meist um Lesungen aus eigenen literarischen Arbeiten, in etlichen Fällen aber auch um Vorträge über siebenbürgische Fragen.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Getragen von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Heinrich Schunn, Akt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
11. JAHR NOVEMBER 1934 HEFT 11

Gedichte von Arnold Roth

An Mutters Grab

Tausend Blätter sind mit dir gestorben,
Ach, wie schwer der Abend für dich litt!
Alle Wolken sind mit dir verdorben,
Und die dunkeln Rosen starben mit.

Mutter, Mutter, seit du hingegangen,
Wurde selbst die heilge Sonne müd,
Sterne rufen dich voller Verlangen,
Und vergehen bleich und abgeblüht.

Mutter! Heimat! Wie bist du versunken,
Haus und Land und Erde wurde leer;
Von den Wiesen alle goldenen Funken,
Starben längst, der Sommer ist nicht mehr.

Herbst will seine Tische uns bereiten,
Schon erglüht sein purpurnes Gewand,
Will zu dir ins Grenzenlose schreiten,
Mutter, Mutter, reich mir deine Hand!

Führe mich zu jenen letzten Grenzen,
Wo die Herzen unvergänglich sind,
Wo die andern Ufer uns schon glänzen,
Und das Andere Reich für uns beginnt.

Bereite dich .....

Bereite dich, bereite,
Schon bricht die Nacht herein,
Bleib du an meiner Seite,
Und laß mich nicht allein.

O, klage nicht, o klage,
Mit keinem Wort,
Sind auch die blauen Tage,
Schon lange fort.

Im Felde ist zersprungen,
Der Sense Silberton,
Die Aster ist verklungen,
Verbrannt der wilde Mohn.

Die leeren Wälder schweigen,
Und auch in unserem Blut,
Will sich der Tag jetzt neigen,
In stiller Abendglut.

Dann kommt die kühle Weite,
Dann bricht die Nacht herein,
Bereite dich, bereite,
Es muß vollendet sein!

Das entfallene Gesicht

Eine Novelle von Oscar Walter Cisek

(Schluß)

Das von Svetanka in mühseligen Jahren ersparte Geld schwand dahin, wurde täglich kleinweise ausgegeben, so sehr man es auch festhielt. Er sollte welches zu sich locken, borgen, aus dem Boden schlagen, sollte es nur besorgen, gleichgültig wie. Dies blieb denn auch die stets bereit gehaltene Erklärung, wenn er gefragt wurde, wohin er sich immer wieder am Vormittag und am Nachmittag und nicht selten auch abends begebe. Einige Banknoten auftreiben, man habe bald fast gar nichts mehr, seufzte er da und verfolgte die Ritzen der Fußbodenbretter, während ihn Garabed, die Mundwinkel herabgezogen, wie ein sicherer Richter musterte, Svetankas langwierige Ratschläge nur mit der schneidenden Bemerkung unterbrach: Der Vater ist schwach geworden. — Da war es, als gäbe es kein Entrinnen vor den entblößenden Augen des Knaben.

Aber schon die nächsten Minuten wandten sein Dasein jäh vollends um gleich einem Handschuh. Sobald er den Laden hinter sich,

die Frau und Garabed verlassen hatte, fand er keinen Zusammenhang mehr mit seinem zuvor erst geäußerten Vorhaben. War er mit einmal auf unerklärliche Art in einem anderen Erdteil angelangt? Die Brust pumpte er mit schweren Atemzügen auf, zog die Krawatte zurecht, diesen grünen Streifen, zerschliffen und welk. In der blinden, unfehlbaren Sucht eines Schlafwandlers stürzte er vorwärts, bis er knapp dem alten Tor gegenüber, das Anica vor ihm versteckte, wieder die Schritte verlangsamte, ins Stocken brachte. Reines Licht brannte in jeder Mauerritze, in jeder Kellertür, oh, die Hitze deckte alles zu, sickerte in unausstehlicher Langsamkeit durch das Bewußtsein. Da stand er lange vor und neben und über seinem Schatten, lauter Erregung im griffbereiten Schauen, in dem dann unvermittelt etwas zusammenfiel und erlosch. Zitternd öffnete er hörbar das widerspenstige, sonst so laute Tor, spähte in den Hof, fand ihn oft leer oder seitwärts in irgendeiner Ecke endlich doch Anica, die pfeifend sich über kupferne und verzinnte Kessel und Pfannen neigte, sie mit Sand rieb oder am Brunnen spülte. Unverständliches, das dringend und haltlos aus seinem Mund flatterte, flüsterte er, machte ihr ein Zeichen mit dem Finger, winkte sie herbei. Lässig kam sie dann näher oder ließ auf sich warten, fragte ihn kurz nnd bestimmt, was er wieder wolle, der Langweilige. Sie schabte dabei ein Bein am anderen, sie zeigte ihre zart zugespitzten Knie, lief manchmal auch ohne einen Grund anzugeben ins Haus zurück, bevor er noch zwei Sätze mit ihr zu wechseln vermochte. Auch geschah es, daß er ein Stück Kattun, eine Wäschestickerei oder Bänder, die er hämmernden Pulses hinter Svetankas Rücken aus seinem eigenen Laden gestohlen hatte, zaghaft aus der Rocktasche zog und wortlos Anica hinhielt, die nickend, ein zustimmendes Lächeln auf den Lippen, danach griff, ohne noch eine Silbe des Dankes als nötig zu erachten. Die fiel ihr niemals ein, schien außerhalb ihres Wesens gelegen. Sie sah ihm zu, sie regte keine Miene, ihm auf irgendeine Weise zu Willen zu sein oder wenigstens gefällig, sie durfte ohne jegliche Verpflichtung ganz in sich bleiben, ruhend in der glatten Herrlichkeit ihres Körpers.

Nur selten gelang es ihm, sie zu einem längeren Gespräch zu verleiten, sie mit geschickt vorwärtstastenden Worten, die dennoch innen zitterten, allmählich auszufragen, was für Absichten sie hinsichtlich des alltäglichen Fortlaufs ihrer Beschäftigungen hege und ob sie sich neue Kleider nähen lassen wolle, städtische Kleider, die ihr besser zu Gesicht

stehen würden, und wo sie den Sonntagnachmittag zu verbringen gedenke, da sie doch wohl Ausgang habe. Es war etwas Lauerndes sprungbereit in jeder seiner Erkundigungen, er erwartete die Antworten mit weit geöffneten Lidern, rieb sich die heißen Hände. — Anica, Anica, ließ er sich dann flüsternd vernehmen, deine Haut ist sehr braun, weißt du, und doch so unwirklich durchscheinend und wie ein Lichtgewebe. Ist sie von leuchtendem Satin oder von Kunstseide? Zwar ist es nicht wichtig, daß ich dir dies sage, es ist gar nicht wichtig, aber gesehen habe ich noch niemals so merkwürdig schimmernde Haut. — Da strich sich das Dienstmädchen mit den gespannten Handflächen langsam über die Oberarme und schaute indes gönnerhaft in die Augen eines Soldaten, der eben lächelnd vorüberschlenderte. Borum fuhr zusammen, haschte ängstlich nach Anicas Fingern, erbleichte, lauter hilfloses Flehen in seinem unverständlich aneinandergereihten Gestammel. Sie aber schmiß seine bittende Hand wie eine Spinne zurück, worüber er furchtbarer noch erschrak.

Hatte der Wind den Straßenstaub so heftig in seinen Mund gefegt oder war der voll Asche und Sand? Keinen Laut mehr brachte er hervor, wandte sich ab, ging, als wäre eine nächtliche, unbekannte Stadt um ihn gewesen, verweilte dann endlich vor den üppig umwucherten Buden des Blumenmarktes, vor den mit Münzen ausgelegten Glaskästchen der Geldwechsler, starrte lange in die Schlingen türkischer Schriftzeichen, die über ein großes Goldstück liefen, schlug spät den Weg nach Hause ein. Als er vor die Ladentür gelangte, stürzte ihm Garabed, der sonst so Gleichmütige, plötzlich entgegen, fragte ihn, was geschehen sei, daß er so bleich aussehe, so unnatürlich blaß. Aber Borum drängte seinen Sohn mit einer gewalttätig bebenden Armgebärde von sich, fluchte etwas von Zudringlichkeit. Nichts, garnichts ist geschehen, fügte er schließlich nach einigen leeren Sekunden hinzu, weiß nicht, was du willst. Der Knabe fragte noch einmal, eindringlicher, die Stimme stählern geschärft, bat fast und erfuhr doch nichts, denn sein Vater blieb ihm die Antwort schuldig, polterte wortlos ins Zimmer hinauf.

Lange brütete Borum wie taub auf seinem Bett, vernahm keinen Laut, bis endlich Svetankas schlürfende Schritte um ihn waren und seine Verlorenheit zur Besinnung trieben. Die undeutlichen Gedanken, die ihn wie lose Baumwollflocken durchflogen, beschäftigten sich noch mit Anicas Stimme, mit ihren Knien und Schenkeln, als die behäbige

Frau schon neben ihm auf dem knarrenden Bett saß, seinen Hinterkopf streichelte und ihm Mut zuredete. Sie wurde nicht müde, sie sprach geduldig und sanft vor sich hin, als hätte sie ein kleines Kind vor sich gehabt, sie gab ihm zu verstehen, daß sie seine Verzweiflung wegen der schlechten Geschäfte und der Geldnot begreife. Und er dachte an des Dienstmädchens aufkeimende Frische, von der ihn alles geschlagene Leben fernhielt, dachte an Unicas Sohlen, die raschen, licht durchäderten, und schmiegte sich dabei wie Zuflucht suchend an Svetankas bereite Arme, auf deren schwerer Fülle er gut die wandwärts ins Dunkel gedrehte Stirn zu stützen vermochte. Kein Wort fiel ihm ein, keine vernünftige Erklärung, krampfhaft riß sich ein Schluchzen aus ihm, und dann weinte er lange, sehr leise, wie wenn es niemand hätte hören dürfen. Oh, oh, oh, oh, beschwichtigte ihn seufzend die Frau, oh, oh. Und als sie hierauf stiller wurden, küßte sie laut die Haarlappen, die ihm vom Nacken in den Kragen hingen. Die Finsternis um sie war erlösend wie eine irgendwo in unerreichbaren Breiten liegende Insel, auf der niemand Borum Humarian kannte.

Doch glichen die nächsten Tage wieder zu sehr den vorigen, eine Änderung in seiner aufgepeitschten Müdigkeit eintreten zu lassen; er wechselte mit Svetanka nur wenige Worte, quetschte Silben hervor, die auf die Verarmung der Stadt hindeuteten, auf die Schwierigkeiten, die sich einem entgegenstellten, wollte man einige Lei auftreiben, und dann mußte er überhaupt keine Rechtfertigung mehr für sein Weggehen haben, drückte sich ohne Abschied, fand sich von neuem in die brodelnde Strömung der Straße, duldete das niederfahrende Mittagslicht, ragte vor dem Holztor oder eine geringe Weile schwankend vor Unica, die jedoch in letzter Zeit seltener auf dem Gehsteig sichtbar war, sich eigentlich empörend viel im Hause zu schaffen machte. In seinen Zweifeln führte er dies vor allem darauf zurück, daß er ihr unlängst einen Zelluloidkamm gebracht hatte, der ihrem Geschmack so gar nicht zu entsprechen schien. Mit starr und verächtlich gedehnten Lippen war sie vor ihm gestanden, hatte nur gesagt, verletzende Bestimmtheit in jedem Laut: Was soll ich damit? Der gefällt mir nicht. Nimm ihn zurück! Aber Borum war sich zu lange in beklommenem Zureden und verzweifelt lobenden, großtuerischen Anpreisungen ergangen, war, wie jedes seiner zerbröckelten Worte bezeugte, zu verstrickt in die Furcht, sie könnte am Ende auch das Ärgste tun und

sein Geschenk, durch das braunrotes Licht rann, ihren Fingern entfallen lassen, hatte einen übermäßigen Eifer an den Tag gelegt, als wäre dies der einträglichste Verkauf für ihn gewesen; er hatte gewinselt, gelächelt wie ein Heiliger Sebastian, seine Stimme immer wieder in demütiger Bereitschaft zurechtgebogen und so auch Anica schließlich überzeugt. Der Kamm, Svetankas Eigentum, war jahrelang sorgfältig in einem Schrank verwahrt worden, umhüllt von weißem Seidenpapier. Da hatte er ihn unlängst zufällig gefunden und gleich laut stampfenden Herzens an sich genommen, einen Wunsch des Mädchens zu erfüllen, ihm vielleicht durch diese neue Aufmerksamkeit besser zu gefallen als bisher. Doch war das Wagnis nicht geglückt, und nun führte alles nur wieder zu einem neuen schmerzhaft eingestandenen Zwiespalt. Zwecklos lag jetzt irgendwo dieser Kamm, an den er dachte, traurig dachte und mehr als es sich lohnte, er gehörte Svetanka nicht mehr, er erfreute Anica nicht. Weshalb war er auch derart anmaßend poliert? Mißfiel er Anica oder hatte sie ihre Stellung verlassen, war sie krank?

Auch solche Fragen tauchten jedoch in letzter Zeit mit weniger Beziehungen zur Umwelt auf in ihm, der, jenseits aller Überlegungen, das alte Mietshaus umschritt oder eine Stunde und wieder eine dem Holztor gegenüberstand, die ihn von allem trennende Zärtlichkeit für Anica, eine offene Wunde, unter seinem Rock. Nur noch Augenblicke griffen ihn manchmal anders an; dann trottete er einher wie ein längst verirrtes Pferd, das zufällig einmal den Kopf hebt und stutzt. Weh hingen ihm die Glieder um die Knochen, an seiner klebrigen Haut haftete Staub, in seinem Hirn blieb kaum ein anderer äußerer Eindruck als dieser, daß sich das Tor vor ihm öffnete, jemand heraustrat, aber nicht das Dienstmädchen, das er immerfort erwartete. Was hatte er noch gemein mit Svetanka und Garabed, der ihn hier einmal überraschte und ansprach? Er war vor ihm erbleicht, gab sich jedoch dann keine Mühe, dem Knaben etwas vorzutäuschen, er befand sich jenseits aller Erklärungen, war gepflanzt in einen engen Kreis, den das übrige Dasein nicht zu zerbrechen vermochte. Nirgend zeigte sich Anica.

Abends, zwischen die unvertraut gewordenen Wände seiner Wohnung zurückgekehrt, rettete er noch sein Aussehen und Benehmen vor Svetankas Mißtrauen. Er packte sein ganzes Bewußtsein zusammen, trank mehrere Gläser Tee, sprach, so lebhaft es ihm noch gelang, ein aufgeschreckter

Schüler, der seine Aufgabe hersagte. Auf der Straße aber schien er unzugänglich jedem Wort und Wink, der nicht vom Mädchen zu ihm gelangte. Und die Morgen und Mittags überschütteten flirrend die Stadt, nisteten ihre siedende Helle ein im Mörtel der Mauern, blendeten aus allen Fensterscheiben, drückten auf Borums Schultern, den herabschlaffenden, gleich zwei schweren Ziegeln. Anica blieb aus. Ob sie nicht vor seinen Augen entwischt sei, als er eben sich umgewandt und die gehäufte Ladung eines nach Gebrühtem riechenden Fleischerwagens angestarrt hatte, auf dem die weißen Stümpfe von Schweinsfüßen und Schweinsohren in unzählbaren Mengen lagen, fragte er sich. Mein Gott, dies Geschlachtete, zu toten Stücken zerhackt, Knorpel und fettdurchwirkte Haut; es kam Borum nicht ganz geheuer vor; er war gebeugt und feige, er fürchtete sich ein wenig.

Er hatte eines frühen Morgens nichts mehr gehofft und nur noch seiner Ruhlosigkeit nachgegeben, die wie lauter Spröde im Blute wuchs, als das Mädchen dicht hinter ihm ein volles Lachen ausstieß, darauf ohne Gruß, ohne einen beachtenden Blick vorbeigehen wollte. Gleichsam entkettet, rief Borum, daß die Straße erfüllt wurde von seinem offenen Schmerz: Mich ganz vergessen, Anica, Anica? — Die aber schwang eine gelbe Blechbüchse in der weit ausholenden Hand, sang die sprunghafte Melodie eines Volkstanzes, neun Silben, als wären es Schleuderwürfe gewesen, prall und hart. — Weißt du nichts mehr von mir? hauchte er mit jäh zusammengesunkener Stimme ihr ins Gesicht — Nichts mehr? — Da verfingen sich ihre Augen wenige Sekunden in den seinen, die unsicher und gerötet unter der feuchten Stirn zuckten. — Ich hatte anderes zu tun, entgegnete Anica, ich bekomme meinen Lohn nicht dafür, mich von einem alten Armenier verwöhnen zu lassen. Schließlich habe ich es auch nicht nötig, weißt du? Wozu die Zeit verlieren? Bist du von Holz? Bist du von Stein? Sagst nichts mehr, schaust dumm vor dich hin. — Sie griff nach der Achsel des Verstummten, zog daran wie an einem losen Kleidungsstück, das nicht mehr mit dem Rumpf zusammenhing. Borum Humarian ließ es geschehen, er versuchte nicht, in sich nach einem Satz zu greifen, der da eine Erwiderung bedeutet hätte, er wußte keine Einwendung dagegen. Es war nur, als hielte er sich verschlossen, als hütete er nun auch vor Anica ein Geheimnis. Zu teilen mochte er wohl mit ihr nur sehr wenig oder so gut wie nichts haben, aber es handelte sich jetzt im Grunde auch nicht darum, sie redete da vor ihm und befand sich

in seinem heimlichen Überschwang dennoch jenseits alles Geschehens. Deine Schläfen sind sehr zart, Anica, brachte er endlich nach einer Weile hervor und hatte dem nichts mehr hinzuzufügen, als das Mädchen ihn stehen ließ, laufend in eine Seitengasse bog, aus der er es am gleichen Tage nicht mehr zurückkehren sah.

Eine unerwartet arge Pein sollte Borum aber erst erreichen, als Svetanka zuhause auch das letzte Geld hergeben mußte, und es nun unerbittlich ernsthaft galt, von einer Verwandten, die in der entferntesten Vorstadt eine kleine Buchhandlung besaß, den für die dringendsten Ausgaben notwendigen Betrag zu borgen. Sehr behutsam hatte ihm Svetanka bereits ein paarmal auseinandergesetzt, daß die Lage unfaßbar traurig sei und fast niemals mehr ein Kunde den Laden betrete, hatte selbst schon bei mehreren Nachbarn und Bekannten einige Lei verlangt, den Versuch zu dieser Anleihe noch hinauszuschieben und so ihrem Mann eine Unannehmlichkeit ersparen zu können. Aber schließlich war das Unausbleibliche nicht mehr zu verhüten, und Borum legte einen unendlichen Weg zurück und betrat, das fahle Gesicht mit Schweißtröpfchen übersäet, den engen Laden. Über ihm schrillte die Türglocke, daß ein Schrecken in ihm aufzuckte, und es begrüßte ihn eine weißhaarige alte Frau, aus deren zahnlosem Mund ein ganzes Gefälle armenischer Sätze stob. Sie schien geschmeichelt über den seltenen Besuch und gut aufgelegt, denn sie lächelte und bot ihm gleich einen Stuhl an. Borum dankte, stammelte etwas von der Ausdehnung der Stadt und daß eine erbärmliche Dürre das Land plage und nicht einmal die Frauen mehr gebären wollten, was leider bei seinem Geschäft recht fühlbar sei. Die Alte sprach weiter auf ihn ein, dem vor den Augen schwindelte und ein furchtbares Gewicht zwischen den Brustwänden stak. Einige ihrer Fragen verstand er nicht gleich, nickte nur, sah dann Schulbücher, Farbstifte, Papierdrachen, Hufeisenmagnete. Die Beine schütterten unter ihm und er hielt sich am Ladentisch fest, als er endlich sein Ansuchen über die Lippen brachte. Tausend Lei brauche er, nicht mehr als tausend Lei, selbstverständlich nur bis nächsten Mittwoch, bis nächsten Mittwoch. Um seinen Kopf sauste es wie eine Turbine, der Mund war ihm ausgebrannt von diesen Silben, er griff nach der Stirn und knickte auf den Stuhl nieder. — Hast dich übermüdet, sagte die Frau und brachte ihm unaufgefordert ein Glas Wasser. Indes er es gierig austrank, als tauchte er seinen ganzen Kopf in eine labende, kühlende Strömung, vernahm er wie von

weitem, daß sie ihm den Betrag selbstverständlich geben werde, nur müsse er sich nicht so unvernünftig erregen. Damit schob sie ihm den lichtblauen Schein über die Glasplatte des Tisches zu. Er bedankte sich, meinte, es gebe ja heute überall Geldschwierigkeiten, wiederholte: Nur bis nächsten Mittwoch. — Immer noch zitterte er, und die redselige Frau war teilnahmsvoll, doch blieb da alles um ihn nur verdächtige Unsicherheit und Schmach. So hielt er es auch für möglich, sie könnte es sich am Ende noch überlegen und die Banknote zurückfordern. Deswegen dankte er wohl auch ein wenig zu oft, deswegen faßte er derart eilig nach einer Entschuldigung, sich so rasch zu verabschieden und aus dem Laden zu treten.

Als er aufatmend wieder allein war, nur einige Straßenbahnwagen vor den arg erschlafften Sinnen, die feuchten Finger um den Geldschein in der Rocktasche, wankte er, ein Strohmann im Wind. Sein Leib schien ihm ausgehöhlt von einer heftigen Krankheit, und er pendelte noch langsam durch viele Gassen, ehe er sich Anicas erinnerte, ihrer leicht gespannten Gesten und verführerisch freien Kehllaute, ehe er dann mit seinen Gedanken auch auf Svetanks Augen, die verweinten, auf ihre Klagen stieß. Zuhause angelangt, war die quälende Erregung bei der Verwandten mit einmal wieder seinem Bewußtsein entrückt, entflohen, und die zaudernde Frage seiner Frau überraschte ihn gleich einem Schlag, der ihn zurückwarf in die Wirklichkeit. Da stand er ernüchtert, raffte den Mund zu einem hilflosen Lächeln, entsann sich und hielt Svetanka die gehöhlte Hand hin, in der die zerknüllte Banknote lag wie in einem unsicheren Nest.

Es hatte niemand bessere Aussichten; keinem Bauern und keinem nach Bukarest gelangten Donaufischer fiel es ein, Säuglingswäsche zu kaufen, aber eine Nacht brachte ungeahnt Neues, schob rasch mehrere Wolken über dem Häusergefüge zusammen, als wären es Theaterkulissen gewesen, und es fing an zu regnen, erst schütter, dann niederwuchtend, wild. Man erwachte, man fand sich nicht gleich zurecht, denn es war alles voll von einer bestürzenden und doch klärenden Frische, die in jedes innere Versteck drang; Svetanka knöpfte ihr Schlafgewand auf und entblößte die massigen Brüste, wandte auch den Kopf Borum zu, der sein Gesicht in das Kissen grub, tief seufzte. Die Luft rann kühl durch das Fenster herein, über des Mannes wachen Traum, über die Nacktheit der Einschlafenden. Doch zeigte schon der nächste Morgen überdeutlich, daß sich fast nichts geändert

hatte. Kaum hielt ein Abflußstein geringe Feuchtigkeit, und auch diese verdunstete, bevor noch die Hitzwelle mit unverminderter Gewalt über die rumänische Ebene flutete. Auch Borum strauchelte von neuem um seinen Schatten, der sich auf dem Straßenpflaster in der Nähe des Hauses, in dem Anica wohnte, niederlegte, hindehnte, zusammenschrumpfte, indes von niemand beachtete Stunden, lange Stunden ihren dichten Lärm an dem Harrenden vorübertrugen. Der Himmel blieb unbewegt, ein maßloser Brückenbogen, tiefblau und voll reiner Glut. Den Hals schief gereckt, ließ er nicht die reglosen Blicke vom Tor, bis er sich zuweilen doch anschickte, es verstohlen zu öffnen, einige Schritte im Hof vorzudringen, darauf wieder unentschlossen an seinen alten Standort zurückzukehren.

Einmal nur tappte er bis zur Treppe, wurde von einer fremden Frau angefahren, was er da wolle, und so fragte er hierauf, so dreist er es noch vermochte, wo denn Anica sei, er hätte mit ihr zu sprechen. Das Dienstmädchen wurde herbeigerufen, blieb mit sehr klaren Augen in der Tür stehen, schaute über Borum hinweg und lachte mit auseinanderflatternden Armen, die Stimme hoch zugespitzt: Gott mag wissen, was er will, dieser törichte Herr Humarian. — Und damit kehrte sie ihm den Rücken zu, redete leiser mit der Frau und verschwand wippenden Schrittes in der tiefen Flucht eines Flurs. Er blieb wie in den Boden gerammt, hob dann schwierig die eine Sohle, die andere; der verrostete Waschtisch stob an seiner Ratlosigkeit vorbei, das Gegurgel des schadhaften Wasserleitungshahnes bohrte ihm in den Ohren. Er schlich weg, als ließe er alles für immer hinter seinem Rücken und diesem Wagnis, doch ehe er noch die Fischhalle erreichte, deren scharfer Geruch ihm von weitem entgegenschlug, gelang es ihm, ein wenig Beherrschung in all das Wehe dieser Augenblicke zu bringen, und so stülpte er den Hut in die Stirn und begab sich wieder auf seinen gewohnten Platz, von dem aus er die Bewegung der Straße und das Holztor gut zu überblicken vermochte. Müde wurde er und gestand es sich doch nicht ein, denn in allem Drückenden schien noch Sanftmut zu sein und eine ferne Zärtlichkeit.

Svetanka sprach mit ihm über einige Glücksfälle, die zu Verkäufen von Steckkissen und Lätzchen geführt hatten, sie schien begeistert über die Unternehmungsfreude eines jungen Bulgarenpaares, das einen Karren Melonen auf dem Markt losgeworden war und bei ihr gestrickte Strümpfchen für seine großschädligen Kinder gekauft hatte,

sie lobte die Bulgaren, aber Vorum begriff fast keinen ihrer Ausrufe, war von einer seltsamen Abwesenheit umstrickt. Er schloß nur die Lider, und seine Wangen erzitterten, weiß wie Milch. Eine Viertelstunde später konnte man ihn wieder nach Anica spähend neben den Schildern der Eisenhandlungen sehen. Dort verblieb er dann auch wie ein Gegenstand, den niemand von der Stelle zu rücken gedachte, zerpflückte mit feuchten Blicken jede vor dem fast unheimlich stillen Tor sich entfaltende Bewegung. Svetankas Worte verschollen spurlos im Geranke seines zerwehten Gedächtnisses.

Die Helligkeit drängte ihn wehrlos in ihre Mitte, sie zerfraß seinen Hut, biß sich im Nacken fest. Überall flimmerte sie, versengte sein Haar wie schütteren Tang, schwärmte, ein Ameisenhaufen, ihm über die Finger. Sie trat das Leben nieder in leidenschaftlicher Sucht. Wohin langte der Arm und wo lag sein Gesicht, das ihm vielleicht entfallene? Anica war nicht mehr sichtbar, war nur zuvor über den Gehsteig gewirbelt, ein süßesüßes Spiel. Aber nun geschah das Merkwürdige, daß ein breiter Teil der Straße unwirklich vor ihm hinschmolz, nun hatte sich ihm die Zunge zwischen den Kiefern eingeklemmt, und er wußte nicht, weshalb seine klebrigen Hände nach dem Rockkragen griffen, ihn hochschlugen, er wollte seine Augen offen halten, doch gelang es ihm nicht, der letzten Spanne Zeit, die ihm der Hitzschlag ließ, noch Herr zu sein, bevor sein toter Körper niederkippte, lautlos und weich wie ein Schlauch, den jäh gerinnenden Verkehr um sich.

Der Verlust der Siebenrichterwaldungen

Von Emil Witting

Daß dieser Aufsatz jetzt erst geschrieben wird, mag vielleicht ein gewisses Befremden wachrufen, ein Befremden, das sich gegen Grund und Ursache richtet, denn, wenn man so lange geschwiegen hat, was hat es für einen Sinn, über verlorene Dinge noch ein Wort zu verlieren, da es ja sowieso zu spät — daß dieser Aufsatz jetzt schon geschrieben wird, während man mitten in der Verteidigung seiner nationalen und völkischen Güter stecke und keine Zeit für andere Gegenstände habe, könnte Bedenken zeitigen, Bedenken dagegen, daß man ein Geheimnis lüfte, das am besten vor lauernden Gegnern verschwiegen werden sollte, da es noch nicht reif zur öffentlichen Aus-

einandersetzung sei. Nun, daß diese Zeilen jetzt und überhaupt geschrieben werden, geschieht mit der Genugtuung, daß ein persönlicher Abstand von der Handlung vollauf erreicht ist und daß man sich vom Selbstvorwurf eigenbefangener Anteilnahme mit reinem Gewissen freisprechen kann. Wenn dieser Aufsatz gerade in die Zeit fällt, da unser Volk in schwerem inneren Kampf steht, soll er zur Insichkehr, zum Nachdenken Anlaß geben, aber auch zur Erwägung, daß es nicht an Einzelnen hängt. Überragende Volksmänner hat heute das sächsische Volk nicht. Alle Parteien sind vertreten durch eine reiche Zahl von Volksangehörigen, und diese sind auf der einen Seite nicht besser und schlechter als auf der andern; sie sind, wie eben das Volk ist. Dieses muß man in seinem tiefsten Kern fassen und ändern, wenn man erneuern will. Daß es gegenwärtig dazu noch nicht reif zu sein scheint, beweisen beide Lager, beweist eben das Volk selbst.

Wie es im Großen geht, möge im Kleinen das Geschick der Siebenrichterwaldungen beweisen:

Die Siebenrichterwaldungen — 35150 Kat.-Joch groß — gehören heute der Geschichte, der Vergangenheit an. Sie werden gebildet durch jenen mächtigen Gebirgsstock, der von dem Almenrücken zwischen Voineagul cătănesc und Preaja einerseits gegen den Lotrufluß als alte Landesgrenze im Süden, andererseits gegen den Zoodtfluß im Norden abfällt. Forstlich und nutzungstechnisch zeigt es eine Zweiteilung, da Betriebsführung und Ausbeutung zwei verschiedenen Richtungen folgen. Landschaftlich ist es in vollster Beherrschung des Umkreises mitten eingebettet in den ausgedehntesten Bergkörper der Karpathen Rumäniens, der in jeder Richtung seine hundert Kilometer unbewohnte Ausdehnung hat und das Wassergebiet des Lotru mit der Latoritza, des Riuvadului, der Lotrioare, des Zoodt, des Zibin, des Mühlbach, des ungarischen Jil und des Jiet umschließt. Wer jemals durch die Siebenrichterwaldungen in allen Richtungen gewandert ist, wer vielleicht auch noch den gewaltigen Gürtel des Umkreises bis ins kleinste durchstreift hat, wer die sämtlichen Häupter und Rümpfe der Karpathen von Herkulesbad über den Retchesat, die ganze Kette im Süden und Osten bis zum Kelemen im Norden durchforscht hat, der wird wohl zu der Überlegung finden, daß es neben allem täglichen Arbeitsmühen, neben allem Geschäftswahn noch unmeßbare Größen an Gütern und Schätzen gibt, die zu besitzen und zu bewahren für die Seele mehr bedeutet als Gewinne an Edelmetall oder Papier. Glücklich,

wer solche Besitze sein eigen nennt, undankbar gegen das Geschick, wer sie leichtsinnig abgibt, feig, wer sie nicht bis zum äußersten verteidigt, indolent, träg und sein eigner Totengräber, der im Dahinsiechen die Hände in den Schoß legt und die Faust gegen einen „Schuldigen" ballt.

Man hört oft sagen: Wir haben alles getan, was zu tun war, aber es war vergeblich! Es ist nicht wahr! Niemals noch hat man alles getan, und nie noch war es vergeblich!

Und wenn das Volk die sächsischen Siebenrichterwaldungen verloren hat, es ist selbst mit zur Hälfte schuld daran!

Bis zum Jahre 1908 waren die Siebenrichterwaldungen unerschlossenes Urgebiet. Kein geringerer als Dr. Karl Wolff war es, der ihre Ausnützung mit seherischem Geist ins Auge faßte, betrieb und schließlich auch verwirklichte. Die Generalversammlung der sächsischen Siebenrichter mit samt dem damaligen Komes sagte nur „Ja" und „Amen" dazu. In steilem Anstieg erklomm damals die Forstwirtschaft der Waldungen die höchste wirtschaftliche, waldbauliche und technische Höhe, die sie jemals erreicht hatte, und behielt sie bis in den Krieg und darüber hinaus. Da kam drohend, schließlich vernichtend die Geldentwertung für jene besitzende Klasse, die Sparhinterlegungen an Barbeträgen gehäuft oder den Einlauf solcher vertragsmäßig gesichert hatte. Die Siebenrichter, die für die im Jahre 1908 zur Nutzung in 22 Jahren verkauften Wälder den jährlichen Einlauf von 818.181 Kronen gesichert hatten, konnten mit diesen, von denen rund 300.000 Kronen als Dotationen für Kirchen und Schulen bestimmt waren, schon nicht mehr die erhöhten Beamtengehälter bestreiten, geschweige denn die Aufforstung der ungeheuren 653·93 Kat.-Joch großen Jahresschläge vornehmen, so daß die Verheerung, Vernichtung dieser Wälder kraß, unfehlbar als gräßliches Unheil sich emportürmte. Man denke, die Siebenrichterwaldungen, die den nationalen Hort des sächsischen Volkes bildeten und berufen waren, als kultureller Lebensnerv das Kirchen- und Schulwesen mit reichem Blutstrom zu versehen — sie waren nicht nur ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen, sie sanken herab zu einem versiegenden Quell, der mehr Sorgen als Nutzen bereitete. Die Waldausbeutungsgesellschaft, die den vertraglich gebundenen Vorkriegspreis von beiläufig 8 K 50 h nach 1 m^3 so wie früher zahlte, während die Holzpreise bei neuen Käufen schon auf 100 Lei für 1 m^3 standen, konnte sich diese 8 K 50 h — ist 4 Lei 25 bani — zufolge des Valutenunterschiedes mit dem siebenten Teil in italienischen Lire, gegenüber

dem gleichen vor dem Kriege — kaufen, also mit 0·6 Lire. Noch waren 15 Jahresholzschläge rückständig und nicht bezahlt. Der Stockpreisunterschied in Lei für 1 m³ war 100—4·25 = 95·75 Lei, für 15 Schläge à 130.000 m³ mal 95·75 Lei rund 187 Millionen Lei — die Berücksichtigung des Valutenunterschiedes von 1 : 7 ergab für die italienische Waldausbeutungsgesellschaft einen Gewinn von 1309 Millionen Lei als Kriegsfolge. Gewisse geschäftliche Verschiebungen in dem Verhältnis zwischen Einnahme und Ausgabe hätten sich wohl ergeben, doch hätten sie dieses Vergleichsbild nicht wesentlich berührt. So also stand gegenüber der hinaufgeschnellten Waagschale auf der einen Seite der ebenso steil gesunkene Gewichtsdruck auf der andern. Eine, wenn auch buchstabenmäßig und nach den bisherigen Rechtsansichten unantastbare sittliche Verletzung des Soll und Haben.

Doch stand die Lage für die Siebenrichter nicht aussichtslos. Es konnte in mehreren Fällen einwandfrei und ohne das Bedenken einer Vis major festgestellt werden, daß sich die Gesellschaft der wiederholten Vertragsverletzungen schuldig gemacht hatte — von Verletzungen, die die Vertragslösung nach sich zögen. In der Erkenntnis der schweren Lage der Siebenrichter und in der Überzeugung von der gerechten Inanspruchnahme einer Wiedergutmachung arbeitete das Forstamt eine Denkschrift aus, in der es als Mindestforderung der Siebenrichter den ungestörten Fluß der Dotationen, die Entlohnung der Beamten und die Sicherung der Wiederaufforstung aufstellte, zu denen ein Gesamtbetrag von 28,600.000 Lei Gegenwartswert von der Gesellschaft zu vergüten wäre, wenn die Gesellschaft nicht selbst die in diesem Betrag enthaltenen Kosten der Aufforstung von 12,000,000 Lei durch tatsächliche Wiederaufforstung ablöste. Welch bescheidene, ja vielleicht unklug geringe Entschädigung gegenüber dem ungeheuren Kriegsgewinn der Gesellschaft!

Was tat nun das Komesamt und sein damaliges Sekretariat? Sie einigten sich in der Furcht vor der Unsicherheit eines etwaigen Prozesses mit der Gesellschaft dahin, daß die Gesellschaft den vorkriegszeitlichen Kaufpreis für die noch rückständigen Holzschläge von rund 6·5 Millionen Kronen in derselben Höhe in Lei zu bezahlen hätte und zwar nicht in Jahresraten, sondern auf einmal im voraus. Dafür aber stellte die Gesellschaft erst recht noch die Bedingung, daß die Ausnützung von sechs noch nicht ausgearbeiteten Holzschlägen, die übrigens im Sinne des Vertrages wegen dessen Verletzung in den Besitz

der Siebenrichter zurückgefallen wären, um sechs Jahre verschoben würde. Wozu näher eingehen auf die durch die Gesellschaft errungenen ungeheuren neuen Vorteile! — entgegen der Verwahrung des Forstamtes beschloß die Generalversammlung der Siebenrichter die Genehmigung des Ausgleiches, trotzdem sich das Gutachten eines unserer besten Rechtsanwälte für ein scharfes Beharren auf dem Standpunkte des Forstamtes einsetzte; dem wurde für sein Einstehen für die Siebenrichter von einem Abgeordneten das Mißtrauen ausgesprochen. Zu den Aufforstungen hatte niemand auch nur ein Wort zu reden. Sie unterblieben einfach. Derselbe Abgeordnete sagte: „Mutter Natur macht es viel billiger." Das Sekretariat rechnete aus, bis zu welchem Endbetrag der Anfangswert der Forstungen mit Zinsen und Zinseszinsen in hundert Jahren anliefe, wenn er nicht ausgegeben würde, und stellte fest, daß der Betrag höher stünde als der Wert eines hundertjährigen Waldes. Es bekam einige hundert Millionen heraus. Also sei nicht aufzuforsten! Es vergingen nicht hundert Jahre, sondern nur drei, und der Preiszeiger stellte sich bei uns auf das Zwanzigfache der Vorkriegszeit, und in Österreich konnte man sich für Tausende, in Deutschland für Milliarden eine Zündholzschachtel kaufen. Seither haben auch Banken gezeigt, wie sie angelegte Gelder zu verwahren verstehen.

Generalversammlungen — du lieber Himmel — die einmal im Jahr zusammenkommen und die Marterpfähle und Zwangsjacken für die Dienstesführung beschließen, träumend, ohne auf den Gegenstand hinzuhören, auf Antrag eines Referenten, der die Verantwortung auf die Mehrheitsgewissen schiebt, nein, nicht einmal das, auf die entleerten Inhalte von mehreren Hüten, die genau soviel wissen, wovon die Rede war, wie die Köpfe. Wie sollte es den besten Gedanken gelingen, die Mehrheit zu erhalten, wenn die Mehrheit für die Gedankenlosigkeit den Finger hebt; diese Gedankenlosigkeit aber dem dunkeln Trieb des Niederreißens alles Besseren folgt.

Genug — die Siebenrichterwälder lagen nun geschlagen, erschlagen darnieder, soll sie der liebe Herrgott aufforsten, die Dotationen waren lächerlich gering wie Trinkgelder der Vorkriegszeit — es war unangenehm und langweilig, sich überhaupt noch über die ewigen Defizite und Ausgaben zu unterhalten. Weg mit dem Plunder! Die einmal von einem Milliardenvermögen reden konnten, waren nichts anders als kindische Phantasten.

Durch den unverantwortlich kurzsichtigen Abschluß waren die Siebenrichterwaldungen nun vollauf entwertet, eigentlich jetzt schon dem sächsischen Volk noch vor der Enteignung für immer verloren. Der wirkliche Verlust durch die Agrarreform war bloß logische Folgerung, nur noch Formsache, denn wegen der Entwertung kümmerte sich niemand mehr um das Volksvermögen. Wo keines mehr da ist, hat man doch auch keinen Grund, Phantasiegebilden nachzujagen.

Die Herren gingen auseinander, und dann folgte die Auflösung der Generalversammlung durch die Regierung, weil sie nicht aus dem neuen Wahlgesetz hervorgegangen. Wo finden wir einen Protest des sächsischen Volkes, beziehungsweise der sächsischen Siebenrichter hiegegen? Welches Tageblatt hat die geschaffene Lage begriffen und aufgegriffen? Was man damals im Volksrat sprach, vergaß man sofort wieder. Und die Abgeordneten, denen die Frage unklar, unausgesprochen überantwortet schien, teilten sich mit den übrigen in das Vergessen. Nur um den einträglichen Posten des Komes kümmerte sich eine Klick, und richtig, als der Komes von der Regierung zum provisorischen Führer der Universitäts- und Siebenrichtergeschäfte eingesetzt worden war, da wurde nichts weiter getan, als geschwiegen, um ja nicht den Stoff aufzurühren und Anlaß zu einem etwaigen Verlust der Stelle zu geben. In diesem so vorbereiteten Stande traf die Bodenenteignung die Siebenrichterherrschaft und die Siebenrichterwaldungen. Der Komes war ein schwacher Mann, mehr geeignet für seine Stelle zu sorgen, als das Vermögen der Siebenrichter energisch und zielbewußt zu verteidigen.

Der Enteignungsverhandlung gingen dunkle Wolken voraus in der Art der zahlreichen Forderungen des Agrarrates auf Beistellung der verschiedensten Erklärungen, Ausweise und dgl. Für die Siebenrichter war die Klärung der Frage bedeutungsvoll, ob die sächsischen Siebenrichter eine Körperschaft des privaten Rechtes oder eine Vermögensgemeinschaft (juristische Person) öffentlichen Zwecks, d. h. eine öffentliche Körperschaft sei. Das letztere ist sie nun tatsächlich nicht und daher nach dem Gesetz nicht zu enteignen. Und so setzte man sich selbstgefällig tief in sein Rechtsbewußtsein hinein und wartete einfach ab, denn es fiel niemandem ein, am wenigsten dem Komes, die Frage rechtzeitig zur richterlichen oder politischen Entscheidung zu stellen, trotzdem hiezu reichlich Zeit und Gelegenheit geboten war. Zu dieser Zeit gab der Minister Garoflid in Gegenwart unserer Abgeordneten die

Erklärung ab, daß die Frage, ob das Siebenrichtervermögen eine Stiftung oder eine Vermögensgemeinschaft sei, die Gerichte zu klären haben werden. Er aber und mit ihm der ganze Ministerrat seien der Meinung, daß man es mit einer Vermögensgemeinschaft mit privatem Charakter zu tun habe (die nicht unter die Enteignung falle). Hier hätte man zur gehörigen Zeit ansetzen müssen, um mit entsprechendem Aufwand die geeignete Plattform endgiltig zu schaffen. Inzwischen stürzte die Regierung. Am 18. Juni 1923 fand die Bodenenteignungsverhandlung vor der Bezirkskommission in Hermannstadt unter Vorsitz des Richters F. Petrescu statt. Die Ausführungen des Anwaltes der Siebenrichter waren tonlos, schwach. Darauf sprach die Kommission die Enteignung der Siebenrichterwälder aus.

Nun mußte doch etwas geschehen, um wenigstens vor einer kleinen Welt zu beweisen, daß man alles getan. Der Komes berief die sächsischen Mitglieder der gewesenen Generalversammlung, die Reichstagsabgeordneten und die Anwälte zu einer Stellungnahme. Nachdem der Komes den Stand der Enteignung verkündet und der eine Reichstagsabgeordnete, der als Sachwalter der Siebenrichter höheren Ortes galt, die Ansicht einiger führenden Rumänen über die sächsische Universität und die Siebenrichter beleuchtet und den Rechtsanspruch der rumänischen Bewohner des Königsbodens angeführt, wurde auf Antrag des zweiten Reichstagsabgeordneten beschlossen: Es solle natürlich an die Komitatsenteignungskommission berufen werden; es möge mit allen Mitteln auch außerhalb des Prozeßweges höheren Ortes versucht werden, die Enteignung zu verhindern; es solle das ganze diplomatische und politische Gewicht der Abgeordneten und des sächsischen Volkes aufgeboten werden, das nationale Gut zu erhalten; es sollen keine geldlichen Opfer zur Bezahlung des diesem Zweck Nützenden gescheut werden, es solle der Komes auch persönlich beim König vorsprechen!

Und dann wurden in einem ganz entscheidenden Augenblick die notwendigen geldlichen Opfer doch gescheut, der Komes ging nicht vor den König, und der Kustos höheren Ortes, der Reichstagsabgeordnete, begnügte sich damit, den Minister Constantinescu aufzusuchen und von ihm die Antwort entgegenzunehmen, es könne erst nach Erbringung des zweitinstanzlichen Urteils beim Agrarkomitee etwas erreicht werden. Die Tageblätter schwiegen sich nach Bringung der Tatsache der Enteignung ruhig weiter aus.

Eine Generalversammlung gab es nicht mehr, die Atmosphäre war nach außen nicht weiter erregt, der Komes konnte vorläufig ruhig in seiner Stelle sitzen. Für die Wälder bekam man zwar nach Wertbegriffen wenig, aber in Summe doch mehr, als sie vorläufig getragen hätten, man bekam sie los mit Aufforstung und Forstangestellten und den vielen Ausgaben. Was kaufte man sich heute mit dem Vermögensstock, der erst über ein Menschenalter neue Zinsen trüge?

Am 23. Juli 1923 fand unter Vorsitz des Richters Georgescu Vălcea die Sitzung der zweitinstanzlichen, der Komitatsenteignungskommission statt. Sie bestätigte mit einigen kleinen Abweichungen das erstinstanzliche Urteil.

Es setzte sich von jetzt weiter eigentlich dieselbe Handlungslosigkeit fort, indem sie sich wiederholte, bloß mit dem Unterschied, daß nun auch schon ein engerer Kreis von sieben Teilnehmern genügte, um voreinander zu protestieren. Der damalige Stadtpfarrer Hermannstadts bemerkte nun doch, es sei ein Versäumnis, daß die ganze Universitätsfrage immer noch in der Luft schwebe und daß es höchste Zeit wäre, endlich einmal die juristische Eigenschaft der Siebenrichter klar zu legen. Es müßte getan werden noch vor den später niemals wiedergutzumachenden Verlusten und der endgiltigen Enteignung durch das Agrarkomitee. Auch sollte nun mit dem Ministerpräsidenten Bratianu verhandelt werden, und da in dem Parlamentsprotokoll die seinerzeitige Erklärung Garoflids unauffindbar, in einer dringenden Rücksprache mit ihm auch dieser Satz über die Unenteigenbarkeit der Siebenrichter frisch aufgezogen werden. Es war gerade Parlamentsurlaub, die Minister befanden sich im Bad — nichts geschah. Der Komes, neuerlich bereit, vor den König zu gehen, tat es nicht. Wieder lagen die Hände im Schoß untätig, zuwartend, denn es durfte kein Staub aufgewirbelt werden. Und da entschied im Mai 1924 die letzte Instanz, das Agrarkomitee in Bukarest, für die Enteignung. Hiemit war das Geschick der Siebenrichterwaldungen endgiltig besiegelt, und im Herbst erfolgte ihre Übergabe an den Staat. Ein mahnender Aufsatz in der Tagespost in Hermannstadt vom 22. Oktober 1924 fand taube Ohren.

Dies war in knappen und großen Zügen der Gang der Ereignisse. Über sie nachzudenken, verlohnt sich gewiß, denn sie beweisen erstens, daß das alte System der Körperschaften und Generalversammlungen den Stempel der Unverantwortlichkeit trägt, sie beweisen aber auch zweitens dem entgegen, daß die durch die Klicken und Verwandt-

schaftsklüngel vorgeschobenen und gehobenen Einzelnen nicht nur nicht die notwendige Eignung zu besitzen pflegen, sondern sich oft genug geradezu als unfähig, als nützlich für den Gegner, als schädlich der Volkssache entpuppen. Führer und Vertreter sind auch nicht die, die von Intelligenz zum Bersten voll sind, aber diese Intelligenz mit großer Durchtriebenheit für ihre eigene wohllöbliche Person benützen. Führer sind diejenigen, die so wie Dr. Karl Wolff in sich die freie Güte, unwandelbare Geradheit und Freimütigkeit, ehrliche kühne Überzeugungstreue und Gerechtigkeit besitzen und nicht daran denken, andere für sich arbeiten und darben zu lassen, sondern allen andern in der Arbeit für eine Idee der Allgemeinheit ohne Anspruch auf einen Dank mit Selbstaufopferung voranzugehen. Solche Führer haben die Siebenrichter nicht gehabt — alle, die seit dem Krieg die Geschicke der sächsischen Universität und Siebenrichter gelenkt haben, waren traurige Gestalten, wenn nicht Memmen. Ich schätze das Buch Erwin Wittstocks: „Die Liquidierung des sächsischen Nationsvermögens und die Enteignung der Sieben-Richter-Waldungen",* denn es hat in fleißiger Zusammentragung aller Behelfe die Eigenschaft dieser Vermögensgemeinschaft klar umschrieben. Was Wittstock in seinem Roman „Bruder, nimm die Brüder mit" leider mit Nennung der Siebenrichterwaldungen über den Anwalt Reußner sagt, muß man zu Recht der dichterischen Freiheit als rein erfunden ansehen, denn wenn dort gesagt wird, daß dieser Mann alles getan hat, was er tun konnte, und dies ein Hinweis auf die Wirklichkeit sein sollte, so wäre dies sonst Unkenntnis oder Fälschung.

Noch etwas: der Komes hat in dem Prozeß, der wegen Entlassung von Beamten aus dem Dienst zufolge der Agrarreform gegen die sächsische Universität angestrengt worden ist, den Zugehörigkeitseinwand erhoben, um ihn auf ein totes Geleise zu lenken, und hat zur Begründung jenes Schwert, das als Hauptwaffe im Kampf gegen die Enteignung gebraucht worden ist, daß nämlich die Siebenrichter eine Vermögensgemeinschaft mit privatem Charakter seien, umgewendet und gegen den Prozeßgegner benützt, indem er behauptete, daß die Siebenrichter ein öffentliches Institut und ihre Beamten öffentliche Beamten seien. Dies hat ein Komes der Sachsen getan, der die sächsischen Siebenrichter

* Verlag der Markusdruckerei Schäßburg.

geleitet hatte. Und der Kassationshof hat die Folgerung gezogen und diesem Standpunkt in seiner Endsitzung Platz gegeben.

Nun zum Volk! Ich habe gesagt, das Volk ist mitschuldig am Verlust der Wälder! Wer kann dies bestreiten? Warum gibt es nicht einige und wenn auch wenige im Volk, die sich um ein solches Milliardenvermögen des Volkes kümmern? Wieso kam es, daß nicht der Volksrat, der unzählige Aufrufe und Mahnungen erhielt, kein Bischofsamt, kein Landeskonsistorium, kein Kreisausschuß, kein Presbyterium, kein Landeskundeverein, kein Parlamentsabgeordneter, keine Selbsthilfe, keine Erneuerungsbewegung, keine Einheitsbewegung Stellung zu den Siebenrichterwaldungen genommen hat und nimmt und die sächsische Universität noch immer unbekümmert ihren verfahrenen Weg gehen läßt, bis das letzte Geschick über sie wieder, „ehe mans gedacht", einbricht.

Die Siebenrichterwaldungen sind verloren, das verbliebene Vermögen hat keine Führung, die Siebenrichterabgeordneten sind abgesetzt — was geschieht heute bei der sächsischen Universität und der Siebenrichterschaft?

Ich frage:

1. Wer hatte dem Komes das Recht gegeben, nach dem Verlust der Wälder die lebenslänglich angestellten Siebenrichterforstbeamten und Heger zu entlassen, da dies Recht nur der Siebenrichter-Generalversammlung zukam? Mit welchem Recht hatte er ihnen Hungerpensionen ausgesetzt (für den Forstwirtschaftsleiter mit 22 Dienstjahren z. B. 1500 Lei monatlich).

2. Mit welchem Recht hat der letzte Komes das Rote-Turm-Schloß, dies historische Dokument, beiläufig im Jahr 1926 um 500000 Lei an den Staat verkauft, um einen Preis, der in seinem Werte heutigen 250000 Lei gleichkommt, für ein Grundstück, das besteht aus beiläufig 12 Joch erstklassigem Obstgarten, dem Herrschaftsgebäude, (früherem Sitz des Gouverneurs), den Stallungen, Dienstwohnung, Remisen usw., Werkstätten und dem hohen wunderbaren Turm selbst, welch Grundstück außer dem geschichtlichen Wert einen Wert von mindestens 6 Millionen Lei darstellt.

3. Weiß man bei der Sächsischen Universität nicht, daß die Siebenrichterherrschaft nach der Agrarreform schon seit 3 Jahren 200 Kat.-Joch Wald zurückzubekommen hat und noch immer nicht bekommen hat? Warum kümmert sich niemand hierum?

4. Weiß man bei der Sächsischen Universität nicht, daß das Riu-saduluier Forsthaus seit Jahren durch die dortige rumänische Dorf-schule bis jetzt unentgeltlich zur Hälfte besetzt gehalten wurde? Wa-rum wurde dies so lang geduldet?

5. Ist es ein richtiges Umgehen mit dem Volksvermögen, daß die der Siebenrichterherrschaft gehörigen nicht enteigneten 900 Kat.-Joch im Altreich ohne Oberaufsicht gelassen und nur durch einen unkon-trollierten Heger auf Schleichwegen begangen werden?

Genug! Es wird wohl jedem ein Bild erstehen über den heutigen Zustand der historischen sächsischen Nationsuniversität und der Sieben-richter. Die Siebenrichtergebirge bilden heute Staatsreserven, sie sind nicht für den Zweck verwendet worden, den die Agrarreform vorge-bracht hat, weil die umliegenden Gemeinden genügend Wälder und Weiden haben. Es ist menschenmöglich, daß richtige Politik und Diplomatie dem Eigentümer die sächsischen Siebenrichterwälder wieder zurückschafft; und es ist möglich, daß die sächsische Uni-versität in einer annehmbaren Gestalt von neuem ersteht, natürlich unter neuen Sachwaltern, denn solange nicht verantwortungsbewußte Kraftnaturen das Volksvermögen leiten, sondern solange an ihrem Schicksalsrad auch untergeordnete, unzulängliche Menschen hantieren, solange kann man nicht an ihre Schicksalsberufung glauben.

Und daher muß etwas zur gründlichen Heilung und Reinigung geschehen! Übeltäter aus der Vergangenheit zu verfolgen, zu be-strafen, bringt keinen Nutzen — was geschehen, ist nicht mehr zu ändern — aber die Erfahrung gibt Anhaltspunkte, Vorsichtsmaßregeln für die Zukunft, es kann noch vieles wieder gut gemacht werden.

Das Volk muß lernen, besser auf seine Güter zu sorgen, es muß anders werden, in das Volk muß der Geist kommen, der da sagt: Keine Verteidigung ist vergeblich, sie härtet! Im Kampf gegen den Wolf erstarkt das Friedwild draußen in der Natur. Ihm allein hat es seine scharfen Sinne und Fähigkeiten zu verdanken!

Wer sein Geschick nicht selbst handelnd in die Hand nimmt, ver-dient sein Mißgeschick!

Können wir noch nach all den schweren Verlusten überall in der Agrarreform, von denen sehr viele nicht hätten sein müssen, nach unserem steten Zurückgehen auf allen Gebieten noch sagen, es geschehe uns Unrecht? Ja, das Volk muß ganz anders werden, um nicht mehr zu verlieren, sondern zu gewinnen!

Das Volk anders zu gestalten, anders zu erziehen, das muß die Aufgabe jener sein, die sich an seine Spitze stellen. Sittlich hohe Kraft ist das Geheimnis, sie muß aus der gebildeten Schicht in das Volk, auf das Land dringen. Das sächsische Landvolk schläft, ihm kann die Erneuerung nur aus der Stadt kommen! Schön klein beigeben, ist das einfachste, aber es bedeutet den Untergang! Man muß den Mut haben, unfähige schlechte Menschen, Überständer, die ihre Pflicht nicht tun, sofort vom Platz zu räumen. Sie verdienen kein Erbarmen! Und man muß es noch lernen, die wirklich Besten zu finden, zu heben und als Führer an die Spitze zu stellen, um sich vor ihnen zu beugen!

Von der Wertung deutschen Wesens durch die Welt

Von Bernhard Capesius

Wieder einmal steht Deutschland im schwersten Trommelfeuer der öffentlichen Weltmeinung. Die große Haßwelle, die der 30. Januar 1933 hervorgerufen hatte, schien am Verebben, da gab der 30. Juni 1934 allen jenen, die ihren Groll angesichts der Erfolge des nationalsozialistischen deutschen Staates zurückdrängen mußten, willkommenen Anlaß zu einer ungehemmten Flut von Greuelmeldungen, Beschimpfungen, Verdächtigungen, Hohn und Verachtung. Es ist fast wieder wie vor zwanzig Jahren, als jener Feldzug der Weltlüge gegen Deutschland begann, der den Ausgang des militärischen Feldzuges sicher mitbedingt hat. Jeder, der sich in tiefster Seele als Deutscher empfindet, steht erschüttert vor dieser Erscheinung und fragt sich ratlos nach ihren Gründen. Unzählige Antworten auf diese Frage sind erfolgt — keine ist erschöpfend. Hier liegt etwas wie ein Urgeheimnis vor — vielleicht das Fremdsein jeder Individualität allen andern gegenüber, das infolge einer besondern geschichtlichen und geopolitischen Lagerung beim deutschen Volk eine besonders stark betonte Note erhalten hat.

Die häufigste, aber auch oberflächlichste Antwort auf die Frage nach dem Grund dieser deutschfeindlichen Einstellung ist der Hinweis auf gewisse Machenschaften internationaler finanzieller und politischer Kreise, die ein Interesse an der Hetze gegen Deutschland haben. Mit dieser Antwort, in der das Wort „jüdisch“ nicht zu fehlen pflegt, beruhigt, ja tröstet man sich meist. Dazu kommt die Tatsache, daß dem

„deutschen Wesen" an sich meist Achtung, ja Sympathie entgegengebracht wird und nur die augenblickliche Ausprägung des „deutschen Gedankens in der Welt" oder seine Träger abgelehnt werden. So kann man heute in einer gewissen Bukarester Presse immer wieder lesen, daß man das „wahre Deutschland Goethes und Kants" vor der „Verfälschung und Vergewaltigung durch Adolf Hitler" bewahrt oder davon gerettet sehen möchte. Auch über diese offenbare Verkennung oder gewollte Verdrehung kann man sich noch verhältnismäßig leichten Herzens hinwegsetzen.

Daß aber das Problem viel tiefer liegt, wird einem erschütternd klar, wenn man plötzlich auf einen eben erst veröffentlichten[1] „Brief" des großen rumänischen Dichters Eminescu stößt, den er vor genau 60 Jahren (1874) an eine deutsche Zeitschrift gerichtet hat. Man muß wissen, daß Eminescu infolge seiner Bukowiner Herkunft nicht nur schon im väterlichen Hause deutsch sprechen gelernt hat, sondern daß er auch deutsche Schulen und Hochschulen besuchte, die deutsche Sprache so sehr beherrschte, daß er selbst an seinen großen Landsmann Titu Maiorescu, der ihm einen Lehrstuhl für Philosophie verschaffen wollte, in dieser Angelegenheit deutsche Briefe schrieb. Ein am selben Ort veröffentlichtes Dokument, die „flüchtigen Erinnerungen an Eminescu" von Mite Kremnitz, der Freundin und Schriftstellergefährtin von Carmen Sylva, erwähnt ebenfalls, wie sehr Eminescu „unser Deutschtum schätze". Und trotz allem muß man in Eminescus Brief Abschnitte und Sätze lesen wie die folgenden:

> „Daß Deutschland nie verdient hat, eine edle Seele wie Jakoby zu den Seinigen zu zählen, das ist gewiß. So etwa ein selbstsüchtiges Mönchlein voll Eigendünkel, der gerne Hexen verbrannt hätte und Briefe an den deutschen Adel schrieb, übrigens ein devotester Diener der Fürsten und ein Verabscheuer der unterdrückten Bauern, so einen Luther, so einen Bismarck, der den Deutschen den Haß der ganzen Welt zuzieht, Leute von der Art brauchen und verdienen die Deutschen. Anders bei Leibe nicht. Denn der Deutsche ist von Natur ein Verhimmler der recht fleißigen, recht dickschädeligen Mittelmäßigkeit, ein Verfolger aber dessen, was wahrhaft vortrefflich und groß ist. In der Politik also demokratische Seiltänzer, liberale

[1] Durch J. E. Torontiu, einem sehr verdienstlichen Literarhistoriker, der im umfangreichen IV. Band seiner „Studii şi Documente" aus dem Manuskriptenschatz der Rumänischen Akademie viele wertvolle „Briefe, Tagebücher, Protokolle usw." betreffs der „Junimea", einer jungrumänischen Presse der Jahre von 1870 heran, hervorgeholt hat.

Transacteurs, Anbeter der so genannten Macht der Tatsachen, in Kunst und Literatur Schwerköpfe und Pedanten. . . .“

„Wo Sie sich für Deutschtum enthusiasmieren, versteh' ich Sie recht wohl. Stomachus locutus est und wir ermessen die Tragweite, aber die Philosophie — die bringt ja Ihnen nichts ein — also wozu? Lassen Sie ihn aus dem Spiel, diesen armen Schopenhauer, der doch kein Deutscher ist. Der Mann war so was, das Sie sich eigentlich gar nicht vorstellen können, er war nur Mensch.

Er meinte nämlich, es hänge gar nicht von ihm ab als Deutscher oder als anderes geboren zu werden; im Gegenteil man ist so sehr gezwungen gerade dort herauszukriechen, woher man eben herauskriechen muß, daß dieses Muß oft ein recht schweres Unglück bedeuten kann. Für ihn war es sicherlich kein Glück eine Deutsche zur Mutter gehabt zu haben. Ebenso wenig können Sie darauf stolz sein, daß Sie als Deutscher geboren wurden — daran sind Sie wahrhaftig gar nicht schuld, mein Bester, auch daran nicht, daß Sie eine fertige Masse Menschen vorfinden, die Sie zu den exclusiv Ihrigen zu zählen sich eine Ehre machen — die teutsche Nation nämlich.

Also politisieren Sie, germanisieren Sie, thun Sie's wie's Ihnen Ihr Magen und seine zufällige Dependenzien für am ratsamsten finden werden, nur Philosophie und philosophische Parallelen bei Seite. . . .“

„Die große deutsche Nation hat eben so wenig daran ein Verschulden oder ein Verdienst, daß sie so ungemein groß ist. Es ist eine natürliche Tatsache, über die kein vernünftiger Mensch stolz sein könnte. Es ist ein Unglück, denn die quantitative Entwickelung geht zum Nachteile der Qualität vor. Sie werden keinen unterkriegen, das versichere ich Sie und keinen Goethe mehr fertig bekommen; aber dafür desto mehr Redwitze und Geibels und eine beliebige Masse Schellings, Hegels, Fichtes und wie sie alle heißen mögen, die Herren Hofräte. . . .“

Man muß bei diesen Äußerungen berücksichtigen, daß Eminescu damals erst 24 Jahre alt und von jeher zu Übertreibungen und Extremen geneigt war. Auch hat die „Gründerzeit“ der siebziger Jahre gewiß viel Ursache zu berechtigter Kritik am damaligen „deutschen Wesen“ gegeben. Was übrig und erschütternd bleibt, ist die Verkennung und Verachtung — nicht Bismarcks! Denn die ist uns gerade aus der heutigen Lage heraus verständlich — Luthers und der ganzen deutschen idealistischen Philosophie. Dabei hat natürlich Schopenhauer Pate gestanden und trägt ein gut Teil Schuld an den Fehlurteilen seines Sängers. Daß aber dieser einzige, der anerkannt wird (außer der beiläufigen Erwähnung Goethes), um seines Deutschtums willen, das ihm „äußerlich“ anhaftete, bedauert wird — das läßt am tiefsten blicken. Hier urteilt einer, dem weder kapitalistisch-jüdische Interessen, noch Unkenntnis des deutschen Wesens zugeschrieben werden

können, schon vor sechzig Jahren nicht nur über den deutschen Staat und seine angeblichen Machtgelüste, sondern gerade auch über die geistigen Leistungen der Deutschen und ihre Leistungsfähigkeit vernichtender noch als manche heutige „feindliche" Presse.

Eminescu war an sich keineswegs „kosmopolitisch" eingestellt. Seine nationalen Gedichte wie „Dela Nistru pân' la Tisa" oder „Ce-ți doresc eu ție, dulce Românie" beweisen tiefes Empfinden dem eigenen Volkstum gegenüber. Sollte ihn Geibels Wort „Und es soll am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen" gereizt haben, weil es für ein anderes Volkstum das gleiche Empfinden verrät? Oder klang es ihm zu überheblich? Was aber sagte er dann zu der preisgekrönten Ode seines großen Landsmannes, des Lyrikers Vasile Alexandri „Latina ginte e regina", die mit der Versicherung schließt, „die lateinische Rasse habe die Aufgabe, Gott auf Erden zu repräsentieren"? Wir wissen, welche Ablehnung das mißverstandene „Deutschland über alles" in der ganzen Welt findet und auch Eminescu zitiert es in seinem „Brief" ironisch in der Form „Alldeutschland über Alles!" Und doch enthält es nichts, als was jedes andere Volk für sich als selbstverständlich ansieht.

Das Rätsel der Wertung deutschen Wesens durch die Welt wird durch den Brief Eminescus nicht gelöst, sondern im Gegenteil noch schwerer. Denn auch in ihm klingt das „Und doch" durch, das so viele erleben, die mitten unter Fremden es vielleicht täglich erfahren können, daß sie gerade wegen ihres Deutschseins aufgesucht, geschätzt und herangezogen werden. Insbesondere dort, wo sich französischer und deutscher Kultureinfluß kreuzen, wird man bemerken können, daß der selbstverständlichen und unantastbaren Ergebenheit dem Französischen gegenüber etwas von Gleichgültigkeit und Überdruß anhaftet, während das Deutsche zu wacher Aufnahme und Abwehr gleichzeitig zwingt. Wir aber, die als Gesamtheit hier auch um die Weltgeltung deutschen Wesens zu kämpfen bestimmt sind, müssen gleich wach sein der Aufnahme und Abwehr gegenüber und dürfen uns mit oberflächlichen Argumenten weder trösten, noch entrüsten. Gerade im Gegensatz zu Eminescus jugendlicher Theorie müssen wir uns bewußt sein, daß auch wir teilhaben „an jedem Verdienst und jedem Verschulden der großen deutschen Nation".

Ein Nachwort

Von Heinrich Zillich

Über die Ursachen des Deutschenhasses im Kriege hat Baschwitz[1] in seinem sehr bedeutenden Werk Entscheidendes gesagt. Er weist nach, daß es sich dabei um eine Selbstrechtfertigung handelt, der sich die Deutschland feindlichen Völker unterzogen. Wenn aus irgend welchen Gründen sehr viele über einen Einzigen herfallen, so muß dieses Vorgehen vor dem menschlichen Gewissen begründet werden. Man sagt sich dann — und hiemit beginnt auch schon der seltsame Prozeß des Wahns — daß dieser eine besonders übel und verdorben sei; seine abgründig bösen Eigenschaften rechtfertigten es, daß man in Massen über ihn komme, ja mache es zur Pflicht. Je mehr im Untergrund das eigene Gewissen sich dagegen auflehnt, daß ein Einziger oder ein ganzes Volk zum Mittelpunkt eines Angriffs aller gemacht wird, umso bereitwilliger sucht man es zu beruhigen, indem man die Verderbtheit dieses Mittelpunktes behauptet und daran schließlich aus einer Notwehr des eigenen ethischen Empfindens auch glaubt. Es kommt dann so weit, daß es Universitätsprofessoren fertig bringen, von den Deutschen zu behaupten, sie schnitten den Kindern die Finger ab oder ließen das Fett der Gefallenen aus, um es zu Talg zu verarbeiten. Wie Baschwitz nachweist, hilft gegen einen solchen Massenwahn nichts, solange die Ursache des Wahns vorhanden ist. Der Wahn legt sich wie im Falle Friedrich des Großen, der ähnlich verleumdet wurde, mit dem Sieg des Eingekreisten sofort; viel langsamer aber, wenn die Einkreisenden siegen, weil da das Schicksal diesen Recht zu geben scheint, obgleich das heimliche Gewissen weiter schlägt. Besonders deutlich schlägt es dort, wo der Gegner keinen Einsatz, der wirklich gilt, wagte, also bei Kriegslieferantenvölkern, den Granatenneutralen, wie sie Baschwitz nennt, etwa bei Schweizern und Holländern, die am längsten an die deutschen Greuel glaubten — obgleich z. B. Holländer ohne weiteres, noch während sie von der deutschen Lust Kinder zu morden faselten, ihre eigenen Kinder zu Ferienaufenthalten ins Reich fahren ließen. Der Massenwahn ist wie jeder Wahn zugleich folgerichtig und widerspruchsvoll. Folgerichtig darin, daß jener, der einen Einsatz wagt, ihm am wenigsten verfällt. Die Kriegsteilnehmer der

[1] Baschwitz, Der Massenwahn, Ursachen und Heilung des Deutschenhasses. Verlag C. H. Beck, München.

Entente, besonders die Frontsoldaten, faßte er kaum an. Er berührte auch ganze Völker, die in diesem Krieg ein hohes nationales Ziel zu gewinnen hatten, nicht oder nur schwach und ließ in dem Augenblick nach, wo es erreicht war, denn hier war kein schlechtes Gewissen zu beruhigen. Man denke an die osteuropäischen Völker, wo im Volke selbst während und gleich nach dem Kriege ein wirklicher Haß gegen das Deutsche oder gar eine sinnlose Greuelverzerrung des deutschen Wesens fehlte. Propaganda dieser Art drang nicht tief. Doch sie fiel auf willfährigen Boden bei den Granatenneutralen, die nur Geld suchten, und sie wirkte sich verheerend bei jenen, deren Kriegsziele nicht so naturhaft eindeutig zu Tage lagen, aus, wie bei Engländern und Franzosen, besonders nach dem Siege. Baschwitz weist darauf hin, daß englische Blätter, die diesem Wahn entgegenzutreten versuchten, einfach nicht gelesen wurden, denn das Volk wollte deutsche Greuel hören, es mußte sie hören, um sein Handeln zu rechtfertigen.

Diese wahnhafte Betrachtung deutscher Dinge wirkt noch heute nach und lebt auf, wenn die Gefahr droht, daß durch das Schicksal und durch die Geschichte der Sieg, also die scheinbare Bestätigung der eigenen deutschfeindlichen Haltung vernichtet wird in einem Neuaufstieg des deutschen Volkes. Hier stecken auch die Gründe, warum die Kriegsschuldthese, die wissenschaftlich längst beseitigt ist, noch immer geglaubt wird. Wenn man sie nicht mehr glaubt, wird man doch selbst mitschuldig an dem, was Deutschland erlitten hat. Mitschuldig wird allerdings kein Volk, das in diesem Krieg ehrlich um ein nationales Ziel focht, sondern die Lieferantenvölker und die übermütigen Sieger.

Hier stecken die Ursachen des Deutschenhasses auch der Gegenwart. Aber sie stecken noch in einer höchst aufregenden Tatsache: Es ist zweifellos richtig, daß das deutsche Volk durch viele Jahrhunderte über die entscheidenden Teile Europas maßgebenden Einfluß ausübte. Etwa vom Jahre 800 bis weit nach der Reformation und teilweise bis 1918 war deutsches Volkswesen als Träger der Reichsidee gleichzeitig europäisches bestimmendes, meist sogar beherrschendes Wesen. Man hat wenig davon gelesen, daß die Deutschen im frühen Mittelalter, wo ihre Macht wenigstens in der Idee unangetastet war, gehaßt wurden. Sie besaßen damals eine weltgültige Form, die ihrem grenzüberschreitenden Wesen entsprach. Mit dem Vordringen der nationalen Gesichtspunkte, die einerseits zur Befreiung vieler Volkstümer und damit zu einer Anregung kultureller Keime führten, anderer-

seits aber auch eine staatliche Verengung mit sich brachten, in die sich wohl die erwachenden Völker beruhigt einfügen konnten, nicht aber das deutsche, entsteht eine deutsche Wesens- und Formkrise. Der Nationalstaat, den nun auch die Deutschen erstreben mußten, band ihr Wesen nicht ganz. Es warf sich darüber hinaus. Sie wurden zum Unruheherd Europas. Denn nun suchten sie eine Form, während alle andern sie zu haben meinen. Das Volk mit der größten Geschichte Europas wird hier zum jüngsten. Das Volk, das länger als ein Halbjahrtausend des alten Reichs Form und zwar zwingende Form besaß und vorlebte und alle Völker dazu bekehrte, muß sich in eine Form fügen, die seiner Geschichte, Größe, seinem inneren Formgesetz widerspricht. Dies besonders von dem Augenblick an, wo die starre französische Revolutionsformel gängig wird. Da erst beginnt das bedrohliche Sichwandeln der Deutschen in jeder Hinsicht, das sich schon früher in einem Jahrhundert der Schwäche angekündigt und in einzelnen grandiosen Formversuchen wie in Preußen sogar selbst vorweggenommen hatte. Die französische Formel entspricht allen; sie entspricht dem deutschen Wesen nicht und sie ist auf die Deutschen nicht einmal im äußerlichen Sinne anzuwenden, etwa in der Durchführung eines geschlossenen deutschen Nationalstaates, denn dieser kann niemals alles deutsche Volk umfassen und er kann, wie sich gerade heutzutage zeigt, nicht einmal das ganze binnendeutsche Volk umschlingen, denn dann wird der nationalstaatliche Raum der anderen einfach durch die Masse des deutschen bedroht. Deutschland sucht also eine andere Formel. Lebensgesetze entstehen wie alle Gesetze aus Forderung und Gegenforderung. Die deutsche Formel, soll sie gültig werden, muß von den anderen Völkern angenommen werden können. Die deutsche Formel selbst kann man nicht entwerfen, sie muß sich ergeben durch Geschichte und durch unzählige deutsche Forderungen, die durch die Geschichte schließlich zu der gültigen umgewandelt werden. Solange die Deutschen nach dieser Formel suchen, werden sie ununterbrochen für ihr eigenes und für das europäische Leben neue Gesetze aufstellen. Das aber beunruhigt die anderen Völker. Und daher rührt die schon Jahrzehnte alte Angst vor dem deutschen Wesen, das mit dem Vorhandenen unzufrieden sein muß, sonst stürbe es. Solange dieses Suchen noch vorwiegend Traum und Kunst war, liebte man die Deutschen wie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, wo die Franzosen von den deutschen Dichtern und Denkern schwärmten. Schon die technische Erneue-

rung aus diesem brodelnden Gefühlsuntergrund begann zu enthüllen, wie riesig der Umfang deutscher Wandlung ist. Und als die Wandlung politische Formen annahm, da war das Schwärmen für Deutschland dahin und der Haß begann. Es ist also nur folgerichtig, daß heute fremde Journalisten, denen Goethe den Rücken gedreht hätte, sich zu seinem Schützer vor den bösen Gegenwartsdeutschen aufzuwerfen das lächerliche Bestreben zeigen. Sie merken dabei allerdings nicht, daß ohne Goethe Deutschland und das deutsche Volk nicht diese Entwicklung genommen hätte, die es nahm.

Eine Verständigung zwischen dem deutschen suchenden Volk und den suchenden Völkern des europäischen Ostraums, die noch viel weniger fertig sind, als das aus einer früher jahrhundertelang fertigen Form in eine neue sich wandelnde deutsche, ist nicht schwer. Wir sehen ja auch, daß deutsche Gegenwartsideen hier in veränderter Form ständig Aufnahme finden. Eine seelische Verständigung der Deutschen gibt es nur mit dem geistigen Westen nicht. Dabei spielt die Judenfrage bloß eine Nebenrolle, eine solche der Wechselbanken; sie wandeln die westlichen Abwehrkräfte in Kleinmünze um. Das deutsche Volk muß es tragen, daß es verkannt wird. Es ist die Last, die sein Schicksal ihm aufbürdet, und zugleich seine Ehre.

Schlußwort

Von Bernhard Capesius

Ich stimme dem, was Zillich oben schreibt, im Wesentlichen zu. Nur scheint er mir zwar „die besondere geographische und geschichtliche Lagerung" zu erklären, von der ich sprach, aber zur Lösung des Rätsels „Eminescu und Deutschland" nichts beizutragen.[1]) Denn bei

[1]) Ich habe Eminescus „Rätsel" nicht unmittelbar gelöst, aber ist es ein Rätsel? Wenn jemand die Größe Luthers, Bismarcks, Hegels, Fichtes nicht begreifen kann, so ist er doch kein Rätsel. Und wenn jemand Luthers Riesenerscheinung in der Art Eminescus verächtlich zu machen unternimmt, so heißt man das nicht rätselhaft. Und behauptet einer, der Philosophie treibt, in heftigem Tone, die äußere Größe des deutschen Volkes schade dessen Qualität, und merkt dabei nicht, welche unhaltbaren Folgerungen sich daraus für andere Völker ergeben müßten, so stellt er nur sich selbst zur Beurteilung hin. Ist er ein großer Mensch, so hat er eben hier mit anderen Großen die Fähigkeit gemein, nicht immer groß zu sein. Angesichts der Undankbarkeit, die sich bei Eminescu der deutschen Kultur gegenüber zeigt, die ihn bildete, könnte ein Psychologe an die Haßliebe der Kinder zum Erzieher denken. Gleichgültig: die unreifen Briefstellen beeinträchtigen nur das Bild Eminescus.

diesem kann von keiner Selbstentlastung des „bösen Gewissens" die Rede sein, wie sie wohl beim Deutschenhaß der Weltkriegspsychose zu beobachten ist. Und auch sonst weichen die Gedankengänge Eminescus vielfach von denen anderer fremder Beurteiler Deutschlands ab.

Das ist mir besonders klar geworden durch einen inzwischen erschienenen Aufsatz,[1] der auf sehr breiter Grundlage der gleichen Frage nachgeht, wie denn die Wertung deutschen Wesens durch die Welt erfolge und zu erklären sei. Dabei zeigt der Verfasser, anschließend an das Buch eines Bulgaren,[2] daß diese Wertung ganz verschieden ist, je nachdem sie von westlichen (romanischen) oder von östlichen (slawischen) Beurteilern ausgeht. Für die Franzosen seien die Deutschen „ein tiefgründiges Volk der Dichter und Denker, aber für die praktische Wirklichkeit untauglich", das man „nicht allzu ernst nehmen müsse. Sehr fähig, traumhaft sicher oft, aber unkonkret, Träumer, nicht bereit an der Wirklichkeit alles nachzuprüfen und daher auch nicht fähig, die Wirklichkeit zu beherrschen". Für die Slawen aber (Dostojewski, Popoff) besteht geradezu die Aufgabe Deutschlands darin, durch sein Wesen und seine Leistungen (auch in Technik und Erfindungen) den Kampf gegen die alles beherrschende Machtidee des römischen Geistes zu führen. Natürlich gibt es auch Stimmen, die Deutschland gerade infolge seiner „positiven" Leistungen verachten oder hassen.

Betrachten wir das Urteil Eminescus aus diesem Gesichtspunkt, so scheint es eher die Züge slawischer als romanischer Einstellung zu tragen, obwohl ja die Rumänen im allgemeinen, wie das auch Hartmann ausdrücklich bemerkt u. zw. mit dem Zusatz, „ja sogar", unter dem Einfluß der romanischen Auffassung stehen. Aber während der Südslawe Popoff „das Deutschland Luthers, Fichtes, Goethes,

Wie es aber möglich war, daß schon damals bedeutende Männer vor dem deutschen Wesens derart versagten — das erklärte ich in meinem Nachwort. Seit dem 18. Jahrhundert sucht das deutsche Volk eine neue europäische Formel. Das geht alle an. Niemand kann daran vorbeisehen, man kann es einfach nicht — Capesius wies selbst auf das lebendige Interesse hin, das das Deutsche überall findet — und da quillt nun aus dem inneren Zwange, sich ununterbrochen mit dem ständig sich wandelnden deutschen Geist zu beschäftigen, neben neuen Erkenntnissen auch Überdruß, der „Haß des unter Einfluß Stehenden", und er verzerrt das Urteil über die Deutschen. Diesem Verhängnis — das die Deutschen läutert — verfällt auch mancher, der es wie Eminescu „besser weiß". Etwas von mangelnder Geradlinigkeit steckt nämlich immer im Deutschenhaß und in der Verkennung der Deutschen. Heinrich Zillich

[1] „Romanisches und germanisches Wesen in slawischer Betrachtung" von Hans Hartmann im Juliheft der Zeitschrift „Hochschule und Ausland".

[2] Popoff, Germanismus und Zivilisation (E. Runge, Berlin).

Bismarcks, das trotz aller Spannungen im Grunde ein einheitliches Gebilde ist", positiv einschätzt, scheint Eminescu mit Dostojewski zusammen mehr nur das Negative, „das Noch-nicht, das Noch-fehlende und Unausgesprochene" zu bemerken. In dem anfänglich zitierten Brief schießt er dann mit seinem jähen Temperament weit über alle Grenzen hinaus.

Die Absicht meines ersten Aufsatzes war zu zeigen, welche stark ablehnende und ungerechte Beurteilung deutsches Wesen immer wieder und selbst bei hervorragenden „Deutschenfreunden" gefunden hat, und daraus gewissermaßen einen Trost zu schöpfen in dem Schmerz, den uns die heutigen täglichen Äußerungen des Deutschenhasses zufügen. Eine restlose theoretische Klärung der Frage nach den Gründen hiefür halte ich für unmöglich. Auch Hartmann sagt: „Die ganze Ebene, auf der solche Betrachtungen stattfinden, muß ergänzt werden durch die andere, die nach dem Irrationalen, nach dem einmaligen Geschick der Völker und Völkergruppen fragt".

Und ein solches einmaliges Ereignis ist inzwischen auch wieder eingetreten, das uns die Welt plötzlich in einem andern Lichte zeigte: der Tod Hindenburgs. Vor dem großen deutschen Manne, der im Weltkrieg als blutdürstiger Militarist karrikiert und verflucht wurde, der bei seiner ersten Wahl zum Reichspräsidenten von der Auslandpresse z. T. mit Wutgeschrei begrüßt wurde, vor diesem Mann hat sich bei seinem Tode die ganze Welt in Ehrfurcht gebeugt.

Hier hat nicht der Tod allein versöhnend gewirkt — nein, menschliche Größe hat über alle feindlichen Empfindungen den Sieg davon getragen. Und das mag der andere Trost sein!

Die Gätensteppe

Von Walther Eidlitz

Als der schwedische König Karl XII. auf seinem großen Heereszug von der Ostsee bis zum schwarzen Meer in die Nähe des Flusses Don kam, sagte ihm der alte Kosakenhäuptling Mazeppa, der neben ihm ritt, jenseits des Don beginne Asien. Der König war voll Freude, nun bald gleich Alexander, den Boden Asiens zu betreten. Die Geographen haben seither des öfteren über seinen Irrtum gespottet. Aber wenn man dieses Steppenland durchquert, ja wenn man bloß von der Stadt Czernowitz eine Tagereise weit nach Osten fährt, nach

Kischinew oder nach Bender, da fühlt man wohl, auch wenn einem nicht mehr, wie vor einem Jahrhundert, die Kamelherden der Tartarei begegnen, daß nun bald ein anderer Erdteil anfängt.

Die Erde, die Weite, die in großen Wellen schwingende einsame Steppe und der Himmel darüber, herrschen hier, nicht mehr der Mensch. Zusammengekauert ducken sich die blaubemalten Holzhütten der Bauerndörfer in die Bodenfalten. Darüber fegt der harte Steppenwind von Asien nach Europa.

Eines Nachts stand ich auf den Lehmhügeln des Dorfes Warniza, dessen Strohhütten sich über dem Flusse Dnjestr an der Sowjetgrenze erheben. Ich blickte über die fahle Ebene, die noch vor wenigen Jahrzehnten eine Kornkammer der Erde war und wo nun unfaßbare Hungersnot wütet.

Dunkel lag das Schattenland unter mir. Schollig schien die Erde aufzuklaffen, wie vom schweren Schritt der vielen Völker, die in den Jahrtausenden über sie gezogen sind. Gätensteppe heißt diese Ebene auf den Landkarten.

Gäten, das sind die Gothen, wie der gothische Historiker Jordanes, der zu Byzanz am Hofe des Kaisers Justinian lebte, in seinem großen Geschichtswerk berichtet. Viel sind die Gothen gewandert. Aus dem hohen Norden bis zur Ostsee, durch unendliche Wälder und Sümpfe, an die Weichsel, an den Dnjestr, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Dort ist Ulfilas ihr Lehrer. Weiter stürmt ruhlos das Volk, vorgesandt aus der deutschen Völkerwoge, schauernd dem großen Schicksal entgegen, das sich auf sie herabsenken will. Heereszüge brausen nach Griechenland und bis vor die Mauern von Byzanz. Gebirge Kleinasiens erklimmen sie, Gefilde Galliens durchstampfen sie. Bis sie endlich unter Theoderich zu ihrem Zug nach Italien aufbrechen.

Nacht liegt über der Gätensteppe. In den Schattenhügeln der Gräber da unten findet man goldenen Schmuck des Gothenvolkes, Ketten aus Chalzedon. Die Kraft der Gothen ist da begraben, in den Gräbern der Gätensteppe, in den Gräberreihen im Lande Italien, von den Alpen bis Sizilien, und im Grabe von Ravenna, wo ihr König Theoderich liegt.

Zwiespältig ist das Schicksal Theoderichs. Viel treuer als jede Historie bildet die isländische Sage von Thidrek von Bern, wie der Gothenherrscher dort heißt, sein innerstes Wesen ab. Ein Steigen von Stufe zu Stufe, ein Leben von unermeßlichem Glanz. Zuletzt erringt

er im Kampf mit dem Lindwurm den leuchtenden Goldhelm, den Helm mit den Karfunkelsteinen. Er zog sogar ins Hunnenland, um Attilas dunkles Wissen zu kosten, das dem Wesen der Gothen tief fremd war und nicht zur Höhe führt. Er trinkt aus dem dunkeln Borne. Düster ist Theoderichs Ende in der altisländischen Sage. Ein schwarzes Roß, nicht irdischen Ursprungs, trägt ihn aus einem Bad in die Tiefe, hinab in höllische Finsternis.

Nach Theoderichs Tod wird sein italisches Gothenreich von Zwist zerrissen. Es wird die Beute des Kaisers von Byzanz, Justinian. Dessen Feldherren Belisar und der Verschnittene Narses rotten das Gothenvolk aus, bevor es seine Mission erfüllt hat.

Der Dnjestrfluß unter mir glitzert im Mond. Neben mir ragt schimmernd ein Denkstein auf. Es ist kein Denkstein des Gothenvolkes. „1709—1711" steht auf dem steinernen Obelisk eingemeißelt. Es ist der Denkstein eines nordischen Herrschers, Karls XII., Königs von Schweden. Hier, hoch über der Gätensteppe schlug er sein befestigtes Feldlager auf, nachdem er in neunjährigen Heereszügen alles gothische Wanderland von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, kämpfend nochmals durchwandert hatte.

Er weicht nicht von diesem öden Ort. Er schweift umher in der Gätensteppe, als suchte er vergangenes Leben, das begraben ist wie unter den hohen Grabhügeln des Gothenvolkes, als wollte er über etwas nachsinnen, was er einstmals verschuldet hat.

Und indessen lädt er doch nur neue Schuld auf sich. Wehklagen, Murren, Drohen dringt aus dem fernen Schweden herüber. Er solle doch endlich heimkommen. Sein Reich wird von den Feinden bedrängt, Schwedens Küste wird von der Flotte Peters des Großen verbrannt. Und er war doch ausgezogen, Peters Wirken abzubrechen und einen anderen, den er bestimmen würde, auf den russischen Thron zu setzen.

Karl kehrt noch nicht zurück. Er bleibt wie gebannt von dem, was aus dem gothisch-byzanthinischen Boden aufsteigt. Schließlich wütet er gegen seinen eigenen Freund, den türkischen Sultan, um diesen nochmals, zum vierten Mal, gegen dessen Willen, zum erneuten Krieg gegen Peter von Rußland zu zwingen. Fast gelingt es ihm. Aber der Zar Peter ist geübter als er, den Großvezier und die Eunuchen zu bestechen.

Ehe er als ein Gedemütigter, als ein Geschlagener nach dem Norden heimkehrt, läßt er sich lieber als halb Gefangener in einem Schloß, das auf dem Wege nach Byzanz liegt, bewachen. Er, ein Mann mit eiserner Gesundheit, der gewohnt ist im Winter auf der gefrorenen Erde zu schlafen, stellt sich krank. Er legt sich wie ein störrischer Knabe

ins Bett, weil er nicht mehr genug Geld hat, um fürstlich aufzutreten, weil er den Türken nicht zeigen will, wie arm er ist. Sein Kanzler kocht für ihn. Vielleicht kann er noch Zeit gewinnen, nochmals im einstigen byzantinischen Land das widerstrebende Schicksal zu versuchen.

Erst als er vernimmt, daß man ihn in Schweden aufgegeben hat, daß man dort im Begriff ist, einen anderen König zu wählen, ermannt er sich, springt auf wie aus einem bangen wirren Traum, ist wieder er selbst und beginnt den jugendlich tollkühnen Ritt, von dem heute noch nach mehr als zweihundert Jahren die Leute in Siebenbürgen erzählen. In einundzwanzig Tagen reitet er ohne jede Rast aus der Türkei über Hermannstadt, Klausenburg, Ofen, Wien, Passau, Regensburg, Frankfurt, Kassel auf weitem Umweg zwischen den feindlichen Heeren hindurch an die Ostsee nach Stralsund, das damals noch zu Schweden gehört und von vielfacher Übermacht bedroht wird.

Wie um zu zeigen, daß er gewillt ist, fortab in seinem Krieg gegen das Böse sich jedes Mittels zu bedienen, ja daß er bereit ist, wenn es sein muß, auch gleichsam in die Haut des Drachens zu schlüpfen, legt er sich auf dem Ritt einen anderen Namen bei. Er nennt sich Peter nach seinem Todfeind, den er haßt wie die Finsternis, und stülpt sich eine schwarze Perücke über.

Auf einem Zettel, den er unterwegs bei einer eiligen Mahlzeit in einem deutschen Wirtshaus verliert, lesen die erstaunten Bürger in des Königs knabenhaft unbeholfener Handschrift die Worte:

„Was zaget ihr doch?
Gott und ich leben ja noch!“

Mondnacht liegt über der ukrainischen Ebene, die einstmals eine Kornkammer der Erde war und wo nun unfaßbare Hungersnot herrscht, obwohl sie von Kollektiven mit modernsten Traktorenkolonnen bearbeitet wird. Ich blicke auf das Reich Peters des Großen, der Karl nicht niederringen konnte und der als erster von allen Menschen das kindliche, das heilige Rußland in die Schule der „Streitbaren Gottlosen“ nahm.

Wenn ein Mensch eine lichte Saat streut, geht sie auf. Wenn ein Mensch eine dunkle Saat streut, geht sie auf. Nichts geht verloren von allem Samen, von allen weiterwirkenden Taten, welche je Menschen in den Acker der Zeit hineingesenkt haben.

Die Saat Peters von Rußland ist in dem Sowjetreich aufgegangen.

Nacht liegt über der Gätensteppe.

Rundschau

Zur innervölkischen Lage. Schon seit Ende September bemüht sich die Leitung des deutschen Volksrates für Siebenbürgen um einen Ausgleich der durch die Sommerereignisse auf einen Siedepunkt gestiegenen innervölkischen Spannung. In der Beurteilung, die diese Bemühungen erfahren, und den Erwartungen, die in verschiedenen Kreisen an sie geknüpft werden, treten wie jedes Mal in ähnlichen Lagen, die beiden äußersten Wertungsmöglichkeiten einander gegenüber, nämlich die Annahme, die nichts von solchen Bemühungen erwartet, und die gegenteilige Ansicht, die alles von ihnen erwarten zu können glaubt, d. h. den vollkommenen innervölkischen Frieden. Es handelt sich hiebei nicht um zwei scharf umrissene Standpunkte sondern um zwei Meinungsgruppen, unter deren Trägern die Meinungen im einzelnen etwas schwanken.

Die durchaus entgegengesetzten Bewertungen, die vielfach der Aktion des Volksrates entgegengebracht werden, sind bedingt durch die verschiedenen Vorstellungen, die man sich von dem notwendigen und möglichen „Frieden" und dem notwendigen und möglichen „Kampf" bei uns macht.

Man beurteilt selbst in politisch führenden Kreisen unsere inneren Kämpfe oft als zu unwesentlich. Man glaubt allzuschnell ihre Triebkräfte in persönlichen Gründen und politischen Machtgelüsten gefunden zu haben und ist dann geneigt sie als im Grunde unecht und als eine unnötige Belastung der Volksgemeinschaft anzusehen. In unseren öffentlichen Auseinandersetzungen ist das durch die vielgehörte Behauptung zum Ausdruck gekommen: „man wolle ja dasselbe" „habe ja das gleiche Ziel" stehe auf demselben Grunde der deutschen „Erneuerung", es seien nur die Methoden und Wege verschieden. Von hier aus gesehen erscheint leicht als einzig ernsthaft in Frage stehender Verhandlungsgegenstand der Abbruch des Kampfes als solchen zwischen den streitenden Parteien; und man ist höchstens geneigt jene Frist zum Abklingen und Ausschwingen der Leidenschaften zu gewähren, die erfahrungsgemäß zur „Liquidierung" aller stärkeren seelischen Erregungen gehört.

Eine Volksratleitung, die sich diesen „Frieden" zum Ziel setzen würde, wäre wirklichkeitsfremd. Sie würde die wirkliche Natur unserer inneren Kämpfe verkennen. Deren Wurzel kann nicht in politischen und persönlichen Machtfragen allein gefunden werden, sondern vor allem in dem tiefen inneren Umbruch, der heute alles deutsche Sein erfaßt hat. Deshalb haben diese Kämpfe ein inneres Gesetz, das sie aus der Sphäre bloßer Zänkereien weit heraushebt. Während die, die dies verkennen, sich von einem möglichen Frieden unter uns eine viel zu weitgehende Vorstellung machen, gibt es andererseits viele Verfechter der Erkenntnis von der Unabwendbarkeit des Kampfes, die sich von dem heute unter uns möglichen Kampf eine viel zu weitgehende Vorstellung machen. Sie neigen dazu überhaupt keinen ernsthaften Gegenstand für eine Verhandlung zwischen den streitenden Parteien anzuerkennen, weil sie Ausmaß und Formen unserer heutigen Kämpfe für zu wesentlich und zu unentbehrlich halten.

Wollte die Volksratleitung sich diesen Gesichtspunkt zu eigen machen, so wäre sie pflichtvergessen. Denn die Kämpfe haben bei uns Formen angenommen, die unserer heutigen Lage nicht mehr angemessen sind, nicht zum letzten auch dadurch, daß abstoßendes Gezänk, persönliche Anflegeleien und kleinliche Rachegelüste einen zu breiten

Raum eingenommen haben. Dadurch leidet gerade die Wesentlichkeit des Kampfes, also sein eigentliches schöpferisches Moment, auf das es schließlich auch der ausgesprochensten Kampfnatur letzten Endes vor allem ankommen muß, soll sie nicht den Zusammenhang mit dem Ganzen verlieren.

Für die Volksratleitung ist daher das Ziel der begonnenen Ausgleichsverhandlungen klar vorgezeichnet und es ist ein nüchternes und durchaus praktisches Ziel: das notwendige Ausmaß von Frieden zu sichern ohne das notwendige Ausmaß von Kampf unterdrücken zu wollen. Dies notwendige Ausmaß von Kampf ist dadurch bezeichnet, daß es unumgänglich ist, die weltanschaulichen Gegensätze, die unseren inneren Kämpfen zugrunde liegen durchzukämpfen, auf geistigem Gebiet und auf dem der praktischen Lebensgestaltung des Volkes. Aber dieser Kampf ist auf eine sachliche Ebene zu verlegen. Deshalb gehören die Auseinandersetzungen um Personen vor die völkischen Schieds- und Ehrengerichte und sind aus der Öffentlichkeit herauszuziehen. Auswüchse, wie Verfolgung auf wirtschaftlichem Gebiet um der Gesinnung willen haben zu verschwinden. Nur wenn dieses Ziel erreicht wird, kann das notwendige Maß an Frieden in der Volksgemeinschaft gesichert werden. Dies aber ist dadurch bezeichnet, daß die strenge Einhaltung der Volksdisziplin durch Alle und die Durchführung der notwendigen Gemeinschaftsarbeiten der Volksorganisation praktisch gesichert wird.

Das sind die Ziele um die sich die Volksratleitung zu bemühen hat. Es ist selbstverständlich, daß keine Volksratleitung eines unserer Siedlungsgebiete vergessen darf, daß die oben für Siebenbürgen umrissene Lage für das gesamte Deutschtum unseres Landes gilt, weil ja die Anschauungskämpfe, um die es sich handelt, durch alle Gaue durchgehen. Auch die siebenbürgische Volksratleitung hat dies nicht vergessen; und die von ihr begonnenen Verhandlungen tragen geradezu den Charakter einer Teilhandlung innerhalb eines größeren, das Gesamtdeutschtum unseres Landes umfassenden Vereinigungsversuches. So sehr gerade die hier behandelte Frage eine Berücksichtigung der Gesamtzusammenhänge verlangt, besteht andererseits für jede Volksratleitung unserer Siedlungsgebiete auch noch die gesonderte Pflicht in ihrem Wirkungskreis für die Arbeitsfähigkeit der politischen Körperschaften alles nur Mögliche zu tun. Und da gerade vom innervölkischen Gesichtspunkt gesehen, die Lage der einzelnen Volksratleitungen in den verschiedenen Siedlungsgebieten durchaus ungleich ist, so ergeben sich gerade für die Erfüllung dieser letzteren Aufgabe sehr verschiedene Wege.

Alfred Pomarius

Gerhard von Mutius †. Mitte Oktober erlag in Berlin einem Schlaganfall im 62. Lebensjahre der deutsche Gesandte für Sonderaufträge Gerhard von Mutius. Er hatte eine reichbewegte diplomatische Laufbahn hinter sich, die noch nicht abgeschlossen war. Er trat uns seit langem als philosophischer Schriftsteller nahe und sprach auch unmittelbar zu den Lesern dieser Zeitschrift in seinen vielen Klingsor-Aufsätzen. Und doch war er uns, die wir in diesen Blättern wirken, nicht nur ein Mitarbeiter und Denker, er war uns viel mehr: Freund und verständnisvollster, einfühlsamster Betrachter unserer geistigen und künstlerischen Bestrebungen.

In den Jahren 1926—1931 leitete Mutius die Deutsche Gesandschaft in Bukarest. Gleich, nachdem er diesen Posten übernommen hatte, sah er sich im Lande, im Volke selbst um; mit seinem Gefühl für das Echte, Arteigene und Lebendige verstand er

Rumänien und seine Menschen nicht nur, er schätzte sie. Er fand auch sofort zum Deutschtum Rumäniens, aber in keiner steifen amtlichen Haltung, die ihm zuwider war, nicht in Reden, die bei Festen gesprochen wurden, nein, mit seinem immer wachen geistigen Interesse für das Bewegte im Dasein einer Gemeinschaft. Er war kein Sklave seines Amt und dessen schwerer Aufgabe, uneigennützige Liebe leitete ihn überall, Liebe zum Nächsten, zum Denken, zur Natur, Bedürfnis nach Aussprache und Freundschaft, Wissen und Besinnung. Und gerade darum vermochte er ein Mittler zwischen den Völkern zu sein. Nicht umsonst spielt in seiner Philosophie der Wert und die Muße eine entscheidende, die schöpferische Rolle. Seine rein geistige Verbindung mit dem Deutschtum Rumäniens war eine schöpferische; sie erstreckte sich vornehmlich auf die schaffenden Menschen und nicht auf die hochgestellten, wie das ja meist geschieht und am bequemsten ist. Niemals hat ein deutscher Gesandter in Bukarest einen so lebendigen Verkehr mit seiner Landesumgebung und mit den Deutschen geführt wie er. Dieser Verkehr war ihm ein wahres Bedürfnis und er riß darum auch nicht ab, als Mutius das Land verließ. Bis zum Tode stand er mit manchen im Briefverkehr, die ihm hier Freunde wurden, besonders mit Mitarbeitern dieser Zeitschrift; aber auch etliche Jagdgenossen werden um den leidenschaftlichen Naturfreund trauern, der Siebenbürgens Jagd und Bergwald so oft besuchte. Trauer ist es denn auch, die uns erfüllt, Trauer darüber, daß nun keiner jener schönen Briefe mehr eintreffen wird, in denen sich das Suchen unserer Zeit in ganzer Breite spiegelte von den Sternen bis zum Ackergrund, Trauer, daß kein Aufsatz mehr einläuft, Trauer, daß nur unser Dank bleiben wird für die reichen Gaben dieses Herzens, das wir liebten.

Heinrich Zillich

Hermann Czell †.

[redacted]



Gust Ongyerth

Neue Bücher und Schriften

Richard Plattensteiner, Loisl. Eines Wiener Kindes Aufstieg zum Licht. Verlag Heinrich Minden, Dresden—Leipzig. 1932. Der Verfasser, ein langjähriger Freund von P Rosegger und Verbreiter von dessen Ruhm und Wollen, hat hier — ohne künstlerische Gestaltung und Absicht — eine Naturgeschichte der ärmsten Wiener Proletarierschichten gegeben; er kennt diese Menschen durch jahrzehntelange Erfahrungen so genau, daß das Werk außerordentlich wertvoll ist. Wie Liebe, Tod, Krankheit beinahe so einfach, wie bei den Tieren im Walde, hingenommen werden; wie die Armut also ein volles Menschentum nicht entstehen läßt, wenn nicht einer, so wie Loisl, ganz geistig, entsagend und selbstlos ist, ist hier wahrheitskräftig hingestellt! Man denkt gar nicht an — die fehlende — Kunst und wird einfach von der Lebenswahrheit übermannt. Die im selben Verlag erschienene Vogelerzählung „Vogelfrei" desselben Verfassers schildert romanartig Leben eines Singvogels mit allzu wenig Phantasie. A. Heltmann

Ulrich Sander: Inge Holm, Roman. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau. Ganzleinen Rm. 4.— kart. Rm. 3.— „So bin ich in wenigen Monaten aus der Enge von Stadt und Amt, aus dem Wühlen und Wälzen eines tiefgehenden Umbaus in die Klarheit und die wärmende Sonne des Glücks gekommen." Mit diesen Worten kennzeichnet der Dichter selbst den Inhalt seines Romans. Ein großer, auch innerlich starker junger Mann, der nach vier Jahren Frontdienst in der Nachkriegszeit mit Amtsakten zu verstauben und zu verkümmern droht, reißt sich aus der Knechtschaft des Amtes uud läuft an die See. Hier wird er frei, verbindet sich innerlich neu mit dem Boden und der Urseele der Heimat, und findet schließlich in der Lotsentochter Inge Holm, dem hohen, blonden, herb-lieblichen Geschöpf, die ahnend erschaute und sehnend gesuchte Lebensgefährtin. Diese einfache Handlung ist mit Kürze und Gestrafftheit, in scharfer Schau und erquickender Klarheit, dazu in fliegender, schwingender Sprache geformt und aufgelegt; es ist viel Sinnenfreude in dem schönen Buch, — aber auch heikelste Dinge sind mit erstaunlicher Reinheit erzählt. Ich habe meine helle Freude daran gehabt. Hans Lienert

Der Ausblick, Jahrbuch neuer deutscher Dichtung. Tukan-Verlag, München. Kart. 3,60 Rm., Leinen 4,80 Rm. — Herausgeber: Hanns Maria Braun und Rudolf Schmitt Sulzthal. Das Buch bringt eine Auswahl kleiner Erzählungen oder auch Buchausschnitte von 28 jungen deutschen Dichtern, die der Tukan-Verlag in seinen Schutz genommen hat. Einige Namen sind schon vorteilhaft bekannt, etwa Hans Brandenburg, Josef Magnus Wehner u. a., doch stellt uns die Auswahl auch eine Reihe neuer Erscheinungen vor. Aus den gegebenen Proben ist es natürlich nicht möglich über jeden einzelnen Dichter oder jede Dichterin, (auch solche sind aufgenommen), abschließend zu urteilen. Mann kann hoffen, daß mancher Name noch Leuchtkraft bekommen wird durch weiteres Schaffen; man wird vermuten dürfen, daß dem einen oder andern der Aufstieg nicht beschieden sein wird. Das Buch als ganzes zeigt jedenfalls, wie das junge deutsche Geschlecht in neuem Kulturwillen, in gefestigter künstlerischer Haltung und in strengem Verantwortungsgefühl bemüht ist, das Werk des geistigen Wiederaufbaues zu fördern und mitzubauen an dem Weg in die Landschaft neuer deutscher Dichtkunst. Hans Lienert

Friedrich Winterholler, Laudon, Wanderer und General. Staackmann Verlag, Leipzig, 1934. — Das umfangreiche, gut ausgestattete und mit mehreren zeitgenössischen Abbildungen geschmückte Buch nennt sich Roman, zu Unrecht. Es handelt sich um eine Lebensgeschichte des großen österreichischen Feldherrn in literarischer Form. Der Verfasser hat das Wesen Laudons lebendig geschildert. Nach seinen Darstellungen war Laudon ein eigenartig unruhiger Geist, der unaufhaltsam zur großen Tat drängte, was ihn aus der russischen Armee über eine mißglückte Berliner Station nach Wien führte, wo er nach manchen Schwierigkeiten, Siegen und Niederlagen im Siebenjährigen Krieg und nach der Eroberung Belgrads schließlich Oberbefehlshaber des ganzen Heeres wird. Laudon war ein suchender, bewegter, schweifender Geist. All dies kommt in der Schilderung seiner Erlebnisse und Entwicklung gut zum Ausdruck, wenngleich die episodisch-impressionistische Methode der Darstellung stellenweise ermüdet. Heinrich Zillich

Ludwig Tügel. Sankt Blehk oder Die große Veränderung. Roman. Albert Langen-Georg Müller Verlag, München, 1934. — Es werden heute viele Bauernromane geschrieben. Die Zeit, die das Volkhafte wieder zu sehen beginnt, begünstigt eine Konjunktur ländlicher Romane, die man durchaus nicht immer begrüßen kann. Wenn aber plötzlich ein Roman wie dieser vor uns liegt, dessen Ausmaß und Tiefe mit wenig anderen Bauernromanen verglichen werden kann, so spürt man, daß es durchaus nur auf die Weite und Schwere einer Begabung ankommt, um auch inmitten einer literarischen Mode das ewige Wort des Landes rein und groß erklingen zu lassen. Tügel, dessen Name schon manchem bekannt sein dürfte, gestaltet darin die wilde Nachkriegszeit, wie sie sich in der Welt der Marschbauern auswirkte. Er bleibt niemals an Äußerlichkeiten hängen. Er findet durch die Fülle einer geradezu beängstigend reichen Handlung, die über das Gehöft hinausgeführt wird, in die Kleinstadt, in die Landschaft und zum Sinnbild des deutschen Leides aufwächst, auch hinein in die Bezirke der zartesten Menschlichkeit, in die ewigen Hintergründe des Schicksals und der Schöpfung. Darum sprengt das Thema seine Zeitgebundenheit. Wie es Deutschlands Not widerspiegelt, so dehnt es sich auch darüber hinaus und wird zum Bilde des Menschen, der hier in starken Trieben, mit bodenständiger Wucht und Durchblutetheit auftritt. Dies alles wird von einem ungewöhnlichen Temperament

zusammengefaßt, das sich schon in der unerhört lebendigen Sprache des Buches ausprägt, in der Art der Komposition zeigt, und eine beglückende Bereicherung unseres Schrifttums ist. Welche Menschen werden da gezeichnet! Ein Bauer, strotzend vor Kraft, ängstlich vor den Schauern des Menschentums, kindhaft und grausam; daneben die sinnhafte Melodie des Romans, ein Pfarrer, weise und gottbefohlen, menschennah und aller Menschlichkeit offen. Kunstvoll gestaltete Frauen gibt es da, die naturhafte, liebeserfüllte und rachemutige Vlamin, die marienhaft gute, wundervolle Frau tom Daile, die verstoßene feine Bäuerin: welche Männer, dieser Landrat, diese Bauern, alles wahres Leben, alles mit einer herrisch sicheren Kunst geformt, und dann der Held des Ganzen, der aus dem Krieg zurückgekehrte Bauernsohn Jochen, der „Sankt Blehk", der das Zwiespältige in sich vereinen will, Vater und Mutter, Stadt und Land, Bauer und Arbeiter, Vergangenheit und Zukunft in einer großen Veränderung, die erst gelingt aus der Tat, nicht aus dem Herzen allein und der Einsicht. Stellenweise hat das Buch biblische Größe. Wenn uns Deutsche jemand fragt, wo es ein Buch gibt, das aus der Gegenwart geschrieben deren Sinn in große Form und Weite umschmilzt, zugleich aber auch frei ist von der Zeit und dem Bleibenden zugewendet, so können wir auf diesen Roman verweisen. Tügel hat außer dem sprachlich durchaus eigenartigen Gesicht seiner Kunst, außer der Tiefe seiner Schau, noch ein drittes, was den Dichter bedeutend werden läßt, er hat die Sicherheit souveräner Gestaltung. Er vermag alle Register zu ziehen, er kann derb herussagen, und zart verschweigen, er deutet die kommende Handlung an und führt sie erst später aus, er spielt mit mehreren Geschehnissen, die sich übergreifen, läßt ahnen und enthüllt später, er wahrt dabei immer die Maße, durch die die Gesamtdarstellung jene Geschlossenheit und heiße Lebendigkeit gewinnt, die wir restlos bewundern, und er stellt jede Figur so dar, daß alles Geschehen aus ihrer Eigenart notwendig folgen muß. Wir stehen erschüttert vor dem Buch, und was gleich bedeutsam ist, wir wurden reicher; wir sehen mehr. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Unser Heft hat diesmal im Hauptteil nur wenig Beiträge, aber solche von größerem Umfang und wesentlicher Bedeutung. Wir verweisen besonders auf den Aufsatz von Emil Witting über den Verlust der Siebenrichterwaldungen. Emil Witting, der letzte Forstmeister dieses uns genommen Nationsbesitzes, ein Augenzeuge jener Vorgänge, die den Verlust bewirkten und begleiteten, schildert die Geschichte der Waldungen in den letzten Jahrzehnten, Versäumnis und Schuld. Zum erstenmal wird damit das Dunkel gelüftet, das über diesen lag. Wenn wir auch Witting die Verantwortung für seine Darstellung überlassen, deren Nachprüfung uns unmöglich ist, halten wir es doch für nötig, daß endlich die Frage nach dem Verlust der Waldungen — die in unseren Blättern zuerst Erwin Wittstock noch vor Jahren aufwarf — nun um diese Schilderung gewichtiger gemacht werde. Es sei weiterhin verwiesen auf die Aussprache zwischen Bernhard Capesius und Heinrich Zillich über die Wertung des Deutschen in der Welt. Schließlich mögen unsere Leser auch den Beitrag von Walter Eidlitz, einem Wiener Schriftsteller, dessen Bücher wir früher besprochen haben, freundlich zur Kenntnis nehmen.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Getragen von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Walther Teutsch, Gemälde

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
11. JAHR DEZEMBER 1934 HEFT 12

Vor Weihnachten

Von Heinrich Zillich

Die Weihnacht wandert durch die Kinderstuben schon viele Wochen lang ehe sie aus der frühen Abenddämmerung aufstrahlt. Ihr Wesen ist das Geheimnis des Raunens, die Neugier um versperrte Türen, die plötzlich aufspringen und einem goldenen Leuchten Raum geben — und sieh, da ist auch das Raunen ein einziger Ton des Lichtes geworden, die Neugier versank und ein großer Flügel streift aus der Ewigkeit unsere Stirne. Aber so wie der Glanz nur strahlen kann, wenn seine Umgebung dunkler ist als er, muß der Weihnacht das wunderdunkle Warten vorausgehen, geflüsterte Worte, Nicht-wissen und Ahnen, worin das Kommende manchmal auffunkelt. Blickt man sich jählings um, dann ist es still, als huschte ein Schatten oder ein Gesang ins Schweigen.

Deshalb fragen die Kinder, von dem Wehen der Zeit berührt, in den Adventswochen so viel und gleichen blauen Meeraugen unter dem Schimmer des Himmels. Wenn die Sterne dort oben aufgehen, beginnen in den reinen Spiegeln hier unten Kreise zu wandern.

Auch meine drei Kinder, der fünfjährige Jobst, die vierjährige Susanne und der dicke Zweijährige, der keinen richtigen Namen hat, sondern nur Cle heißt, sie sitzen um ihre Mutter Maria und der Vater bin ich und habe wie der Kleine auch keinen richtigen Namen, denn mir gebührt seit der Schulzeit der merkwürdige Anruf: Hucke. Es gibt unter den Verwandten manchen, der es unpassend findet, daß mich auch meine Kinder nicht anders nennen. Ich hörte sagen, sie seien deshalb zu bedauern, und man meinte gar, es sei geradezu so, als hätten sie keinen Vater, die Armen, die da wie die Mäuschen sitzen und mit den Beinen manchmal zappeln, als liefen sie schon in das Wunderzimmer.

Es ist ja in dieser Stunde, als hörte auch ich die fernen Lichterglocken läuten, die kein Ohr vernimmt, nur das Herz und jenes

innere Lauschen, das uns durch die Adern und die Sinne wie ein heiliges Schwindligwerden dringt. Während ich dann hinausblicke durch das Fenster in die Nacht, die marmorschwarz an der Scheibe steht, denke ich daran, wie anders sie mir einst erschien als heute, wo ich sie wohl schon zu oft erlebt habe in Sturm, Krieg, Sattheit und Schlaf. Lebendiger war sie einst und voll Unbekanntheiten, Drohung und Verlockung, damals als ich auch so saß wie die drei Kinder und die Geschichte von Josef und Maria hörte. Nur einmal war sie noch dichter angefüllt mit der Allgegenwart des Geschicks: Gruß euch Patrouillengänge vor der letzten großen blutigen Offensive, Gruß über Zeiten und Raum!

Einige Lichter sind im Marmor der Finsternis, Sterne, von Funkenfäden neblig umstrahlt, Geäder des Marmors, und an ihnen erkenne ich, wie tief auch diese Nacht ist und noch alles umfängt, was ich erlebte, ersehnte und was noch kommen mag. Und so wird es wohl nur davon abhängen, ob wir richtig sehen und lauschen, damit die Nacht voll sei oder entleert.

Doch nun faßt mich die helle Gegenwart: „... Es war einmal ein Vater und eine Mutter. Die hatten ein kleines Kindlein und das war das Jesuskindlein und lag im Stall in einer Krippe auf Heu und auf Stroh. Ihr wißt doch, was eine Krippe ist? Das, woraus die Pferde im Stall fressen —"

„Pferde!" schreit Ele begeistert.

„Und die Mutter hieß Maria und der Vater hieß Josef ..."

O das wollen die beiden „großen" Kinder nicht wahrhaben. Sie werden eifrig. Ihr Weltbild gerät ins Schwanken. Eine Mutter, die Maria heißt? Da muß doch der Vater Hucke heißen! Ich spüre alle Geister in den Zimmerecken schmunzeln. Gottlob, daß meine Kinder doch einen Vater kennen, wenn er auch bloß Hucke heißt.

Und was nun die Maria anbelangt, so ist das natürlich eine ganz andere Maria. Sie hat ja auch bloß ein Kind und nicht drei. Sie hat eben keinen Hucke zum Manne, sondern einen Josef. Und einen Bart hat dieser Josef. Wo hätte der Hucke je einen Bart getragen!

Und nun sinkt wieder das alte Wunder in die gläubigen Seelen. Die Hirten, die redlichen, kommen von den Feldern herein und die Kälte strahlt aus ihren Pelzen in den Stall. Sie beugen sich an ihren langen Stöcken über die Krippe und beten.

„Ele auch beten!“ mischt sich der Kleine ein, selig, daß er ein Fädchen der Erzählung gefaßt hat.

Oben im Himmel der Engelein Chor, unten das Christkind und heißt Jesus, der kleine Bub — aber das will Susanne nicht glauben. So ein kleines Christkindlein hat ein langes Kleidchen bis zu den Zehen — nicht wahr? Und solche Kleidchen tragen bloß Mädel, meint sie, während Jobst stürmisch den Standpunkt vertritt, Jesus sei ein Bub, weil man „der Jesus“ sagt, wozu ich mich auch bekenne, obschon ich dazu die Erklärung fügen muß, das Christkind sei auf den Bildern eben im Nachthemd zu sehen.

„Jetzt im Winter?“ zweifelt der Junge.

O, wer vom Himmel kommt, friert niemals.

Der Stern wandert über das Haus. Im Stall steht der Esel. Der Schein der Laterne fällt wie Silber auf sein Fell. Die Geschenke liegen um das Kind.

Die alten Worte, die alten Worte.

Wir sitzen da und streuen, ohne es zu wollen, die gleichen Samenkörner aus, die einmal in unseren Herzacker fielen. Wir haben keine Sondermeinung mehr. Wir sind nur Glied einer langen Überlieferungskette. Wenn man uns vernünftig und dumm die Nutzlosigkeit dieser alten Geschichten weismachen wollte, so ist die Zeit längst vorbei, wo wir darauf hörten. Wir sprechen kindlich mit den Kindern in der uralten Sprache, die die Sprache der Kinder ist und die in geheimnisvollen Stunden die unklaren Umrisse des Wunders genau so umschließt wie es die Sprache des Dichters vermag.

Rauscht es nicht um uns in aller Stille gleich den ziehenden Strömen aus den verschollenen Brunnen der Herkunft? Was wissen wir denn, sind wir nicht Saiten, angeklungen von unsichtbarer Hand, tönend nach einer alten Regel?

Der nüchterne Tag? Das harte Licht der Tatsachen? Hart und nüchtern ist nur das alltäglich Kleine! Um die großen Tatsachen des Lebens wehen Fahnen, ruft der Rausch der Begeisterung, heult der Schrei der Not, schafft der Glauben, fließt der Purpur des Blutes. Nun kommen sie wieder, die ich so oft sah, Heere der Toten, Kameraden des Krieges, Brüder des Durstes, des Hungers, der Erde, des Bestehens und Sterbens. Ja, das war alles Tatsache und alles tausendfach mehr, geheimnisvoll unfaßbar, unsagbar, sinnvoll. Besteht ein

Unterschied zwischen dem Sinnglauben der Kinderaugen, diesen Meeraugen des Lebens, und dem schwerer zu fassenden und noch schwerer zu ertragenden Sinnerleben des Mannes? O ja, ein furchtbarer und entscheidender, aber nur der zwischen dem Baumsetzling, den der Sturm überspringt, und dem Baum, den er packt, bricht oder stählt. Der unüberbrückbare Unterschied liegt nicht hier, er öffnet sich wie eine Kluft zwischen denen, die das Wunder und den Sinn nicht mehr fühlen, und den anderen, denen es oft entschwindend doch gnadenvoll wieder naht.

Ferner und näher stehen wir ihm und suchen oft nach Erklärungen, wie Jobst nun wieder tief in den Zweifel fällt, denn — seht — er hat entdeckt, daß seine Mutter ein Weihnachtsgeschenk strickt. Ein Weihnachtsgeschenk, das doch kein Mensch anfertigt, sondern das vom Christkind gebracht wird. Aber nun sagt aus dem alten Wissen um die fromme Schutzlüge die junge Mutter: „Ich helfe doch dem Christkind. Das hat jetzt so viel zu tun. Diese Jacke gebe ich ihm und es legt sie unter den Weihnachtsbaum."

„Warum hilft ihm der Nikolaus nicht?"

„Ach, der ist alt."

„Und die Engel?"

„Ja, die tun es wohl. Aber auch sie werden nicht fertig mit all der Arbeit. Denn überall wollen die Menschen Geschenke bekommen. Da müssen auch sie selbst etwas dazu tun."

„Der liebe Gott soll dem Christkind helfen!" meint Susanne.

„Du Dumme!" ruft der Junge, „Der liebe Gott! Der muß ja Menschen machen!"

Nun ist es einen Augenblick lang, als müßten wir ausplatzen. Doch nur ein Weilchen und dann sehen wir dies eifervolle, arglose Kleeblatt an, das Vater und Mutter in aller irdischen Faßbarkeit hat, und ich denke: das Wunder des Christkindes wird auch meinen Kindern zerfallen, und dann ist es gut, wenn ihnen das Wunder des Menschen aufsteigt, mit dessen Entstehen Gott wohl mehr zu tun hat als wir.

Und vielleicht hat Gott das Weihnachtsfest geschaffen, daß wir einmal zum Nachsinnen kommen, über die blonden Zukunftsköpfe der Kinder hinweg, in deren Märchen und Legenden sich Vergangenheit und Gegenwart mit den bleibenden Wahrheiten verknüpfen.

Da gibt es nun diese summenden Adventsstunden, in denen es uns mitunter erscheinen mag, als sei das Trübe unseres Schicksals, ja selbst das Opfer des Todes auch darum notwendig, um in solchem kindlichen Besinnen die alten ewigen Worte der Legende aus Mutter- und Kindermund wieder gläubig zu vernehmen, mit hellem Ohr und tiefem Echo im inneren Lauschen, denn erst aus dem dunklen Hintergrund, durch den wir traten, strahlt uns Unkindlichen das Licht wieder auf.

Neue Gedichte

Von Michael Wolf-Windau

Meine Stube

Es ist so still in meiner Stube drin,
nur manchmal geht ein Leuchten um mich hin.
Dann bin ich jung und heiß und sehe nichts,
als nur das Lächeln deines Angesichts.
Und aus der Kühle strömt es auf mich ein:
„Hier, Mädchen, sollst du meine Frau einst sein,
sollst schlicht und fromm in dieser Stube stehn,
damit der Heiland segne unser Gehn! —
Es ist mir oft um dich, mein Mädchen, bang
in unsrer Nächte süßem Überschwang.
Und manchmal denke ich: ob du auch wert,
als Frau zu stehn an meiner Mutter Herd.
denn wisse, Mädchen, hier ist heil'ger Raum,
wir sind vermählt an ihn durch Zeit und Traum.
Und wenn wir lange schon gestorben sind,
Die Stube wird noch dauern unserm Kind!"

Unser Kind

Du bist mein Kind, das ich für mich gezeugt,
ich stehe überm Wiegenholz gebeugt.
Mein Haar voll Kühle, meine Frau im Arm,
der Abend rieselt auf uns süß und warm.
In deinen Schläfen pocht des Blutes Gang,

„Du Kind, um deine Zukunft ist uns bang!"
Ein feines Lächeln steht um deinen Mund,
ich weiß, du segnest leise unsern Bund.
Den Nacken tief, die Augen leicht gesenkt,
Wir danken Gott, daß er dich uns geschenkt!
Die Winde gehen nachts um unser Tor,
kaum je ein Schrei sich noch an dir verlor.
Wir stehen sinnend über dich gebeugt,
— für unsern Acker, Kind, bist du gezeugt!

Selbstbekenntnis

Ich will kein Träumer und kein Dichter sein,
ich will den Acker lieben, welcher mein!
Ich will die Furchen brechen mit der Schar,
so will ich's treulich halten Jahr um Jahr!
Ich will nicht bitten: gib Herr, daß es sei,
ich will nur rufen: laß mich sein dabei!
Ich will dich hüten, deutsche Heimaterde,
Daß wieder Segen meinen Enkeln werde
und alles Böse sich von ihnen wende;
— ich leg es froh in meines Herrgotts Hände!

Der Jäger

Von Otto Alscher

Der Schnee schwillt mit dem Abend und beginnt mit seinem Fahlen das schwarze Gestrichel des Gehölzes zu überwuchern. Rascher rückt das Dunkel aus den Dickungen heraus, doch noch mächtiger wächst das rauchige Schimmern des Schnees, breitet sich durch die Nacht, alles beherrschend, selbst die Säulen der Buchen in diese Formlosigkeit einbettend.

Durch das vom Dunkel überflorte bleiche Weiß schiebt sich ein Schatten den Talpfad hin. Es ist der Jäger, der schemenhaft mit der Winternacht verschmilzt. Über ihm senken sich schneebelastete Weißbuchenwipfel im Bogen nieder, von der fahlen Masse zu Boden gedrückte Büsche sperren den Weg auf beiden Seiten ab. Zeitlos und ziellos

scheint das Hingleiten des Jägers zu sein, denn es ist unhörbar wie die Nacht.

Der Wald wird höher, die Schneefläche freier. Das Dunkel hochaufstrebender Eichenstämme vergittert das bleiche Schimmern. Noch vorsichtiger, fast bewegungslos rückt der Jäger weiter. Und doch beherrscht er mit allen seinen Sinnen die Nacht. Wenn er anhält, so sammelt sich fast unterwürfig alles um ihn, Finsternis, Wald und der Winter. Bohrt er sich aber weiter in die Nacht ein, so bleibt erstarrte, schweigende Einsamkeit hinter ihm zurück.

Das Tal wird zur Schlucht. Der Waldstreifen in der Talsohle wird schmäler, dichtes Haselgestrüpp verbirgt den vereisten Bach links. Da duckt sich der Jäger blitzschnell im Schnee. Über einen Busch wegblickend lauscht er. Vorne das Niederrieseln von Schnee, woher kam das?

Erst ist nur eine ahnende Bewegung. Dann formt sich der Schatten zur Gestalt, ein zweiter schließt sich an und noch einer. Ein Sprung Rehe wechselt schräg vorbei und verschwindet in den Haselstangen am Bache.

Satter wird die Schneenacht. Das weiche Gewölk, das Büsche und Boden bedeckt, bettet die Zeit und jeden Laut tief in sich ein.

Der Jäger steht vor einer Spur. Die ist ganz frisch, nicht größer als die eines Fuchses, doch Tritt um Tritt läuft nicht in schnurgerader Linie, sondern leicht geschränkt hin. Der Jäger beugt sich nieder, ja, der runde Pfotenabdruck, die eingezogenen Krallen; es ist die Spur einer Wildkatze.

Des Jägers Blicke bohren sich in die fortziehende Spur. Ein Raubtier hat die Spur eines anderen Raubtieres gekreuzt. Und beide hassen sich. Und das große Raubtier weiß, daß es den kleineren, doch schlaueren Räuber vernichten muß.

Der Jäger nimmt die Spur der Wildkatze auf. Doch er schließt sich nicht dem Beutegang des Räubers an, er folgt der Spur zurück, woher sie gekommen ist.

Die Spur kommt den Hang herab. Sie taucht zwischen Felsen auf, kommt aus einem Windbruch hervor. Die Blicke des Jägers laufen der Spur wie mit zugreifenden Fingern entlang. Und so gelangt er in eine Seitenschlucht, wo er, an einem Steilhang plötzlich vor dem Anfange der Spur steht.

Unter einer Jungeiche ist ein tiefer Einsprung im Schnee. Kein Horst in dem kahlen, dünnen Geäst. Aber mit dem Wipfel verbinden

sich die ausladenden Äste einer dicken Linde. Und dort unten liegt niedergerieselter Schnee. Diese Linde ist der Schlafbaum der Wildkatze.

Der Jäger verläßt die Schlucht. Schwer und zeitlos ist die Nacht geworden. Eine unwirklich schimmernde Helle hat die Nacht geweitet. Denn über den Wipfeln der Rotbuchen, auf dem Bergrücken hier, ist der Winterhimmel tief durch die Sterne.

Auf einem morschen Stamm sitzend verschmilzt der Jäger mit der Winternacht. Von weit her kommt der Bergrücken und ein stundenlanger Wildwechsel führt ihn entlang.

Die Nacht rieselt unendlich langsam und stet. Sie ist totenstill. Manchmal nur kracht ein Ast im eindringenden Frost, doch das stört nicht die erstarrte Stille. Und tot und reglos sind auch die klar gezeichneten Stämme der Buchen. Nur das bleiche Weiß des Schnees wogt und flimmert formlos.

Die Sterne zittern in tiefer, eisiger Ferne. Manchmal zuckt einer auf, sein Licht schwankt, als sei es von erstarrendem Frost gestreift worden, dann schimmert es wieder kleiner, wie in noch tiefere Ferne gerückt.

Und jetzt, wie dieses Zittern der Sterne am Winterhimmel, steigt irgendwo ein dünner, kalter Laut auf. Wie ein Singen ist er, ein Summen der Nacht. Ein Wolf heult.

Und näher ein zweites Geheul. Gleich einem Wimmern, das über eine berstende Eisfläche hinhuscht. Bis es, nach einer Zeit, in klingender Tiefe versinkt.

Der Jäger bleibt reglos. Frost durchdringt ihn, doch der lähmt sein Lauern nicht. Seine Blicke sind wartend und gleichmäßig wie die Ewigkeit.

Die Nacht rinnt weiter. Sie tropft mit ihrer Stille in eine bodenlose Tiefe hinab. Doch der Jäger ist wach wie am Anfange aller Zeit. In ihm ist die harte Gewißheit der kommenden Tat. Er ist ein Jäger und kennt kein Verzagen. Mit ihm ist der Tod und der versagt nie.

Der Jäger ist nicht überrascht, er bleibt unbewegt, als er einen Schatten auftauchen sieht. Nur die Starre seiner Glieder ist weg und in seine Augen kommt ein wildes Leuchten.

In langgestrecktem Lauf naht der Schatten. Er wird breit und groß, schon erkennt man die spitzen Ohren, den nachschleifenden buschigen Schweif. Schräg will er vorbei, da hält er plötzlich an, zwei phos-

phoreszierende Augen glimmen herüber — im Schuß sind sie verschwunden. Und wie der Pulverrauch verzieht, sieht der Jäger im Schnee den Wolf verzucken.

Der Jäger geht hinüber. Er denkt: „Kalt ist mir bei dem Warten geworden." Dann hebt er die Beute auf die Schultern, sucht den Weg mit den Blicken. „Arg leer ist solch eine Winternacht", sagt er sich. „Wie lang mag es noch dauern, bis der Morgen kommt.?"

Seufzend erinnert er sich, daß er noch in die Schlucht hinunter muß, um die zum Schlafbaum zurückkehrende Wildkatze zu erwarten..

Wie er aber dann, unter einem verschneiten Busch verkrochen, dasitzt, die Füße im Schnee vergraben, sich mit dem Rücken auf den erlegten Wolf stützend, findet er es recht angenehm und gar nicht kalt. Und ist dann selbst überrascht, als der Ruf des Uhu den kommenden Tag ankündigt.

Fast hätte er es übersehen, daß die Wildkatze auf einmal da ist und mißtrauisch die Spur des Menschen im Schnee prüft. Sein Schuß hat sie aber rasch gefaßt. Sie fährt zwar noch einen Baum hinauf, bleibt aber in halber Höhe hängen, eine Weile nur, wobei sich ihre Krallen scharf in die Rinde graben, dann lösen sich diese und dumpf schlägt das tote Tier in den Schnee.

Ein Jäger geht heimwärts. Er fühlt kaum die Beute, die ihm auf den Schultern wuchtet. Er weiß nur, hinter ihm liegt die Nacht und der Winter, vor ihm aber bleicht der Himmel im kommenden Morgen. Vor ihm ist der Tag und ein anderes Leben.

... Ein Jäger wandelt sich wieder zum Menschen.

Gedanken

Von Gerhard von Mutius †

(Aus seinen Briefen)

„Nein" zu sagen ist immer leichter und sicherer als „ja" zu sagen. Aber erst mit dem „Ja" beginnt die Entbindung schöpferischer Kräfte.

*

„Wir brauchen nicht nur Gesinnung, sondern auch etwas von der verpönten ‚Schwärmerei'. Und wenn es auch schwerer ist gut zu handeln als schön zu fühlen, so bleibt das Gefühl doch zugleich früher und später als die Tat, und so wenig man bei dem Gefühl stehen bleiben

kann, ebenso ist ohne Gefühl auch das Übrige wertlos. Heute muß dem Gefühl wieder mehr Platz geschaffen werden, und als Kronzeugen gegen die ‚falsche Sachlichkeit' unserer Zeit möchte ich Lessing eigentlich heraufbeschwören."

*

„Mein Rätsel- und Lösungswort heißt jetzt Gemeinschaft! Wo sie erlebt wird, da ist Ruhe, Selbstgenügsamkeit, Sicherheit und doch zugleich der unendliche Antrieb. So stehe ich auch zu Familie und Freundschaft. Es muß in ihnen jenes Element magischer Erneuerung sein. Zufriedenheit ist mir zu matt. Man sollte immer zufrieden und unzufrieden zugleich sein."

*

„Und doch ist ein Volk eine Gemeinschaft der Toten, der Lebenden und der Kommenden und auch ein beständig sich vollziehendes Gericht über jeden Einzelnen, der sowohl vor der Vergangenheit wie vor der Zukunft bestehen soll. Kein Zuruf der ‚öffentlichen Meinung' gibt ihm die Gewähr, daß er bestehen wird."

*

„Es ist aber immer eine gute Lehre, zu sehen, daß das, was einem selbstverständlich erscheint, es für einen andern eben nicht ist."

*

„Die Rückkehr in den Alltag wird einem nach diesen Höhen nicht leicht, aber es ist gut und heilsam, auch wieder dies nüchterne Brot zu essen."

*

„Ist das nicht eigentlich Freundschaft, daß zwischen zwei Menschen ein grundloser Grund zur Freude da ist?"

*

„Wehe dem Deutsch-Unterricht, der nur Schularbeit bleibt, bei dem sich Lehrer und Schüler nicht persönlich begegnen! Ohne diesen zentralen psychischen Motor lernt kein Mensch seine Sprache."

*

„Was nützt mir eine Theorie des Schönen, die nicht den Genuß des Schönen vertieft und steigert?"

*

„Der Beweis der dichterischen Qualität ist, daß der Leser oder Hörer von Qualität sich in der Dichtung wiederfindet."

*

„Die religiöse Einstellung ist die Verpflichtung zur Freude."

*

„Gott ist so recht der Gegenspieler alles öffentlichen Lärms. ‚Er hält sich mäuschenstill. Darum bewegt sich um ihn die Welt'."

*

„Ich rate Ihnen einmal ein geistiges Experiment von sich selber zu versuchen. Ich meine: Die Antizipation des Todes. Ich meine je mehr sie gelingt, je mehr es gelingt, damit Ernst zu machen, umso kleiner stellen sich nicht nur alle unsere Sorgen dar, sondern umso schöner wird die Welt."

*

„Das Wunder des Daseins erneuert sich eben an jedem Morgen, jeder Tag ist eine unverdiente Gnade, er stellt uns aber auch die Aufgabe, ihn nicht nur so zu leben, als ob er der letzte wäre, sondern, was vielleicht noch mehr bedeutet, als ob er der erste wäre!! ‚Allzeit neuanhe bender Mensch' sollen wir nach Eckehardt sein. Dann ist aber auch alles immer wieder neu und wunderschön!"

Gerhard von Mutius und wir

Von Bernhard Capesius

Als Gerhard von Mutius vor acht Jahren nach Rumänien kam und dem hiesigen geistigen Deutschtum in seinen philosophischen Schriften bekannt wurde, da hatte es für ihn „etwas Erschütterndes, ja Beschämendes, hier so viel Interesse und Verständnis zu finden". Und damit war gleich ein Band geschlungen, das ihn und uns enger verband, als man es nach seiner Herkunft und Stellung je hätte erwarten können. Wem es aber vergönnt war, tiefer in das Wesen dieser Natur hineinzusehen, und wer jetzt rückschauend in schmerzlicher Vertiefung das festzuhalten sucht, was er eigentlich war, der wird mit stolzer Freude erkennen, wie sehr er „unser" war.

Die „Geographie" seines Wesens, wie er es selber nennt, war im östlichen, schlesischen Raum und im ländlich-kleinstädtischen Leben gelegen. Er hat es öfter betont, daß ihn die siebenbürgische Landschaft, besonders das Zibinsgebirge, sehr an diese seine Heimat erinnere, in deren Nachbarschaft auch der österreichisch-katholische Kulturkreis und

sein Barock lebte, was ihn z. B. das Stadtbild von Hermannstadt als anheimelnd empfinden ließ. Das Selbstverständliche unserer in sich geschlossenen Kultur war ihm als Gegensatz zu den so oft ganz andersartigen Gebilden, die er bei seinem Aufenthalt in Großstädten der ganzen Welt kennen gelernt hatte, ebenfalls ein verwandschaftlicher Zug.

Das aber war nur die leicht gefundene gemeinsame Grundlage, von der aus dann eine einzigartige Begabung sich auch der andern Erscheinungen unseres Lebens bemächtigte. Und diese Begabung war seine Liebesfähigkeit. Wie oft hat er den Vers zitiert, wie gern hat er in der Kirche gesungen:

„Gib, daß seiner Liebe Glut
Unsere kalten Werke töte!"

Ihm erschien im Bilde des Eros jenes Geheimnisvolle dargestellt, was „jenseits von Person und Sache" als „Begegnung", „Wert" oder „Gemeinschaft" die eigentlich „Leben entzündende Kraft" bedeutet. Es soll und kann hier nicht ausgeführt werden, wie diese Begriffe im philosophischen System des Denkers Mutius aufgefaßt werden, im Wesen des Menschen Mutius jedenfalls spielten sie als unendliche Bereitschaft zum liebevollen Erfassen der Welt die entscheidende Rolle.

In besonderm Maße hat sich dieser sein platonischer Eros in dem offenbart, was er „Erziehung" nennt. Er war als selbst ewig Junger allem zugetan, was in jugendlichem Werden begriffen war. Und er umfaßte mit seinem reichen Herzen nicht nur die ihm unmittelbar nahestehende aufwachsende Jugend, sondern schloß alles darin ein, was ihm auf diesem Gebiet entgegentrat. „Alle die mannigfachen Erziehungszwecke wurzeln doch irgendwie in dem Interesse, der Freude, der Liebe des Menschen zu seinesgleichen, in dem Gefühl, daß daraus etwas zu machen wäre, was es zu leben und gelebt zu werden lohnte." Aus solcher Gesinnung heraus sind uns die reichen Gaben geworden, deren Hüter und Mehrer wir sein sollen.

Es war dieser erzieherischen Freude und dem lebhaften Temperament des früh Verklärten eigen, daß er im Gespräch mit andern oft allein das Wort zu führen und sich allein zu hören schien. Aber es „schien" nur so. Was er sagte, war Ausdruck seines dem andern zugerichteten Denkens. Er wollte die „Begegnung", aus der sich erst jenseits der beiden konkreten Individualitäten der allgemeine, blei-

bende „Wert“ ergab. Und so vermochte er besonders jugendliche Menschen aus dem Echo, das er von ihnen empfing, schon zu erkennen, zu bewerten. Ihm sind nur von einzelnen Gelegenheiten Menschen Jahre lang in Erinnerung geblieben, die sich vielleicht garnicht einmal beachtet wähnten.

Mit solchen Gaben ausgestattet, mußte Gerhard von Mutius dem zugleich jugendlichen und hochstehenden geistigen Leben im Siebenbürger Sachsentum, wie es sich besonders um den „Klingsor“ gruppiert, bald nahe treten. Auch mußte ihn, der die Dinge dieser Welt immer wieder „sub specie aeternitatis“ betrachtete, die verhältnismäßige Abgeklärtheit, die unserm sehr stark reflektierenden Wesen eigen ist, anziehen. In Mutius' Denken spiegelt sich Welt und Leben immer mit einem „Zugleich“. Und wer diese unserm Kolonistendasein schicksalmäßig aufgezwungene Aufgabe, immer „zugleich“ mehreres sein zu müssen, erkannt hat, dem wird das Verständnis, das der Denker Mutius bei uns fand, keine Überraschung mehr sein.

Gewiß schloß dieses „Zugleich“ beim Menschen Mutius auch oft eine herbe Kritik an unserm Wesen und Tun ein. Aber gerade in dieser Kritik lag ein fruchtbares Moment seiner Erziehung. Durch seinen weiten Blick vermochte er bei Einzelnen und in unserm ganzen Volk nicht nur die augenblickliche, sondern auch die zukunftreichende Bedeutung der Dinge zu erkennen und Hinweise zu geben, unter welche Gesamtschau sie zu stellen seien. Hier ist vor allem daran gedacht, wie er unsere Stellung der uns umgebenden Kultur und Staatlichkeit gegenüber ansah. Hier sprach ein aus dem Gefühl unbedingter Verwurzelung im deutschen Volktum sich frei erhebendes „ökumenisches“ Bewußtsein, das das „ewige Ziel doch immer „jenseits von Volk oder Volk“, sah. Damit stand er gerade wieder dem „Klingsor“ und seinen Bestrebungen zur Annäherung verschiedener Völker gleicher „siebenbürgischer“ Seelenprägung nahe.

Aber letzten Endes war er eben unser Freund auch aus jenem „grundlosen Grund zur Freude“ zwischen zwei Menschen. Wie sehr hat er gerade das Unbewußte, das Unerklärliche betont und geliebt! Ihm gehörte es zu den vornehmsten Aufgaben des Denkens, seine eigenen Grenzen zu erkennen und zu bestimmen und der „Mythologie“ auch im modernen Leben ihren Platz wieder zu erobern. Und so mag auch das, was ihn uns so nahe verband, letztlich aus jenem Reiche stammen,

das unserm Erkennen ewig verschlossen bleibt. Aber um sein Wesen wird für uns immer ein unvergänglicher Glanz spielen, jener Glanz mit dem das gleiche, von ihm so sehr geliebte, Kirchenlied anhebt: „Morgenglanz der Ewigkeit . . .“

Was geschieht mit unserer Kirche?

Von Andreas Scheiner

I.

Kirche ist in ihrem Kern eine Angelegenheit des persönlichen Lebens. Nicht nur Jesus stand mit dem unsichtbaren Gott in einem Ich-Du-Verhältnis von einzigartiger Geschlossenheit und Kraft, sondern auch die Gemeinde seiner Jünger hatte ihren Zusammenhalt in Ihm als dem persönlichen Haupt, an das sich alle im Glauben klammerten. Wie aber in der Pflanzenwelt das Mark zu seinem Schutz einen Rindenpanzer erhält, so war es nur natürlich, daß auch die Kirche durch ihr Eingehen in die Zeit sich sachlich verhärtete, oder daß aus der Urchristenheit der Katholizismus erwuchs. Wiederholung schafft Gewohnheit und aus Gewohnheit wird Recht. Man trifft Verfügungen um einer augenblicklichen Schwierigkeit willen und stellt für Jahrhunderte die Weiche. Man ordnet Dienste und schafft Amtsbefugnisse. Man verständigt sich durch Bilder und legt den Grund zur Sakramentsmagie der gotischen Dome. Übrigens liegt schon in den Grundgesetzen des geistigen Lebens die Richtung vorgezeichnet, die die Kirchengeschichte nehmen mußte. Es gibt kein Ich-Du-Verhältnis, in welchem nicht keimhaft die Beziehung zur dritten Welt, der Welt der Sagen, mit angelegt wäre. Ein sachlich ausgebildetes Christentum wie das Katholische hat sich von der persönlichen Mitte weit fortbewegt. Von diesem Gesetz macht auch unsere Landeskirche keine Ausnahme.

Die so gekennzeichnete Entwicklung geht aber nicht ungestört vor sich, sondern wird oftmals unterbrochen durch den Kampf mit neu ausschlagenden urchristlichen Triebkräften. Von Zeit zu Zeit tauchen Menschen auf, die sich an der dicker und dicker werdenden Schale stoßen und die Rückkehr zum persönlichen Christusglauben und zur neutestamentlichen Form der Gemeinde predigen. Sie sagen: Heilig

kann niemals eine Einrichtung als solche sein, heilig sind immer nur die Menschenherzen, in denen Christus wohnt! Diese Schwarmgeister — denn vom Standpunkt der Kirche aus können sie nur so bezeichnet werden — stehen nicht nur wie die Kirche im Kampf wider die Welt und im Begriff, die Welt zu erobern, sondern sie rechnen die Kirche selbst zur Welt, nennen sie Babel und sondern sich von ihr ab. Zuweilen gelingt es der Kirche, die Gefahr zu bannen, indem die neuen Bewegungen aufgefangen und zur Verjüngung der Kirche in diese selbst eingebaut werden. Das war mit dem Mönchtum der Fall, in unserer Zeit mit der Scherg'schen Gemeinschaft. Das Ergebnis ist dann ein ähnliches, wie wenn an einem Baum aus dem noch unverholzten Inneren ein Schößling hervorbricht, der mit der Zeit ein starker Ast des Baumes wird. Zuweilen aber versteift sich der Gegensatz, und das Ergebnis ist die Sekte, die nun — allerdings in anderer Richtung — der Entwicklungsgang der Mutterkirche wiederholt. Denn auch die Sekten können dem Schicksal alles Lebendigen nicht entgehen, und wenn sie nicht von Anfang an in ihrem Saft genügend Baustoffe mit sich führen wie die Kirche Calvins, ist ihre Zukunft irdisch gesehen ein Dahinsiechen und das Ende Zersplitterung oder völliges Erlöschen.

Eine ganz eigenartige Stellung in diesem Werdegang des Christentums nimmt Martin Luther ein, und damit kommen wir zu der Kirchenform, der wir uns angeschlossen haben. Luther hatte sich im Kloster an dem sachlichen Christentum Roms wundgerieben und war in der persönlichen Hingabe an Jesus zu einem neuen Leben erwacht. Was wäre nun näher gelegen als den Weg der „Schwarmgeister" zu gehen und der verweltlichten Kirche ein neues Jerusalem entgegenzustellen? Calvin hat es später versucht; aber gerade deswegen ist seine Kirche in gewissem Sinne das Ab- und Gegenbild der römischen geworden. Wenn es im Anfang schien, als ob auch dem Werk Luthers ein ähnliches Schicksal bevorstünde, so schaffte der Gegensatz, in welchen der Reformator gerade den Schwärmern gegenüber geriet, alsbald Klarheit. Luther hat nicht einen neuen kirchengeschichtlichen Anfang gesetzt, sondern bloß abgebaut, was an der katholischen Überlieferung allzumenschlich war. Von dem in der Welt entwickelten Leib Christi hat er nur das Allernotwendigste beibehalten, nämlich die Heilige Schrift mit den Sakramenten Taufe und Abendmahl, dazu das Amt des Worts, und auch dieses nur seinem Dienst und nicht seiner

Bestallung nach, welche samt den übrigen Stücken des kirchlichen Lebens zu der nicht unmittelbar auf Christus, sondern auf Gott den Schöpfer zurückzuführenden bürgerlichen Welt geschlagen wurde. Das Neuartige an Luthers Tat ist gerade dies, daß es hinfort kein Kirchenvolk im Sinne einer durch das Erlösungswerk Christi begründeten irdischen Lebensgemeinschaft geben kann. Während nach katholischer Auffassung alle, die sachlich getauft, und nach schwärmerischer Auffassung alle, die persönlich bekehrt sind, das Volk des Herrn bilden, das aus den Völkern dieser Welt ausgesondert und nun auch äußerlich-rechtlich irgendwie zusammengefaßt werden muß, läßt Luther die natürlichen Lebensordnungen wie Ehe, Beruf, Obrigkeit, Volkstum als an und für sich gottgewollte bestehen und bettet den irdischen Leib Christi, nämlich das in der Bibel und den Sakramenten enthaltene sichtbare und unsichtbare Gotteswort vertrauensvoll in sie ein. Wir können es auch so ausdrücken: Luther hat abweichend von Katholiken und Schwarmgeistern den Kampf zwischen dem Machtbereich Gottes und dem Machtbereich der Welt, wenigstens für solche Gemeinwesen, die sich die christliche Verkündigung gefallen lassen, dadurch geschlichtet, daß er nicht mehr grob zwischen göttlichem und weltlichem, kirchlichem und bürgerlichem Recht unterscheidet, sondern den Stempel unmittelbaren göttlichen Rechts dem irdischen Leib Christi (Bibel und Sakramenten) aufdrückt, und die übrigen Lebensbetätigungen, auch der Kirche selbst, in den Bereich des unmittelbar menschlichen, mittelbar aber ebenfalls göttlichen bürgerlichen Rechts verweist. Daraus ergibt sich der Kirchenbegriff des Augsburger Glaubensbekenntnisses, der den Wahrheitskern sowohl der schwarmgeistigen wie der katholischen Auffassung festhält und beide derart miteinander verknüpft, daß sie sich nicht nur die Wage halten, sondern sich auch gegenseitig unschädlich machen und dem freien Geist Gottes für alle Zukunft die Wirkungsmöglichkeit wahren: „Est autem eccclesia congregatio sanctorum, in qua evangelium recte docetur et recte administrantur sacramenta“ (Conf. Aug. Art. VII).

Daß in der lutherischen Lösung der Kirchenfrage eine altgermanische Auffassung durchschlägt, ist längst bemerkt worden. Unsere heidnischen Vorfahren kannten religiöses Leben nur als gesteigertes Leben des Volkes selbst. Für eine den natürlichen Sippenverbänden entgegen sich auswirkende Kirchenbildung eigenen Rechts fehlte ihnen jegliches Verständnis. Darum vollzogen sie nicht nur ihren Übertritt zum

Christentum soweit möglich im geschlossenen Verband, sondern huldigten auch nachher der Auffassung, daß die Kirche wohl etwas Göttliches sei, aber durchaus in den Lebenskreis des Volkes hineingehöre. Die Verteidigung dieses Standpunkts gegen die Weltherrschaftsgedanken des Stuhles Petri war der Sinn der schweren Auseinandersetzungen des Mittelalters, in welchen der römische Standpunkt schließlich siegte. Die deutschen Bischöfe, seit Otto I. nicht nur Führer der Kirche, sondern auch Fürsten des Reichs und darum dem deutschen Volkstum in besonderer Weise verpflichtet, erlagen gleichwohl der von Rom vorgetragenen Weltanschauung, daß kanonisches Recht eben göttliches Recht sei, dem sich die auf völkischen Boden erwachsenen Machtansprüche einfach unterzuordnen hätten.

II.

Auch wir in Siebenbürgen erfreuten uns mit der Einwanderung eines völkischen Eigenkirchenrechts. Wir wählten uns die Pfarrer selbst und gaben ihnen statt dem Bischof den Zehnten. Auch wir hatten Kämpfe zu bestehen, um in einer Zeit der vordringenden Macht Roms und seines übervölkischen Kirchenbegriffs unsere Heimatkirche als angestammten Besitz dem Volk zu erhalten. Und wenn die Schwierigkeiten oft große waren, weil man den Geistlichenstand zwar in eigenen Kapiteln zusammenschließen, aber aus der Verbundenheit mit volksfremden Vorgesetzten nicht einfach lösen konnte, so lebte der Grundsatz, daß Kirche Volkssache sei, in der Zeit der Reformation umso machtvoller wieder auf. Denn bekanntlich sind es nicht die geistlichen Kapitel gewesen, die sich des Evangeliums annahmen, sondern die weltliche Führung des Volks. Sie wagte den verantwortungsvollen Eingriff in das kirchliche Leben, der dann zur Trennung von Rom und Errichtung eines unabhängigen sächsischen Bistums geführt hat. Schärfer als in katholischer Zeit hoben sich nun die Umrisse der ecclesia Dei nationis Saxonicae vom Hintergrund des Weltgeschehens ab.

Es sind dies bekannte Tatsachen, und sie hätten nicht so eingehend besprochen werden müssen, wenn es nicht zum Verständnis des Folgenden notwendig gewesen wäre. Denn man begreift nun erst ganz, wie verhängnisvoll nicht nur für das Volkstum, sondern auch für das kirchliche Leben sich die Zertrümmerung des Königsbodens und Aufhebung der sächsischen Volksrechte auswirken mußte. Denn nun war's

mit der Kirche sowohl als germanisch-arteigener wie lutherisch-augsburgischer Einrichtung vorbei! Der liberale Staat, der als ein Kind der französischen Revolution auch in Ungarn die Herrschaft an sich riß, hatte weder für die sächsische Nation noch für ihre Kirche Raum. Und weil der Liberalismus als Idee schon nach seiner Herkunft aus den Federkielen aufklärerischer Philosophen keine geschichtsbildende Macht, sondern Aushängeschild ganz anders gearteter Bestrebungen, mithin Lüge war, führte er bei uns Sachsen zu einer doppelten Fälschung: Wir tarnten das Volk, als ob es eine Schar von „Glaubensgenossen" wäre, und tarnten die Kirche, als ob sie die „Gemeinschaft" dieser Glaubensgenossen sei. Das Ergebnis war die ev. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen!

Und nun riß die größte Verwirrung in unserem kirchlichen Denken ein. Niemand soll dafür gescholten oder schlecht gemacht werden. Die Schöpfer der Kirchenverfassung taten sicherlich das Einzige, was damals staatsmännisch möglich war. Aber es zeigte sich mit erschreckender Wucht, daß man keiner Sache, am wenigsten einer Kirche, einen fremden Mantel umhängen kann, ohne ihr Wesen selbst auf das äußerste zu gefährden. Das Volk wurde zwar unter der neuen Führung irgendwie in die Gegenwart hinübergerettet. Wir wissen, wie schlaff es dabei geworden ist, wie sehr ihm die soldatischen Tugenden, auf das Volkstum gesehen, fast ganz abhanden kamen. Zur Volksführung gehört nach der Augustana das Schwert, und zwar nicht das Schwert der Theologie und Philosophie, sondern das harte Schwert aus Eisen! Die Kirche aber wurde bei aller äußeren Machtentfaltung innerlich in Grund und Boden gewirtschaftet. Es ging ihr das Herzstück, der lebendige Christus, verloren. Es blieb ein Zeremoniendienst für völkische Feierstunden, dessen Gehalt sich auf einen kitschigen Gottesbegriff und die Verherrlichung der Vätertugenden beschränkte. Nur die Liturgie, die man zwar verachtete, aber doch nicht ganz über Bord warf, sorgte dafür, daß das Evangelium in unserer Kirche nicht völlig erstarb.

Man suche das Gewicht dieser Feststellungen nicht dadurch abzuschwächen, daß man in den Predigten dieser Zeit einzelne fromme, vielleicht auch christusgläubige Aussagen nachweist. Aufs Ganze gesehen konnte das Ergebnis doch nur das beschriebene sein. Denn die Grundvoraussetzung des kirchlichen Tuns war die, daß „Sächsisch" und „Evangelisch" dasselbe sei, daß es sich infolgedessen nicht um die Inanspruchnahme des sächsischen Volkes für Gott und Gottes

Reich im Sinne endzeitlicher Botschaft, sondern um die Erhaltung seines Besitzstandes an stofflichen und seelischen Gütern aus der Vergangenheit handle. Das Evangelium war zu einem Schmuckstück der sächsischen Tracht herabgesunken. Wie sehr mußte das Volk, das man immer nur auf sich selbst zurückwies, geistig verarmen! Wenn sich die Gotteshäuser gerade in diesem Zeitraum erschreckend leerten, so gewiß auch aus dem Grunde, weil das Volk seine Zukunft nicht ganz auf dem Altar der Vergangenheit aufopfern wollte.

Wo immer man am Kirchenkörper, der ja mit dem Volkskörper zusammenfiel, mit Schlußfolgerungen einhakte, mußte man zu falschen Schlüssen kommen. Nichts war in Wirklichkeit das, wofür es ausgegeben wurde. Kein Wunder, daß man bis tief in die Kreise der Pfarrer hinein an der Sauberkeit der Sache, die man vertrat, irre wurde. Im Grunde schämte man sich des Evangeliums und ließ es in einer Weihrauchwolke verschwinden. Aber auf die Kirche als Einrichtung legte man trotzdem, ja gerade darum Gewicht. Ihr war ja der Schutz des Volkslebens anvertraut. Auf diese Burg konnte man mit Stolz hinweisen. Und wie neutestamentlich waren da alle Basteien angestrichen, vor allem der Grundfelsen, auf dem das Gebäude ruhte, die sich selbst verwaltende Gemeinde! Und wie schlug doch diese Schwärmerei immer wieder ins kraß Katholische um! Kult und Klerus, Symbolik und Tradition waren die Strebepfeiler einer Werkgerechtigkeit tollster Art, die sich blau-rot gen Himmel bauschte. Das Augsburgische Bekenntnis führte man im Wappen und sang das Lutherlied mit besonderer Inbrunst, aber man wußte diesen Zeugnissen vergangener Kämpfe keinen Sinn unterzulegen, als daß man bleiben wolle, was man sei: kluge, behäbige Sachsen!

Am besten verstand das Volk seine Kirche immer noch da, wo sie sich unverblümt zum Volksleben bekannte. Wehe dem Pfarrer, der durch die Bezeichnungen verführt in der „Gemeinde" den Leib Christi, im „Presbyterium" apostolische Älteste sah. Fehlgriffe und Enttäuschungen konnten nicht ausbleiben! Man sage nicht, daß doch auch die Volksgemeinde alten Stils dem Neuen Testament gegenüber sich in der gleichen hinkenden Stellung befunden habe. Gewiß wollte auch sie eine evangelische Gemeinde sein, aber niemals auf Grund eines Zusammenschlusses einzelner Bekehrter wie im Neuen Testament. Darum konnte ihre Gläubigkeit nie aus dem Verhalten der Glieder abgelesen werden, sondern Maßstab blieb immer die Gemeinde als

über sich selbst entscheidende letzte Lebenseinheit. Weil sie in ihrer Gesamtheit dem Evangelium zustimmte, durfte der Einzelne so fromm sein, wie er wollte; niemand hätte ihn gehindert. Aber aus dem Ring herauszutreten und mit anderen Frommgewordenen eine neue Gemeinschaft zu stiften, das war freilich verboten und ruft auch heute Unwillen hervor. Wenn daher ein Pfarrer seine Gemeinde nach dem Epheserbrief beurteilen wollte, wozu er auf Grund der Kirchenverfassung allerdings ein Recht hat, ja aufgefordert ist, und er stellte enttäuscht fest, daß da keiner ist, der wirklich „glaubt", und ginge daran, unter den Volksgenossen wie unter den Heiden zu missionieren, d. h. Fischfang zu treiben, um die Bekehrten zu einer neuen Gemeinde, einer „Gemeinde der Heiligen" zusammenzuschließen, so wäre das ein Anlaß dauernder Zerwürfnisse. Denn nach lutherisch-augsburgischer wie germanisch-volkstümlicher Auffassung kann congregatio sanctorum nie eine dem Volk gegenübergestellte zählbare Schar, sondern immer nur die Volksgemeinde selbst in ihrem unsichtbaren Kerne sein. Und diese Auffassung lebt noch in unseren Reihen!

Darum fuhren diejenigen Pfarrer gut, die sich mit ihrem Wirken an das sächsische Volk als solches wandten. Freilich bestand auch da eine Gefahr. Der Pfarrer war seit der Kirchenverfassung nicht nur geistlicher, sondern auch weltlicher Führer der Gemeinde. Wie leicht konnte da angesichts der Staatskunst, die er anwenden mußte, und die sich oft mit Härte paarte, der Ernst seiner Evangeliumsverkündigung in Zweifel gezogen werden, abgesehen davon, daß er wirklich oft nur mit einem Rest von Kraft am Sonntag auf die Kanzel stieg. Kein Wunder, daß sich die Pfarrer in zwei Gruppen teilten: in solche, denen das Herrschen Freude machte, die aber mit dem Evangelium wenig anzufangen wußten, und in solche, die treue Diener des Wortes waren, aber unter den weltlichen Verpflichtungen ihres Amtes, Eintreiben der Kirchentaxen u. dgl., fast zugrunde gingen. Die Herrscherstellung der Kirche arbeitet die katholischen Züge allemal ins Pfäffische aus. Wohl konnte man innerlich eine Stellung beziehen, die es auch feinfühligen Gewissen möglich machte, das scheinbar Unverträgliche zu gleicher Zeit zu bejahen. Man sagt sich: Die Kirchenverfassung ist ein Stück rumänisches Staatsrecht. Als Staatsbürger bin ich an ihre Paragraphen gebunden und lehne mich auch nicht sträflich dagegen auf. Als Sachse aber ziehe ich die Tarnung in Betracht und deute meine Berufspflichten im Sinne des alten Eigenkirchenrechts. Die

Kirchenverfassung führt mich selbst auf diesen Weg durch das „A. B.", an das sie meine Arbeit bindet. Nun diene ich dem Volk. Ich diene ihm mit dem Evangelium. Ich herrsche zwar auch über das Volk. Das Volk will es so haben. Aber Herrschen ist letztlich auch ein Dienst. Und wenn ich am Sonntag über das Gleichnis vom Schalksknecht gepredigt habe und am Montag meinen Mitknecht würge: „Bezahle mir, was du mir schuldig bist!", so tue ich es nicht als Diener am Wort, sondern als Vorsitzer des Presbyteriums, lies Führer des Volks!, und die Augustana lehrt ja im XVI. Artikel, „daß Christen mögen in Oberkeit-, Fürsten- und Richter-Amt ohne Sünde sein, nach kaiserlichen und anderen üblichen Rechten Urteil und Recht sprechen, Übeltäter mit dem Schwert strafen, rechte Kriege führen, streiten u. s. f.", und was dem evangelischen Christen recht ist, ist dem evangelischen Pfarrer billig! Aber wer wollte leugnen, daß solche Gedankengänge eine besonders starke Persönlichkeit voraussetzen, um auch im Leben Glauben zu finden. Und wer wollte es uns Pfarrern verargen, die wir nicht immer die stärksten Persönlichkeiten sind, daß wir uns nach Vereinfachung unseres Dienstes sehnen und vor allem die weltliche Führerschaft, so gewiß sie uns manchen, auch vom Standpunkt des Evangeliums schätzbaren Einfluß auf das Volksleben verschafft, lieber heute als morgen in berufenere Hände gelegt wissen möchten.

III.

Ein Weg dazu schien sich im Zusammenhang mit der nationalen Erneuerungsbewegung der Deutschen in Rumänien aufzutun. Über seine Gangbarkeit waren die Ansichten geteilt. Aber daß hier ein Wille vorlag, dem Volk zu einer Führung zu verhelfen, die es der Kirche ermöglicht hätte, wie in alter Zeit ganz der Evangeliumsverkündigung zu leben, steht außer Zweifel. Wie wären sonst gerade Pfarrer in solcher Zahl der Bewegung beigetreten? Zwar war nicht einfach ein Wiederaufleben der sächsischen Nation geplant. Wir Sachsen sollten bloß der älteste Bruder in der großen deutschen Familie unseres Vaterlandes sein. Und es wären auch katholische Brüder dagewesen, die sich in Glaubenssachen an ihre eigene Geistlichkeit angeschlossen hätten. Wir hätten wie in Deutschland die Kirchenspaltung gehabt, und das wäre unbequem, aber als Hinweis, daß Volkstum und Evangelium sich nicht decken, vielleicht fruchtbar gewesen. Als Evangelische hätten wir unser Daseinsrecht erweisen müssen, dadurch, daß

wir den sachlichen Bürgschaften des Heils, die heute auch bei uns im Vordergrund stehen, wieder die persönliche Glaubensverbundenheit mit Christus entgegengestellt hätten, und das hätte uns verjüngt.

Nun ist die Bewegung zerschlagen. Wir wollen nicht untersuchen, durch wessen Schuld. Die NEDR ist aufgelöst! Wir würden uns aber täuschen, wenn wir meinten, daß nun alles wieder so wäre wie zuvor. Wer Mitglied der Bewegung war, hat die neue Volksgemeinschaft erschaut und kann sie nicht wieder vergessen. Vor allem lebt ihr Begriff im größeren volksdeutschen Kreise! Von diesem aus gesehen gibt es nur das eine deutsche Volk. Und die sich selbst verwaltenden deutschen Volksgruppen wie die sächsische gehören für immer der Vergangenheit an. Mit diesen Völkern sind aber auch ihre Kirchen als Volkskirchen im bisherigen Sinn erloschen. Wer sein völkisches Denken am dritten Reiche schult, wird darum auch unserer Landeskirche gegenüber in eine neue Lage versetzt. Er kann sie nicht mehr als umbenannte Nation gelten lassen. Das Leben, das sich in ihr birgt und häufig so ganz anders ist als das Leben des Neuen Testaments, kann sich in seinen Augen nicht dadurch rechtfertigen, daß es das Leben des Volkes sei. Denn das Volk, das neue Volk, ist seit der Auflösung der NEDR ein bloßes Wunschgebilde. Es ist kirchliches Leben oder es ist nichts! Von Wien aus gesehen allerdings, wo man den Nationalsozialismus nicht mitmacht, sondern bekämpft, gibt es noch die Vielheit der deutschen Völker, gibt es das bodenständige österreichische und das bodenständige sächsische Volk, gibt es die Möglichkeit, daß wir unsere eigenen Wege gehen und der 800-jährigen sächsischen Vergangenheit unter dem Schirm der Landeskirche noch das eine oder andere Jährchen hinzufügen. Von Wien aus gesehen, ist der Bischof Führer der Nation und wir Pfarrer ihre geweihten Geschäftsträger. Von Wien aus gesehen ist das Volk Kirchenvolk und am besten aufgehoben unter den Fittichen des Weltprotestantismus!

Darum steht unsere Kirche heute vor einer eigentümlichen Entscheidung. Wir müssen uns klar werden, ob wir ihren Anspruch, das Volk zu verkörpern, weiter aufrecht erhalten wollen oder nicht, ob wir mit Wien gehen oder uns in den größeren Kreis einfügen, den wir oben den volksdeutschen genannt haben. Wir haben durchaus die Möglichkeit, die klein-deutsche Lösung zu wählen mit Sachsenbischof, sächsischen Pfarrern und 800 Jahren sächsischer Volks- und Kirchengeschichte. Wir brauchen bloß unsern Blick nach rückwärts zu wenden und aus

dem reichen Schatz unserer Erfahrung zu schöpfen. Als ein kleines Volk, ein gebildetes Volk, ein Volk, das sich für die Zukunft nur noch einen vergoldeten Lebensabend wünscht, wird es uns am Wohlwollen der Mitnationen nicht fehlen. Ein Mißstand sind dann allerdings die angeschlossenen Kirchenbezirke, die wir eben in Kauf nehmen müssen wie die Kirchenverfassung und die anderen Nöte und Unklarheiten, von denen die Rede war. Vor allem aber müssen wir dann gegen die Entwicklung in Deutschland ankämpfen auf die Gefahr hin zu verschweizern oder zu verholländern, wenn wir so lange noch leben und nicht im Völkermeer Südosteuropas untergegangen sind.

Die andere Möglichkeit wäre die, es mit den Brüdern aus dem Reich und allem, was sich gleichschalten will, auf die Zukunft hin zu wagen. Das Volkstum läge dann für uns nicht mehr in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft, und unsere Kirche wäre die leidige Sorge um seine Erhaltung los! Unsere Kirche hätte sich zu besinnen, daß sie Kirche und nichts als Kirche ist. Wir müßten also die Kirchenverfassung ernst nehmen und sehen, wie sich auf dieser Grundlage kirchlich arbeiten läßt. Unsere Kirchenverfassung aber schließt etwa 380,000 meist deutsch sprechende Staatsbürger zu einer rechtlich anerkannten Gemeinschaft zusammen. Diese gilt es kirchlich zu betreuen. In welchem Sinn? Natürlich evangelisch, im Sinne des Augsburger Glaubensbekenntnisses! Nach der Augustana kann das geltende Kirchenrecht als bürgerliches ruhig das des rumänischen Staates sein. Wir verkünden also diesen Staatsbürgern das Evangelium, taufen sie und reichen ihnen das heilige Abendmahl, selbstverständlich in ihrer Muttersprache, die die deutsche ist. Und um die völkischen Belange zerbrechen wir uns als Kirche nicht den Kopf. Hat das Volk Zukunft, so werden sich gewiß Männer und Frauen finden, die vielleicht gerade dann, wenn sie sich nicht mehr von der Kirche gegängelt fühlen, den Mut zur völkischen Tat aufbringen.

Mit dem Evangelium aber gehen wir tüchtig ins Zeug! Wir haben auch innerhalb der lutherischen Haltung zwei Möglichkeiten, eine mehr katholische und eine mehr schwarmgeistige, d. h. wir können beim Evangelium mehr die sachliche Belehrung oder mehr die persönliche Werbung in den Vordergrund stellen. Da wir vom Gewicht der Vergangenheit frei geworden sind und alles auf die Eroberung der Zukunft anlegen, ist es klar, daß wir den Glauben nicht als etwas behandeln dürfen, das unsere Zuhörer aus der Vergangenheit über-

kommen haben, sondern wir müssen aller Welt Buße und Bekehrung predigen. In Deutschland, wo das neue Volk schon da ist, mag es richtig sein, daß man die Volksgemeinde als Ganzes anspricht. Auch bei uns war das in der Ordnung, als wir noch offen oder getarnt ein geschichtliches Volk waren. Heute müssen wir — immer von Berlin aus gesehen! — jeden Einzelnen vor die enge Pforte führen, damit er sich ganz persönlich für Jesus und sein Reich entscheide. Wir haben Bekehrung zu predigen bis an die Gefahr der Auflösung der Sippenverbände, aus denen unsere Zuhörerschaft besteht. Je endzeitlicher wir unsere Christusbotschaft einstellen, desto freier macht sie die Zuhörer von der Belastung durch die Zeit. Je gläubiger sie der Zukunft des Herrn entgegengehen, desto eher können sie nach Gottes Rat auch als Volk noch eine Zukunft haben.

Was geschieht mit unserer Kirche?

Wie die Gotteshäuser, die wir bauten, ihren eigenen Stil haben, der an klassische Vorbilder wohl erinnert, aber die letzte Prägung einer Linie verdankt, welche das frei aufstrebende Maßwerk der Formen immer wieder drückt und an die Erde bindet — es ist die Not und der Selbstbehauptungswille des hier lebenden Geschlechts —, so wird auch die Frage nach dem Aufbau unserer Landeskirche schwerlich eine Lösung finden, die im Sinn dieses Aufsatzes einen der aufgezeigten Stile rein verkörpert. Das Antlitz unseres kirchlichen Lebens wird ein mehrdeutiges bleiben, weil es den Willen nicht gibt, der sich dem Druck von innen und außen widersetzen und der Kirche seinen Stempel frei aufdrücken könnte. Möchte nur jeder von uns wissen, wo er selber steht und warum er dort steht, und möchten wir alle mit einander offen sein für den Willen Gottes, der sich im Evangelium eindeutig genug geoffenbart hat, um der Frage nach der Kirche das Gewicht einer erstrangigen für immer streitig zu machen!

Theaterkrise und Laienspiel

Von Arnold Roth

Da auch bei uns hier in Siebenbürgen das Laienspiel immer weitere Kreise zu ergreifen und zu gewinnen scheint, so dürfte es nicht unangebracht sein, an dieser Stelle einiges über Laienspiel und seine Bedeutung gerade auch für unsere Zeit zu sagen.

Wir müssen dabei zunächst einen ganz flüchtigen Blick werfen in die Geschichte des Spieles überhaupt. Wir wissen, daß das Spiel seinen Boden im religiösen Leben und Erleben der Völker hat. Aus diesem Boden wächst alles Spiel. Die altgriechischen Spiele, aus denen die gewaltigen griechischen Tragödien eines Aischylos, eines Sophokles und Euripides entstanden, waren solche Spiele. Theater war damals nicht eine Einrichtung, um die Langeweile der Leute zu zerstreuen, sondern es war durchaus Besinnung auf den letzten Grund alles Lebens und Leidens. Theater war Offenbarung des göttlichen Geistes in dieser Welt der Schuld und des Todes. Der tragische Grund, aus dem alles Menschenleben und Menschenringen steigt und in den es wieder zurückfällt, er tat sich auf und ließ die Zuschauer einen Blick tun in die unterirdischen Kammern allen Lebens. Theater wurde nicht nach festen Programmen, jahrein jahraus gemacht, sondern Theater war selten, war hoher Festtag, war Feier des ganzen Volkes. Theater war gleichbedeutend mit Gottesdienst. Im Theater, in der „Schau", im ursprünglichsten und ersten Sinne erlebte der Zuschauer etwas von der Kraft und dem Leben des Göttlichen, das in diese Zeitlichkeit hineinbricht.

Damals saß man nicht ein bis zwei Stunden im Theater, um sich eine angenehme Zerstreuung zu verschaffen, sondern vom Morgen bis zum späten Abend, etwa 8—10 Stunden. Das Theater war eben Kultstätte ernstester Sammlung und selbst die sogenannten Satyrspiele bilden zunächst, bevor sie entarten, den wichtigsten Bestandteil dieser großen kultischen Spielfestzeiten. Es wurde nicht um der Zuschauer oder der Schauspieler willen gespielt, sondern alles geschah zur Ehre der Gottheit. Daneben erst, als in zweiter Linie, diente das Spiel der Gemeinschaft des versammelten Volkes. Wir müssen also zunächst einmal, wollen wir den Sinn des Laienspiels erfassen, festhalten: Das Spiel, in seiner ersten und eigentlichsten Bedeutung dient dazu, an religiösen Hochfesten zur Ehre der Gottheit beizutragen, als Bestandteil des Gottesdienstes und es dient in zweiter Linie dazu, die versammelten griechischen Stämme zu einen zur Gemeinschaft der Hellenen.

Es ist vielleicht interessant in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung des Wortes persona hinzuweisen. Persona (unser: Person) bedeutet nämlich die Maske, die der Schauspieler und zwar jeder Schauspieler bei den Spielen zu tragen hatte. Diese Masken, oft

grotesk und schreckenerregend finden wir auch heute noch bei primitiven Völkern. Der Mensch trägt die persona, die Maske eines Gottes. Durch diese Maske, die eine Gottheit darstellt, tönt der dahinterstehende Mensch hindurch. Das ist bedeutsam, denn dadurch will zum Ausdruck gebracht sein: Es kommt hier nicht auf Privatgefühle und Privatmeinungen von Individuen an, sondern auf das, was gleichsam von der Gottheit her gesagt wird.

Bis her reicht eine der Wurzeln des Laienspieles zurück. Die Entwicklung der Tragödie nahm dann ihren raschen Gang und hat sich im Laufe der Zeit immer mehr von dem religiösen Grund getrennt, wenn auch in den griechischen Tragödien ihr Ursprung niemals ganz zu verkennen ist. Selbst in der Zeit der römischen Cäsaren hat die Tragödie ihren Ursprung nicht verleugnen können, obwohl sie damals auch, genau so wie in unserer späten Zeit, nur noch der Zerstreuung oder flüchtigen Ergriffenheit diente. Die Angelegenheit des Theaters war damals — genau so wie heute bei uns — in erster Reihe eine Angelegenheit der vollen Kasse und der fetten Gagen.

Aber noch einmal fand das Theater, oder sagen wir besser, das Spiel, zu seinem Urgrund zurück. Das war in Zeit des Mittelalters, dieser gewaltigsten und größten Zeit, die das Abendland erleben durfte. Es ist Zeit, daß endlich mit dem aufklärerischen Unsinn des „finstern Mittelalters" energisch aufgeräumt wird. Was in unsern „fortschrittlichen" Tagen an Niedertracht und Greuel geschah und noch geschieht, stellt das Mittelalter weit in den Schatten. Im Mittelalter also, wo die abendländische Kultur den Stempel des deutschen Geistes trug, wo der damalige Mensch aus einer, für uns unbegreiflichen Ganzheit lebte, da war auch Spiel und Glaube wieder zusammengekommen. Die altdeutschen Mysterienspiele sind ein Zeugnis dafür. Auch hier ist es ähnlich wie in Griechenland gegangen. Zum zweitenmal arten diese Spiele aus und werden von der offiziellen Kirche abgestoßen. Hier setzt die zweite Wurzel des Laienspiels an.

Die Entwicklung des Spieles zum heutigen Theater nahm nun ihren ungehemmten Gang. Im Laufe dieser Entwicklung zur modernen Großstadtbühne ist aber immer wieder dies eine festzustellen: Alle gewaltigen, dramatischen Schöpfungen, die uns geschenkt wurden, sind letzten Endes deshalb unvergänglich, weil sie die äußere Schale des Alltäglichen durchschlagen und den glühenden und brodelnden Kern der Welt sichtbar werden lassen. Das ist ja das Wesen aller

großen Dramatik, daß sie den flachen, abgekühlten, scheinbar so sichern und zuverlässigen Boden unseres Alltagslebens mit ungeheurer Wucht durchschlägt und uns einen Blick tun läßt in den glühenden feuerflüssigem Lebensgrund, auf dem wir so sicher und selbstgefällig einher stolzieren. Die „Schuld" des Menschen — ein durchaus religiöser Begriff, der aus dem Glaubensleben stammt — sie ist das treibende Moment in allem dramatischen Schaffen.

Und von hier aus müssen wir die Theaterkrise, in der wir heute drinnenstehen, beurteilen. Die Technik hat das Theater völlig in der Hand. Das lebendige Wort ist oft Nebensache. In dieser totalen Vermaterialisierung des Theaters haben die Regisseure der letzten Jahre Großes geleistet. Die Bühne war in erster Reihe deshalb da, um dem Regisseur Gelegenheit zu geben seine Triebe auszuleben. Das Wort wurde brutal mit Knütteln zu Boden geschlagen. Der Scheinwerfer mit seinen Lichtmöglichkeiten und Unmöglichkeiten, die Donnermaschinen und Sturmsirenen feiern Triumpfe. Ja, wir sind sogar soweit, daß nicht nur die Namen der verschiedenen Bühnenbildentwerfer fettgedruckt neben dem Namen des Verfassers zu lesen sind, sondern sogar die verschiedenen Groß-Toiletten, die von den weiblichen Hauptdarstellerinnen getragen werden, mit Angabe der Firma des Modesalons, aus dem sie hervorgingen. Ja, ich habe es sogar in einem großen Wiener Theater selbst erlebt, daß die Firma des Friseurs, der die Theaterschönen mit der Brennschere hergerichtet hatte, auf dem Theaterprogramm fettgedruckt zu lesen war. Warum die Kulissenschieber nicht auch erwähnt wurden, ist mir bis heute unklar geblieben. Sie hätten es wahrlich verdient. Man sieht: Das Theater ist zum einträglichen Reklameinstitut geworden. Die Vermaterialisierung greift immer mehr um sich. Im Theater Sowjetrußlands ist diese absolute Vermaterialisierung völlig durchgeführt. Die Kulisse herrscht, das Wort wird vergewaltigt.

Sehen wir uns einmal den Spielplan heutiger Großstadtbühnen an. Die materielle und wirtschaftliche Seite diktiert. Es werden sogenannte „zugkräftige" Stücke über die Bühne geschickt. Jeder mittelmäßige Theaterdirektor „entdeckt" dramatische Genies, die, von der ihm befreundeten Presse das Imprimatur auf ihre Genialität erhalten. Ein wichtiges Moment in der Dramatik ist der Eros. Was heute aber manchmal über die Bretter geht, ist nicht mehr der reine, drängende, göttliche Eros, sondern trüber Schlamm, der sich widerlich durch die

Szenen wälzt. Hysterische Frauenzimmer entdecken in sich problematische Naturen, in jedem Querkopf werden „Probleme" aufgestöbert. Überhaupt ist das Erfinden von „Problemen" im heutigen Theaterbetrieb sehr beliebt. „Psychologisch" versucht dann der Dramatiker auf Freundscher Grundlage das „Problem des Seelenlebens" zu erfassen.

Wie sind die Schauspieler, die heute die Bühne bevölkern? Wir kennen alle das bekannte Starsystem, das ja heute, gottlob im Absterben ist. Man schrieb geradezu Stücke auf den Leib gewisser Bühnenlieblinge. Die Rollen wurden entsetzlich verstümmelt und auf sie „zurechtgeschnitten". Der Held auf den Brettern war im Leben oft ein jämmerlicher Wicht, die Julia im Rampenlicht war oft eine Dame mit bewegter Vergangenheit und noch bewegterer Gegenwart. Das Gretchen aus dem Faust verstand es, kaum daß der Vorhang gefallen war, sich flink eine Zigarette anzuzünden. Zwischen Theater und Leben klaffte eine tiefe Kluft. Die großen Rollen wirken in das Leben der Schauspieler nicht mehr hinein.

Wenn wir noch einen flüchtigen Blick auf die Zuschauer werfen, die diesen Betrieb mitmachen, rundet sich uns das Bild ab. Unzählig sind die Karrikaturen, mit denen man gerade diese Art von Menschen in unseren Tagen bedacht hat. Und das mit Recht. Theater war bald nur noch Modeschau. Bunt zusammengewürfelt saß die Menge da, ohne die geringste Verbundenheit, ohne das geringste Bewußtsein einer Gemeinschaft. Jeder war Einzelperson. Die Loge ist eine typische Erscheinungsform dieser Geistesart. Aus allen möglichen Wind- und Geistesrichtungen kommen die Zuschauer herbei und mit dem letzten Wort sind sie wieder in alle Winde zerstreut. Was übrig bleibt, ist nur die beklemmende Leere im Geldbeutel, der für den Theatersitz energisch herhalten mußte.

Und nun bricht in unseren Tagen etwas Neues auf im Laienspiel. Das Laienspiel ist geboren aus der Sehnsucht nach wahrem Leben und Erleben, aus der Sehnsucht nach lebendiger Gemeinschaft und Verbundenheit von Spielern und Zuschauern. Das Laienspiel besinnt sich wieder ernsthaft auf die letzten Wurzeln alles Spieles: Die Gebundenheit an das Göttliche und Ewige und die Verbundenheit von Zuschauer und Spieler. Gerade das Laienspiel ist eine typisch deutsche Angelegenheit, weil es seine Entstehung der deutschen Jugendbewegung verdankt. Man erkannte, daß das Spiel nicht nur auf der Bühne

beginnt und nicht dann zu Ende ist, wenn der Vorhang gefallen ist, sondern daß es schon viel, viel vorher begann und daß es überhaupt kein Ende hat, weil es draußen im Leben weiter geht.

Das Laienspiel sagt zu dieser letzten Entwicklung des heutigen Weltstadttheaters „Nein". Wohl gemerkt: Es sagt nicht Nein zum großen, wahren Theater und zum großen gottbegnadeten Schauspieler. Aber es sagt Nein zu dem, was sich heute oft Theater nennt. Man darf dem Laienspieler auf keinen Fall Theaterfeindlichkeit vorwerfen, denn er weiß: Es gibt ganz große seltene Menschen, denen die Gabe geschenkt wurde mehrmals Mensch zu sein. Wir können nur der eine — ach so einfache — Mensch sein, der wir eben sind. Der große Schauspieler hat nicht nur zwei Seelen in seiner Brust, sondern so viele, als er Rollen lebt und spielt.

Theater muß und wird es immer geben. Der Schauspieler spielt täglich, ihm ist das Spiel Arbeit und Lebensunterhalt. Der Laienspieler spielt selten, ihm ist das Spiel Erhebung und seltenes Fest. Dem Schauspieler sind die Proben notwendige Übel, dem Laienspieler der Platz, da Gemeinschaft wächst, da Bindung ersteht von Mensch zu Mensch. Der Schauspieler nimmt Kulisse, Schminke und stilechte Kostüme zur Hilfe. Der Laienspieler beschränkt sich auf das Notwendigste. Er will keinen falschen Schein erwecken, denn ihm steht im Mittelpunkt des Spieles das Wort, nicht das bühnenpathetische Wort, nicht die grandiose Mimik, sondern das schlichte Wort und die sparsame, oft unbeholfene Geste. Ganz großes Theater und Laienspiel bejahen einander durchaus. Der Laienspieler will nicht Schauspieler sein, weil er es nicht kann, und der große Schauspieler will nicht Laienspieler sein, weil er es ebenfalls nicht kann. Manchmal freilich ist dem ganz großen Schauspieler die Naivität und die Unmittelbarkeit des Laienspielers gegeben. Dann gibt das den schönsten Klang, der sich denken läßt. Das Laienspiel will auch gar nicht das Theater ersetzen oder Theater sein. Es weiß seine Grenzen.

Es ist aber auch kein Dilettantenspiel. Und gerade hier kann vor einer Verwechselung zwischen Laienspiel und Dilettantenspiel nicht genug gewarnt werden. Gerade bei uns scheint die Verwechselung häufig vorhanden zu sein. Der Dilettant spielt, genau so wie der Schauspieler, er wählt dieselben Stücke, er wählt die gleiche Kulisse und den gleichen Theaterdonner, womöglich noch viel ausgiebiger als der zünftige Schauspieler. Dilettanten spielen aus verschiedenen Grün-

den: Stiftungsfeste, Tanzunterhaltung, Wohltätigkeitsinteressen und die menschliche Eitelkeit, sich im Rampenlicht vor einem vollen Haus zu sehen, sind diese mannigfaltigen Gründe, aus denen ein Dilettantenspiel zustande kommt. Laienspiel geschieht immer, wohlgemerkt! immer, nur aus zwei Gründen: Zur Ehre dessen, der die Welt erschuf mit ihren Geheimnissen und ihren Rätseln. Laienspiel geschieht immer aus Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Lebens und des Todes. Und es geschieht zweitens, damit Gemeinschaft werde durch das Wort. Laienspiel macht damit unbedingt ernst. Der Zuschauer sieht sich selbst, lebt sich selbst, er leidet sich selbst. Der Laienspieler wiederum lebt im Zuschauer mit, was er sagt, sagt er sich selbst ebenso wie dem Zuschauer.

Und dann noch eins: Es soll geschehen sein, daß Schauspieler aus den verschiedensten Windrichtungen in einer bestimmten Provinzstadt zusammen trafen und zwei Stunden später stellte sich das neue Ensemble in der Premiere, dem Publikum vor! Dilettantengruppen kommen zusammen um „Theater zu spielen", wobei es oft die häßlichsten Szenen gibt über Rollenbesetzung und andere Dinge. Und wenn das Theaterstück gespielt wurde, legt man die abgegriffenen Textbücher beiseite und sucht etwas Neues aus. Vielleicht erinnert der vertrocknete Kranz schmerzlich an die ersten Tage des Ruhmes.

Alles dies gibt es im Laienspiel nicht. Denn da muß zuerst unter den Spielern selbst Gemeinschaft sein, bevor sie andere dazu führen wollen. Eine einzige Familie müssen die Laienspieler bilden. Des einen Not muß des andern Not, des einen Freude muß des andern Freude sein. Leidet ein Glied dieser Laienspielfamilie, so leiden sie alle mit. Es ist eine Lebensgemeinschaft, die uns im Laienspiel entgegentritt. Und weil es eine Lebensgemeinschaft ist, deshalb kann es auch eine Spielgemeinschaft sein.

Laienspiel ist aber auch nicht Volksspiel, im Sinne eines Spieles für das weniger gebildete Volk. Es ist auch nicht „populär", wie man etwa von „populären", „volkstümlichen" Stücken oder Preisen redet und damit natürlich etwas nicht ganz Erstklassiges, aber für die breiten Volksmassen immerhin noch recht Brauchbares meint. Wohl ist aber Laienspiel Volksspiel in dem Sinne, daß man unter Volk alle die versteht, die sich durch gleiche Art und gleiches Schicksal aneinandergebunden wissen.

Es gibt heute schon verschiedene Laienspielkreise. Der bekannteste ist wohl der Münchner Laienspielkreis um Rudolf Mirbt, der einstige

„Kremi" (Kreis Mirbt). Diese Menschen zogen durch die Straßen, Studenten, Arbeiter, Handwerker, Kaufleute und Lehrer und spielten ihre Spiele auf den Gassen und Plätzen Münchens oder im Englischen Park vor vielen Hunderten. Sie spielten, ohne daß die Zuschauer vorher überhaupt wußten, was gespielt wurde. Sie nahmen die Arbeiterkinder von den Straßen und spielten und sangen mit ihnen. Sie zogen sich dadurch die Polizei auf den Hals. Aber sie ließen nicht locker. Heute hat der Verlag der „Münchner Laienspiele" schon über hundert prachtvolle Laienspiele dem deutschen Volke vorgelegt, die sich bewährt haben und bleiben werden. Es gibt die mannigfaltigsten Arten von Laienspielen: Da sind zunächst die Jahresfestkreis-Spiele und zwar, Advent- und Weihnachtsspiele, Passions- und Osterspiele, Pfingst- und Mysterienspiele. Ein gut Teil dieser Spiele ist uraltes deutsches Volksgut. Daneben haben wir Legendenspiele, Vaterländische Spiele, Heldische Spiele (Beowulf, Der Nibelunge Not, Gudrun, Hildebrandslied, Parzival, Lohengrin) und Balladenspiele, wie das gewaltige Spiel: Halewyn. Weiterhin: Dorfspiele, Großstadt-Spiele aus Fabriken und Gruben, Rüpelspiele und andere Groteskenspiele. Und schließlich: Märchenspiele, Singspiele und Chorspiele. Eine unübersehbare Fülle von Laienspielen liegen vor. An Auswahl ist übergenug vorhanden. So wäre es an der Zeit, daß auch die Jugendbühnen unserer Gemeinden allmählich aufhörten, ihren Zuschauern die uns allen sattsam bekannten Machwerke vorzusetzen.

Vielleicht ist es gut am Schluß dieser knappen Ausführungen noch ein Wort zu sagen über den Ort, an dem Laienspiele aufgeführt werden. Das muß nämlich durchaus nicht immer der geschlossene Saal mit Bühne und Vorhang sein. Laienspiel kann überall gespielt werden. So wird das Urner Spiel vom Wilhelm Tell, das, im hohen Gebirge von einer Wanderschar gespielt, als Hintergrund die natürlichen schroffen Felswände aufweist, bei den Gästen eines Höhenheimes oder einer Schutzhütte immer einen ganz tiefen Eindruck hinterlassen. Für andere, besonders Märchenspiele, wählen wir verschiedene Seen oder einen stillen Waldwinkel. Den Sommernachtstraum, am Waldesrand gespielt, im Scheine des Vollmondes, werden sowohl Zuschauer als auch Spieler sobald nicht vergessen. Heldische Spiele gehören in alte Burghöfe, Kirchenburgen, oder Ruinen. Religiöse Spiele gehören in Kirchen und vor die Kirchen, oder auch in dämmrige Kreuzgänge, Legendenspiele können im hellen Sonnenschein auf der blühenden

Waldwiese, oder vor dem rauschenden Ährenfeld, ohne viel umständliche Vorbereitung gespielt werden. Wer das Gudrunlied gesehen hat, draußen am freien Strand des unendlichen Meeres, wenn das Abendrot verglüht, wird diese Stunde in dankbarer Erinnerung halten. Oder wer einmal im Winter auf endlosem Schneefeld, von heraufziehender Dämmerung umgeben das gewaltige Spiel „Halewyn" sah, wie es sich von dem stahlharten Winterhimmel eckig abhob, wird auch oft dieser Stunde gedenken müssen. Mit einem Wort: Die Bühne des Laienspieles ist die weite, blühende, wogende, verschwiegene, drohende Welt Gottes. Der Laienspieler stellt sich in diese Welt hinein ohne Anmaßung und Aufdringlichkeit. Demütig und aufgeschlossen den Rätseln allen Daseins redet er nur mit, mit den Bergen, mit den Wäldern, mit den Meeren, mit den Gestirnen, in dem großen Chor der Kreatur zur Ehre ihres Schöpfers. Er redet für die Brüder, die um ihn stehen und seine Worte hören, die sie alle ungeboren in ihrer Seele tragen. Er freut sich für sie, er leidet für sie, er spricht das Wort für sie, das sie erlöst. Er spricht das Wort, das in ihrem Blut geboren, sie alle bindet, er spricht das Wort, das sie eint und mit den Vätern vor tausend Jahren zum heiligen Ring zusammenschließt: Er spricht das Deutsche Wort!

Rundschau

Auf dem Wege zur Volksgemeinschaft aller Deutschen Rumäniens. Es wurde schon im Novemberheft dieser Zeitschrift darauf hingewiesen, daß im Rahmen der siebenbürgisch-deutschen Volksratleitung Besprechungen im Gange seien, um den innervölkischen Kampf zu einer gewissen Entspannung zu bringen. In diesem Zusammenhange konnte auch erwähnt werden, daß ähnliche, auf das ganze Deutschtum unseres Landes bezügliche Besprechungen angebahnt seien. Heute kann die Tatsache schon als feststehend angenommen werden, daß diese Besprechungen zu einem positiven Ergebnis geführt haben und zwar in der Richtung, daß das entscheidende Schwergewicht für allgemein politische und innervölkische Fragen aus den einzelnen Volksräten in einen politischen Spitzenausschuß des Gesamtdeutschtums von Rumänien verlegt wird. Da nähere Einzelheiten noch fehlen, gebietet es eine naheliegende Vorsicht, zunächst theoretisch über die hiedurch geschaffene Sachlage und ihre Bedeutung zu sprechen.

Und da wird der Außenstehende zunächst glauben, annehmen zu können, daß eine solche Einrichtung am bisherigen Zustand nichts wesentliches ändere. Denn das Deutschtum Rumäniens besaß ja auch bisher schon eine politische Spitzenorganisation im Verband der Deutschen Großrumäniens. Der mit den Verhältnissen näher Vertraute

wird allerdings anders urteilen. Er wird erkennen müssen, daß die Einsetzung dieses Organes im gegenwärtigen Zeitpunkt eine Wende in der Geschichte der deutschen Volksgemeinschaft Rumäniens bedeutet, trotzdem es sich hier nur um eine vorübergehende Einrichtung handeln kann mit dem Zweck einer Herbeiführung geregelter Innenverhältnisse. Dies kommt am sinnfälligsten darin zum Ausdruck, daß unter dieser Neuregelung der Verhältnisse durchaus nicht nur eine Beilegung gewisser völkischer Streitfragen verstanden werden soll, sondern auch ein organisatorischer Neuaufbau des Gesamtdeutschtums unseres Landes unter einer gemeinsamen Volksordnung. Mit der Schaffung einer solchen Volksordnung würde tatsächlich eine neue Stufe im Zusammenwirken der deutschen Volksgruppen unseres Landes erstiegen, die man als erste Stufe einer wirklichen inneren Gemeinschaft aussprechen könnte. Was bisher da war, war mehr eine äußerliche Interessen- und Arbeitsgemeinschaft, gegeben durch die Tatsache, daß man vom Schicksal in einen Staat zusammengeführt worden war und hier einem umfangreichen Gesetzgebungswerk gegenüber die gemeinsame Front zu schließen hatte. Über diesen Rahmen ist auch die Arbeit innerhalb des „Verbandes der Deutschen Großrumäniens" im wesentlichen nicht hinausgekommen.

Die verschiedensten Kennzeichen im Innenleben unseres Deutschtums ließen es längst erkennen, daß es an der Zeit sei diesen Rahmen zu sprengen und zu einer höheren Gemeinschaftsform aufzusteigen. Wenn daher diese Entwickelung jetzt einsetzt, so kann hier kein anderer Standpunkt vertreten werden als der, daß sie eine natürliche sei. Angesichts der Tatsache aber, daß diese Stellungnahme durchaus nicht mit der Ansicht aller in Betracht kommenden Kreise restlos übereinstimmt, soll sie hier noch besonders gerechtfertigt werden.

Meinungsverschiedenheiten bestehen kaum darüber, daß es wünschenswert wäre das Deutschtum Rumäniens zu einer starken inneren Einheit zusammenzuschließen. Wohl aber darüber, ob und wieweit dies in der Wirklichkeit möglich sei. Wer aber glaubt, daß hier nur Unvollkommenes zu erreichen möglich wäre, muß natürlich alles was trotzdem in dieser Richtung geschieht, als erzwungene unorganische Bildung und als Selbsttäuschung ablehnen. Er ist übrigens in jeder theoretischen Auseinandersetzung über diese Frage in starkem Vorteil demjenigen gegenüber, der hier an weitergehende organische Möglichkeiten des innerlichen Zueinander-Findens glaubt. Denn für ihn sprechen zunächst die geschichtlichen Tatsachen und Erfahrungen, die klar erkennen lassen, daß die verschiedenen deutschen Siedlungsgebiete unseres Landes nach geschichtlichen Schicksalen, biologischen und Stammeseigentümlichkeiten, Sitte und Brauch, Glaubensleben, sozialer Schichtung usw. sehr voneinander abweichen. Das Schwabentum Beßarabiens, noch jung und voll starker Lebenskraft, von russischem Wesen und dem starken Einfluß der russischen Steppe berührt, ist etwas ganz Anderes, Strengeres, Urtümlicheres und dann doch wieder Weicheres, als das in der ungarischen Tiefebene gewordene Schwabentum des Banates, in dem Jugend und Alter, Kraft und Schwäche, Aufstieg und Zersetzung, durch ein merkwürdig schwankendes nationales Schicksal in einer oft schwer durchschaubaren Mischung beieinander wohnen. Und wieder ganz verschieden von ihnen ist der alte, vielerfahrene, kulturell und sozial stark aufgespaltene, meist viel schwunglosere aber zähe Siebenbürger, der vermöge einer langen, in Einsamkeit

verbrachten und durchgekämpften Geschichte die ausgeprägteste Volkspersönlichkeit unter allen Siedlungsgebieten aufweist, abgesehen davon, daß auch das Wort von der „siebenbürgischen Seele" kein leerer Wahn ist.

Wenn man all dies und manches Andere in dieser Richtung Liegende überdenkt, liegt der Schluß außerordentlich nahe, daß hier eine bodenständige Vielgestaltigkeit gegeben ist, deren angemessene Zusammenhangsform die fallweise durch gemeinsame politische Interessen erforderte Arbeitsgemeinschaft ist, während alles was darüber hinausgeht vom Übel ist, da es die Bodenständigkeit und Instinktverwurzelung bedrohen könnte, die für alle diese Volksgruppen das kostbarste Kernstück an Volkstumskraft bedeutet.

Damit entlehnt diese Anschauung ihre Beweisstücke durchaus der Rüstkammer eines organischen Volkstumsdenkens. Und doch muß ihr gerade wieder im Namen organischer Lebendigkeit entgegengetreten werden. Denn es zeigt sich bei näherem Zusehen, daß sie wohl das Leben vertritt, aber nicht aufsteigendes, sondern absteigendes Leben.

Sache des Lebens ist nicht nur die Besonderung in reiche Vielgestaltigkeit, sondern gerade auch die Umfassung des Vielgestaltigen in höherer Einheit. Die Möglichkeiten und Gesetze solcher Einheit sind allerdings in verschiedenen Lebensbezirken verschiedene. Sie sind andere in der Art wie die Organe zur höheren Einheit des lebendigen Einzelwesens, als wie die Individuen zur Einheit der Art zusammengeschlossen erscheinen usw. Auf jeder Stufe aber gibt es eine naturgegebene Einheitsform und es bedeutet Zerfall, wenn die ihr untergeordneten Einheiten die Kraft verlieren, sie zu erfüllen.

Aus der Perspektive dieser Erkenntnisse ist auch die hier behandelte Problematik der deutschen Volksgruppen unseres Landes zu betrachten. Sie sind alle Glieder eines Volkes, und ihnen kommt daher trotz aller erwähnten Unterschiede eine übergeordnete höhere Einheit zu, eben die Volksgemeinschaft, die weit mehr ist als nur Interessen- oder auch Sprachgemeinsamkeit; sie ist vielmehr seelisch-geistige Gemeinsamkeit, die sich in der Gemeinschaft zahlreicher Brauchtümer, Kultureinrichtungen usw. greifbar auswirkt. Volksgemeinschaft kann durch äußere Ursachen, etwa Staatsgrenzen, an manchen Punkten unterbrochen werden, wie das gerade beim Auslanddeutschtum vielfach der Fall ist. Fallen aber diese Ursachen fort, so setzt bei ungestörter Lebenskraft eine Entwickelung auf neue Knüpfung und Ausbildung dieser inneren Bindungen ein.

Und gerade das Deutlich-Werden dieser Entwicklung kann man in den letzten Jahren in den Beziehungen der deutschen Volksgruppen unseres Landes zueinander beobachten. Die diesbezüglichen Erscheinungen sind gerade vom Standpunkt organischen Denkens gesehen, weit davon entfernt etwas künstliches oder Gemachtes zu sein, sie sind vielmehr die Anzeichen dessen, daß die Volkstumskraft ungebrochen ist und allmählich Teile des Ganzen aus ihrer Abgeschiedenheit in die natürliche Einheit zurückzuführen strebt. Diese Einheit wird und soll nicht bodenständige Sonderform zerstören, sondern darüber hinaus gemeinsames Brauchtum, gemeinsame Kultureinrichtungen, gemeinsame Organisationsformen ausbilden, wie es oben angedeutet wurde. Solche Entwicklung erfordert Zeit, die hier nicht abgeschätzt werden kann und soll.

Würde sie sich aber grundsätzlich als unmöglich erweisen, so müßte die natürliche Volkstumskraft als gebrochen oder krank angesehen werden. Es liegt dann bildlich gesprochen ein ähnlicher Fall vor, als ob in einem Organismus die Organe nicht mehr zur inneren übergeordneten Einheit des Zusammenwirkens fänden. Das bedeutet Zerfall des Organismus. Im Volksleben aber bedeutet die innere Abschließung einzelner Gruppen gegeneinander ebenfalls Zerfall.

Denn beschränken sich solche Gruppen auf die Dauer in ihrem gegenseitigen Verhältnis auf eine politische Interessen- und Arbeitsgemeinschaft, so stellen sie sich in Beziehungsformen, wie sie im Grunde genommen verschiedenen Völkern nicht aber verschiedenen Gruppen eines Volkes untereinander zukommen. Das charakteristische dieses Zustandes ist nämlich, daß man das völkische Innenleben betreffend in jeder Gruppe auf sich selbst zurückverwiesen ist und das Zusammenwirken nur fallweise auf äußeren Antrieb erfolgt.

Es ist nicht zu leugnen, daß tiefe geistes-geschichtliche Gründe eine solche Entwickelung, die aber eine Richtung auf den Volkszerfall hin ist, innerlich bis vor kurzem begünstigt haben. Es ist jene allgemeine Neigung zum ichsüchtigen Individualismus, die vielfach das seelische Gemeinschaftsleben zur Erstarrung oder zum inneren Absterben gebracht hat. Ihre Wirkungen zeigen sich in dem Verlust der Fähigkeit in größerem Lebenskreise organisch und wesentlich leben zu können und der fortschreitenden Einschränkung dieser Fähigkeit auf immer engere Lebenskreise. Von der Forderung nach Wesentlichkeit gesehen, werden dort, wo diese Entwickelnng endgültig Fuß gefaßt hat, die Bindungen im größeren Lebenskreise immer loser, schattenhafter, äußerlicher, bis sie ganz verschwinden. Das Erleben der letzten Jahre berechtigt zum Glauben, daß dieser Zeitpunkt im Kreise deutschen Volkstums nicht erreicht ist. Wie immer in solchen Fragen, kann allerdings die Überzeugung hierüber nur bedingt dem logischen Beweise unterliegen und bleibt in wesentlichen Hauptpunkten Angelegenheit des Fühlens und Glaubens.

Alfred Pomarius

„Volk im Osten", eine neue Zeitschrift. Im Verlage Schlosser in Hermannstadt ist vor kurzer Zeit das erste Heft dieser Zeitschrift erschienen, als deren Herausgeber Karl Hermann Theil, Schriftleiter der ebenfalls in Hermannstadt erscheinenden „Deutschen Tageszeitung" zeichnet. Die Zeitschrift will ein Aussprache-organ sämtlicher deutschen Volksgruppen des europäischen Ostens sein, nicht so sehr in kulturellen als vielmehr in politischen Fragen. Nach dem Programm, das sich der Herausgeber stellt, werden die Fragen der inneren Neuordnung dieser deutschen Volksgruppen, ihres Verhältnisses zu Staat und staatsführendem Volk einerseits, zum Mutterland und Muttervolk andererseits, wohl den breitesten Raum in den Spalten dieser neuen Monatsschrift einnehmen. Damit ist eines der brennendsten Probleme deutschen Seins in Osteuropa aufgegriffen und damit der Zeitschrift die Erfüllung einer wichtigen im besten Sinne gegenwartsnahen Aufgabe auferlegt. Gelingt es dem Herausgeber, einen entsprechenden Mitarbeiterkreis aus allen in Betracht kommenden deutschen Volksgruppen zu sichern, dann kann „Volk im Osten" zu einem unentbehrlichen Mittelpunkt des Gedankenaustausches in wichtigsten volks- und staatspolitischen Problemkreisen der Gegenwart werden.

Das vorliegende erste Heft zeigt hiezu gute Ansätze. Im ersten Aufsatz äußert sich

Eugen Beinhauer grundsätzlich über die Einstellung des neuen Deutschland zu den Wesenheiten Volk und Staat, womit ein sinngemäßer Auftakt zum ganzen Arbeitsplan der Zeitschrift gegeben ist. Einen sehr guten Aufsatz schreibt Nikolaus Hans Hockl über die Stellung der Banater Schwaben im Südosten. Während Hockl mehr überzeitlich wertend urteilt, behandelt H. R. Wiese unter dem Titel „Die völkische Erneuerung des Deutschtums in Polen" die augenblickliche stark zerrissene Innenlage der starken deutschen Volksgruppe in Polen und zeigt die Gründe für diese Lage auf. Rudolf Böhmers Aufsatz über den vormals österreichisch-ungarischen Raum ist eine Absage an die beliebte wirtschaftsgeografische Betrachtung des Donaubeckens und stellt über die Wirksamkeit wirtschaftlicher und landschaftlicher Eigenräume die völkischer Eigenräume. Weltanschaulicher Natur sind die Ausführungen von Dr. Viktor C. Irk über das Thema „Volksgemeinschaft oder Weltbürgertum?", das betrachtet wird unter Voranstellung der Notwendigkeit, im Menschenleben wie in allem andern Leben „polare" Vielgestaltigkeit zu erhalten und als den „Sinn" dieses Lebens weithin bestimmend zu erkennen.

Die neue Zeitschrift begleiten die besten Wünsche von Seiten des „Klingsor" und die Überzeugung, daß ein innerlichster Zusammenklang der Geister hier und dort gegeben ist. Alfred Pomarius

Schillerfeier in Hermannstadt. Unser heimliches, verschnörkeltes Theaterchen war am Sonntag, den 11. November vormittag bis in die obersten Ränge von einer erlesenen Gesellschaft, von Jugend und Volk erfüllt. Sollte doch, wie überall, wo deutsche Herzen schlagen, Friedrich Schillers 175-ter Geburtstag festlich begangen werden. Trompetenstöße und Schalmeienklänge der Wilhelm Tell-Ouvertüre von Rossini erfüllten mit ihren kampffrohen, Klängen, von unserer gefährdeten Stadtkapelle unter der begeisternden Leitung des jungen Karl Egon Glückseelig vorbildlich dargebracht, den Raum. Die jungen Schauspieler unseres Landestheaters brachten uns zwei packende Scenen aus „Kabale und Liebe", dieser von berstender Leidenschaft getragenen, von Gefühlsüberschwang beseelten Tragödie nahe. Der glühende Atem des jungen Genies Schiller wehte uns an. Professor Michael Hannerth hielt die Festrede „Schiller und seine Sendung in der Gegenwart". Er zerschlug die Vorstellung von dem idealischen Schiller, in dem sich ein sattes Bürgertum verklärt sah und baute das Leben des gegen eine Welt von Philistertum und Tyrannei, gegen die Schwächen eines siechen Leibes heroisch ankämpfenden Menschen vor uns auf. Der Rütlischwur „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern", eine Mahnung der Stunde, in Rudolf Lassels markiger Vertonung für Männerchor und Baritonsolo, von dem Musikverein „Hermania" und dem Schäßburger Musikverein kraftvoll dargeboten, das schöne Fest.

Man freute sich wieder einmal in die Gemeinschaft deutschen Geistes einzumünden und so viele Kräfte, die das Gültige in unserem Leben fördern wollen, am Werke zu sehen.

Hier führt ein Weg in die Zukunft. Ernst Jekelius

Neue Bücher und Schriften

Dr. Wahrhold Drascher, Auslanddeutsche Charakterbilder. Strecker und Schröder Verlag, Stuttgart, 1929. — Wir erfüllen eine bisher versäumte Pflicht, wenn wir nachdrücklich auf dieses schon vor Jahren erschienene Buch hinweisen, das in ausgezeichneter Darstellung entscheidende Fragen und Themen des auslanddeutschen Lebens behandelt. In erster Linie wird dabei das überseeische Deutschtum beachtet, während der mittel- und osteuropäische Siedlungsraum aus der näheren Betrachtung oft wegbleibt. Für ihn gelten übrigens manchmal andere Ergebnisse, als sie Drascher für das Überseedeutschtum findet. Doch gerade wegen seiner sehr guten Kenntnis der außereuropäischen Deutschtumsprobleme kann man an dem Buch nicht vorübergehen.

Heinrich Zillich

Ernst Wiechert, Die Majorin. Erzählung. Albert Langen-Georg Müller Verlag München, 1934. — Nach zwanzigjähriger Abwesenheit kommt aus Krieg, Gefangenschaft und Deportation ein junger Bauer innerlich verwüstet und leer, ungläubig und heimatlos nach Hause. Eine einsame, tatkräftige, noch nicht alte Gutsherrin führt ihn zum schaffenden Leben zurück. Dies der Umriß des Inhalts. Eine tiefe, sehr vorsichtig und fein geführte Handlung, manchmal etwas schwebend über der Wirklichkeit, eine Legende fast, und voll der heiligen Wahrheit des Menschenherzens, das hier Sieger wird über den Tod, aber auch über seine Mängel.

Heinrich Zillich

Prof. Dr. A. Kiekebusch. Deutsche Vor- und Frühgeschichte. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag von Philipp Reclam jr. Leipzig, 1934. — Dieses neue Reclambändchen möge allen angeraten werden, die sich über unsere Vorgeschichte bis zur Wiedergewinnung des deutschen Ostens belehren lassen wollen. Der Verfasser weiß seinen Stoff anregend und einprägsam zu behandeln, dabei natürlich, wie es schon das Format des Buches vorschreibt, in knappster Form. Heinrich Zillich

Hinweis auf Timm Kröger. Er darf nicht vergessen werden, der große Künder niedersächsischen Wesens, der mit allen Tiefen und unheimlichen Hintergründen des Daseins und Menschentums vertraute Timm Kröger, den man früher als Heimatdichter abtun wollte. Er reckte sich über dieses dumme Gerede, das nur einen Sinn hat, wenn man den Begriff Heimatdichter neu faßt, ins Erhabene und kann nicht vergessen werden. Ein Dichter wohl, der seine Gestalten aus seiner norddeutschen Heimat, der Marschlandschaft nimmt, aber kein Heimatdichter, der in einem engen, volkskundlich befangenen Gesichtsfeld dahinlebt, sondern einer, der auf den wirklich tragenden Boden des Landschaftserlebnisses wie auf einen Grundstein die Grenzenlosigkeit des Menschenherzens setzt. Timm Kröger, der 1918 starb, wäre 1934 neunzig Jahre alt geworden. Der Verlag Georg Westermann, Braunschweig-Berlin, ließ zum Gedenken eine Auswahl der schönsten Erzählungen des Dichters, die Dr. Hellmuth Langenbucher besorgte und mit einem ausgezeichneten Nachwort versah, erscheinen. Der Band gewährt einen breiten Einblick in das Schaffen Krögers, der wie selten ein Dichter seiner besonderen Begabung für die Erzählung bewußt war und sich nicht verleiten ließ, eine andere Form der Dichtung zu wählen, keinen Roman schrieb, wenig Gedichte veröffentlichte, sich am Drama nicht versuchte. Darum geht man bei ihm auf sicherem Boden. Der Auswahlband — er trägt den Titel „Stille Einkehr" — ist vorbildlich zusammengestellt, weil die in ihm enthaltenen

Geschichten Kröger von verschiedensten Seiten zeigen: seinen Blick für das Unheimliche des Daseins, viel Humor, die Fähigkeit, eine Begebenheit dramatisch und tiefgründig zu entwickeln, seine wunderbare Naturverbundenheit, klarste Menschenkenntnis und vor allem Reichtum des Wissens, des Beobachtens und noch wichtiger: des Herzens, des Ahnens, des religiösen Sinns. Wer diesen Auswahlband las und immer wieder erschüttert vor der Weite Krögers stand, der wird auch zu seinen anderen Werken greifen, am besten zu den in vielen Bänden Gesammelten Werken, die im gleichen Verlag erschienen sind. Kröger sagte einmal, er habe den über die Heimatdichtung ausgegossenen Spott leicht ertragen, weil er sich in guter Gesellschaft befand, in der von Klaus Groth, Storm, Johann Hinrich Fehrs, Fritz Reuter, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, Raabe, Rosegger, von vielen anderen zu schweigen. Er gehört in diese Reihe, nicht nur nach der Art seiner Dichtung, sondern seines dichterischen Ranges wegen. Heinrich Zillich

„Heimat". Die deutsche Landschaft in Erzählungen deutscher Dichter. Verlag Ullstein. Hier ist der Versuch gemacht worden, 32 Novellen 32 verschiedener deutscher Dichter unter dem Gesichtspunkt zusammenzustellen, daß die ganze deutsche Landschaft dadurch vertreten sei. Der Versuch ist geglückt, denn so verschieden auch die Verfasser nach ihrer Darstellung sein mögen — man stelle sich unter den Bekannten nur den „hintersinnigen" Blunck und den schnoddrigen Fallada nebeneinander vor! — alle Novellen atmen Verbundenheit mit einem Stück deutschen Bodens „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt". Neben bekannten Namen hat der Verlag auch eine Reihe jüngerer Schriftsteller aufgenommen, die sich alle durch eine gewisse Höhe ihrer Leistungen empfehlen.

Einer der jüngsten und nach dem Alphabet der letzte unter ihnen — aber last not least! — ist unser Heinrich Zillich mit der kraftvollen und eigenartigen Erzählung „Die gefesselte Eiche". Man findet darin allerdings keinen einzigen Hinweis auf die siebenbürgische Heimat des Verfassers. Wenn das Absicht war, so ist es wohl geschehen, um zu zeigen, daß die seelische Landschaft unserer Bauern in keiner Weise aus der allgemeinen deutschen herausfällt. Und in der Tat nehmen sich dieser Mathias Gelderer und Georg Wallbaumer den deutschen Männern aus Ost und West, aus Nord und Süd ganz gleich gearket aus. Und doch bedauert man, daß Auslanddeutschenschicksal, das ja auch unserer „Heimat" den bezeichnenden Stempel aufdrückt, darin nicht zum Ausdruck kommt. Denn ganz hat der Verlag auf diese Note nicht verzichtet: in einer Grenzlandnovelle aus Oberschlesien und in einer aus dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika, da tritt sie ausschlaggebend hervor. Und das mit Recht! Es kann die Gesamtheit des Begriffes der deutschen Heimat heute nur dadurch umfaßt werden, daß man auch ihre Gefährdung zeigt. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Aufnahme „Romfahrt" von Ulitz sogar ein ausgesprochener Mißgriff.

Abgesehen von diesen Einwänden aber kann das bei großem Umfang und schöner Ausstattung erstaunlich billige Buch besonders auch als Auswahl moderner deutscher Erzählkunst nur empfohlen werden. Bernhard Capesius

Richard Strauß. Von Professor Fritz Gysi. Akademische Verlagsgesellschaft „Athenaion". — Die neueste Biographie des Meisters entspricht in ihrem Festgewand, mit ihrem prunkvollen Bilderschmuck den Ehrungen, die der gefeierteste Musiker Deutschlands in der ganzen Welt gefunden hat.

Die Abbildungen des Dresdner wie des Wiener Operngebäudes, des Gürzenichs in Köln stehen gleichsam Parade, als Stätten, an denen Richard Strauß tätig war; ebenso ein gutes Dutzend Photographien von Sängern und Sängerinnen, die den Blick vom Wesentlichen aufs Äußerliche lenken, so daß man beim erstmaligen Durchblättern den Eindruck gewinnt, als habe der Verfasser in einer verliebten Betrachtung seines Gegenstandes jeden Halt verloren. Weit gefehlt! Es tritt uns im Werke ein Kritiker entgegen, der mit Grausamkeit alles Schwache und Kranke, wo er es nur finden kann, hervorzerrt. Bei jedem Guten ebensoviel Schlechtes und über Allem eine erhabene akademische Objektivität. Man erwartet ja nicht Luftsprünge der Begeisterung, wo aber Liebe und Bewunderung fehlen, da hört auch das Gebiet eines Biographen auf. Trotzdem das Buch als eine Ehrung des Meisters aufgefaßt werden sollte, legt man es mit dem Gefühl beiseite, daß Richard Strauß Unrecht getan worden ist.

Walter Schlandt

Eugen Diesel: Deutschland arbeitet. 1934, Eckardt Verlag, Berlin-Leipzig. Eugen Diesel, von dem wir schon einmal hier ein größeres Werk besprochen haben (Das Land der Deutschen, Aprilheft 1933) hat uns ein neues Bildbuch beschert. Ein Buch der Gegenwart, dessen Bildbericht bloß einige Jahre umfaßt. Welch ein Wandel aber vollzieht sich während dieser Jahre 1931–34 in Deutschland! Stilllegung großer Fabriksanlagen, Arbeitslosigkeit, Unruhen, Hunger und Elend zu Beginn dieses Zeitabschnittes – Arbeitslager, Straßenbau, Flußregulierungen, Winterhilfswerk, Aufbau der nationalen Volkswirtschaft heute. Ein Buch wie geschaffen dazu, uns Auslanddeutschen – aber auch allen Ausländern überhaupt! – in wenigen Minuten einen tiefen Blick in die Gegenwart des neuen Deutschland werfen zu lassen.

Otto Folberth

Ein großer Roman von Emil Strauß. Drei Bücher legt Emil Strauß heuer vor. Zwei sind Neuauflagen – „Der Engelwirt", Roman, und die Novellen „Hans und Grete", beide bei Albert Langen-Georg Müller, Müchen – doch äußerst erwünschte. In dem ersten Buch genießen wir wieder die zupackende unsentimentale und feste Gestaltungsweise des Dichters und beim zweiten Bande, der das alte Thema der Liebe abwandelt, stehen wir ehrfürchtig vor einem solchen Novellenwunder wie „Der Laufen". Diese Novelle, einfach, schicksalhaft unbedingt, klar in der Zeichnung eindeutiger Charaktere, mit einer unerhörten Konsequenz der Handlung und des Einbaus in die Landschaft, soll nicht vergessen werden, wenn von den bedeutendsten deutschen Novellen die Rede ist. Dankbar lesen wir auch die drei anderen Novellen des Bandes, vor allem „Vorspiel".

Dann aber greifen wir zu dem neuen Roman, einem Riesenwerk, das fast 1000 Seiten umfaßt, zum „Riesenspielzeug" (Langen-Müller, München) mit der leisen Scheu, die so dicke Bücher einflößen, mit der leichten Unlust vor endlosen Lesestunden, aber nach einigen Dutzend Seiten schon wird es hell um uns. Dieser breite Entwicklungsroman ist ein bleibendes, reiches Geschenk, das wir neben den „Grünen Heinrich" stellen dürfen. Das Leben der deutschen Vorkriegszeit ist hier eingefangen in einem Spiegel, der erst in Berlin aufleuchtet, sich dann aber auf ein Gut im oberen Rheintal verengt, wo eine Gruppe von Lebensreformern, der bürgerlichen Welt überdrüssig, ein neues schaffendes Leben zu führen versucht. Allerlei Äußerlichreformistisches, wie Vegetarismus und Antialkoholismus, tritt an die drei Freunde heran, die im Mittelpunkt stehen und doch den tieferen Drang ihrer Lebensbeseelung

und der Sinnhaftmachung ihres Arbeitens nicht vergessen. Ihre Mitarbeiter, besonders auch der Schloßgutbesitzer, sind dieser Tiefe nicht gewachsen, sie geistern an der Oberfläche herum, fallen und erliegen ihrer selbstgewählten Aufgabe, eine neue „höhere" Lebensform zu finden. Der Held des Romans, der junge Dr. Haugh, der der Großstadt entflieht, wo ihn die Zeitungswelt, die Vornehmheit der obersten Gesellschaftsschicht, in der ihm ein Mädchen hold ist, und der Beruf des Pädagogen lockt, kommt auf das Gut, stellt sich ihm zur Verfügung, in kameradschaftlicher harter Arbeitsverbundenheit mit den beiden anderen Freunden und wird nun durch verschiedene Erlebnisse, durch eine ungesuchte Liebesstunde mit einer mannstollen hübschen Pflanzenesserin in den Wirbel von Irrung und Gefahr gestürzt. Ein Duell, das dies Erlebnis beschließt, führt zum Verlust des vornehmen Mädchens, das den Geliebten zu verstehen unfähig ist, es führt aber allmählich zur Erkenntnis, daß das dritte Mädchen um Haugh, eine Bauerntochter, seine seelische Ergänzung ist. Wie die beiden sich nun finden, wie durch all dies Geschehen groß der Ernst der Landarbeit immer mehr in den Vordergrund tritt und alles reformerisch-leere Getue wegwischt, wie schließlich das Gut mit seiner spaßigen Gemeinschaftsarbeit zerfällt und Haugh daraus ein Gut nach altem Muster zu machen unternimmt, das ist so einfach, aber zugleich so schön, in allen Einzelheiten wahr, in allen Personen plastisch gestaltet, daß man diesen Roman wirklich groß nennen darf. Es ist das gewaltigste Werk, das der beinahe siebzig Jahre alte Strauß schuf. Und es wird bleiben. Wie ist hier die Natur des Schwarzwaldes an der schweizer Grenze lebendig, wie lebt jede einzelne Person, die kleinste Nebenfigur, das Land, der Stall, die Kuh, die Dörfer, wie lebendig und anregend, wie ernst und bedeutsam sind die zahllosen Gespräche, wieviel Humor ist zugleich in diesem Buche, wie viel reife Weisheit, wieviel Deutsches! Es wäre nicht zu verwundern, wenn ernste junge Menschen nach dem Lesen dieses Buches den Acker suchten und der Stadt den Rücken kehrten.

Der Berichterstatter steht da und ist überglücklich, das so seltene Ereignis zu verkünden, daß nicht bloß ein gutes, sauberes, anregendes Buch hier vorliegt, sondern eben eines, das großes Format, das Bestand hat, das Tore öffnet und bis in die Falten hinein gedichtet ist, was viel heißt bei einem Buch, das zahllose Probleme behandelt und bespricht, ein Buch, das bleibend in die Zukunft hineinragt wie die wenigen großen europäischen Romane, die wir leicht herzählen könnten.

Heinrich Zillich

Erwin Reisner. Die Kirche des Kreuzes und das deutsche Schicksal. Christian Kaiser-Verlag, München. Reisners letztes Buch hat in unsern Tagen eine Aufgabe zu erfüllen. Im Angesichte des Gekreuzigten auf Golgatha wird uns die ganze Fragwürdigkeit der Menschenwelt offenbar. Auch die Fragwürdigkeit der Kirchen als menschliche Anstalten. Schon der Zerfall der christlichen Urkirche in vier Konfessionen ist ein Zeichen des Abfalls. Ein weiteres Zeichen, daß diese Kirchen, wie die Kriegsknechte, die um Christi Kleider würfeln, während er für sie nackt am Kreuze stirbt, sich mit Berufung auf die Richtigkeit ihrer Bekenntnisse bekämpfen, statt auf ihn zu sehen. Solcher Kampf hat sie auch mit Schwäche geschlagen in einer Zeit, da unheimliche Dämonien erstehen. Die in Formen erstarrte, östliche Kirche ebenso, wie die mit Weltverbesserungsplänen betriebsam umgehende westliche Kirche Calvins. Die katholische Kirche, die Kirche des Petrus, die auf das Schauen eingestellt ist und mit der Macht der Welt einen Pakt geschlossen hat ebenso, wie die

Kirche des Paulus, die Kirche Luthers und des Nichtschauens, die der Geschichte verfallen ist. Es ist wahr, daß die katholische Kirche undenkbar ist ohne die evangelische und daß die evangelische, die protestantische, undenkbar ist ohne die katholische. Es ist wahr, daß diese große Aussprache, wie alle letztgültigen Aussprachen des Geistes, in Deutschland ausgetragen werden wird. Aber spürt man nicht innerhalb der Kirchen selbst eine wirkende Reformation, die nicht von außen in sie hineingetragen werden kann? Wir haben die großen reformatorischen Volksbewegungen innerhalb der östlichen Kirche, wir haben die Stoßkraft der Bekenntnischristen innerhalb der calvinistischen und anglikanischen Kirchen, die Rückkehr zu Luther in unserm Protestantismus, die Suche nach der Unio mystica im Katholizismus, die doch alle zu Christus drängen. Ist es nicht so, daß innerhalb einer feindlichen Welt die Konfessionen aus starrer Bekämpfung wieder um brüderliches Verständnis für einander sich bemühen? Gerade die protestantische Kirche, gegen die, wie gegen Luther Reisner ungerechte Vorwürfe vorbringt, da er die liberale Entwicklung der Theologie mit ihren auflösenden Erscheinungen als eine natürliche Folge dieser Bewegung ansieht, während sie doch eine Verfallserscheinung war, die innerhalb der Konfessionen wütete, ist sich ihrer großen Fragwürdigkeit bewußt. Gerade Luther ging, unbeirrt durch alle Macht der Welt, durch die letzte Verzweifelung den Weg zum christlichen Glauben. Wenn sich heute alle christlichen Konfessionen mit Aufmerksamkeit dem Apostel Johannes, dem Apostel, der unter dem Kreuz stand, zuwenden, so hat das wohl seinen tiefen Sinn. Aber die Gründung einer johanneischen Kirche wird doch nicht nötig sein, denn das, was Reisner sucht, haben wir schon in der comunio sanctorum, in der Gemeinschaft der Heiligen, die sich aus den Gliedern aller Konfessionen bildet.

In der großen Aussprache, die sich innerhalb der christlichen Kirche vorbereitet, hat Reisner gewiß ein Wort zu sagen. Aber ich denke, daß es nicht das letzte Wort sein wird. Ernst Jekelius

Hans Friedrich Blunck. Die große Fahrt. Ein Roman von Seefahrern, Entdeckern, Bauern und Gottesmännern. Verlag Albert Langen-Georg Müller, München, 1935. Wir wissen längst, daß Jahrhunderte lang vor Kolumbus Nordamerika von Wikingern regelmäßig befahren wurde, die dort auch Siedlungen anlegten. Kirchlich gehörte das Gebiet zu Bremen. Irische Mönche wurden später einmal hinverschlagen, als die norwegisch-isländischen Verbindungen aus unbekannten Gründen schon abgebrochen waren. Daß aber zwei Jahrzehnte vor Kolumbus ein Deutscher aus Hildesheim, Diderik Pinink, einer der gewaltigsten Seefahrer jener Zeit, erst Freibeuter, dann Bundesgenosse und Admiral des dänischen Königs, schließlich Statthalter von Island, Grönland und des hohen Nordens, bewußt Nordamerika suchte, fand, zurückkehrte und Bauern sammelte, um dort ein Reich zu gründen, das wurde erst vor einiger Zeit bekannt. Blunck läßt seinen Roman um dieses Ereignis spielen. Pining ist der ewige Deutsche der Ferne, doch mit unerhört klaren Augen für die Wirklichkeit, der Kolonist, den eine tiefe Sehnsucht drängt zur Reinheit und der darum im neuen Lande, das er Winland nennt, seinem gelehrten Sohn ein Reich der Gerechtigkeit schaffen will, das seine eigenen Taten als eines der größten Gliedeer sühnen soll. Der Sohn aber ist ein Gottesmann, später als Bürgermeister von Hildesheim Vorkämpfer Luthers; er folgt dem Vater, aber er sieht die Notwendigkeiten politischer Härte nicht ein, mildert des Vaters Sinn, als dieser seinen

starken isländischen Nebenbuhler bei der Mutter des Jungen, bei der prachtvollen Deike Witten, beseitigen will; er führt damit des Vaters Tod knapp vor der zweiten Ausfahrt herbei. Der Deutsche verhindert des Deutschen Herrschaft. Der Nebenbuhler Grettir ist der Führer und das Urbild des Bauern, der die Küsten wohl heldenhaft bewacht, aber die Fahrt nicht billigt, der das eigene Land bestellt, schwer, verhalten, heimbewußt, aber gefährlich und listig ist, wenn er haßt. Deike, die dem Stathalter Kinder gebar, die ihn liebt, leidet unter Pinings nie endender Fernsehnsucht. Das Mütterlich-Heimgebundene, die Liebe zum Herd bewegt sie, Pining zu verlassen, als dieser jahrelang außer Land ist, nach Amerika fährt und mit den Engländern Krieg führt; sie wird Grettirs, Pinings Bauerngegners Weib. Der Gegensatz zwischen Pining und Grettir ist unheilbar geworden. Das Weib wird vom größeren Mann wieder zurückgeholt. Sie fügt sich, ihn immer noch liebend, denn nun ruft es sie auch zu ihrem Sohn, der an des Vaters Seite steht: Die Tragik ist damit unabwendbar geworden. Es ist durch das Menschliche hindurch: eine deutsche Tragik! Um dieses hier roh gezeichnete Geschehen, das Urmännliches, Urweibliches, Urdeutsches, Urnordisches zu kraftvoller Gestaltung bringt, lebt die Welt der Vorreformation, Bauern- und Kirchennot, Unrast der Meere, Blutdunst der Seekriege, Härte und Sehnsucht, die streitenden Mächte, die Hansa, Dänemark, England, im Hintergrund Portugal; lebt Thule in seiner wilden Zerrissenheit; lebt das grenzenlose Deutschland. Und leben die Menschen, Pothorst, der Freibeuter und gleich Pining und unter dessen Befehl Admiral des Nordens, lebt der angstvollväterliche Abt Sjera Jonsson, und viele andere, Männer, Knaben, Gelehrte, Könige, Frauen und Mädchen, geraubte und geliebte, herrschende und verworfene. Das Buch ist nicht umfangreich, nicht dicker als ein anderer Roman und dies sei als ein hohes Lob ausgesprochen. Eine große Meisterschaft hat hier auf so knappem Raum in einer männlichen, starken, naturhaften und naturliebenden Sprache einen ungeheueren Raum menschlichen und geschichtlichen Geschehens umgriffen und wirklich gestaltet. Nichts Unnötiges in diesem Buch! Wenn sich kleinere Geister in den Fernen des Themas, in maßlosen Ausmalungen verloren hätten, Blunck spricht nur das Erforderliche, dieses aber plastisch und einfach. Darum ist der Roman im höchsten und reinsten Sinne eine Dichtung.

Heinrich Zillich

Das Gedicht. Blätter für die Dichtung. Druck der Dürer-Presse, Hamburg. Diese in losen Blättern erscheinende Zeitschrift will nichts weiter als gute Gedichte der Vergangenheit und Gegenwart, besonders aber der jungen Dichtung veröffentlichen. Zweimal monatlich erscheinen diese Blätter, die kein Verlagsunternehmen sind, die von einem Kreis von Förderern getragen werden und monatlich bloß 40 Pfennig kosten. (Postscheckkonto Hamburg Nr. 75763 Dr. Heinr. Ellermann.) Das mir vorliegende erste Heft enthält Gedichte von Binding, Barthel, von der Vring, Trakl, Mörike, Carossa, Gottfried Fischer-Gravelius und Friedrich Schult. Die Zeitschrift sei allen Freunden der Literatur anempfohlen. Heinrich Zillich

Hans Carossa. Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. Inselverlag, Leipzig, 1934. Die beiden Jugendromane Carossas, die in diesen Blättern ausführlich in ihrer Unvergleichlichkeit gewürdigt wurden, sind vom Verlage nun mit Recht in einen Band zusammengezogen worden. Beide Teile gewinnen dadurch. In dieser Gestalt sei das Werk nochmals allen Lesern nachdrücklich ans Herz gelegt.

Heinrich Zillich

Olaf Gulbranſſon. Es war einmal. R. Piper & Co. Verlag, München, 1934. O dies Buch iſt prachtvoll! Immer und immer wieder nimmt man es zur Hand. Der große Zeichner Olaf Gulbranſſon zeichnet ſein Leben, eigentlich ſeine Jugend bis zu dem Tag, wo er ſeinen Wohnſitz nach München verlegt, an die Stätte ſeines Weltruhmes. Das Buch iſt Seite für Seite ein Fakſimile. Sowohl die Schrift des einfachen, lapidaren und reizvollen Textes, wie ſelbſtverſtändlich die rund 200 Federzeichnungen ſind dem Original gleich. Auf großen ſchönen Blättern iſt da ein Kunterbunt von Jugenderinnerungen beiſammen, eigenartig erzählt und geſehen, und daraus ſteigt, ehe man ſich's verſieht, nicht nur die ſcharf umriſſene Perſönlichkeit des großen Künſtlers, nicht bloß der Humor ſeiner Betrachtung, nicht bloß der unfehlbar ſcharfe Blick ſeines Auges und die unvergleichliche Zeichnung, ſondern auch Geruch, Weſensart und Menſchenſchlag ſeiner norwegiſchen Heimat. Den nordiſchen Bauern in ſeinen primitiven Zügen, ſeiner kraftvollen Stärke, ſeltſamen Einſtellung zum Totſchlag, ſeiner Saufluſt ſtellt das Buch atmend nahe vor uns, aber noch mehr: menſchliche Tragik, viele Schickſale laufen da vorbei, gezeichnet und geſchildert auf zwei Seiten, in Wort und Linie immer ſparſam — unübertrefflich! Nur einen Wunſch möchten wir äußern: Gulbranſſon ſchenke uns in gleichen Büchern das Bild ſeiner Erlebniſſe in München! Heinrich Zillich

Robert Hohlbaum. Stein. Der Roman eines Führers. Verlag Albert Langen-Georg Müller, München, 1934. Der Reichsfreiherr vom Stein, den Hohlbaum uns hier zeichnet, iſt überzeugend. Und damit iſt ein großes Lob dem Buche gegeben, das kräftig, mitreißend und ſpannend iſt, die Zeit der deutſchen Befreiung vor mehr als hundert Jahren deutlich vor uns hintreten läßt und, durch die Erfahrungen unſerer Zeit bereichert, zu deuten vermag, was Deutſche immer wieder in Schuld und Schwäche, aber auch zur Größe führt. Das Buch hat neben ſeinem künſtleriſchen Wert heute auch eine aufrufende und ſammelnde Bedeutung für Deutſchland. Heinrich Zillich

Joſef Mühlberger. Die Knaben und der Fluß. Eine Erzählung. Inſelverlag, Leipzig, 1934. — Der leider viel zu früh verewigte Gerhard von Mutius wies in einem längeren Aufſatz im Septemberheft dieſer Zeitſchrift auf den ſudetendeutſchen Dichter Joſef Mühlberger hin und deſſen Wallenſtein-Drama. Mühlberger iſt unſeren Leſern auch bekannt durch eine Erzählung, die hier erſchienen iſt. Der vorliegende Band enthält eine ſehr ſchöne und tiefe Erzählung. Die Freundſchaft von zwei mähriſchen Bauernknaben, die ſchließlich an der Liebe zum gleichen Mädchen zerbricht, iſt mit außergewöhnlichem Verſtändnis für die unerwachte Welt der Kindheit, für die langſam ſich entfaltenden Triebe und die Ausmaße der erſten Leidenſchaften geſtaltet, ohne aber jemals in eine pſychologiſche Einzelſchilderung zu entgleiten. Im großen Einklang mit der Natur, nicht bloß der Landſchaft, ſondern auch der des Menſchenherzens fließt Darſtellung und Inhalt der Erzählung dahin, eine Dichtung, die man nicht leicht vergeſſen wird. Heinrich Zillich

Hans Heinrich Ehrler. Die drei Begegnungen des Baumeiſters Wilhelm. Roman. (A. Langen-Georg Müller, München.) Ein ſchönes und ſtilles Buch. Es erzählt das Schickſal eines jungen Künſtlers vor, in und nach dem Kriege, das an geheimnisvollen Begegnungen mit dem „Unausſprechlichen" überreich iſt. Den eigentlichen Wert machen Gedanken und Geſinnungen aus. Denn das Geſchehen wird immer erſt durch den Filter des Seeliſchen gepreßt. Auch die Menſchen leben nicht

aus sich selbst, sondern nur aus den gedanklichen Konzeptionen des Dichters, mit dem die Hauptgestalt ohne weiters identifiziert werden kann. So wie er empfindet, fühlen mit geringen Abwandlungen auch alle andern von ihm dargestellten Menschen. Vom Dichter aber gilt auch hier, was H. Pongs über ein anderes seiner Bücher schrieb: Es ist ... eine in der Frömmigkeit der katholischen Kirche und in der Kulturgesinnung des deutschen Idealismus gesicherte edelbürgerliche Haltung. Manchmal spürt man deutlich Selbsterlebtes durch, aber gerade dann wird einem auch die eigentümlich verschleierte Darstellung des Wirklichen bewußt. Die Sprache, die sich dem Gehalt und der Stimmung schön anfügt, trägt zu gekünstelte Züge. Das liebende Mädchen sagt: „Wilhelm, Wünsche sind in mir, die möchten einmal Ihre Kirche Sankt Michael sehen." Der Dichter selbst schreibt: „die Augen schimmernd, saß die gesprochen Habende da." Wer es glaubt und wünscht, daß „der Adel der Frauen", dem das Buch gewidmet ist, über jedes Verlangen des Blutes und der Sinne den Sieg davon trage, greife zu diesem Buch. Bernhard Capesius

Walter von Molo. Der Große Fritz im Krieg. Novelle, Verlag von Ph. Reclam jun., Leipzig, 1934. — Molos Roman „Fridricus" ist bekannt. Die hier erschienene Novelle ist der erste Kern des Romans, sie enthält in bedeutend verringertem Umfang schon die Vorzüge des größeren Werkes, Knappheit, Anschaulichkeit, schärfste Zeichnung, wenngleich der Roman viel reifer, voller und bedeutender ist.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Unser Heft, an dessen Spitze eine Adventsgeschichte steht, tritt mit dem Aufsatze von Pfarrer Andreas Scheiner über unsere Landeskirche wieder in den Mittelpunkt unserer Volksprobleme. Auch der Aufsatz von Arnold Roth über Theaterkrise und Laienspiel sei weiten Kreisen zur Beachtung empfohlen. Das Heft ist aber zugleich ein Gedenkheft für unseren verewigten Mitarbeiter Gerhard von Mutius, auf dessen „Gedanken" besonders hingewiesen sei.

Von unsern Mitarbeitern hat in letzter Zeit Otto Folberth wiederum an mehreren Reichssendern mitgewirkt. Zum Teil sprach er dabei selbst, zum Teil wurden seine Arbeiten, da er nur kurze Zeit in Deutschland weilte, von Funksprechern vorgetragen. Auf diese Weise brachten zu Gehör: der Reichssender Leipzig die Erzählung „Der Meierhof von Urlow", Köln die Erzählung „Der Tod des Batterieführers", Stuttgart eine „Vision der siebenbürgischen Landschaft" und München eine „Siebenbürgische Bücherstunde". Schließlich erhielt Otto Folberth den Auftrag, für den Deutschlandsender eine „Stunde der Nation" über St. L. Roth zusammenzustellen.

Mit diesem Hefte schließt der 11. Jahrgang und unsere Zeitschrift tritt im Januar 1935 in das zwölfte Jahr ihres Bestehens. Wer sein Abonnement nicht kündigt, wird als Bezieher des neuen Jahrgangs fortgeführt. Zum Binden des 11. Jahrgangs können Einbanddecken gegen Voreinsendung von 60 Lei von Dr. H. Zillich bezogen werden.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Ion-Nasiu-Straße 6
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G. in Sighişoara-Schäßburg

UTT Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b 38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)